

Friedrich der Große.

Geschildert

als Mensch, Regent und Feldherr.

Eine

Geschichte des Preußischen Staates

während der Dauer

seiner

Regierung.

Von

Dr. Fr. Förster.

Mit 16 Abbildungen.

Berlin, 1850.

Verlag von Gustav Hempel.

Abbildungen

zu

Friedrich der Große von Fr. Förster.

(Preußens Helden. II. Band.)

(Die durch Klammern eingeschlossenen Ziffern bezeichnen die Lieferung, mit welcher jede einzelne Abbildung ausgegeben wurde.)

Der erste Band der unter dem Gesammt-Titel:

Preußens Helden im Krieg und Frieden

erscheinenden

Geschichte Preußens seit dem großen Kurfürsten

enthält den Zeitabschnitt vom großen Kurfürsten bis auf Friedrich den Großen, und ist mit 19 Abbildungen geziert.

Der **dritte Band** beginnt mit dem Tode Friedrich des Großen und geht bis zur neuesten Zeit.

Beide Bände können ebenso wie die Geschichte Friedrichs des Großen in einzelnen Lieferungen à 5 Sgr. bezogen werden.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Friedrich II.

I. Friedrich's des Großen Geburt; Kindheit; erste Erziehung; Instruktion für die Gouverneurs; muß genaue Rechnung halten; viel, sehr viel beten; ist ungewöhnlich begabt; bekömmt viel Stockschläge; seine erste Liebschaft; das verführerische Dresden; Zerwürfniß mit dem Vater; Fluchtpläne.

Und wiederum verkündete Glockengeläut von den Thürmen und Kanonendonner im Lustgarten zu Berlin das Glück des Königlichen Hauses. Es war an einem heiteren Winter-Sonntagsmittag am 24. Januar 1712, aus allen Häusern strömten die Neugierigen herbei, aus allen Fenstern guckten sie, auch in den entferntesten Stadttheilen, so weit der Ruf aus ehernem Munde die frohe Kunde trug, lauschten alle und zählten aufmerksam mit klopfendem Herzen die Kanonenschüsse; bis „einundzwanzig" — eine Prinzessin — da donnert es: „zweiundzwanzig!" und so fort bis einhundert eins; dem Könige Friedrich I. war ein Enkel, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm ein Sohn geboren, die Erbfolge im Königshause der Hohenzollern in einem zweiten und dritten aufblühenden Geschlechte gesichert. Die Freude war groß über die Geburt eines dritten Knaben, denn zwei hoffnungsvolle, liebliche Brüder waren, noch bevor sie das zweite Jahr zurückgelegt, den liebenden Eltern durch den Tod entrissen worden. Die erste Lebensgefahr, in die der neugeborne Prinz gerieth, war, daß der Vater ihn beinah vor Zärtlichkeit erdrückt und an dem Kaminfeuer erstickt hätte, so daß die Kammerfrauen sich beeilten, das zarte Kind aus den Händen des rauhen Soldaten zurückzunehmen. Neue Gefahr drohte ihm sogleich in der nächsten Stunde; der

Großvater fand sich mit großem Gefolge in dem Wochenzimmer ein, ließ sich den Neugebornen bringen, legte beide Hände segnend auf sein zartes Haupt und vertiefte sich so sehr in ein langes Gebet, daß dem armen Kinde darüber beinah der Athem ausgegangen wäre. Bald aber sollte die Stirn des zukünftigen Heldenfürsten eine noch härtere Prüfung bestehen. Obwohl man die Vermuthung geäußert hatte, daß die beiden früher verstorbenen Prinzen durch den Reifen der Krone, welche bei der Taufe ihnen zu Häupten auf das Kissen gelegt wurde, beschädigt worden seien, erließ der strengceremonielle Friedrich I. dem dritten Enkel diesen glänzenden Schmuck nicht bei der Taufe, allein Friedrich Carl, dies waren seine Taufnamen, zeigte schon damals, daß sein Kopf fähig sei, eine Krone zu tragen, ohne unter der goldenen Last zu erliegen. Die feierliche Taufhandlung fand am 31. Januar Nachmittags 4 Uhr in der Kapelle des Königlichen Schlosses bei Kerzenbeleuchtung statt. Der König hatte sein Krönungskleid angelegt und begab sich unter einem, von vier Hofmarschällen getragenen, Baldachin mit großem Gefolge zur Kapelle, wohin die Markgräfin Albrecht von Brandenburg, ebenfalls unter einem Baldachin und mit großem Gefolge den Neugebornen trug. Die Wahl der Pathen wurde dazumal nicht in dem Zimmer der Wöchnerin mit Berücksichtigung guter Gevatterschaft bestimmt, dergleichen gehörte mit zu den Haupt- und Staats-Actionen, die in dem geheimen Conseil berathen wurden, um das Gleichgewicht Europa's nicht zu stören. Hatte man auf der einen Seite der absoluten Monarchie und Despotie die nicht zu versagende Huldigung dadurch erwiesen, daß man Kaiser und König Karl VI. und dem Zar Peter I. von Rußland Pathenbriefe geschickt, so erwies man doch auch der constitutionellen Verfassung und der Republik gebührende Achtung dadurch, daß man die Generalstaaten von Holland und den Canton Bern als Taufzeugen einlud. Außerdem beschränkte man sich auf die nahverwandten Häuser Hannover, Braunschweig und Mecklenburg. Während die anderen Pathen eine solche Einladung als ein gewöhnliches Compliment aufnahmen, hielten die Generalstaaten es für angemessen, sich dem Andenken des dereinstigen Thronerben Preußens, welcher den Titel eines Prinzen von Oranien führte, für die Zukunft zu empfehlen. Sie zeigten sich als die „hochmögenden Herren" und begleiteten ihr Danksagungsschreiben für die ihnen erwiesene Ehre mit zwei goldenen Bechern und einer goldenen Cassette, in welcher ein, für

den Prinzen von Oranien ausgestellter Leibrentenbrief auf 4000 Gulden lag. —

Bis zum vollendeten sechsten Jahre war der Prinz der Aufsicht der Frau von Kemeke und der verwittweten Oberst Marthe de Roccoulles, einer ausgewanderten Französin anvertraut, welche schon über Friedrich Wilhelm die Aufsicht als Gouvernante geführt hatte. In der Kinderstube und bei der Mutter wurde nur französisch gesprochen. In der Auswahl der Erzieher und des Gouverneurs war der Vater besonders vorsichtig und glücklich gewesen. In den Laufgräben vor Stralsund hatte er einen der französischen Auswanderer, Dühan de Jandün, kennen gelernt, welcher sich dort als Freiwilliger mit seinem Zöglinge, einem jungen Grafen Dohna eingefunden hatte; ihm vertraute er als „Präceptor" den Unterricht des Kronprinzen nach zurückgelegtem sechsten Jahre an. Dühan wurde seinem Zögling ein väterlicher Freund und Friedrich erkennt es dankbar an, daß dieser es war, der ihm angeleitet, „den engen Kreis von Vorstellungen und Bestrebungen, die ihn eingeschlossen hielten, zu durchbrechen und der ihn der Unwissenheit entriß, in welcher seine blöde Unschuld schlief." Dühan blieb mit dem Prinzen, auch nachdem er seinem Unterrichte längst entwachsen war, im engsten und vertraulichsten Verkehr und das Band, welches Lehrer und Schüler eng aneinander knüpfte, war die französische Literatur, besonders die der Dichter, welche damals ihr goldenes Zeitalter erlebten. Dies war aber nicht der Weg, auf welchem der Vater den Sohn geführt wissen wollte, der ein tüchtiger Soldat und guter Hauswirth werden sollte. Die Oberaufsicht der Erziehung wurde vom siebenten Jahre an dem Generallieutenant Grafen Finkenstein als Oberhofmeister, und dem Obersten v. Kalkstein als Untergouverneur übertragen. Beiden Erziehern ertheilte der König unter dem 13. August 1718 eine Instruction, die in den mehresten Punkten mit derjenigen gleichlautet, welche einst seinen Erziehern ertheilt worden war. In Beziehung auf den Religionsunterricht verlangt der König, „daß seinem Sohne eine rechte Furcht und Liebe vor Gott beigebracht, hingegen alle schädlichen Irrungen und Secten als ein Gift, welches so zarte Gemüther leicht bethören könne, auf's äußerste gemieden und in seiner Gegenwart gar nicht davon gesprochen werden solle, wie denn imgleichen ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug zu den Irrthümern gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen

1*

Abscheu zu machen und deren Ungrund und Abgeschmacktheit vor Augen zu legen sei." In einem auffallenden Widerspruche mit Dem, was uns von Friedrich Wilhelms I. Handlungsweise bekannt geworden, steht es, daß er den Erziehern einschärft: dem Kronprinzen eine rechte Furcht und Verehrung vor Gott beizubringen, da dieses das einzige Mittel sei, die von menschlichen Strafen und Gesetzen befreite souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten. Von den Opern und Comödien sollen sie den Prinzen abhalten und ihm so viel als möglich einen Ekel davor erwecken. „Sie sollen ferner dem Prinzen bei Zeiten Respect und wahre Unterwürfigkeit, welche jedoch nicht sclavisch und knechtisch sein darf, gegen Vater und Mutter einprägen. Gleich wie aber allzugroße Furcht nichts anders als knechtische Liebe und sclavische Effecten hervorbringen kann, so soll sowohl der Oberhofmeister als der Untergouverneur ihr Möglichstes anwenden, meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommenes Vertrauen in mich setzen müsse. Sollte aber mein Sohn unartig und diesem nicht gemäs sich aufführen, so sollen beide sie ihm bedeuten, es der Königin zu hinterbringen, und müssen sie ihm mit meiner Frau allezeit schrecken, mit mir aber niemalen." — Vor allem Stolz und Hochmuth, „welche sich ohnedem nur allzuleicht einschleichen" sollen ihn die Erzieher zu bewahren suchen, ihn zur Sparsamkeit und Demuth anhalten und dahin sehen, daß er ein guter Wirth werde. „Da auch dem Fürsten nichts schädlicher als Schmeichelei, so habt ihr Allen, die zu meinem Sohne kommen, bei meiner größten Ungnade zu verbieten ihm zu schmeicheln." — „Was die lateinische Sprache betrifft, so soll mein Sohn solche nicht lernen und ich will auch nicht, daß mir einer davon sprechen soll." Der Unterricht wurde auf die deutsche und französische Sprache, Religion, neuere, besonders preußische Geschichte, Rechenkunst, Mathematik, Artillerie und Oekonomie beschränkt. Durch Reit- und Fechtübungen sollte für die Gesundheit des Prinzen gesorgt werden, „und soll er bei Leib und Leben nicht verzärtelt oder zu weichlich gewöhnt werden." Der König goß die Kaffeekanne, die er in des Kronprinzen Zimmer fand, zum Fenster aus und befahl für ihm zum Frühstück Biersuppe zu kochen. Im Jahre 1717 wurde für Friedrich eine Compagnie kronprinzlicher Cadetten von 130 Knaben errichtet, welche er selbst commandiren mußte und einige Jahre später (1721) ein Zim-

mer des Schlosses als kleines Zeughaus mit Waffen aller Art versehen. Der König hatte den Erziehern nachdrücklich eingeschärft, alles anzuwenden, „um dem Kronprinzen die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte." —

Ueber seine Ausgaben, zu deren Bestreitung er jährlich 360 Thlr. (später 600 Thlr.) erhielt, mußte er genaue Rechnung führen, welche sich der König am Schlusse jedes Monats vorlegen ließ. In einer solchen Monatsrechnung kommen folgende Ausgaben vor:

Vor zwei Farbenschachteln	—	Thlr.	16	Gr.
Vor 6 Pfund Puder	—	„	12	„
Vor Stiblettenknöpfe	—	„	2	„
Vor 12 Ellen Zopfband	1	„	6	„
Vor Schnur zur Peitsche	—	„	4	„
Vor die Königl. Knechte zu Bier	—	„	4	„
Vor ein Rothkelchen.	—	„	4	„
Vor die Schuh auf den Leisten zu schlagen	—	„	1	„

Zu dieser Rechnung bemerkte der König: „wenn meine Lakayen, Kutscher und Knechte aufwarten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich ist einerlei; sonst bin ich mit der guten Haushaltung zufrieden." Aus den Zeiten des ersten Unterrichts sind noch Schreibebücher vorhanden, und darin stehen als ein Paar gutgewählte Lebensregeln, die er in seinem siebenten Jahre niederschrieb: „1) Man muß das Herz auf dem rechten Fleck haben; 2) Man muß nichts zu stark lieben."

Der General Finkenstein erstattete monatlich schriftlichen Rapport über die Führung des Kronprinzen. In einem solchen Berichte vom Februar 1719 meldet er: Der Prinz treibe seine Studien fleißig; wenn gutes Wetter sei, gehe er nach dem Marstall und steige zu Pferde, besuche die Cadetten, schieße nach der Scheibe.

Auch zur Jagd ließ ihn der Vater anhalten und im October 1720 meldet er diesem mit kindischer Freude, daß er das erste Rebhuhn im Fluge geschossen habe.

Als Friedrich sein dreizehntes Jahr zurückgelegt hatte, ertheilte der König den Erziehern unter dem 3. September 1725 ein neues Reglement, „wie mein ältester Sohn Friedrich seine Stunden zu Wusterhausen und zu Potsdam halten soll"*). Gebet und Bußübungen, freilich nur sehr mechanische, stehen immer oben an. „Am Sonntage soll mein Sohn des Morgens 7 Uhr aufstehn, sobald er die Pantoffeln anhat, soll er vor dem Bett auf die Knie fallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß alle Anwesenden es hören können." Es folgt nun das ihm vorgeschriebene Gebet. „Sobald dies geschehen, soll er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich proper waschen, schwänzen (den Zopf), pudern und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertel-Stunde fix und fertig sein. Dann sollen alle seine Domestiken und du Han hereinkommen das große Gebet zu halten auf die Knie, darauf du Han ein Capitel aus die Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied aus dem Gesangbuch singen. Alsdann alle Domestiken wieder herausgehen sollen. Duhan soll dann das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliziren, dabei anmerken, was zum wahren Christenthume nöthig ist, auch etwas vom Cathegismo Noltenii repetiren und soll dies geschehen bis 9 Uhr, alsdann mit meinem Sohne zu mir herunter kommen und mit mir zur Kirche gehn und essen." — Abend vor Bett gehn wieder Gebet auf den Knien und Gesang mit allen Domestiken.

„Des Montags um halb sechs Uhr wird er geweckt und sobald solches geschehen ist, sollen sie ihn anhalten, daß er sonder sich zu ruhen, oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht und muß er alsdann niederknien und ein kleines Gebet halten wie des Sonntags früh. Sobald er solches gethan, soll er so geschwinde als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife (Sparsamkeit), ferner soll er den Hausrock anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Indem er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll er zugleich Frühstück nehmen, daß das zugleich eine Arbeit ist und muß dies alles bis halb sieben fertig sein. Alsdann du Han und alle seine Domestiken hereinkommen sollen und wird alsdann das große Gebet gehalten, ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, welches

*) So nach Ranke, Band I. S. 251 Anmerk.

alles bis 7 Uhr dauert. Von 7 bis 9 Uhr soll du Han die Historie mit ihm tractiren; um neun Uhr kommt Noltenius, der soll ihn bis ¾ auf 11 im Christenthum informiren. Um ¾ auf 11 Uhr soll er sich geschwind das Gesicht mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um 11 Uhr zum Könige kommen; da bleibt er bis 2 Uhr, alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Von zwei bis fünf Uhr wieder Unterricht. Um fünf Uhr soll er die Hände waschen, und zum Könige gehn, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist. — So alle Tage. Am Sonnabend Repetition, „um zu sehen ob Fritzchen profitirt hat; dann ist der Nachmittag für ihn, wo nicht, muß er zwei Stunden insitzen und repetiren. „Im Aus- und Anziehen müssen sie ihn gewöhnen, daß er hurtig in und aus die Kleider kommt, was menschenmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehn, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß er proper und reinlich werde und nicht so schmutzig sei." — Friedrich erregte schon seit seinem sechsten Jahre die allgemeinste Bewunderung bei allen Denen, welche selbst Geist genug besaßen, um den Genius in seinem ersten Aufkeimen zu erkennen. Ein, an vielen Höfen umhergewanderter, Herr v. Loen*) schreibt aus Berlin vom Jahre 1718: „Der Kronprinz zeigt bei einem noch zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja, etwas ganz Außerordentliches; er ist ein überaus munterer und lebhafter Prinz und hat eine feine und geistreiche Bildung. Seine Gouvernante redet von ihm nicht anders als mit Entzücken; Se. Königliche Hoheit, sagte sie zu mir, hat den Witz eines Engels; er faßt, er lernt Alles was man ihm vorlegt mit größter Leichtigkeit u. s. w." Ein nicht minder ehrenvolles Zeugniß über ihn ist in einem geheimen Berichte des Grafen Seckendorf an den Prinzen Eugen zur Mittheilung an den Kaiser vom Jahre 1725 enthalten. „Obgleich — heißt es darin — der König den Konprinzen herzlich liebt, so fatiguirt er ihn mit Frühaufstehen und allen Strapatzen den ganzen Tag dergestalt, daß er bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aussieht und dahergeht, als ob er schon viele Campagnen mitgemacht hätte. Die Absicht des Königs geht dahin, daß er nach seiner ihm beiwohnenden Inclination den Soldatenstand allen übrigen Wissenschaften

*) Kleinere Schriften Th. I. S. 27.

vorziehe, die Sparsamkeit und Genauigkeit bei Zeiten kennen lernen und sich in keine Comodité, oder Plaisir, als was er, der König selbst, nur achtet, verlieben solle. Man merkt aber gar augenscheinlich, daß diese Art zu leben wider des Kronprinzen Inclination und folglich just einen contrairen Effect mit der Zeit haben wird, zumal des Kronprinzen Gemüth ohnedem mehr auf Generosität, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, dabei auch uninteressirt, liberal und barmherzig, davon ich schon oft Proben gesehen. — — Außerdem hat dieser junge Herr sehr viele natürliche Inclination zu allerhand Wissenschaften, insonderheit zur Mathematik und Mechanik, zeichnet aus freier Hand recht artig und merkt alles an, worin er hingegen auf expresses Verbot des Vaters keinen Unterricht erhält. So darf er auch mit keinem anderen als Militair und meistentheils Sabaltern-Offizieren umgehn, da sonst seine Inclination mehr dahin geht, mit Personen, die etwas wissen, sich zu unterhalten."

Die Königin Sophie Dorothea, die an dem Hofe ihres Vaters zu Hannover, in dem Geiste ihrer Vorgängerin, Sophie Charlotte, erzogen worden war, begünstigte die, auf eine edlere Bildung gerichteten Neigungen ihres Sohnes gern und nahm ihn, gegen die rauhe Behandlung des Vaters in Schutz. Sie hoffte, daß die körperlichen Züchtigungen aufhören würden, wenn der Kronprinz durch die Confirmation (Einsegnung) für erwachsen erklärt worden sei und suchte dies vor der gewöhnlichen Zeit zu erlangen. Der König zog Erkundigung über den Fleiß des Kronprinzen in den Religionsstunden ein und als die Gouverneurs in ihrem Berichte vom 5. Januar 1727 meldeten, daß Se. Königliche Hoheit der Kronprinz seit 8 Monaten nicht viel von der Information im Christenthume profitirt, befahl er, daß der Hofprediger Noltenius seine Unterrichtsstunden verdoppeln sollte. Erst als dessen Zeugniß günstig lautete, genehmigte der König die Confirmation des Kronprinzen, welcher am 11. April 1727 in der Domkirche zu Berlin eine öffentliche Prüfung bestand und sein Glaubensbekenntniß vor versammelter Gemeinde ablegte. Der König war in dieser Zeit durch Hypochondrie und die eindringlichen Sündenpredigten des Hauptes der hallischen Pietisten, Herrmann Franke, so herabgestimmt, daß er damit umging, die Krone niederzulegen und sich ganz der Frömmigkeit hinzugeben. „Täglich wurde während des Mittagstisches nur von Gott gesprochen, nach Tische predigte der König

seiner Familie, dann stimmte sein Kammerdiener ein Kirchenlied an, alle mußten mitsingen. Die ältere Schwester des Kronprinzen, Wilhelmine, eben so lebhaften Geistes wie dieser, konnte gewöhnlich das Lachen nicht unterdrücken, wenn sie den Bruder mit verbissenen Lippen sitzen sah. Es brach dann über beide ein Unwetter von Flüchen und Verwünschungen los und sie hatten sich Glück zu wünschen, wenn es nicht zugleich auch hagelte und einschlug *)."

Um den König aus der frommen Schwermuth, in welche die Pietisten ihn gedrängt hatten, zu befreien, veranlaßten ihn seine lebensfroheren Umgebungen, Grumbkow, Seckendorf und andere, eine Einladung des Königs August II. von Polen, Kurfürsten von Sachsen, anzunehmen. Der Kronprinz war damals sechzehn Jahr alt und obschon im Januar 1728 zum Oberst-Lieutenant befördert, traf er doch selten mit dem Vater zusammen, ohne von ihm geschimpft, oder geschlagen zu werden, oft wegen der geringfügigsten Dinge **). Auf inständiges Verwenden der Königin gestattete der König dem Kronprinzen, ihn nach Dresden zu begleiten. Hier sollte er das, von dem Baron Pöllnitz so verführerisch geschilderte „galante Sachsen", gewiß nicht zu seinem Heile, kennen lernen. „Sobald der König von Preußen nach Dresden kam — erzählt seine eigene Tochter — ward er von einem Vergnügen zum anderen fortgerissen, daß Schwermuth und Frömmigkeit sich verlohren. Die Freuden der Tafel wurden nicht versäumt, der Ungarwein nicht geschont, die Freundschaft beider Könige war sehr innig. Der General Grumbkow meinte seinen Herrn auf so gutem Wege zu haben, daß er der Verführung nicht entgehen könne; man nahm deshalb Abrede. Eines Abends, nachdem man wacker gezecht hatte, führte der König von Polen meinen Vater in beständigem Gespräche aus einem Zimmer in das andere, mein Bruder folgte. So kam man in ein zauberisch geschmücktes Gemach, dessen Pracht den König in Erstaunen setzte. Da sank plötzlich ein Vorhang nieder und

*) Faßmann I, S. 915.

**) Einmal schlug ihn der König, weil er anstatt der eisernen, zweizinkigen Gabeln, wie er es befohlen, auf der Tafel des Kronprinzen silberne dreizinkige fand. Villars Mem. T. I. p. 296.

***) Memoiren der Markgräfin von Baireut.

eine Nymphe lag nachlässig auf einem Ruhebette, völlig entkleidet. Der König von Polen sowohl als Grumbkow hofften, daß man an diese Angel anbeissen werde, allein sie irrten sich. Der König hielt sogleich dem Kronprinzen den Hut vor das Gesicht und hieß ihn sich entfernen, allein er hatte gerade genug gesehen. — Der König von Polen hatte Ursach, eifersüchtig auf meinen Bruder zu sein und überließ ihm die schöne Formera, die für die Venus des Cabinets galt."

Friedrich Wilhelm hatte an dem Greuel- und Heidenleben, welches er an dem sardanapalisch-katholischen Hofe Augusts II. in Dresden gesehen, keinen Gefallen gefunden. „Es ist gewiß nit christlich Leben hier", schrieb er damals an Seckendorf, „aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Plaisir daran gefunden und noch so rein bin, als ich vom Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende." Der Kronprinz dagegen hatte hier das süße Gift der Liebe in vollen Zügen getrunken, welches die schöne Gräfin Orselska, eine natürliche Tochter Augusts II., ihm gereicht hatte. Dies tröstete ihn über die harten Scheltworte, die er von seinem Vater hören mußte, als er bei dem Schnepper- und Scheibenschießen immer fehl schoß und als Preis einen schwarzen Ziegenbock mit drei Fuchsschwänzen erhielt. Bei der schönen Gräfin hatte er das Ziel nicht verfehlt und nach Verlauf von zehn der trübseligsten Jahre seines Lebens schrieb er an Voltaire: „Eine liebenswürdige Person hauchte mir in meiner zartesten Jugend zwei Leidenschaften auf einmal ein: Liebe und Dichtkunst. Dieses kleine Wunder der Natur, mit allen nur möglichen Reizen begabt, besaß Geschmack und Zartheit und versuchte mir beides mitzutheilen. In der Liebe gelang es mir vortrefflich, in der Dichtkunst schlecht; seit jener Zeit nun war ich öfter verliebt und alle Zeit Dichter."

Um sich den dereinstigen Thronfolger Preußens verbindlich zu machen, brachte August II. die schöne Orselska im nächsten Jahre mit nach Berlin und, wie versichert wird, blieb der vertraute Umgang, in welchem sie mit Friedrich lebte, nicht ohne Folgen für sie. Auch in anderer Beziehung erwies sich der König von Polen gefällig. Die Königin von Preußen hatte ihm geschrieben, daß der Kronprinz und die Prinzessin Wilhelmine Neigung und Talent für die Musik hätten und da es in Berlin an guten Musikern fehle, ersuchte sie ihn, ihr einige Mitglieder seiner Kapelle zu überlassen. August ertheilte so-



Gez. v. L. Loeffler. Lith. Anst. v. H. Delius.

gleich dem berühmten Flötisten Quanz und dem Lautisten Weiß Urlaub, auf längere Zeit nach Berlin zu gehen, um dem Kronprinzen und der Prinzessin Wilhelmine Unterricht zu ertheilen. Dies mußte dem Könige verheimlicht werden, desto heftiger war der Ausbruch seines Zornes, als er einst, von den Tönen der Zauberflöte gelockt, aber nicht so fügsam wie der König der Wüste in der berühmten Oper, in das Zimmer des Kronprinzen eindrang. Zwar hatte sich Quanz so schnell als möglich in den Kamin geflüchtet, Friedrich in Eil den brokatnen Schlafrock mit der Uniform vertauscht, allein der keineswegs ordonnanzmäßige Haarbeutel, den der Kronprinz vergessen hatte, unter den Kragen zu verbergen, wurde zum Verräther; der König sah, daß er gegen sein strenges Verbot, bürgerliche Kleidung trage, französische Comödienbücher lese und Flöte blase, er schalt ihn einen Querpfeifer und Tanzmeister, aus dem im Leben kein rechtschaffner Soldat werde und warf die französischen Bücher in's Feuer.

Auf's heftigste wider den Kronprinzen aufgebracht wurde der König, als er erfuhr, daß seine Gemahlin und der englische Gesandte Lord Hotham mit demselben geheime Verabredungen wegen der Doppelheirath getroffen hatten. Die Ausbrüche seines Zornes kannten keine Grenzen. „Ich bin" schrieb Friedrich, der sein Zimmer nicht zu verlassen wagte, an seine Mutter, „in der entsetzlichsten Verzweiflung, der König hat ganz vergessen, daß ich sein Sohn bin und mich wie den gemeinsten Menschen behandelt. Ich trat diesen Morgen, wie gewöhnlich, in sein Zimmer, er sprang sogleich auf mich los, schlug mich auf die grausamste Weise mit dem Stocke so wüthend, daß er nicht eher aufhörte, als bis sein Arm ermattet war. Ich habe zu viel Ehrgefühl, um solche Behandlung auszuhalten, ich bin auf's Aeußerste gebracht und entschlossen, dem auf die eine, oder die andere Weise ein Ende zu machen." —

Friedrich ließ nichts unversucht, wenn auch nicht die Liebe, doch eine feinem Alter angemessene Behandlung von seinem Vater zu erlangen. Er hatte es mehrere Wochen vermieden, dem König unter die Augen zu treten und entschuldigt sich deshalb bei ihm schriftlich. „Mein lieber Papa" — schreibt er ihm den 11. September 1728. „Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen zu meinem lieben Papa zu kommen, theils, weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang,

als den ordinairen sollte vermuthen sein und aus Furcht, meinen lieben Papa mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrießen, habe ich es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein und kann nach langem Nachdenken versichern, daß mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeiht hat, worin ich mich etwa zu reprochiren haben sollte. Hätte ich aber wider Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allen seinen Thun genugsam habe vernehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben da ich nun das Contrair sehen sollte. Ich fasse denn das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa diesem allen nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigsten und kindlichen Respect bin meines lieben Papa getreuster und gehorsamster Sohn Fridrich."

Der König schenkte so aufrichtig gemeinter Bitte kein Gehör, noch sonstige Beachtung. Zur Antwort schrieb er ihm: „Sein eigensinniger, böser Kopf, der seinen Vater nicht liebt, denn wenn man nur Alles thut, absonderlich seinen Vater liebt, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten (weibischen), verweichlichten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclinationen hat, der nicht reiten noch schießen kann, nicht Taback raucht, dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare sich frisirt wie ein Narr und nicht verschneidet und ich dies alles tausendmal reprimandirt, aber alles umsonst und keine Besserung in nichts nicht. Zum andern ist er hoffährtig, recht bauernstolz, spricht mit keinem Menschen, als mit welche vom Hof, ist nicht populär und leutselig, macht mit dem Gesicht Grimassen, als wenn er ein Narr wäre und thut in Nichts meinen Willen, als mit der Forçe angehalten; nichts aus Liebe und hat zu nichts Lust, als seinem eignen Kopf zu folgen, sonsten alles nichts nütze ist. Dieses ist meine Antwort.

Friedrich Wilhelm.

Noch einen Versuch, des Königs Herz zu erweichen und seine Liebe zu gewinnen, machte Friedrich bei dem Hubertusfeste in Wusterhausen, wo er sich

gegen den sächsischen Gesandten v. Suhm über die Knechtschaft, in der er gehalten werde in vertraulicher Mittheilung beklagte, dann aber, vom Weine erhitzt und ermuthiget, mit dem Ausrufe: „ich liebe ihn dennoch", sich an den Hals des Vaters warf und seine Hände mit Küssen und Thränen benetzte. Alle Anwesenden wurden zu Thränen gerührt und riefen dem Kronprinzen ein lautes Lebehoch! zu, während der Vater sich von ihm loszumachen suchte und für ihn nur das kalte, verlegene Wort fand: „schon gut, schon gut, werde Du nur ein ordentlicher Kerl." —

Schon damals reichte das, dem Kronprinzen kärglich zugemessene, Taschengeld nicht zu, seine Lieblingsneigungen zu befriedigen, Bücher und Musikalien zu kaufen, freigebig Geschenke zu machen und der König erließ, um ihm das Schuldenmachen zu verwehren, ein strenges Edict „wider das Geldleihen an Minderjährige", welches er befahl, „so universallement heilig zu halten, daß selbst weder dem Kronprinzen, noch anderen königlichen Prinzen bei Leibes- und Lebensstrafe etwas geliehen werden sollte." Mit dem 24. Januar 1729 hatte Friedrich sein achtzehntes Jahr zurückgelegt und der König erklärte ihn, den Hausgesetzen gemäß, für majorenn. Die bisherigen Gouverneurs legten ihre Stelle nieder; der Oberstlieutenant v. Rochow und der Lieutenant von Kayserling wurden zu dem Kronprinzen als Gesellschafter commandirt. In der, dem Oberstlieutenant v. Rochow von dem Könige ertheilten Instruction vom 17. März wird die alte Klage wiederholt: „der Prinz habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigungen, halte nichts auf seinen Leib, habe Hoffahrt im Kopf, hinter der nichts sei; der Oberstlieutenant sollte alles mögliche thun, einen ehrlichen Kerl und honetten Offizier aus ihm zu machen. Wolle es dann nicht anschlagen, so müsse man es als ein Unglück ansehen."

Der Hofhalt des Kronprinzen wurde etwas freigebiger bedacht; bisher waren für den Mittagstisch nur zwei Pfund Fleisch zur Suppe, ein Fricassee oder Fisch und ein Braten erlaubt. Außer den beiden Gouverneurs durfte er niemand zu Tisch bei sich sehen. Jetzt war ihm gestattet, für zehn Couverts Gäste einzuladen, doch nur Offiziere. „Geht der Prinz in ein Privathaus zu Gaste, so fällt seine Tafel gänzlich aus. Ueberhaupt muß der Oberküchenmeister die möglichste Menage machen."

Dem majorennen Kronprinzen ward es jedoch nicht schwer, ansehnliche

Geldsummen geliehen zu erhalten; bei dem Handelshause Splittgerber und Daum hatte er bis zu Anfang des Jahres 1730 bereits 7000 Thaler aufgenommen. Eine fast gleiche Summe hatte ihm ein Herr Vernezobre, welcher bei Law's Mississippi-Actien viel Geld erschwindelt hatt, vorgeschossen, wodurch er sich in dem Besitze der Mittel sah, um seinen schon seit längerer Zeit gehegten Plan, sich den väterlichen Mißhandlungen durch eine heimliche Flucht zu entziehen, auszuführen. Zu derselben Zeit wurde, wie wir oben erwähnt (S. 593) zwischen den englischen und preußischen Königshäusern wegen einer Doppelheirath verhandelt; dem Kronprinzen war die Hand der Prinzessin Amalie zugedacht, er stellte sogar ohne Vorwissen des Vaters eine Versicherung aus: nie einer anderen, als einer englischen Prinzessin seine Hand zu reichen.

Eine Reise des Königs im Juni 1730 zu einem Lustlager des Königs von Polen bei Mühlberg, wohin Friedrich den Vater begleitete, gedachte er zur Ausführung seines Planes zu benutzen. In sein Vertrauen hatte er den Lieutenant v. Katte, von dem Regiment Gensdarmes (Garde zu Pferde) gezogen, einen lebenslustigen, unternehmenden, für Poesie und Romantik mehr, als für die Wachtparade schwärmenden, jungen Mann, mit dem allerhand Pläne entworfen und verabredet wurden. Da der Kronprinz durch den Secretair der englischen Gesandschaft Guy Dickens in Dresden die bestimmteste Nachricht erhielt, „daß König Georg II. ihn nicht als geflüchteten Kronprinzen bei sich aufnehmen werde, um nicht ein Feuer an allen vier Enden Europa's dadurch anzuzünden", wendete er sich an den sächsischen Minister v. Hoym und bat ihn um Pässe und Postpferde nach Leipzig, welches ihm jedoch, da er seine Absicht wohl gemerkt hatte, abschlug. In dem Lager zu Mühlberg war es aufs Neue zu den heftigsten Auftritten zwischen Vater und Sohn gekommen. Der König hatte ihn wegen irgend eines unbedeutenden Versehens im Lager in Gegenwart sächsischer Offiziere mit dem Stocke geschlagen und die fast noch schimpflicheren Worte hinzugefügt: „wär' ich von meinem Vater so behandelt worden, ich wäre davon gelaufen, oder hätte mich todt geschossen, aber Du hast weder Ehre noch Muth und läßt dir alles gefallen."

Jetzt war Friedrichs Entschluß unwiederruflich gefaßt; die sicherste Gelegenheit, seine Flucht auszuführen, hoffte er auf einer Reise in das Reich — so nannte man Franken und den Oberrhein — zu finden, wohin er den König im Juli desselben Jahres begleiten sollte. Mit seinem Freunde Katte,

dem er zweitausend Thaler baares Geld, einige Ringe, goldene Dosen und den polnischen Orden des weißen Adlers in Brillanten, von denen jedoch die größeren Steine schon durch unächte ersetzt waren, übergab, traf er die Abrede, daß er bis auf weitere Nachricht ruhig in Berlin bleiben und abwarten sollte, bis der Kronprinz seine Flucht ausgeführt haben würde.

---

2. Die Reise des Königs in das Reich. — Fluchtversuch des Kronprinzen in Steinfurt. — Mishandlungen auf dem Schiffe und in Wesel. — Transport des desertirten Oberstlieutenant Fritz nach Cüstrin. — Verhöre Katte's und des Kronprinzen vor der Special-Inquisition. — Das Kriegsgericht in Köpenick. — Der Spruch über den Kronprinzen. — Der Spruch über Katte. — Machtspruch des Königs. — Hinrichtung Katte's.

Am 15. Juli 1730 verließ der König mit dem Kronprinzen und geringem Gefolge Potsdam und nahm seinen Weg über Leipzig, Meusselwitz, dem Gute Seckendorfs, der sich hier anschloß, Altenburg, Coburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg nach Ansbach, wo er am 21. eintraf und einen Tag bei dem Markgrafen verweilte. Der Kronprinz hatte schon in Potsdam unvorsichtige Aeußerungen gemacht, und der Oberstlieutenant v. Rochow erhielt schon hier von einem Verwandten Katte's ein Billet, in welchem es heißt: „ich avertire Sie als ein guter Freund, auf Ihren hohen Untergebenen ein wachsames Auge zu haben.“ Unter der Reisegesellschaft hatte der Kronprinz nur einen Einzigen, der um sein Vorhaben wußte, einen Pagen des Königs, v. Kait, dessen Bruder wegen seines vertrauten Verhältnisses mit Friedrich von Berlin als Lieutenant nach Wesel versetzt worden war. Diesem letztern schrieb der Kronprinz: er solle nach dem Haag gehen und dort unter der Hand anfragen, ob man ihm eine Freistatt gewähren wolle. Dem Lieutenant Katte schrieb er von Ansbach aus: er möge die Sachen und alles vorausschicken, um bei der Nachricht, daß er, der Prinz, weggegangen, sofort zu Pferde sitzen und ihn einholen zu können; er bezeichnete ihm ein Schloß des Grafen Rothenburg in Frankreich, wo sie sich treffen wollten. „Sollte mir, fügte er hinzu, die Flucht mislingen, so werde ich Zuflucht in einem Kloster suchen, wo man unter Kutte und Kapuze den argen Ketzer nicht entdecken wird.“ In dem Dorfe Steinfurt, zwischen Heilbronn und Sinzheim nahm

der König, wie er auf Reisen immer zu thun pflegte, sein Nachtquartier in einer Scheune; der Kronprinz mit seinem Gefolge erhielt in einer gegenüberliegenden sein Strohlager angewiesen. Am 5. August vor Tagesanbruch hatte Friedrich den Pagen Kait aufstehen heißen, um die Pferde vorzuführen, er selbst schlich in einem, nach französischem Schnitt gemachten, rothen Rockelaur aus der Scheune heraus, und stellte sich hinter den Reisewagen des Königs. Der Kammerdiener Werner aber, dem Rochow gesagt hatte: er möge den Prinzen nur bei Nacht in Obacht nehmen, bei Tage wolle er schon für ihn haften, war dem Kronprinzen nachgegangen und machte, da ihm sein Aufzug Verdacht erweckte, sogleich Anzeige an Rochow. Dieser eilte hinaus, schon führte Kait die Pferde vor, allein da der König befohlen hatte, mit Sonnenaufgang sich fertig zu halten, fehlte es dem Kronprinzen, mit Berufung auf die Pünktlichkeit, welche der König verlange, nicht an genügender Ausrede. Der König selbst hatte diesmal nicht den geringsten Argwohn; in Mannheim angekommen, besichtigte er mit dem Kronprinzen die Merkwürdigkeiten der Stadt und ging Tages darauf — es war Sonntag — mit ihm in die Kirche. Aufs Neue drang Friedrich hier wieder in den Pagen, ihm Pferde zu schaffen und mit ihm davon zu reiten. Dieser aber, von Gewissensangst getrieben, ging zu dem Könige, warf sich ihm zu Füßen und verrieth ihm das Vorhaben des Prinzen. Der König nahm dies sehr gnädig auf, ließ sich gegen Friedrich nichts merken, sondern rief nur Rochow und theilte ihm das Vorhaben des Kronprinzen mit. „Hier aber" — sie befanden sich in dem Schlosse des Kurfürsten — fuhr er fort, „ist nicht Zeit und Ort davon zu reden; wir wollen warten, bis wir auf preußischem Grund und Boden kommen. Rochow, ihr steht mir mit eurem Kopfe davor, daß ihr den Prinzen nach Wesel bringt, lebendig, oder todt, hört ihr, l e b e n d i g, o d e r t o d t." Rochow versicherte, daß der Prinz nicht entkommen solle, er hafte mit seinem Kopfe für ihn und der König könne sich auf die Leute, die bei ihm wären, verlassen. Man nahm den Weg über Darmstadt nach Frankfurt a. M., wo man am 8. August eintraf. Hier erhielt der König den ersten bestimmten Aufschluß über die Absicht und den Plan des Kronprinzen durch den Brief des letzteren an Katte, welcher, anstatt nach Berlin, an einen Werbeoffizier desselben Namens in Nürnberg gelangt war, der nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihn durch einen Courier dem Könige zu senden. Friedrich Wilhelm gerieth in die heftigste

Wuth; er hatte dem Kronprinzen nicht erlaubt, die Stadt zu betreten, sondern ihn sogleich auf eine Jacht, auf der man die Rheinreise machen wollte, bringen lassen. Kaum erblickte ihn der Vater hier, so stürzte er auf ihn los, schleuderte ihn bei den Haaren umher und stieß ihm mit dem Krückstock die Nase blutig. „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten!“ rief Friedrich voll Verzweiflung und wenn die Generale des Gefolges sich nicht seiner angenommen und ihn auf ein anderes Schiff gebracht hätten, würde der Kronprinz in Gefahr gekommen sein, von der Hand des Vaters erwürgt zu werden. Seckendorf machte in Bonn auf den Wunsch Friedrichs einen Versuch, den König zu begütigen und zu bitten, ihm unter dem Versprechen, alles offen zu bekennen, Gnade vor Recht zu gewähren; als ihm aber in Wesel (den 12. August) gemeldet wurde, der Lieutenant Kait sei desertirt, sobald er Nachricht von der mislungenen Flucht des Kronprinzen erhalten habe, wollte er nichts mehr von Begnadigung wissen. Friedrich mußte hier seinen Degen abgeben, und wurde dem Commandanten der Festung, General-Major v. Mosel, als Arrestant übergeben, mit der Weisung, sein Zimmer zu verschließen und die Thür mit zwei Schildwachen zu besetzen. Noch spät am Abend ließ der König den Kronprinzen zum ersten förmlichen Verhör vor sich führen. Er ermahnte ihn zuerst im ruhigen Tone, „Gott seinem Herrn und seinem Vater die Ehre zu geben und alles zu gestehn“, denn der König war der irrigen Meinung, daß seine Gemahlin und der König von England die vornehmsten Urheber des Fluchtversuches gewesen seien. Friedrich konnte jedoch als Mitwisser seines Vorhabens nur seine beiden Freunde Katte und Kait nennen. Der König fuhr ihn jetzt heftig an, schalt ihn einen feigen Deserteur ohne Ehre; „ich habe eben so viel Ehre, wie Sie“, antwortete der auf's Aeußerste getriebene Prinz, „und habe nur das thun wollen, was Sie mir hundert Mal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun!“ Eine solche Sprache war der König nicht gewohnt zu vernehmen, er riß den Degen aus der Scheide und das Aergste hätte geschehen können, wenn sich der General Mosel nicht entschlossen zwischen den Vater und den Sohn geworfen und diesen in den sichern Gewahrsam zurückgeführt hätte. Dem, in seiner Begleitung befindlichen, General v. Buddenbrock ertheilte der König unter schwerer Verantwortung eine besondere Instruction: „auf was für Art er des Königs Sohn Friedrich von Wesel nach Küstrin

bringen sollte." Der Tag der Abreise, so wie die Reiseroute wurden geheim gehalten, weder das Hessische, noch das Hannöversche Gebiet sollten betreten werden, es sollte nur kalte Küche im Wagen, oder auf freiem Felde, entfernt von Waldungen und Gehegen, gegessen werden. In keinem Falle sollte man den Prinzen lebendig in die Hände von Wegelagerern oder auflauernden Feinden gerathen lassen. —

Von Wesel aus schrieb der König seiner Gemahlin: „Ich habe den Schurken, den Fritz festnehmen lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Feigheit verdienen. Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn an, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben*)." —

General Buddenbrock erhielt Befehl, Berlin nicht zu berühren und in Mittenwalde zu verweilen, wo ein zweites Verhör statt finden sollte. Schon von Frankfurt aus hatte der König nach Berlin die Order zur Verhaftung Katte's geschickt, der nicht so wie Kait bedacht gewesen war, sich durch schleunige Flucht zu retten. Sobald der König (den 27. August) in Berlin angekommen war, wurde der Königin und der Prinzessin Wilhelmine Stubenarrest angekündigt und eine „Special-Inquisition", bestehend aus den Generalen v. Grumbkow, v. Glasenapp, Oberst Sydow, dem General-Auditeur Mylius und Geheimen Rath Gerbet niedergesetzt. Den Lieutenant von Katte ließ der König sofort vorführen, empfing ihn mit Stockschlägen und riß ihm das Johanniterkreuz vom Halse. Wer in irgend einem freundschaftlichen Verkehr mit Friedrich gestanden, den traf der Zorn des Königs. Der treue Lehrer Dühan wurde nach Memel, der ehemalige Gesandte am Hofe zu Stockholm, Herr v. Bülow und seine Schwester nach Insterburg, der Minister von Knyphausen nach Lietzen verwiesen. Die schöne Doris, eine sechzehnjährige Tochter des Kantors Ritter in Potsdam, welche Geschenke von dem Kronprinzen angenommen, wurde öffentlich mit Staupen vom Scharfrichter geschlagen, und in das Spinnhaus nach Spandau geschickt. Der Kammerherr von Montolieu, welcher dem Kronprinzen Geld geliehen, mußte 1000 Ducaten Strafe zahlen, und da er sich fernerer Untersuchung durch die Flucht entzog, wurde sein Bildniß an den Galgen genagelt.

---

*) Memoires de Bareith. I. 226.

Katte, welcher vom 28. bis 31. August drei lange Verhöre vor der Special-Inquisition bestehen mußte, war geständig, „daß er bereits im November 1729 von dem Vorhaben des Kronprinzen zu echappiren Kenntniß gehabt. Nach der Rückkehr des Kronprinzen aus dem sächsischen Lustlager habe er neue Fluchtpläne mit ihm gemacht, von ihm Juwelen und Baarschaften angenommen, jedoch auch nicht unterlassen, ihn abzumahnen. Dem englischen Gesandten habe er einen Brief des Kronprinzen an den König von England zugetragen, welcher die Bitte enthalten, 15,000 Thaler Schulden für ihn zu bezahlen. Bei dem Kammerherrn Montolieu habe er auf einen, von dem Kronprinzen ausgestellten, Wechsel 1000 Thaler aufgenommen. Dem Kronprinzen habe er nach Erlangen geschrieben, er werde, wenn er auch keinen Urlaub erhalten würde, sobald er Nachricht von seiner Flucht erhalte, ihm folgen." Katte setzte selbst ein genaues „Species facti" auf, allein so ausführlich und aufrichtig dies auch abgefaßt war, befahl der König dennoch der Special-Inquisition, „die Tortur gegen Katte in Anwendung zu bringen", was jedoch auf Grumbkows Gegenvorstellung unterblieb.

Der Kronprinz wurde am 2. September in Mittenwalde von der Special-Inquisition verhört. Seine Vertheidigung beschränkt er darauf, sich dagegen zu verwahren, daß sein Fluchtversuch als Desertion behandelt werden dürfe; er habe sich nur der Ungnade seines Vaters entziehen wollen. Da er erfahren hatte, daß Katte sich nicht durch die Flucht gerettet habe, ließ er dem Könige vorstellen: „er möge ihn als den allein Schuldigen ansehen und Katte als den Verführten." Er bestätigte, daß Katte ihm die Bedenklichkeiten des Unternehmens vorgestellt, worauf er, der Kronprinz, erwidert: „das wäre eine schlechte Sache, die man der Difficultäten wegen unterließe, vielmehr würde sie dadurch, daß man sie ausführe, um so angenehmer." — Voll trüber Vorahnung von Katte's Schicksal erklärte er zu Protokoll: „er, als des Königs Sohn, habe auf jeden Fall die größere Strafe verwirkt; er würde sein Lebelang seine Seelenruhe nicht wiederfinden, wenn jemand seinetwegen den Tod erleiden sollte." Auf Befehl des Königs wurde der „davongelaufene Oberstlieutenant Fritz, Sohn Sr. Majestät des Königs", nach der Festung Cüstrin in engen Gewahrsam gebracht. Die Thür seines Zimmers wurde unter Schloß und Riegel gehalten, nur dreimal des Tages geöffnet, um es zu reinigen und ihm das Essen zu bringen, was jedoch nie länger als vier

Minuten dauern durfte. Niemand durfte auch nur ein Wort mit ihm sprechen, die Flöte und Schreibmaterialien waren verboten; von Büchern nur die Bibel, das Gesangbuch und Arndts wahres Christenthum erlaubt: „Wenn er mehr Lust zu lesen hat", befahl der König, „sollen sie ihm aus dem Cüstrinschen Archiv die Schriften und Documente der alten Verfassung des Markgrafen Hans holen lassen, da er sich mit Lesen dieser nützlichen Sachen divertiren kann. Wenn er das ganze Archiv ausgelesen, soll Wolden darüber berichten." Das Essen erhielt er aus der Garküche, zu Mittag für 6 Gr., zu Abend für 4 Gr., alles klein geschnitten; Messer und Gabel wurden nicht gestattet, nur ein hölzerner Löffel. Die Abende mußte er anfänglich im Finstern ohne Licht zubringen; später genehmigte der König „Talglicht bis 8 Uhr". Vor der Thüre standen zwei Schildwachen, der wachthabende Offizier schlief im Vorzimmer, auf der Treppe stand eine dritte Schildwacht.

In Cüstrin begann ein nochmaliges Verhör; der König hatte die Artikel selbst aufgesetzt und sie dem General-Auditeur Mylius mit der Order zugeschickt: „Ich befehle es euch, es ist meine strenge Order, die ich selber habe meinem Secretair in die Feder dictirt. Ich befehle euch meine Order auf meine Verantwortung zu exequiren." Die dem Kronprinzen vorgelegten Fragen waren: 1) Was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Complotte zur Desertion mache? Antwort. Er glaube nicht gegen die Ehre gehandelt zu haben. 2) Ob er sich noch für würdig halte, Landesherr zu werden? Antwort. Er könne sein eigner Richter nicht sein. 3) Ob er sein Leben geschenkt haben wolle, oder nicht? Antwort. Er unterwerfe sich der Gnade des Königs. 4) Da er, der Kronprinz, sich der Succession unwürdig gemacht habe, indem er seine Ehre gebrochen, da er auch sein Leben verwirkt habe, ob er, um dieses zu retten, auf die Erbfolge Verzicht leisten wolle, dergestalt, daß die Renunciation von dem Reiche bestätiget werde? Antwort. An seinem Leben liege ihm, dem Kronprinzen, nicht so viel, allein er denke, Sr. Majestät werde nicht so ganz ungnädig auf ihn sein. — Am ersten October verlangte er noch eine nachträgliche Erklärung zu Protokoll zu geben des Inhaltes: „fortwährender Arrest würde ihm unerträglich sein, lieber sei ihm Verzichtleistung auf die Krone, oder der Tod. Sollte er sterben, so möge man es ihm bei Zeiten sagen; könne er aber durch Entsagung auf die Krone die Gnade des Königs erlangen, so wolle er sich dem Willen desselben darin

unterwerfen; der König möge mit ihm machen was er wolle, so werde er ihn dennoch lieben und verehren."

Das Kriegsgericht, welches der König nach dem Schlusse der Acten in Köpenick niedersetzte, um über den davongelaufenen Oberstlieutenant Fritz, Sohn Sr. Majestät des Königs und über den Deserteur Lieutenant v. Katte das Urtheil zu sprechen, bestand aus den General-Majors v. Schwerin, v. Dönhoff, v. Linger; den Obersten v. Derschau, v. Sterling, v. Wachholz; den Oberstlieutenants v. Reiher, v. Schenk, v. Milagsheim; den Majors v. Einsiedel, v. Lestewitz, v. Lüderitz; den Kapitains v. Podewills, v. Jeetze, v. Itzenplitz. Den Vorsitz führte der Generallieutenant von der Schulenburg.

Dem Kriegsgericht wurden zwei Tage nach einander (den 25. und 26. October 1730) die aufgenommenen Protokolle durch die beisitzenden Rechtskundigen: den General-Auditeur, den General-Fiscal und Auditeur des Regiments Gensdarmen, bei welchem Katte gestanden, vorgelesen. Sie schwuren sämmtlich: „auf die vorgelesenen Acten Recht zu sprechen nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten, ohne irgend eine menschliche Rücksicht." Am 27. October gaben sie nach den einzelnen Rangklassen ihr Urtheil ab. Den Kronprinzen betreffend lautete dasselbe übereinstimmend dahin: „daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zukomme, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie statt gefunden; es würde sogar, erklären die Generale, gegen ihre Pflicht laufen, über dieselben eine Nachforschung anzustellen. Die Obersten fügen hinzu: der Prinz sei durch seinen Arrest schon hinreichend bestraft; die Oberstlieutenants: in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten, was auf diesen Fall Anwendung finden könne, so wie sie sämmtlich nicht unerwähnt ließen, daß der Kronprinz sich ganz und gar der Gnade seines Königes und Vaters unterwerfe."

Friedrich Wilhelm erklärte sich durchaus nicht mit einem so zurückhaltenden Spruche zufriedengestellt; er hatte gegen Grumbkow die Drohung ausgestoßen: „Gott gebe, daß mein Sohn nicht unter Henkers Hand stirbt!" er hatte geäußert, wenn Kaiser und Reich es ihm verwehren wollten, über den Kurprinzen von Brandenburg Recht zu sprechen, so würde er mit dem Kronprinzen von Preußen nach dem souverainen Königreiche Preußen gehn. Schwerlich war dies, nachdem die erste Hitze verraucht war, so ernst gemeint; der König gefiel sich darin, die Königin, die anderen Familienglieder und be-

sonders den Kronprinzen in Angst und Schrecken zu setzen. Wie unerbittlich streng er aber selbst noch bei kaltem Blute sein konnte, zeigte er, als ihm der Spruch über Katte vorgelegt wurde.

Drei Rangklassen des Kriegsgerichts hatten ihn: „weil er sich mit fremden Gesandten eingelassen und in Sachen gemischt habe, die zwischen dem Könige und seinem Sohne vorgefallen, zum Tode verurtheilt, aber zugleich der Königlichen Gnade empfohlen." Die beiden anderen Rangklassen verurtheilten ihn: „in Betracht, daß sein Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen, er jedoch sehr schuldig sei, da ohne seinen, dem Kronprinzen geleisteten, Vorschub es nie so weit gekommen sein würde, zu lebenslänglichem Festungsarrest." Der vorsitzende General-Lieutenant v. der Schulenburg gab ebenfalls in diesem Sinne sein Votum aus dem Grunde: „da die Sache doch nicht zum Effect gekommen, ja noch nicht einmal Zeit und Ort bestimmt gewesen." Bei Stimmengleichheit vereinigte man sich für das mildere Urtel, welches dem Könige als das der Gesammtheit vorgelegt wurde. Dieser bezeigte dem Kriegsgerichte seine Unzufriedenheit, da sie nur aus Menschenfurcht so gesprochen hätten und befahl, daß es am 31. October nochmals sich versammeln und anders sprechen solle. Das Kriegsgericht beharrte jedoch bei dem ersten Spruche. Friedrich Wilhelm cassirte dieses, in aller Form abgefaßte, Urtel und sprach Katte aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil*). Vergebens wendeten sich der Vater des Verurtheilten, der General-Lieutenant von Katte und der Großvater mütterlicher Seits, der von dem Könige hochgeachtete Feldmarschall Graf v. Wartensleben an die allerhöchste Gnade. Sie erhielten zur Antwort von dem Könige: „er könne aus Consideration für eine so achtbare Familie nichts weiter thun, als den Lieutenant Katte, anstatt, wie er es verdient, mit glühenden Zangen zu zwicken und aufhängen zu lassen, mit dem Schwerte begnadigen."

Am 4. November wurde dem unglücklichen Katte auf der Hauptwache des neuen Marktes zu Berlin von dem Kriegsgericht der verschärfte Spruch des Königs eröffnet, und er hierauf zur Hinrichtung nach Cüstrin abgeführt, wo er — so hatte der König es ausdrücklich befohlen — unter den Fenstern des Kronprinzen am 6. November 7 Uhr des Morgens den Todesstreich von

*) Dies Bluturtel findet man im ersten Theil von Preußens Helden S. 597 abgedruckt.

der Hand des Scharfrichters empfing. Der wachthabende Hauptmann hatte den Kronprinzen an das Fenster geführt, damit er Zeuge des entsetzlichen Schauspiels sei. Friedrich rief voll Verzweiflung, als er sah und erfuhr, was man seinem geliebtesten Freunde für ein Schicksal bereite: „Ach! mein theurer Freund, Vergebung, um Gottes Barmherzigkeit Willen, Vergebung! Ich, ich allein bin der Schuldige." Die Thränen erstickten seine Stimme. „Ich habe ihnen nichts zu vergeben, mein Prinz, mein einziger Freund auf der Welt," rief Katte, mit der festen Stimme eines Soldaten, der furchtlos dem Tode entgegengeht, dem Kronprinzen zu; „ich sterbe mit tausend Freuden für Sie". Friedrich sank ohnmächtig dem Hauptmann in die Arme, eine wohlthätige Nacht umhüllte seinen Geist und seine Augen. Der Feldprediger Müller, welcher Katte begleitet hatte, sprach ihm, während die Henkerknechte ihn entkleideten, biblische Trostworte zu, er kniete mit verbundenen Augen nieder auf dem Walle hinter der Canzlei; der Scharfrichter Heyl warf seinen rothen Mantel ab, unter dem er das breite, blanke Richtschwert verborgen gehalten. — Der bis dahin noch immer gehoffte Pardon traf nicht ein, der Mordstahl blitzte in dem ersten Morgenstrahle und das Haupt eines lebensfrohen, schuldlosen Jünglings rollte in den blutigen Sand. —

Zwölf Bürger legten den Hingerichteten auf eine Bahre und trugen ihn nach dem nahgelegenen kleinen Kirchhofe, wo ihm ein ehrliches Grab zugestanden war. Später erlaubte der König dem Vater, den Leichnam nach dem Familiengute Wust bei Jerichow zu bringen und ihn hier in der Stille zu bestatten. —

---

3. Friedrich im Zellengefängniß; — verlangt nach dem Abendmahl; — der König schlägt es ab; — schickt ihm einen Prediger; — die Hülfe von Oben; — Friedrich muß dem Könige schwören; — erhält Stadtarrest; — arbeitet in der Kriegs- und Domainenkammer; — Preußens Zukunft, ein Project Friedrichs; — der König in Cüstrin; — Friedrich thut einen Fußfall und küßt dem Vater die Füße; — treibt die Landwirthschaft praktisch; — muß Küchenzettel einschicken; — bittet um den blauen Rock. — Ein prophetisches Wort über Friedrich.

Die Hinrichtung des Freundes unter seinen Augen hatte auf den Kronprinzen einen erschütternden Eindruck gemacht: er wollte an die Vollziehung

so grausamen Befehls nicht glauben, er meinte, als er aus seiner Ohnmacht erwachte, nur einen bösen Traum gehabt zu haben; allein die, auf dem Richtplatze zurückgebliebene Blutspur gab ihm bald eine traurige Gewißheit von dem Vorgegangenen; er erkannte die eiserne Nothwendigkeit, sich gänzlich unter den Willen des Vaters zu beugen. Auch schien dieser, nachdem Katte's Blut geflossen war, väterlichen Regungen wieder Raum zu geben. Dadurch, daß fast von allen europäischen Höfen Verwendungsschreiben bei ihm für den Kronprinzen eingingen, welche seine Machtvollkommenheit in diesem Prozesse anerkannten und nur baten: „Gnade für Recht ergehen zu lassen", fühlte er sich so sehr geschmeichelt, daß er nun auch wiederum sich mit dem Kronprinzen in Verbindung setzte. Vornehmlich thätig war hierbei der östreichische Gesandte v. Seckendorf gewesen, welcher das schriftliche Fürwort des Kaisers am 31. October bei dem Könige mit einem besonderen Begleitschreiben einreichte. „Ew. Königl. Majestät" schrieb Seckendorf, „stelle anheim den Kronprinzen durch einige Generale und Offiziere, auch wenn es gnädig gefällig, durch mich mit, eröffnen lassen, daß Sie zwar nach der, von Gott Ihnen zukommenden königlichen und väterlichen Gewalt durch ein ordentliches Kriegsrecht über seine Conduite sprechen lassen, weil aber der Kaiser, als Ew. Königlichen Majestät wahrer Freund eine Fürbitte für ihn eingelegt, wie aus dem, dem Kronprinzen vorzulesenden Kaiserlichen Handschreiben zu ersehen, so wollte Ew. Königlichen Majestät, mit kaiserlichen Fürbitte Gnade vor Recht ergehen lassen, doch nicht anders, als daß der Kronprinz seine begangenen Fehler Ew. Königlichen Majestät schriftlich abbitten und im Beisein Ew. Königlichen Majestät Generale, Minister und einiger Landstände an Eidesstatt sich reversiren und angeloben würde, in Zukunft weder directe, noch indirecte Ew. Königl. Majestät Befehl zuwider zu handeln, sondern allezeit mit schuldigstem Gehorsam dasjenige vollziehen wollte, was ihm von Ew. Königl. Majestät würde anbefohlen werden, maßen er zuvörderst ohne Ew. Königl. Majestät Vorwissen weder in- noch außerhalb Reichs Correspondenzen zu führen, oder etwas vornehmen wollte, so Ew. Königl. Majestät zuwider. Im Fall wider alles Verhoffen er gegen dieses sein Versprechen öffentlich, oder heimlich handeln würde, so wollte er sich selbst, kraft dieses der Kron und Kur verlustig erklärt haben."

Seckendorf macht in diesem Schreiben dem Könige den Vorschlag: den

Kronprinzen, da er beständig von Organisation spreche, in der Cüstrinschen Kriegs- und Domainenkammer arbeiten zu lassen. Zu seinem Unterhalt könne ihm eine bestimmte Summe ausgesetzt werden, damit er seiner eignen Wirthschaft vorstehen lerne, worüber er die Rechnung einzuschicken hätte. Drei bis vier Offiziere sollen ihm beigegeben werden, um dem Könige heimlich Rapport über das, was der Kronprinz geredet und gethan, abzustatten." Wenn auch nicht sogleich, so ging doch später der König auf diese Vorschläge, wie wir hören werden, ein. Für's Erste aber wollte er die feste Ueberzeugung gewinnen, daß das Herz des Kronprinzen zerknirscht sei, wahrhafte Reue über das Vergangene fühle und Buße zu thun bereit sei; denn als die Quelle alles Unheils, welches der Kronprinz über sein Haus gebracht, sah der König den Unglauben und die Irreligiösität Friedrichs an. In den innersten Angelegenheiten des Gewissens ist es schwer, den Schein von der Wahrheit zu unterscheiden; wir wollen es dem Könige nicht verargen, wenn er nicht sogleich an die Bußfertigkeit des armen Sünders glaubte, mit welcher Friedrich, sobald er in Cüstrin eingesperrt worden war, durch den General v. Lepel bitten ließ, ihm zu gestatten zum heiligen Abendmahl zu gehen. — Der König schrieb dem General Lepel zur Antwort (den 7. September): „Ich habe ersehen, daß der Prinz Friedrich will zum heiligen Abendmal gehn, aber es ist jetzo noch keine Zeit, es muß erstlich das Kriegsrecht ausgemacht sein, sodann ist schon Zeit."

Nach der Hinrichtung Katte's beauftragte der König den Feldprediger Müller, dem Kronprinzen täglich eine Straf- und Sündenpredigt zu halten und ihm über den Erfolg Bericht zu erstatten. Der Prediger konnte bald die reuige — wenn auch vielleicht geheuchelte — Sinnesänderung des Delinquenten melden. Friedrich Wilhelm bezeigt dem Prediger über die Bearbeitung des hartnäckigen Sünders seine Zufriedenheit und trägt ihm auf, ihm noch schärfer in das Gewissen zu reden, damit er inne werde, was für ein grober Sünder er sei: „denn Geld zu leihen, ohne daß man solches wieder bezahlen kann und desertiren wollen kämen von keinem honete homme her, sondern gewiß aus der Hölle von des Teufels Kindern." Erst als der Prediger gemeldet, daß der Prinz sich zu Gott bekehret und seinem König, Herrn und Vater tausend Mal über alles, was er gethan und verbrochen, um Verzeihung bitte, läßt er ihm in seinem, des Königs, Namen andeuten, daß er ihn noch

nicht gänzlich pardonniren könne, daß er ihn aber dennoch aus unverdienter Gnade aus dem strengen Arrest entlassen und ihm blos Stadtarrest geben wolle; auch solle er von des Morgens bis des Abends bei der Kriegs- und Domainenkammer Beschäftigung erhalten. „Ehe und bevor aber solches geschehen" — schreibt der König — „werde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, meinem Willen und Ordres stricte nachzuleben und in allen Stücken zu thun, was einem guten Unterthan, getreuen Diener und Sohn gehöret und gebühret. Wofern er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, solle er der Krone und der Kur bei der Succession verlustig sein, auch nach den Umständen wohl gar das Leben verlieren. Ich erinnere Euch hierbei, dem Prinzen in Meinem Namen vorzustellen, ob ich ihm nicht allemal die Wahrheit gesagt, daß ich ihn recht gut kennte, oder ob er noch glaubte, daß ich ihn nicht gekannt. Wo sein böses Herz nicht gebeugt und geändert, sondern noch in dem alten Zustande wäre, und er diesen vorgedachten Eid schwören sollte, würde er selbigen nur nachmurmeln, nicht laut nachsprechen. Ihr sollt ihm daher wegen dieses Eides in Meinem Namen sagen, ich ließe ihm als ein getreuer Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sei, solchen nach den Worten zu halten; die reservationes mentales der Jesuiten verstünden wir hier nicht, sondern wir verstünden nichts, als wie es da geschrieben stünde. Gott der Allmächtige gebe seinen Segen und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen in das Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen gerissen werden möge."

Unterdessen hatte eine gütige Hand von oben herab, d. h. durch die Decke des Gefängnisses, dem armen Gefangenen Trost und Hülfe in seiner Noth gesendet. Eines Abends, als der Hauptmann zum letzten Male revidirt und Schloß und Riegel wieder vorgelegt waren, hammerte und meiselte es über ihm, endlich öffnete sich die Decke und Gaben, die der Himmel selbst nicht schöner und erwünschter hätte senden können, schwebten in einem zierlichen Handkörbchen herab; sogleich erhob der Prinz sich von seinem Lager und fand in dem Körbchen alles, wonach sein Herz nur jetzt verlangen konnte: die geliebte

Flöte, französische Bücher, eine Flasche Sekt und Wachslichter. Wer war glücklicher als er! Der Präsident v. Münchow hatte es gewagt, auf so schwer verpöntem Wege, sich dem Unglücklichen hülfreich zu erweisen. Als der Prediger den Gefangenen, den er des Lebens überdrüssig und voller Verzweiflung zu finden gewohnt war, am folgenden Morgen in so glücklicher Stimmung fand, schrieb er dies Alles der Wirkung seiner Bußpredigten zu und meldete dem Könige, daß mit dem hohen Gefangenen eine totale Umkehrung vorgegangen sei. Sofort erhielt die, aus mehreren Generalen und Ministern bestehende, Commission den Auftrag, sich nach Cüstrin zu begeben und den Kronprinzen einen, von dem Könige ausgestellten Revers beschwören zu lassen. Der Inhalt desselben war: seinem Vater allezeit getreu und gehorsam zu sein, nie und nimmermehr zu versuchen, sich der Königlichen und väterlichen Gewalt desselben zu entziehen; sollte er hinfüro nicht in allen Stücken dem Willen und Wohlgefallen seines Vaters nachleben, so wolle er der königlichen und kurfürstlichen Succession auf ewig verlustig sein." Als er diesen Eid beschworen und unterschrieben hatte, wurde er der engeren Haft entlassen, der besonderen Aufsicht des Kriegs- und Domainen-Raths v. Wolden, welcher zugleich den Hofmarschalldienst versah, übergeben und die Kammerjunker v. Natzmer und v. Rohwedel ihm als Gesellschafter zugetheilt. Auch diese drei mußten einen körperlichen Eid schwören: „daß sie nur Einen Gott erkennen wollten und Einen König Friedrich Wilhelm als ihren Herrn!"

Der Präsident v. Münchow und der Director Hille erhielten Auftrag, dem Kronprinzen, nachdem er des Morgens von 7 bis ½12 Uhr, des Nachmittags von 3 bis 5 Uhr den Sitzungen der Kriegs- und Domainen-Kammer beigewohnt, des Abends noch einigen Unterricht in Kammersachen zu ertheilen. Den, von diesen beiden wohlunterrichteten Männern gemachten Vorschlag: dem Kronprinzen einige der neuesten Schriften über Polizei- und Finanzwissenschaft mittheilen zu dürfen, verwarf der König mit den Bescheid: „aus Büchern lerne man nichts, der Prinz sei durch unnütze Lectüre verdorben worden." Als ein Zeugniß der Befähigung des durchlauchtigsten Beisitzers schickte der Präsident dem Könige ein, von dem Kronprinzen verfaßtes „Project über eine Verbesserung der Spinnwerke in Preußen." Der König war mit der Arbeit — zumal er den Verdacht hegte, daß sie nicht von dem

Kronprinzen herrühre, — nicht zufrieden: „Mein Sohn" — schrieb er zurück — „soll sich nicht mit Verbesserungsentwürfen beschäftigen, sondern Anschläge von Grund und Boden machen lernen, sich um die Viehzucht bekümmern, damit er erfahre, wie viel Mühe es einem Bauer kostet, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen."

Der Viehstand aber und die wüsten Aecker der Neumark waren ein zu enger Bereich für den Geist eines Friedrich, er fühlte sich neben dem königlichen Vater wie Pegasus im Joche; hatte er am alltäglichen Pfluge sein Schaarwerk geackert, dann erhob sich sein Geist zu freierem Fluge und seine Gedanken trugen ihn einer großen Zukunft entgegen. Man kann sich das Erstaunen der alten Perrücken zu Wien und Berlin vorstellen, als ihnen nachstehender von dem achtzehnjährigen Kronprinzen im Zellengefängniß zu Cüstrin geschriebener Aufsatz: „Gegenwart und Zukunft des preußischen Staates" zu Gesicht kam. „Für jetzt haben wir Frieden in Europa. Die vornehmste Sorge muß ein König von Preußen darauf richten, ein gutes Vernehmen mit seinen Nachbarn zu unterhalten. Alle Kriege, welche er mit seinen Nachbarn haben kann, dürften für ihn schwerlich vortheilhaft sein, weil er von seinen Nachbarn zu sehr eingeschlossen ist, weil seine Länder nicht genug Zusammenhang haben, weil er von mehr als einer Seite angefallen werden kann und weil, um sich von allen Seiten zu vertheidigen, er sein ganzes Heer verwenden müßte, so daß ihm kein zweites zu Gebot stünde, zum Angriff überzugehn. Es würde aber eine sehr schlechte Politik und einen Menschen ohne alle Erfindung und Einbildungskraft verrathen, wenn ein König von Preußen bei diesem System stehen bleiben wollte; denn wenn man nicht vorwärts geht, geht man zurück.

Ein zweites System muß darauf gerichtet sein, dem Königshause mehr und mehr Größe zu verschaffen und da, wie ich schon gesagt habe, die preußischen Länder allzusehr durchschnitten und getrennt sind, glaube ich, daß es das nothwendigste Project sein muß, sie einander näher zu bringen, oder die abgerissenen Stücke wieder zusammenzubringen, welche geschichtlich zu den Theilen gehören, die wir besitzen. Ein solches abgerissenes Stück ist das polnische Preußen, welches einstmalen zum deutschen Reiche gehört hat und nur durch die Kriege davon getrennt worden ist, welche die Polen gegen den

deutschen Orden führten, der es damals besaß und zu Marienburg seine Residenz hatte. Dies Land liegt zwischen dem Königreiche oder ehemaligem Herzogthume Preußen, von dem es im Westen durch die Weichsel getrennt wird und zwischen Hinterpommern; im Norden hat es das Meer, im Süden Polen zur Grenze. Sobald dies Land erworben ist, öffnet man sich nicht nur einen freien Durchzug von Pommern nach dem Königreiche Preußen, man hält auch die Polen im Zaume und setzt sich in den Stand, ihnen Gesetze vorzuschreiben, weil sie ihre Produkte nicht anders, als auf der Weichsel ausführen können, was alsdann nicht ohne unsere Zustimmung geschehen darf. Gehen wir weiter, so finden wir das schwedische Vorpommern, von dem unsrigen nur durch die Peene getrennt, welches mit dem, was wir besitzen, vereinigt, sich ganz gut ausnehmen würde. Der Vortheil hiervon würde, außer den Einkünften, der sein, daß man sich dadurch gegen Angriffe, welche die Schweden auf unsere Besitzungen machen können, hinreichend decken kann. — Alsdann grenzt man das Land immer besser ab und öffnet, so zu sagen, einer Eroberung den Weg, die sich von selbst darbietet: ich meine Mecklenburg, von dem man nur geduldig das Aussterben der herzoglichen Linie erwarten muß, um davon Besitz zu nehmen, ohne irgend eine andere Ceremonie. Ich schreite vorwärts von Land zu Land, von Eroberung zu Eroberung und nehme mir vor, wie Alexander immer mehr neue Welten zu erobern. Die Länder Jülich und Berg werden mir jetzt als Schauplatz dienen, welche zu erobern ganz unerläßlich ist; um sich von dieser Seite zu vergrößern und um jene verlassenen preußischen Provinzen am Rhein, die Grafschaft Mark und Cleve nicht so allein und ohne Gesellschaft zu lassen. — Der Vortheil dieser Erwerbung liegt am Tage, durch sie können die Cleveschen Gesammt-Erbfolge-Länder eine Militairmacht von 30,000 Mann erhalten und werden durch ein solches Armee-Corps in den Stand gesetzt, die Angriffe, denen Cleve leicht ausgesetzt ist, zu verachten, während dies Land jetzt beim ersten Lärm des Krieges im Fall einer Veruneinigung mit Frankreich uns nur so lange gehört, als das Belieben der Franzosen es genehm finden wird es uns zu lassen. Sobald die Vereinigung der Rheinlande geschehen sein wird, ändert sich dies Verhältniß gänz und gar und diese Länder sind dann im Stande sich gegen Frankreich zu vertheidigen." Friedrich bemerkt ferner, daß er sich nicht darauf einlassen wolle, die Rechtsgründe, auf welche seine Eroberungspläne sich stützen,

auseinander zu setzen: „ich will", sagt er, „einzig und allein die politische Nothwendigkeit beweisen, welche nach der Lage der preußischen Länder vorhanden ist, die von mir bezeichneten Provinzen zu erobern. — Werden die Sachen erst so ausgeführt sein, wie ich sie entworfen habe, dann wird der König von Preußen eine schöne Figur unter den Großen der Erde machen und eine von den großen Rollen spielen. — — Ja, ich wünsche diesem Königlichen Hause Preußen, daß es sich vollständig aus dem Staube erhebe, in welchem es bisher gelegen, damit es die protestantische Religion in dem deutschen Reiche und in ganz Europa blühen mache, damit es sei die Zuflucht der Unterdrückten, der Beistand der Unglücklichen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten. Wenn es sich aber änderte mit ihm, wenn hier Ungerechtigkeit, Lauigkeit in der Religion, Parteisucht oder Laster die Oberhand über die Tugend gewinnen sollten, was Gott ewig verhüten möge, dann wünsche ich diesem Könighause, daß es schneller und in kürzerer Zeit zusammenstürzen möge, als es bestanden hat — damit ist Alles gesagt" *).

Wohl niemals ist ein vorbedeutungsvolleres Dokument von der Feder eines achtzehnjährigen Kronprinzen niedergeschrieben worden. Der östreichische Gesandte Seckendorf, dem jedes Wort, welches Friedrich sprach oder schrieb, durch dessen verkaufte Umgebungen verrathen wurde, beeilte sich dasselbe dem Prinzen Eugen mit folgender Bemerkung zu melden: „Nach meinem geringen Verstande sind die Folgen von dem Raissonnement nicht in guter Ordnung, allein erkennt man doch daraus dieses jungen Herrn Genie und daß er tacite des Herrn Vaters Conduite tarirt." Auch dem Prinzen Eugen wird bei dieser Mittheilung nicht ganz geheuer zu Muth. „Aus diesem Project", antwortete er Seckendorf, „erhellet, was vor weitaussehende Ideen dieser junge Herr hat und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er um so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Prinzipien nicht abgebracht wird." —

Die Umgebungen des Kronprinzen hatten viel von seiner, mit jedem

*) Dieses, in einem Briefe an Natzmer enthaltene Project, ursprünglich französisch geschrieben, findet man in F. Försters Friedrich Wilhelm I. Bd. III. S. 17.

Tage sich steigernden, Aufgeregtheit zu leiden. Er ließ einen oder den andern zuweilen mitten in der Nacht zu sich rufen, um irgend ein neues Project, mit dem er sich herumtrug, ihm mitzutheilen. „Sollte diese Lebensart, schreibt der Kammerherr v. Wolden an Grumbkow (den 28. April 1731), noch eine Zeit lang fortdauern, so gehen wir anderen Leute in diesem Kloster hier alle darüber zu Grunde." Der Kammerdirector Hille schreibt den 28. April 1731 an Grumbkow: „Was soll ich Ihnen zum Vorzeigen bei dem Könige schreiben, welcher die Ergebenheit des Kronprinzen nicht für aufrichtig hält; er will das Herz zu einer aufrichtigen Liebe zwingen und das ist doch unmöglich. Ich für meinen Theil sehe kein Ende in dieser Sache und unterdessen nimmt die üble Laune des Kronprinzen zu. Es ist zum Erstaunen, wie er zu manchen Zeiten dem Jupiter mit dem Donnerkeile gleicht. Wir alle in seiner Nähe sind darüber erstaunt und wissen nicht, was wir davon denken sollen." Und zu welchen armseligen Mitteln erheuchelter Demuth und verstellter Frömmigkeit mußte dieser „jugendliche Jupiter mit dem Donnerkeile" greifen, um aus dieser verzweiflungsvollen Lage sich zu befreien. So wenig kannte der König die Gemüthsart und Bildungsstufe des Kronprinzen, daß er immer noch den besten Erfolg von Erbauungsbüchern und geistlichen Tractaten hoffte, die er ihm zugeschickt. Friedrich versichert, daß er mit Eifer sich darein vertieft, und das größte Plaisir daran findet, ganz und gar dem Willen des Königs nachzuleben.

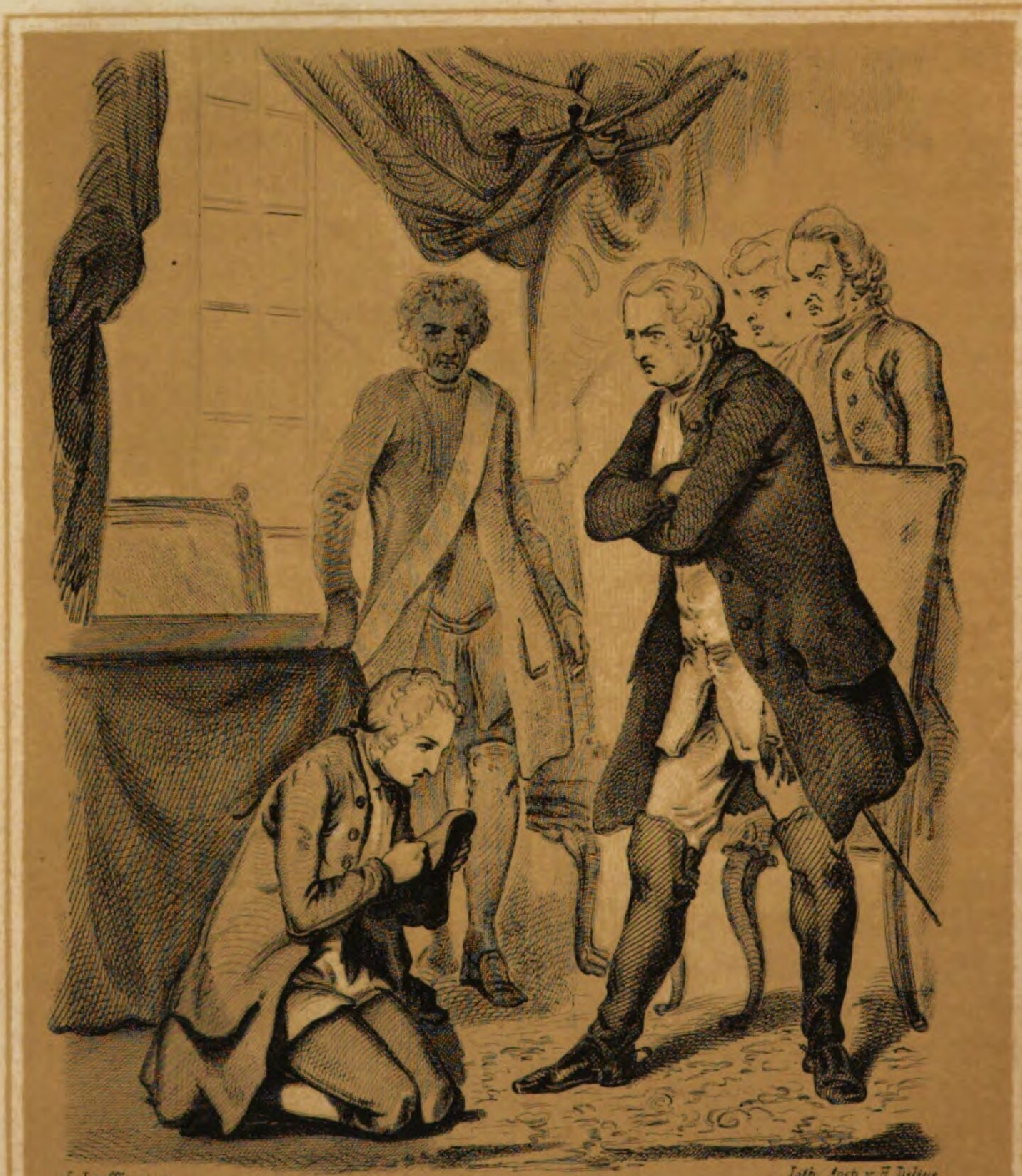
Zum ersten Male nach seiner Gefangenschaft schrieb hierauf der König den 3. Mai 1731 an den Kronprinzen: „Ich habe Euren Brief erhalten, darinnen Ihr mich danket für die geistlichen Bücher, die ich Euch geschickt habe. Wollte Gott, Ihr hättet meinen väterlichen Rath gefolgt, so wärt Ihr nicht in solch Unglück verfallen, denn die verfluchten Leute, die Euch inspirirt haben, durch die weltlichen Bücher weise und klug zu werden, haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit ist zu nichts und zu Quark geworden. — — Gott gebe, daß Euer falsches Herz durch Euren Arrest möge vollkommen gebessert werden und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammte, gottlose Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blut abwaschen." —

Um diese Zeit verlobte der König die ältere Schwester Friedrichs, die Prinzessin Wilhelmine, mit dem Markgrafen von Baireuth und ließ unter der

Hand den Kronprinzen wissen, daß er auch an seine Vermählung ernstlich denke. An Herrn v. Wolden schreibt der König den 25. Mai: „Der Kronprinz, Euer Untergebener, soll sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen; sich das englische und französische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische, politische und alle verdammliche Falschheit aus dem Herzen lassen und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade. Er soll auch wissen, daß seine älteste Schwester sich in Zeit von vier Wochen mit des Markgrafen von Bayreuth seinem Sohne verheirathen würde und wo ich es a propros finde, soll Er auch heirathen, und zwar eine Prinzessin, die nicht aus dem Englischen Hause ist, doch soll er von etlichen dann die Wahl haben, was Ihr ihm sagen könnt."

Der Kronprinz gerieth außer sich darüber, daß der König seine Schwester gegen ihre Neigung vermählen wolle und ihm ein gleiches Schicksal bevorstehe. Dennoch bekämpfte er seine innere Empörung darüber, schrieb die de- und wehmüthigsten Briefe an den König und bat um die Gnade, sich ihm zu Füßen werfen zu dürfen. Die Antwort des Königs war hart. „Es wird Euch" — schreibt er an Wolden — „auf Eure Anfrage wegen des Fußfalls der Bescheid gegeben, daß der Kronprinz in Cüstrin verbleiben soll und werde ich die Zeit schon wissen, wenn das böse Herz wahrhaft gebessert sein und keine Heuchelei mehr darin zu finden sein wird." So unbeugsame Härte griff dem menschlich irrenden, aber auch menschlich fühlenden Kronprinzen an das Leben; er erkrankte schwer. „Der Kronprinz", schreibt Wolden an Grumbkow, „ist in Verzweiflung, da er nicht mehr weiß, was er thun soll, durch alle seine Unterwürfigkeit nichts gewinnt und noch immer kein Ende sieht, aus dieser Galeere wieder frei zu werden." Die Nachricht von dem Erkranken des Kronprinzen machte zum ersten Mal einigen Eindruck auf den König. „Ihr sollt", schreibt er dem Hofmarschall, „Eurem Untergebenen Muth zusprechen; ich werde bald nach Cüstrin kommen, sodann will ich ihn sehn. — Ich ließe ihn aber bitten, er möge sich nur nicht verstellen, denn ich würde dies sonst nicht gut aufnehmen. Ihr könnt ihn indessen nur zufrieden sprechen."

Der König traf am 15. August, von den Generalen Grumbkow und Derschau begleitet, in Cüstrin ein, stieg bei dem Commandanten General v. Lepel ab und ließ sogleich den Kronprinzen rufen. Dieser warf sich vor dem


L. Loeffler inv.
Lith. Anst. v. H. Delius

Vater auf die Knie und mußte eine heftige Strafpredigt aushalten. Der König erinnerte ihn daran, daß er ihn „auf das allerrüdeste und härteste im sächsischen Lager tractirt habe", in der Hoffnung er werde sich bessern. „Wenn ein junger Mensch", fuhr er fort, „Thorheiten begeht in Curtoisiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonniren, aber mit Vorsatz schlechte Streiche und dergleichen Actionen zu thun, da gebe ich keinen Pardon." Er warf ihm sein leichtsinniges Schuldenmachen vor, was nicht anders gewesen, als habe er „das Geld gestohlen". Er mußte bekennen, daß er nach England habe gehn wollen und Katte von ihm verführt worden sei. Mit spöttischer Anspielung darauf, daß der Kronprinz immer einen Abscheu vor dem Tabackscollegium gehabt, sagte der König: „Es kann sein, daß Euch meine Compagnie nicht ansteht, ich habe freilich keine französischen Manieren und kann keine bon mots auf die petit-maitre Manier hervorbringen, was ich für die größten Bärenhäutereien erkläre. Ich bin ein deutscher Fürst und werde als solcher leben und sterben." Zuletzt kam er auf das Kapitel von dem Christenthum und nachdem er ihm auch hierüber tüchtig den Text gelesen und der Kronprinz sich ihm mehrmals zu Füßen geworfen und mit den heiligsten Betheurungen versichert hatte, er habe sich ganz zu seines allergnädigsten Königs und Vaters rechtgläubigem Christenthume bekehrt, hob er ihn auf und umarmte ihn. Friedrich begleitete den Vater bis an den Wagen, wo er ihm im Angesicht vieler hundert Zuschauer die Füße küßte. Der König verabschiedete ihn hierauf mit den tröstlichen Worten: „Da ich glaube, daß Eure Reue aufrichtig gemeint ist, werde ich nun schon weiter für Euch sorgen*)."

Sogleich nach seiner Rückkehr schickte der König einen Schneider und einen Schuhmacher nach Cüstrin, um den Kronprinzen, der in sehr dürftigem Anzuge vor ihm erschienen war, mit neuen Kleidungsstücken zu versorgen. Eine neue Instruction vom 31. August 1731, welche Wolden erhielt, hob den Stadtarrest des Kronprinzen auf und schrieb vor, ihn auf die Aemter zu führen, um die Landwirthschaft praktisch zu lernen. „Es soll", heißt es darin, „meinem Sohn Alles gesagt werden, wie die Wirthschaft geführt wird, er muß wissen wie gemistet, gepflügt, gesäet und der Acker bestellt werden

*) Aus einem geheimen Berichte Seckendorfs. Friedrich Wilhelm I., Bd. III. S. 50.

muß, wie ihm dann auch von der Viehzucht der nöthige Unterricht zu geben und zugleich zu zeigen ist, wie das Brauwesen tractirt, gemaischt, das Bier gestellt, gefaßt, auch das Malz zubereitet wird." Dem Kronprinzen sollte erlaubt sein, Jagden anzustellen, doch war ihm verboten, über Nacht außerhalb Cüstrin zu bleiben. „Einer von Sie drei (v. Wolden, v. Natzmer, v. Rohwedel) muß jederzeit bei dem Kronprinzen sein, daß er niemals allein ist, auch mit niemanden sprechen kann und daß er bei kein Mädchen oder Frauensmensch kommt, soll immer Einer von Sie bei ihm schlafen." Streng verboten waren französische und deutsche weltliche Bücher, Musik und Tanz; dagegen eingeschärft: „des Morgens und Abends Betstunde zu halten mit Singen und Beten und lesen eines Capitels aus der Bibel." In den Sitzungen der Domainenkammer erhielt er jetzt seinen Sitz neben dem Präsidenten angewiesen; ausdrücklich bemerkte der König: „Fritz soll nicht blos unterschreiben, sondern selbst arbeiten." Für seinen Hofhalt erhielt er monatlich 221 Thaler angewiesen, wovon er alles, was er brauchte, und außerdem noch das Futter für die Pferde, Hausmiethe, Kostgeld für acht Bediente, Holz, Licht, Wäsche u. s. w. bestreiten sollte. Der König sah die eingeschickten Rechnungen genau durch; zu der für October, nach welcher sich nur drei Groschen Ueberschuß ergaben, bemerkt er: „aus der eingeschickten Rechnung habe ich ersehen, daß Ihr nicht so gut Haus gehalten, wie es wohl sein sollte, weshalb Ihr dahin sehn müßt, daß die Haushaltung mit gehöriger Menage geführt werde." Er ertheilt nun dem Kronprinzen Anleitung, wie er seinen Küchenzettel einrichten müsse. „Bei Eurer Wirthschaft", schreibt er ihm, „müßt Ihr Euch aller Menage befleißigen und Euch täglich von dem Koch einen Aufsatz von allem Essen und was er an Zuthat daran gebraucht, geben lassen und sodann examiniren, ob nicht zuviel in einem, oder dem anderen Stücke angesetzt ist, welches ihr corrigiren müßt und schicke ich euch hierbei ein Schema, danach Ihr Eure Einrichtung machen könnt."

„Ich werde mir", antwortet der Kronprinz, „auf die Menage recht appliciren und heute gleich anfangen, mir einen Küchenzettel geben zu lassen. Gestern ist in Wollup geschlachtet worden und als ich dieses hörte, schickte ich gleich hinüber, um einen fetten Braten zu kriegen und weil ich weiß, daß mein allergnädigster Vater gern Schweinebraten ißt, so habe ich mich die Freiheit genommen, ihm einen zu übersenden."

Landwirthschaft, Jagd und das Exercierreglement waren die Gegenstände, für welche der König die Leidenschaft des Kronprinzen geweckt zu sehen wünschte und dieser verstand es jetzt sehr gut, den gestrengen Vater hierin zufrieden zu stellen. Er meldet, wie er die Ställe und Mistgruben der Aemter in Augenschein genommen, wie er einen weißen Hirsch von achtzehn Enden eingespürt, auch einige Schmaalthiere und Rehe geschossen hat. Er kannte die Schwächen seines Vaters genau und um seine vollständige Zuneigung wieder zu gewinnen, schrieb er ihm: „Der Major v. Röder von die Würtenberger ist hier durch passirt; er hat einen schönen großen Kerl vor meines allergnädigsten Vaters Regiment, welchen ich nicht ohne blutigen Herzen habe ansehen können, wenn ich bedenke, daß ich nicht mehr Soldat bin. Ich versehe mich zu meines allergnädigsten Vaters Gnade, Er werde es mit mir gut machen, ich verlange auch nichts, kein Glück in der Welt, als was von ihm kömmt und hoffe, Sie werden sich wohl mal meiner in Gnade erinnern und mir wieder den blauen Rock anziehn." Anders lauteten freilich die Geständnisse, die Friedrich in derselben Zeit seinen Umgebungen machte. „Ich versichre Sie", äußerte er gegen Hille, „mein höchstes Vergnügen ist das Lesen (aber nicht Gebetbücher und Acten), ich liebe auch die Musik, aber den Tanz weit mehr. Ich hasse die Jagd, doch reite ich gern. Wär' ich mein eigner Herr, ich würde dies alles nach meinem Gefallen treiben, allein ich würde einen guten Theil meiner Zeit auf meine Studien verwenden, wozu keineswegs „die Anschläge" gehören, bei denen ich mich auf euch andern Herrn verlassen würde. Außerdem würde ich sehr darauf sinnen, daß meine Tafel fein und delikat besetzt sei, jedoch ohne Verschwendung. Ich würde gute Musiker haben, allein wenige und nie über Tafel, da mir die Musik zur Erholung dienen, mich aber nicht in der Unterhaltung beim Essen stören soll. Zu Mittag würde ich offne Tafel halten, am Abend meine Freunde bei mir sehen und sie gut bewirthen." Auch hier in dem engen Kreise der Beschäftigung, welcher ihm gezogen war, machte der Geist Friedrich's sich als eine außergewöhnliche Erscheinung bemerkbar. „Möge nur der gütige Gott", schreibt Wolden an Grumbkow, „dem Könige das Leben noch auf einige Jahre fristen, damit der Kronprinz zur Reife gelangt und dann wette ich, daß er einer der größten Fürsten werden wird, welche das brandenburgische Haus jemals hervorgebracht hat."

4. Friedrich im hechtgrauen Rock auf dem Hofballe in Berlin; — muß nach Cüstrin zurück; — soll statt des Champagners Bier trinken; — seine Liebschaft mit Frau v. Wreech; — Bekenntnisse seines Leichtsinns. — Der kaiserliche Hof verfügt über seine Hand. — Die Prinzessin Elisabeth von Bevern wird ihm aufgezwungen. — Der Kaiser setzt für den Kronprinzen ins Geheim eine Pension aus, um ihn zu bestechen. — Des Königs Empfehlungsschreiben für die Braut. — Friedrich will sich erschießen. — Die Verlobung.

Nur sehr langsam wurde das Herz des Königs den Wünschen des Kronprinzen wieder zugänglich. Vergebens hatte er gehofft, es werde ihm die Vergünstigung zu Theil werden, zur Vermählungsfeier seiner Schwester, welche am 20. November 1731 statt fand, nach Berlin befohlen zu werden; erst zum 24. November beschied ihn der König zu einem Hofball und verleidete ihm dies erste Wiedersehn mit der Mutter und der geliebten Schwester dadurch, daß er ihn zwang in dem „hechtgrauen Oberrock", den er in Cüstrin tragen mußte und in welchem er sich selbst wie ein Baugefangener vorkam, mitten in der glänzenden Ballgesellschaft zu erscheinen.

Auf die Verwendung Seckendorfs, des Fürsten Leopolds und einiger anderen Generale, welche den König baten, den Kronprinzen wieder in die Armee eintreten zu lassen, erlaubte er ihm, bei einem Gastmahle, welches Seckendorf gab, in der Uniform des v. Goltzischen Regiments erscheinen zu dürfen; doch mußte er das Soldatenkleid, als er zur Schreibkammer nach Cüstrin zurückkehrte,, in Berlin zurücklassen. In seinem nächsten Schreiben (Cüstrin den 8. December) bedankt sich Friedrich bei dem Vater für alle ihm in Berlin erwiesene Gnade, besonders aber dafür, daß er ihn „wieder zum Offizier gemacht habe." Er fährt nun fort, dem Könige Verbesserungsvorschläge für die Landgüter einzureichen, bittet um ein Exercier-Reglement und meldet, daß er „auf dem Neumühlschen Saugarten 20 Stück Sauen todt gemacht und zwar acht hauende Schweine, zwei Bachen und zehn Fröschlinge." Besseres verlangte der König nicht; nur das Eine gefällt ihm nicht, daß er auf der Rechnung einige Flaschen Champagner findet, statt dessen er als weit zuträglicher das Bier empfiehlt. „Ich werde", antwortet Friedrich, „in allen Stücken meines allergnädigsten Vaters Befehl nachleben und das Bier anlangend, so ist hier ein sehr gutes Bier, daran ich mich schon gewöhnt habe. Champagnerwein habe ich nur getrunken, weil es die Doctores befohlen haben." —

Daß sich der Kronprinz in seiner Lectüre nicht blos auf die geistlichen Erbauungsschriften, wenn er Durst hat, nicht blos auf Weißbier und in der Liebe nicht auf die seines Nächsten beschränkte, geht aus vielen seiner eignen Geständnisse, die aus jener Zeit uns aus dritter Hand vorliegen, hervor; wir wollen uns darüber nicht täuschen: die ursprünglich leichtsinnig geniale Natur Friedrichs war durch die Gefangenschaft in Cüstrin nur auf sehr kurze Zeit zurückgedrängt worden und brach um so ungebundener wieder hervor; nur daß er dabei vorsichtiger war, als früher. Es hatte sich in dieser Zeit die Gemahlin des Obersten v. Wreech, eine geborne v. Schöning, seiner ganz bemächtiget, und anstatt auf den Königlichen Aemtern die Felder und Ställe zu untersuchen, fand er angenehmere Unterhaltung bei jener schönen Frau auf dem Schlosse Tamsel, welches er von Cüstrin aus in schnellem Ritte bald erreichen konnte. Hier traf ihn im October 1731 der General Graf Schulenburg, welcher es dienstbeflissen für seine Pflicht hielt, dem General Grumbkow von dem, was er dort gesehen und gehört Nachricht zu geben. „Ich nahm mir", schreibt Schulenburg, „die Freiheit, dem Kronprinzen zu sagen: Sie müssen sich bemühen, ein tadelfreies Leben zu führen und vor allem ist nöthig, sich nicht der Verführung zu überlassen: dies vorübergehende Vergnügen wird ihnen tausend Kummer bereiten. Er gab mir zur Antwort, daß er jung sei und sich nicht in seiner Gewalt habe, daß Gott nachsichtig sei und dies nur kleine Sünden wären; sein Vater habe es in seiner Jugend auch nicht besser gemacht. Obwohl ich nun meine ganze Beredtsamkeit angewendet, so gestehe ich doch, daß ich ihm keine anderen Gesinnungen beibringen konnte und mir scheint es ein Wunder zu sein, wenn er sich in diesem Punkte ändern würde." Ueber die Ehe hatte er sehr leichtfertige Gedanken; er erklärte zwar sich hierin dem Befehl des Königs zu fügen, dann aber seine Frau ruhig sitzen lassen und nach seinem eignen Geschmack zu leben; seiner Gemahlin würde er dieselbe Freiheit gestatten. Auf die Einwendung, daß der König die Partei seiner Frau nehmen werde, bemerkte er: „da würde ich schon für gute Ordnung sorgen, daß sie es nicht wagen sollte zu klagen." — „So viel ist gewiß" schreibt Schulenburg, „wenn der Kronprinz nicht kurz gehalten wird, dürfte er sehr umschlagen. Zu wiederholten Malen sagte er mir: ich bin jung, ich will mein Leben genießen. Als Sie jung waren sind sie gewiß nicht tugendhafter gewesen und wer

weiß, was sie noch eben jetzt in Wien getrieben haben." Bald darauf machte der Kronprinz dem Grafen Schulenburg einen Gegenbesuch in Landsberg; auch hierüber berichtet dieser an Grumbkow. Obschon er Zweifel in seine Tugend und Gottesfurcht setzt, so erkennt er dennoch in ihm den zukünftigen großen Mann: „Ich stellte ihm die Offiziere meines Regiments vor, er empfing sie (obwohl er nur den hechtgrauen Oberrock trug) wie ein König. Es ist kein Zweifel, daß er fühlt, wer er ist und wenn er dies werden sollte, wird er es geltend zu machen wissen." —

Der König hatte, seitdem er den Kronprinzen begnadiget, in seinen Briefen an ihn öfter Anspielungen gemacht, daß er ihn zu verheirathen gedenke. Auch dieser Angelegenheit bemächtigte sich der Wiener Hof, um sie zu seinem Vortheil auszubeuten. Es hielt jetzt nicht schwer, dem Könige den Gedanken an die Vermählung Friedrichs mit einer englischen Prinzessin vollständig und für immer zu verleiden. Die Kaiserin hatte Friedrich eine ihrer Nichten, die Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Bevern (geb. den 8. November 1715), bestimmt und Seckendorf erhielt die, zur Ausführung dieses Planes nöthigen, Befehle. „Man sieht bei dem kaiserlichen Hofe" — schreibt Prinz Eugen an Seckendorf den 12. Mai 1731 — „die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer Prinzessin von Bevern als das geeignetste Mittel an, ihn von seinen dermaligen Prinzipien abzubringen."

Wie ein geschickter Taschenspieler die Karten so zu mischen und zu halten versteht, daß derjenige, dem er die freie Wahl läßt, sich eine nach Belieben zu ziehen, nur nach der ihm zugedachten greift, so that auch Seckendorf. Er schlug dem Könige sowohl als dem Kronprinzen drei Prinzessinnen aus den Häusern Gotha, Eisenach und Braunschweig vor, allein nur die letztgenannte war es, die gewählt werden mußte. — „Der Kronprinz", meldet Seckendorf nach Wien, „ist resolvirt zu heirathen, indem er sieht, daß eher keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche unter der Bedingung, daß sie weder dumm, noch widerlich sei, fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könne. Uebrigens sagte er mir: er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen. Er sei Musiker, Moralist, Physiker, Philosoph, Mechaniker, werde aber weder General, noch Soldat werden, sich nie

in das Detail der Geschäfte mischen, sein Volk glücklich machen, gute Minister wählen und diesen die Regierung überlassen. Er weiß, daß die Engländer noch einen Versuch wegen der Heirath thun wollen, fürchtet aber, daß er ohne Effect sein dürfte."

Friedrich Wilhelm hatte seit Jahren schon den Wunsch gehegt, dem Kaiser sich einmal persönlich vorstellen zu können, um mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs und die ihm so sehr am Herzen liegende Erbfolge in Berg und Jülich Verabredung treffen zu können. Endlich wurde ihm dieser Wunsch gewährt, allein der kaiserliche Hof hatte dabei ganz andere Absichten. „Eine der ersten Wirkungen von solcher Zusammenkunft" — schreibt Eugen an Seckendorf den 29. Januar 1732 — „wäre die Bevernsche Heirath mit dem Kronprinzen, obgleich Ew. Excellenz unter der Hand Alles anzuwenden haben, damit dessen Entschließung nicht zu lange ausgestellt werde und je eher, je besser zu Stande kommen möge. Hierbei versteht es sich von selbsten, daß alles, was Ew. Excellenz zur Beförderung dieses Heirathswerkes beitragen, auf eine Art von ihnen geschehen müsse, daß außer Grumbkow niemand merken könne, als ob Sie einigen Antheil hätten, da vornehmlich die Königin eher das an England will glauben machen, daß Sie derjenige wären, der den König von der, dem englischen Hofe so hochangelegenen doppelten Vermählung abgehalten hätte. Da nun Kaiserliche Majestät England nicht vor den Kopf stoßen wollen, die dasige Heirath aber unmöglich gern sehen können, so ist mit äußerster Vorsichtigkeit hierinnen umzugehn, um den, mit der Prinzessin von Bevern abzielenden Endzweck zu erreichen, da Allerhöchstdieselben um so mehr wünschen, als sie solchen als das verläßigste Mittel ansehn, den, nach Ew. Excellenz und des General Grumbkow Berichten auf so gutem Wege nun seienden Kronprinzen auf beständig herbeizuziehen. Da dieses Letzte von höchster Wichtigkeit ist, so wollen Kaiserliche Majestät, daß Ew. Excellenz nichts unterlassen, um des Kronprinzen Vertrauen, so viel nur immer ohne ein, dem Könige verursachtes Aufsehen geschehen kann, auf alle mögliche Weise sich zuzuziehen, zu dem Ende Sie ihn in allem an der Hand zu gehn, auch wie solches am füglichsten geschehen könne, mit Grumbkow zu überlegen und übrigens bei allen Gelegenheiten Ihn, den Kronprinzen, der ganz besonderen Neigung und Liebe, so Kaiserliche Majestät für ihn und sein Haus hätten, auf das Kräftigste zu versichern haben. Und da

zu desselben vollkommner Gewinnung keine füglichere Gelegenheit doch nicht sein kann, als ihm in seiner dermaligen Bedürftigkeit mit Geld beizustehn, so haben Kaiserliche Majestät eine Summe von 2000 bis 2500 Ducaten dazu gewidmet, die Ew. Excellenz von Zeit zu Zeit zu empfangen und nach Ihrem Vorschlag, theils zur Anwerbung großer Leute, theils auf eine andere Art anzuwenden haben werden, wodurch der Kronprinz die ihm zugedachte Beihülfe in der That genieße, der König aber in keinen Argwohn, als ob demselben von hier aus, oder anderer Orten Geld zukomme verfallen könne. u. s. w."

Der kaiserlichen Partei war es vortrefflich gelungen, den König für die Bevernsche Heirath zu gewinnen und ihm dabei die Einbildung zu lassen, als ob alles von ihm allein ausgegangen sei. Dem Kronprinzen kündigt er sein Glück in einem der merkwürdigsten Briefe, den jemals in solchen Angelegenheiten ein Vater seinem Sohne geschrieben haben dürfte, an. „Mein lieber Sohn Fritz", schreibt er ihm den 4. Februar 1732, „es freut mir sehre, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich incommodirt sind, also nehmt Euch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie ihr zu Berlin gewesen seid, hab' ich Euch alles vergeben, und von die Berliner Zeit, da ich Euch nicht gesehen, auf Nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als Euch mit einer ordentlichen Schwiegertochter zu versehen und euch suchen noch bei meinem Leben zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß ich die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, habe examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education haben. Da hat sich denn die Prinzessin die älteste von Bevern gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen; so müssen Frauen sein. Ihr sollt Mir cito Euer sentiment schreiben. Die Prinzessin ist nit häßlich, aber auch nit schön; Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch davon geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch reisen lassen. Die Hochzeit kann vor zukünftigen Winter nicht sein, indessen werde sehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal seht in alle honneur, damit Ihr sie doch kennen lernt. Sie ist ein gottesfürchtig Mensch und dies ist

Alles, sie ist comportable, so wohl mit Euch, als mit den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen u. s. w."

Friedrich dankte dem Vater für die gnädige Sorge, die er für ihn gehabt und bezeigt ihm seine Freude über den Gedanken an sein zukünftiges Glück. Anders aber lauten die Briefe, die er an den General Grumbkow schreibt. „Urtheilen Sie selbst" — schreibt er ihm den 19. Februar 1732 — „ob ich sehr erfreut über die Beschreibung sein kann, die Sie mir von dem entsetzlichen Gegenstande meiner Wünsche machen. Um Gottes Willen! enttäusche man doch den König über seine Auswahl und möge er bedenken, daß die Einfältigen gewöhnlich auch die Häßlichen sind. Unglücklich so, oder so, das kommt auf eins hinaus. — Der König soll doch bedenken, daß er sich nicht für sich verheirathet, sondern, daß ich es bin und daß er tausendfachen Aerger davon haben wird, die unglücklichste Ehe zweier Personen, die sich hassen, zu sehn und ihre gegenseitigen Klagen zu hören. Als guter Christ sollte er doch bedenken, ob es gut gethan sei, die Leute zu zwingen, Ehescheidungen und alle jene Sünden zu veranlassen, welche die Folgen eines erzwungenen Ehebündnisses sind. Eher bin ich zu allem in der Welt entschlossen und da die Sachen so stehen, so können Sie es dem Herzog von Bevern mit guter Manier wissen lassen: möge kommen, was da will, ich nehme sie nie! — Noch weiß ich mir zu helfen: ein Pistolenschuß kann mich von allen meinen Sorgen und von meinem Leben befreien! — Soll ich mit meiner Gattin als Gemahl leben, so muß sie schön sein, so müssen unsre Herzen sympathisiren, ohne dieses ist es nicht möglich, daß ich sie jemals lieben werde und wenn der König dabei die Absicht hat, sich meiner zu versichern, so ist dies nicht das rechte Mittel. Kommen wir daher bei Zeiten unserem Unglücke zuvor, damit wir nicht Ursache haben, unsere Nachlässigkeit zu bereuen." — Einige Aufklärung über die Verzweiflung des Kronprinzen erhalten wir durch einen Brief Seckendorfs, welcher dem Prinzen Eugen die Drohung Friedrichs: sich die Kugel durch den Kopf zu jagen, mittheilt und hinzufügt: „da mir nicht begreiflich vorkam, wie der Kronprinz auf solche notorisch contraire Extremität verfallen könnte, so habe nebst Grumbkow mir die Mühe gegeben, hinter den Grund dieser wunderhaften und in der That nicht erlaubten Aufführung zu kommen. Nun haben wir erfahren, daß der Kronprinz bereits seit einigen Wochen sich in starke amour mit der

Frau des Obersten v. Wreech, einer Tochter des sächsischen Feldmarschalls v. Schöning, eingelassen, mit welcher Dame er mit Wissen aller derjenigen, so sich um ihn befinden, in solche Ausschweifung verfallen, daß er sich wenig Zeit giebt, eine so wichtige Sache, wie der König mit ihm vorhat, reiflich zu überlegen." —

Unterdessen hatte der König den Herzog von Bevern und seine siebenzehnjährige Prinzessin Tochter nach Berlin eingeladen, wo die feierliche Verlobung am 10. März 1732 vollzogen wurde. Der Vater hatte ihn zur Belohnung für seine Willfährigkeit zum Obersten eines Infanterie-Regiments ernannt, dessen Standquartier Ruppin war, wo Friedrich seine Wohnung nahm. Noch an dem Tage der Verlobung äußerte der Kronprinz gegen Seckendorf: „ich habe durchaus keinen Widerwillen gegen die Prinzessin, sie ist ein gutes Herz, ich gönn' ihr alles Gutes, aber lieben kann ich sie nie." Die arme, verlegene Prinzessin hatte schon bei der ersten Vorstellung viel von dem spöttischen Witze ihres zukünftigen Gemahls zu leiden und der König sah sich genöthiget, dem Kronprinzen unter Androhung seines Zornes zu befehlen, zärtlich zu sein. „Man will mich" — schreibt Friedrich aus Ruppin den 4. September 1732 an Grumbkow — „mit Stockschlägen zwingen verliebt zu werden, allein da ich unglücklicher Weise nicht die Natur des Esels habe, fürchte ich sehr, es wird nicht gelingen. Mein Gott! ich wünschte doch, man möchte sich erinnern, daß man mir diese Heirath nolens volens angetragen hat und daß der Preis dafür meine Freiheit war. Ich hoffe, daß man sich, sobald ich verheirathet sein werde, nicht weiter in meine Angelegenheiten mischen werde, sonst würden die Sachen schlecht ablaufen und die Prinzessin könnte darunter leiden. Die Heirath macht majorenn, als Ehemann bin ich Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts darin zu befehlen. Nur keine Frau bei irgend einer Regierungsangelegenheit. Ich glaube daß ein Mann der sich von Frauen regieren läßt, der größte Cujon von der Welt und des Namens eines Mannes unwürdig ist. Deshalb, wenn ich mich verheirathe, thu' ich es als galant'homme, d. h. Madam kann thun, wozu sie Lust hat, ich thue was mir gefällt; es lebe die Freiheit! Sie sehn, mein lieber General, mein Herz ist etwas weitläufig und mein Kopf heiß; allein ich kann mir keinen Zwang anthun, ich sage Ihnen meine Gedanken, wie ich sie vor Gott habe. Sie werden mir gewiß zugeben daß der Zwang ein sehr entgegenge-

setztes Mittel zur Liebe ist, die sich niemals erzwingen läßt. Ich liebe allerdings das schöne Geschlecht, allein sehr flüchtig, ich will nur das Vergnügen, hernach verachte ich sie. Nun urtheilen Sie selbst, General, ob ich von dem Holze bin, aus welchem man gute Ehemänner schnitzt. Ich werde mein Wort halten, ich werde mich verheirathen, allein hernach nichts weiter, als: Madam, guten Tag und guten Weg! Je mehr man zu einer Sache gezwungen wird, desto größer wird der Abscheu davor."

---

5. Friedrich in Ruppin; — fängt einen langen Schäferknecht ein. — Geldklemme. — Der Kaiser weist 2500 Dukaten für ihn an. — Maitressen und Schulden. — Ehestandsgedanken. — Die Stumme von Braunschweig. — Der gute Humor siegt. — Spottgedichte auf den König von England. — Hochzeit und Einholung.

Für die strenge Eingezogenheit, in welcher der Kronprinz in Berlin und Cüstrin hatte leben müssen, entschädigte er sich jetzt vollständig in Ruppin, wo er unter den Offizieren seines Regiments mehrere durchtriebene und ausgelassene Gesellschafter fand, die vor keinem noch so tollen Streiche, den er angab, zurücktraten. Allein so unverwüstlich war die Genialität Friedrichs, daß sie eben so wenig, wie durch die Härte des Vaters, durch die bösen Einflüsse roher Zechbrüder hätte können unterdrückt werden. Mitten unter den Bekenntnissen seines sittlichen Leichtsinns blitzt sein philosophischer Geist oft überraschend auf. In einem Briefe an Grumbkow, in welchem er sich über das kleinstädtische Leben in Ruppin lustig macht, erkennt er doch auch die vortheilhafte Seite davon an. „Man kann hier", schreibt er, „ungestört studiren, seine Betrachtungen über die Begebenheiten anstellen und kommt sehr von der Verblendung zurück, welche der eitle Glanz der Größe verbreitet. Je höher man gestellt ist, desto mehr Sclave ist man, sowohl von den anderen großen Herrn, als auch vom Staate, von den Zudringlichen, von den Geschäften und vor allem von dem Wörtchen: Was werden die Leute dazu sagen? Vielleicht lachen Sie darüber, daß ich in meinem Alter dergleichen Betrachtungen mache, die dem Weltleben so fern zu liegen scheinen. Nichts desto weniger liebe ich dies auch und mein lebhaftes Temperament

treibt mich oft ungestüm den Vergnügungen zu, für welche die Jugend toll und blind ist. Allein mich hat das Unglück gelehrt, dies Feuer zu mäßigen und obwohl noch weit davon entfernt, mich selbst beherrschen zu können, oder der Welt Valet (Lebewohl) zu sagen, wie die Pietisten, so habe ich doch richtig denken gelernt und hoffe mit der Zeit im Stande zu sein die Vorschriften zu befolgen, welche die Vernunft mir vorschreibt. — Doch genug davon, mich erwarten 200 Stück Austern und der köstlichste Champagner*)."

In einem anderen Tone sind freilich die Briefe abgefaßt, welche Friedrich in dieser Zeit an seinen Vater schreibt; von Philosophie, Dichtkunst und Champagner durfte darin nicht die Rede sein, sondern von dem Exercierreglement und großen Soldaten; hin und wieder einmal von wilden Schweinen und Kibitzeiern. „Hier unweit Perleberg" — meldet er aus Ruppin den 15. September 1732 — „ins Mecklenburgische hält sich ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuß 4 Zoll gewiß haben soll; mit Gutem ist nichts mit ihm auszurichten, aber wenn er die Schafe hüthet, so ist er alleine auf dem Felde und könnte man mit ein Paar Offiziers und ein Paar tüchtige Unteroffiziers ihn schon kriegen. Ich habe Offiziers hier, die sehr wohl dort bekannt sind, also wollte fragen, ob mein allergnädigster Vater befehlet, daß man ihn aufheben solle, oder nicht, und wofern es mein allergnädigster Vater vor gut findet, so will ich schon praecautions nehmen, daß die Sache gut gehen soll und ohne das sonderlich Lärm daraus wird, denn ich kenne den Amtmann, unter welchem der Kerl steht und kann man dem schon das Maul stopfen." Der König zieht nun genauere Erkundigung ein, worauf er befiehlt: „man solle suchen des Kerls habhaft zu werden, ihn an die Grenze locken und stillschweigend und ohne Lärm wegnehmen lassen."

Champagner aber und lange Rekruten waren theure Artikel, zu deren Anschaffung das dem Kronprinzen knapp zugetheilte Gehalt nicht ausreichte, so daß er bald wieder sich in Verlegenheit und Schulden befand. Eine so schöne Gelegenheit, den Kronprinzen sich für seine Lebenszeit verbindlich zu machen, ließ der Kaiserliche Hof sich nicht entgehen. Sobald der Prinz Eugen durch Seckendorf von der Geldklemme, in der sich Friedrich in Ruppin befand,

*) Friedrich schreibt in dieser Zeit alle seine Briefe und Aufsätze französisch; nur an seinen Vater schreibt er deutsch.

Nachricht erhält, schreibt er ihm; „Ew. Excellenz Obsorge muß vornehmlich darauf gerichtet sein, dem Kronprinzen nach und nach in Ansehung Kaiserlicher Majestät diejenigen Prinzipien beizubringen, die zu unzertrennlicher Befestigung der, zwischen den zwei Höfen dermalen unterlaufenden engen Freundschaft nöthig, zu welchem Ende man auch von hier aus sowohl mit Geld, als anderen, so zu des Kronprinzen Vergnügen gereichen mag, an die Hand gehen wird, nur daß Ew. Excellenz die nöthige Obsorge tragen, daß weder der König noch jemand anders wegen des, dem Kronprinzen zu gebenden Geldes einigen Argwohn schöpfe." — Im nächsten Briefe vom 15. März 1732 theilt Eugen dem Gesandten mit, daß auf Befehl des Kaisers „die für den Kronprinzen bestimmten 2500 Dukaten an das Banquierhaus Gebrüder Palm bereits niedergelegt sind."

Wir erwähnten schon früher, daß die Gefangenschaft zu Cüstrin den Leichtsinn des Kronprinzen nur auf kurze Zeit in Schranken gehalten hatte; die geheimen Berichte Seckendorfs an den Kaiserlichen Hof bestätigen dies ebenfalls. „Des Kronprinzen flüchtiger Sinn" — schreibt Seckendorf den 29. März 1732 an Eugen — „wird wohl schwerlich so bald können geändert werden. Der größte Fehler an ihm ist seine Verstellung und Falschheit, daher mit großer Behutsamkeit sich ihm anzuvertrauen ist. Sein größter Vertrauter ist Herr v. Natzmer, welcher sich zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich zu Liebesgeschäften brauchen läßt. Dieses ist allerdings die stärkste Passion, so man noch zur Zeit bei dem Kronprinzen remarquiret, deswegen viele Unordnung zu befürchten, wenn es zur Kenntniß des Königs kommen sollte. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug secundiren, folglich der Kronprinz in seinen Galanterien mehr einen eitlen Ruhm sucht, als eine sündliche Neigung. An Verstand fehlt es zwar dem Kronprinzen nicht, aber ist wenig Solides noch zur Zeit dabei und befleißiget er sich mehr ein bon mot, als Realität zu sagen. Daß der Kronprinz aller Orten Geld schuldig, ist richtig, daher ich mich im Geheimen zur Abtragung seiner Schulden erboten, allein da er den flüchtigen Natzmer mit in das Geheimniß ziehen und das baare Geld in Händen haben will, so wäre allzugefährlich solches zu wagen, weil die um den Kronprinzen seienden Domestiken seinen Vorrath von Geld würden gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben. Dabei ist zu fürchten,

er verschwendet das, was man ihm giebt, an die Maitressen und bezahlt dann keine Schulden, deren Abtragung um dessentwillen nöthig, damit nicht ein neuer Unwille bei dem Könige entstehe. Vor allem muß man also dahin trachten, einen Theil seiner Schulden zu bezahlen, hernach die übrigen von Ihro Majestät ausgesetzten Gelder zur Anwerbung großer Leute und Rekruten anwenden, denn viel baares Geld ihm in die Hände zu geben, wäre zu merklich, da man weiß, daß er vom Könige nur 300 Thaler empfängt und es zu sehr in die Augen fiele, wofern er tausend Dukaten baar Geld, die er von mir verlangt, in seiner Schatulle hätte." Seckendorf macht hierauf den Anfang mit 500 Dukaten, welche er dem Kronprinzen, zwischen Bücher verpackt, durch einen sichern Boten nach Ruppin schickt. Als Zeichen des richtigen Empfanges bittet er ihn, einige Stücke seines Briefes, den er zerreissen soll, ihm zurückzusenden. Mit aller Vorsicht antwortet der Kronprinz: „Das Buch, welches Sie mir geschickt haben, finde ich ganz charmant und schicke Ihnen in einem Couvert das Lied (die zerrissenen Stücke des Briefes) welches Sie von mir zu haben wünschen." Auf den hierüber von Seckendorf dem Prinzen Eugen erstatteten Bericht antwortet dieser, daß Kaiserliche Majestät die weitere Verwendung des Geldes seinem Ermessen anheimgebe. „Sonsten ist kein Zweifel" — schreibt Eugen — „daß diese Dukaten das kräftigste Mittel sind, wodurch Sie des Kronprinzen Vertrauen sich zuziehen, ihm auch eine größere Neigung gegen Kaiserliche Majestät beibringen können, zumal bei derlei flüchtigen Gemüthern nothwendig in ihre passiones hineingegangen werden muß und sich angenehm bei ihm zu machen um mit Nutzen dann operiren zu können." Gewiß war es dem Kronprinzen ein sehr peinliches Gefühl, den Gesandten eines auswärtigen Hofes um Geld angehen zu müssen, allein der König war so karg gegen ihn, daß er sich nothgedrungen wieder an Seckendorf wenden mußte. „Ich komme", schreibt er ihm im Jahre 1733, „so eben vom Könige, welcher in diesem Augenblicke mir sagt, daß ich mich zur Reise nach Braunschweig rüsten soll und da ich höre, daß man mir meine Auslagen nicht vergütigen will, so gestehe ich, daß ich sehr in Verlegenheit bin, da ich ganz auf dem Trocknen sitze. Ich bekenne Ihnen ganz frei, daß Sie mich sehr aus der Verlegenheit ziehen würden, wenn Sie mir irgend eine Summe vorschießen könnten. Ich weiß, daß ich Ihnen gegenwärtig nahe an Eintausend Thaler schulde und ich versichere, daß ich, sobald

ich verheirathet sein werde, auf Mittel denken will, zu bezahlen." Seckendorf schickt das verlangte Geld in einer Schachtel Spaniol und Friedrich verbindet mit dem Danke zugleich die Bitte: um eine noch stärkere Prise von dieser Sorte. Der Gesandte will ihn nun nicht länger in dem Glauben lassen, als sei er es, der ihm Vorschüsse mache, sondern entdeckt ihm, daß er der Gnade des Kaisers diese Unterstützung verdanke, wodurch er hofft, ihn für alle Zeit in den goldenen Ketten des kaiserlichen Hofes fest zu halten. „Sie können versichert sein" — schreibt er den 13. April 1733 an den Kronprinzen — „daß der Kaiser seiner Seits nicht versäumen wird, Ew. Königl. Hoheit diejenige Achtung zu bezeigen, welche Se. Majestät vor den persönlichen Verdiensten Ew. Königlichen Hoheit gefaßt hat. — Die Summe, welche Ew. Königliche Hoheit mir schulden, ist schon bezahlt, Ew. Königliche Hoheit werden, glaub ich, leicht errathen durch wen. Da Ew. Königliche Hoheit mir ihre gegenwärtige Noth schildern, werde ich Ihnen den Rest der Unterstützung auszahlen." Er macht ihm Hoffnung, bei der Kaiserin einige tausend Gulden für „die arme Erbprinzessin von Baireuth" aufzutreiben und theilt ihm die erfreuliche Nachricht mit, daß der Kaiser dem unglücklichen Dühan eine Pension von 400 Gulden bewilliget habe. Die Noth der geliebten Schwester in Baireuth macht dem Kronprinzen große Sorge; er betheuert Seckendorf, daß, wenn er nicht einiges Geld für sie aufgetrieben hätte, sie nicht einen Heller habe. „Ja, ja, mein Freund" — heißt es in diesem Briefe — „dies ist so betrübt, daß ich ganz schwermüthig werde, wenn ich daran denke, und wie kann ich für ihren Unterhalt sorgen, ich, der ich selbst nicht weiß wovon ich leben soll. Wenn sie nicht von anderwärts Hülfe erhält, und es ist betrübt seine Zuflucht hierzu nehmen zu müssen, weiß ich nicht, was zu machen ist. Für jetzt ist es besser sich hierzu zu entschließen, als Hungers zu sterben."

Waren dem Kronprinzen die Dukaten ausgegangen, dann hielt er sich ruhig zu Haus, beschäftigte sich mit Lesen, mit Musik und Dichtkunst. „Ich komme" — schreibt er aus Ruppin den 3. September 1733 an Grumbkow — „fast nicht einen Augenblick aus dem Hause, ich unterhalte mich mit den Todten und dieses stumme Gespräch ist mir nützlicher, als alle Unterhaltung mit den Lebenden. Bald finde ich Erholung in der Musik, bald nehme ich meine Zuflucht zur Lyra, für die Apollo mich der Begeisterung würdigt. Zu-

rückhaltend aber in meiner Gluth behalte ich alles für mich und opfre die Schöpfungen der Musen dem Gott des Feuers, welcher sie verzehrt. Dies ist mein Leben, dies sind die Vergnügungen, die mich ergötzen."

Immer näher rückte der Zeitpunkt des verhängnißvollen Hochzeittages heran; der gute Humor siegte endlich bei Friedrich über Schwermuth und Verzweiflung. „Ich gestehe" — schreibt er an Grumbkow im Januar 1733 — „daß ich keine große Ungeduld zur Reise nach Braunschweig verspüre, da ich schon im voraus weiß, was meine Stumme mir sagen wird. Dies ist indessen noch die beste Eigenschaft an ihr, und ich stimme darin mit Ihnen überein, daß ein stummes Weib ein Segen des Himmels ist. Auch heißt es in der Schrift: einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern schweige. — Kurz und gut, ich werde die Comödie von Braunschweig spielen, daß nichts daran fehlen soll. — Gegenwärtig studir ich schon die Hochzeits-Complimente und geh auf die Schweinsjagd, um mir dergleichen anzueignen. Meine Prinzessin hat mir eine Tabatiere von Porzellan geschickt, welche ich in dem Kästchen zerbrochen gefunden habe. Ich weiß nicht, ob dies eine Anspielung auf die Zerbrechlichkeit ihrer Tugend, oder des menschlichen Wesens sein sollte. Ich habe es für ein sehr schlimmes Anzeigen genommen; denn eine zerbrochene Dose bedeutet nach der geheimen Philosophie Agrippa's: Unglück in der Liebe. Dies sei für diesmal Scherz genug. Adieu lieber Freund, ich finde alle Tage mehr, daß die Welt ein närrisches Ding, und die Gnade der Großen das veränderlichste Ding auf der Welt ist. Ein falscher Bericht, ein Nichts sind im Stande alle Dienste, die wir ihnen geleistet, alle Mühe, die wir uns gegeben, ihnen zu gefallen, vergessen zu machen. Ich liebe meine Zurückgezogenheit und segne das Geschick, welches mich vor der Gicht, vor Berlin und vor der gesammten Hofclique, deren Mutter die Falschheit, deren Führer der Neid ist, bewahrt."

Die Aussöhnung des kaiserlichen Hofes mit dem englischen wurde, wie wir bereits in dem Leben Friedrich Wilhelms I. (S. 600) ausführlich erzählt haben, Veranlassung daß Seckendorf von Wien aus wiederholt den Befehl erhielt: „die Bevernsche Heirath rückgängig zu machen." Nicht nur der König, sondern auch Friedrich waren empört über das falsche Spiel, welches man mit Treu und Glauben, mit ihrem verpfändeten Wort und Gelöbniß zu treiben sich anmaßte. Außerdem fühlte sich Friedrich durch die Art und

Weise, wie Georg II. sich gegen ihn bei den früheren Verhandlungen wegen der Doppelheirath benommen hatte, beleidiget und jetzt keineswegs geneigt in nähere Verbindung mit ihm zu treten, vielmehr schwingt er seine satirische Geissel auch gegen ihn. „Was die in England neuerdings eingeführte Accise betrifft" — schreibt er im Mai 1733 an Grumbkow — „so ist dies meiner Meinung nach ein Angriff auf die Verfassung (magna charta) und der erste Schritt, um zur unbeschränkten Gewalt zu gelangen; es könnte Sr. Großbritannischen Majestät nichts schaden, wenn sie etwas kürzer gehalten würde.

Der Stolz, der ihn beherrscht, macht ihn ganz aufgeblasen,
Grübel ist bei ihm der Hochmuth über Maßen,
Zu seinem Namen mag kein Freund sich bekennen,
Mit Abscheu hört man ihn von seinen Feinden nennen.

Ich habe mir es nicht versagen können, ihm diesen kleinen Hieb der Rache zu versetzen, den ich ihm schuldig bin und ich glaube, daß er sehr glücklich wäre, wenn das Donnerwetter, welches man ihm in England bereitet, nicht mehr Erfolg hätte, als die Blitze, die ich von dem Parnaß schleudre. Ich bin der Meinung, daß die Herren Engländer ihre Verfassung (bill of rights, habeas corpus-Acte, test-Acte etc.) auf keinen schlechten Grund gebaut haben.

Der König ward vom Volk erkohren,
Sie haben Beide auf das Grundgesetz geschworen,
Wir bleiben, schwuren sie, einander treu.
Wird nun der König sein Gelübde brechen,
Nimmt er auf sich des Meineids Schuld,
Dann wird das Volk sich schrecklich rächen,
Erträgt die Sclaverei nicht in Geduld*).

*) Diese Gedichte sind in französischer Sprache geschrieben; man findet sie in F. Förster's Friedrich Wilhelm I., Bd. III. S. 217., hier eine kleine Probe davon:
. . . Je crois cependant que Messieurs les Anglais ne seront pas mal fondé:

Car le peuple et le roi,
par une foi mutuelle
ont juré sur les lois
de se rester fidèles.
Si l'un devient parjure
en dechirant ses liens,
l'autre est libre à son tour
de s'affranchir des siens.

Am 10. Juni 1733 trafen der König, die Königin und der Kronprinz in Salzdahlum, einem Lustschlosse des Herzogs in der Nähe von Braunschweig ein; die Trauung war auf den 12. Juni festgestellt. Von dem, die Grenzen alles Schicklichen überschreitenden Antrage, welchen Seckendorf am Tage vor der Hochzeit dem Könige machte, um die Vermählung nicht vollziehen zu lassen, ist bereits oben (S. 601) Erwähnung gethan. Die Vermählung fand an dem bestimmten Tage statt; der evangelische Abt Mosheim verrichtete die Trauung, am Abend darauf wurde des weltberühmten deutschen Componisten Händels Oper Parthenope aufgeführt. Die feierliche Einholung des neuvermählten Paares in Berlin erfolgte den 27. Juni.

Der König hatte für den Kronprinzen ein eigenes Palais dem Zeughause gegenüber bauen und einrichten lassen. Er überwies ihm die Einkünfte des Amtes Ruppin und schenkte ihm 50,000 Thaler zum Ankaufe des, einem Herrn v. Beville gehörenden Schlosses und Ritterguts Rheinsberg, einem kleinen Mediatstädtchen zwölf Meilen von Berlin, drei Meilen von Ruppin entfernt, wo sich unser Kronprinz bald mit aller Behaglichkeit einrichtete.

---

6. Des Kronprinzen erster Feldzug; — strenge Instruction; — soll nicht spielen, h...., saufen und schachern. — Prinz Eugen. — Friedrichs deutsche Poesie. — Rückkehr nach Ruppin.

Dieser Ruhe sollte der Kronprinz nicht allzulang pflegen, und wie wir ihn kennen gelernt haben, konnte ihm nichts erwünschter sein, als daß das deutsche Reich dem Könige von Frankreich den Krieg erklärte und er die Erlaubniß erhielt, sich zu dem preußischen Hülfsheer an den Rhein zu begeben. Ob Stanislaus oder August III. über das unruhige Volk der Polen an der Weichsel herrschen sollte? diese Frage sollte am Rheine entschieden werden. Nicht allzugünstig war Friedrich für den sächsischen Prätendenten gestimmt, dem, unter dem Beistande russischer Kanonen, Stanislaus das Feld hatte räumen müssen. „Da sitzt nun" — schreibt er den 18. October 1733 an Grumbkow — „unser großer Hans auf dem Esel, oder, um in dem Style

der Zeitungsschreiber zu berichten: der königliche Sprößling ist zum Könige von Polen erwählt worden. Ich gerathe hierüber in Wuth, allein gegen geschehene Dinge giebt es kein Mittel."

Der König stellte den Kronprinzen während des Feldzuges unter die specielle Aufsicht der Generalmajors Grafen Schulenburg und v. Kleist und des Obersten v. Bredow, denen er eine, sehr ins Einzelne gehende, Instruction ertheilte, welche jedoch mehr in der Form einer Anweisung für den Kronprinzen selbst abgefaßt war. Zuvörderst wird er ermahnt: Gott jederzeit wohl zu fürchten, auch den Herrn Jesum beständig im Herzen zu behalten; alle Sonntage dem Feldgottesdienste beizuwohnen, in der Woche 2 bis 3 Mal Betstunde zu halten. Nächstdem soll sich des Kronprinzen Liebden von all und jedem, was zum Dienst gehört, wohl und accurat informiren, z. B. daß er wisse wie die Schuhe der Musketiere sein müssen, wie lange ein Soldat in der Campagne ein Paar tragen kann, desgleichen von allen andern Kleinigkeiten bis zur einhundertpfündigen Kanone hinauf, auch endlich bis zum großen Dienste und des Generalissimi Dispositiones, als welches Alles er gründlich lernen und nichts davon auslassen muß. — Dieweil auch notorisch ist, daß es bei der Armee allerhand Menschen giebt, unter welchen sich auch viele Fürstenkinder, junge Grafen und andere junge vornehme Leute finden, unter denen aber gemeiniglich mehr böse als gute sind, so sollen des Kronprinzen Liebden Dero Gesellschaft wohl auswählen, allen Umgang mit jungen lüderlichen Leuten vermeiden, nur mit den alten, erfahrnen Generalen umgehen, in deren nützlichen Conversation er etwas Rechtes und Solides lernen kann. Inzwischen soll er doch die jungen Leute höflich tractiren, aber mit ihnen keine Cotterie machen, sondern selbige mit guten Tag und guten Weg gehen lassen. Mit dem General v. Wedell soll Er wegen des Dienstes fleißig umgehn und ihn nach Allem fragen; außer dem Dienste soll er sich aber wohl vor ihm hüthen und sich mit demselben in kein Spielen, Kaufen, Schachern, es habe solche Schacherei Namen, wie sie in der Welt wolle, noch sonsten dergleichen etwas einlassen, weil ihn der von Wedell sonsten gewiß betrügen und er sich nur exponiren wird, daß ihn die ganze Welt auslacht, welches ihm schlechte Reputation geben würde. — Da auch Se. Königl. Majestät befohlen haben, daß alle Offiziere und Volontairs beständig in der Montour gehn und sich niemals in andern Kleidern sehen lassen sollen, so sollen des

Kronprinzen Liebden stricte und genau darauf achten, bei Vermeidung Sr. Königl. Majestät Ungnade.

Es soll auch des Kronprinzen Liebden mit dem Gelde nicht auswürfig umgehn, sondern jederzeit ein guter Menageur sein, vor allen Dingen aber keine Schulden machen. Wenn es die Noth erfordert hier und da ein kleines Präsent zu machen, ist ihm solches zwar erlaubt, es muß aber doch mit guter Ueberlegung und nicht überflüssig geschehn. Es wollen auch Se. Königl. Majestät, daß des Kronprinzen Liebden gegen alle und jede Offiziers sich höflich bezeigen soll, absonderlich muß er sich am meisten an das preußische Corps attachiren und sich mit den preußischen Offiziers am meisten zu thun machen, um derselben Liebe und Vertrauen zu gewinnen, wie denn kein Fähndrich bei den Truppen sein muß, den Er nicht kenne und beim Namen zu nennen wisse. — Dieweil auch nach dem göttlichen Worte alles Spielen, Huren und Saufen ernstlich verboten ist, als verbieten Se. Königl. Majestät solches alles auch Dero Kronprinzen und wollen dergleichen sich von ihm ganz und gar nicht versehen. Es werden deshalb Se. Königl. Majestät von des Kronprinzen Liebden noch bevor er seine Reise antreten wird seine Parole auf Ehre und Reputation von ihm nehmen, daß er die ganze Campagne hindurch keine Würfel, Karten, Paar oder Unpaar und wie ein Spiel heißen und genannt werden mag spielen, auch sich auf keine Wetten einlassen wollen. — Der König bestimmte für die Tafel incl. des Weines während der ganzen Campagne 4400 Thaler. Es sollten Mittags nicht mehr als acht Schüsseln aufgetragen werden; wenn der Prinz Eugen zu Gaste bei ihm wäre vierzehn. Des Abends sollte er nur kalten Braten geben. „So oft aber der Kronprinz zu Gaste geht, sodann muß seine Küche nicht rauchen, außer einer Bagatelle für den Ordonnanz-Offizier, indem seine Küche keine Marketenderei sein soll, wie er sich denn ganz und gar nicht auf den Fuß setzen soll Marketender von der Armee zu sein."

Friedrich traf den 7. Juli 1734 in dem Hauptquartier des Prinzen Eugen in der Nähe von Philippsburg, zu dessen Entsatz dieser aufgebrochen war, ein. Eugen war, wie Friedrich selbst sagt: „nur noch der Schatten jenes berühmten Helden; er hatte sich selbst überlebt und fürchtete seinen wohlbegründeten Ruhm einer achtzehnten Schlacht auszusetzen." Er überließ den Franzosen Philippsburg und zog sich nach Bruchsal zurück.

Dem kampflustigen Kronprinzen bot sich keine Gelegenheit dar, sich die Sporen zu verdienen, indessen lernte er doch hier den Felddienst kennen und, was für seine dereinstigen Unternehmungen gewiß von entschiedenem Einfluß war, er überzeugte sich von dem schlechten Zustande und der innern Auflösung des kaiserlichen Heeres. Mit den preußischen Offizieren hielt er gute Kameradschaft und machte sich bei den Truppen dadurch beliebt, daß er für sie sorgte. Als er ein Dragoner-Regiment ohne Fourage fand und der Oberst desselben sich damit entschuldigte, daß der Prinz Eugen bei der Parole alles Fouragiren streng verboten habe, entgegnete Friedrich: „ich werde fouragiren lassen und sollte ich es von dem Altare nehmen; Cavallerie ohne Futter ist eine Scheide ohne Degen.“ Das Leben in dem Lager hatte auch den großen Vortheil für Friedrich, daß er, der in französischer Umgebung erzogen worden war, nun auch die Sprache seines Volkes sprechen lernte, ohne deren Bekanntschaft er niemals „der populäre alte Fritze“ geworden sein würde. Ein Paar merkwürdige Zeugnisse liegen uns vor, wie gut sich Friedrich schon in dieser Zeit den Ton der Wachtstube und des Marketenderzeltes angeeignet hatte, obschon wir nicht bedauern wollen, daß dies nicht seine vorzüglichste Stärke geblieben ist. An einen seiner lustigen Brüder, den Lieutenant v. Gröben, der in Ruppin bei des Kronprinzen Regiment zurückgeblieben war, schreibt er aus Weinhein den 17. August 1734: „Mitgegangen, mitgefangen sagte jener Wirth in Bilefeld und so wird es mir armen Teufel wohl auch gehn, denn ich schlendre mit die Armee mit und der Franzose wird wohl das Beste von uns kriegen. Wir wollen wieder über den Neckar und die verfluchten Kerls wollen uns nicht hinüber lassen. Was mir nun bei der Sache ärgert ist, daß in der Zeit, da wir uns die größte Mühe von der Welt geben, um durch militairische Strapazen heroisch zu werden, so sitzest Du Teuwel zu Haus und jagst den H. nach. Hier ist der Exersirteuwel auch in die Kaiserlichen gefahren, denn der Prinz Eugen exercirt nun ärger als wir, er ist oft drei Stunden dabei und fluchen die Kaiserlichen auf uns, daß es graußam ist. Grüße die Officiers und sage ihnen ich hoffte bald zehn große Kerls zu schicken.“ —

Aus dem Feldlager zu Waiblingen (den 27. August 1734.) schrieb er an denselben Offizier einen zweiten Brief und zwar in deutschen Versen.

„Voller Grillen und anderer Possen erfüllter Cavallier,
Ob ich zwar lange nicht von Deinen lieben Händen
Was schriftliches gekriegt, darin Du thätest melden
Wie es um Deiner steh und ob noch für und für
Die Confusion behalt den Triumph für und für,
Entschließ ich dennoch mich und will Dir Nachricht geben
Von unserm Zeitvertreib und dem Schlaraffenleben,
So hier der Preuße führt und das Haus Oesterreich,
Geht das so fort, adje, du heiliges, röm'sches Reich.
Der edle Rebensaft sticht mir heut ins Gehirne,
So daß ich gar vergeß den Lauf derer Gestirne.
Also schließet Poet und wünscht Dich gut zu leben
Und wird Dir tausendmal sonst gute Nacht gegeben!" *)

Nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen hatten und der Feldzug als beendet angesehen werden durfte, kehrte Friedrich im October nach Potsdam und bald darauf nach Ruppin zurück.

---

7. **Ruppin und Rheinsberg. — Des Prinzen Eugens Durchstechereien. — Geldnoth Friedrichs. — Seckendorf will ihn zappeln lassen. — Der König ruft Wolf zurück. — Beruf der Könige und Philosophen. — Friedrichs Briefwechsel mit Wolf, Suhm, Voltaire. — Poesie und Prosa des Lebens; — immer wieder in Geldnoth. — Der König wird freigebig und studirt Wolf; — es ist vor seinem Ende. — Vorstudien eines Kronprinzen. — Friedrich's Antimacchiavell. — Gedanken über Königthum und Republik. — Friedrich II. besteigt den Thron.**

Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge gewöhnte sich Friedrich bald wieder an das zurückgezogene Leben in Ruppin und Rheinsberg. Eine Zeit lang blieb er noch mit dem Prinzen Eugen in Verbindung; dieser suchte die mit Friedrich gemachte, persönliche Bekanntschaft aus den uns bekannten politischen Rücksichten zu unterhalten, um ihn ganz in das östreichische Interesse zu ziehn. Er versichert ihn in einem Schreiben vom Januar 1735, daß er dem Kaiser genauen Rapport von den avantageusen Gesinnungen Sr. Königl.

---

*) Die Originale dieser beiden Briefe, welche sich der Schicklichkeit halber nicht zur vollständigen Mittheilung eignen, befinden sich im Besitz des Geheimen Medizinalrathes Dr. Eck zu Berlin.

Hoheit abgestattet und daß der Kaiser nichts mehr wünsche, als sich ihm in jeder Rücksicht gefällig zu erweisen. Da man in Wien das Fortdauern des Mistrauens des Königs gegen den Kronprinzen kannte, so erbietet sich Eugen zu geheimen Mittheilungen: „Nichts soll Ew. Königl. Hoheit verborgen bleiben", schreibt er ihm, „was zwischen beiden Höfen verhandelt wird, sobald man nur weiß wovon Ew. Königl. Hoheit Wissenschaft zu haben wünschen und auf welchem Wege. Ich gebe mir die Ehre Ew. Königl. Hoheit als einen Beweis hiervon beifolgend eine Abschrift eines Schreibens mitzutheilen, welches ich auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers an Se. Majestät den König, Ihren Herrn Vater, so eben habe abgehen lassen."

Außerdem wird für die fernere Fortzahlung einer Pension an den Kronprinzen von Wien aus gesorgt. „Es hat zwar" — schreibt Seckendorf an Eugen, — „der Kronprinz sowohl bei mir als durch Grumbkow seine Geldnoth vorgestellt und einige Beihülfe haben wollen, weil er sich aber einige Zeit her auf keine Weise so aufgeführt, daß er der kaiserlichen allerhöchsten Gnade würdig, so habe ich ihm zappeln und in große Noth kommen lassen wollen, ehe man ihm beispringt. Es beruht also auf Ihrer Kaiserlichen Majestät Allerhöchster Entschließung, ob die auf dieses laufende Jahr ausgesetzte Pension von 3000 Dukaten soll continuirt werden. Ein gewisses Versprechen ist hierüber von mir an den Kronprinzen nicht geschehen, folglich es keinen Verstoß geben kann, wenn solches eingestellt bliebe; hingegen da die Geldnoth bei dem Kronprinzen groß, und er hinfüro allen Conferenzen mit beiwohnen soll, so bin ich der unschuldigen Meinung, man sollte es noch ein Jahr probiren." —

Des Generals Grumbkows, welcher bisher eine jährliche Pension von 1000 Dukaten erhalten, versicherte sich der kaiserliche Hof durch eine Abfindungssumme von 40,000 Gulden auf einem Brett. „Wenn jemand in der Welt Gnade verdient" — schreibt Seckendorf an Eugen — „so ist es dieser Mann." Eine unheimliche Vorahnung sagte dem Kaiserlichen Hofe, daß in Friedrich der Rächer für die, dem brandenburgischen Hause seit einem Jahrhundert angethane, Schmach erstehen werde; deshalb die Sorge, ihn ganz „heranzuziehn", mit bestochenen Creaturen zu umgeben und ihn durch ein ausgeworfenes Gnadengehalt in der schmähligsten Abhängigkeit zu erhalten.

Mit dem Vater lebte Friedrich jetzt in dem besten Vernehmen; er war

den 24. Juni 1735 zum Generalmajor ernannt worden und hatte eine Inspections-Reise nach Preußen zur Zufriedenheit des Königs ausgeführt. Dafür wurde dieser freigebiger gegen ihn, als bisher und bezahlte zu nicht geringem Erstaunen aller, die davon hörten, vierzigtausend Thaler Schulden, welche Friedrich vornehmlich bei dem Ausbau des Schlosses zu Rheinsberg gemacht hatte. Da er sein Regiment im besten Stande hielt, die Küche des Vaters fleißig mit Wild, Geflügel, Austern und Pasteten versorgte, sah dieser ihm jetzt manches nach, gestattete ihm in Rheinsberg französische Comödie, Concerte, Bälle und verwehrte ihm nicht, mit dem Philosophen Wolf und dem Atheisten Voltaire einen lebhaften Briefwechsel zu unterhalten. Für den Kronprinzen war es keine geringe Genugthuung, daß der König den, einst bei der Strafe des Stranges aus Halle vertriebenen, Professor Wolf zur Rückkehr unter annehmlichen Bedingungen einladen ließ. Wolf lehnte zwar diese Einladung ab, widmete jedoch, als ein Zeichen wahrhafter Verehrung dem Kronprinzen, welcher mit ihm Briefe wechselte, den ersten Theil seines Naturrechts. In seiner Antwort schrieb ihm Friedrich die ewig denkwürdigen Worte: „Den Philosophen steht es zu, die Welt zu unterrichten und die Lehrmeister der Fürsten zu sein. Sie müssen folgerecht denken, wir folgerecht handeln; sie müssen die Welt durch Gedanken, wir durch Beispiel unterrichten, sie müssen entwerfen, wir ausführen."

Wir werden später hören, daß Friedrich sogleich nach seiner Thronbesteigung Wolf nach Berlin berief. Friedrichs Leben nimmt von jetzt ab eine ernstere Richtung an. „Wir haben", schreibt er an einen seiner gelehrten Freunde, den sächsischen Gesandten v. Suhm in Petersburg den 23. October 1735, „unsere Beschäftigungen hier in zwei Classen getheilt, in die nützlichen und in die angenehmen. Zu den nützlichen zähle ich das Studium der Philosophie, die Geschichte, der Sprachen; zu den angenehmen: die Musik, die Trauer- und Lustspiele, die wir aufführen, die Masqueraden und Feste, die wir geben. Immer aber behaupten die ernsten Beschäftigungen den Vorrang und darf ich wohl sagen, daß wir von den Vergnügungen einen vernünftigen Gebrauch machen, indem sie uns zur Erholung dienen und den mürrischen Ernst der Philosophie aufheitern, welche sich von den Grazien nicht so leicht zu einem freundlichen Gesichte bewegen läßt." Seinen hohen Beruf im Auge schreibt er demselben Freunde, den 15. November 1737: „Ich studire

aus allen Kräften und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die nöthig sind, um auf würdige Weise aller der Dinge Meister zu werden, welche einst meines Amtes werden können; kurz ich arbeite, um mich besser zu machen und um mir den Geist mit allem demjenigen zu erfüllen, was das Alterthum und die Neuzeit uns an glänzenden Vorbildern aufgestellt haben."

Für den vielbewunderten Dichter Voltaire hegte Friedrich schon längst die größte Verehrung. Den ersten Brief an ihm schrieb er aus Rheinsberg den 8. August 1736. Er überschickt ihm eine Vertheidigung Wolf's gegen die wider ihn erhobenen Anklagen des Unglaubens und des Atheismus. Mit der größten Bescheidenheit bittet er Voltaire: ihn nicht von der Zahl derjenigen auszuschließen, welche er seines Unterrichts würdig findet. Sein höchster Wunsch ist: „in Voltaires Fußtapfen zu treten, in dessen Schriften er die Tugend in den reizendsten Farben geschildert findet allein um Voltaire nachzuahmen muß man Voltaire selbst sein." Die ihm als Prinzen zu Theil gewordenen Vorzüge der Geburt nennt er: „fremde, äußerliche Zuthaten, die mit unserem feineren Wesen nicht in Verbindung stehn." „Wie viel Dank" — ruft er aus — „ist man denen schuldig, welche die Wissenschaften und Künste mit Glück anbauen! Den Fürsten kömmt es zu, Ihre Nachtwachen zu belohnen. O, warum wählt der Ruhm mich nicht aus, ihre glückliche Thätigkeit zu belohnen? Ich würde nichts weiter fürchten, als daß unser Land, welches wenig Lorbeeren baut, deren nicht so viel hervorbringen würde, als Ihre Werke verdienen." —

Der von Priestern und frömmelnden Höflingen in Frankreich verfolgte Voltaire nahm das, ihm von Friedrich geschenkte, Vertrauen mit dankbarster Anerkennung auf. Er erkannte sogleich aus dem ersten Briefe des Kronprinzen, daß es nicht müssige Neugier, oder Eitelkeit war, die diesen antrieb, mit ihm in Verbindung zu treten, sondern das unabweisbare Bedürfniß eines, nach Wahrheit und Freiheit ringenden, Geistes, eines Fürsten, dem er Einsicht, Willen und Macht zutraut, eine neue Gestaltung der Weltgeschichte herbeizuführen. Die höchste Achtung bezeugt ihm der Dichter dadurch, daß er sich mit aller Offenheit, ohne irgend eine höfische Rücksicht gegen ihn ausspricht. „Nur diejenigen", antwortet er ihm, „sind, glauben Sie es mir, gute Könige gewesen, welche, wie Sie, damit angefangen haben, sich zu unterrichten, die Menschen kennen zu lernen, die Wahrheit zu lieben, die Verfol-

gungen und den Aberglauben zu verabscheuen. Es giebt keinen Fürsten, welcher nicht im Stande wäre, mit solchen Gesinnungen das goldne Zeitalter in sein Reich zurückzuführen. Und weshalb suchen so wenig Könige dieses Glück auf? Sie selbst wissen es, mein gnädigster Herr: weil fast alle mehr an die Würde des Königs, als an die Ausbildung zum Menschen denken. Sein Sie versichert, daß Sie einst, wenn der Drang der Staatsgeschäfte und die Schlechtigkeit der Menschen einen so edlen Charakter nicht verderben, von Ihren Völkern angebetet, von der ganzen Welt geliebt sein werden. Die Philosophen, welche dieses Namens würdig sind, werden in Ihren Staaten eine Zuflucht suchen und eben so, wie die berühmten Künstler in großer Anzahl sich Ihrem Lande zuwenden; die Männer welche denken, werden sich um Ihren Thron sammeln. — — Die Mehrzahl der Fürsten fürchtet sich die Wahrheit zu vernehmen, Sie, mein Prinz, werden in derselben Unterricht ertheilen". Während aber Friedrich mit Voltaire Briefe wechselt, dessen Henriade, Julius Cäsar und Alzire liest, und mit leidenschaftlicher Hingebung Wolf studirt, versäumt er nicht, dem Könige über die Verbesserungen seines Landgutes und die Anwerbung großer Recruten gewissenhaften Rapport zu erstatten; daß er sich zu einer recht hausbackenen, deutschen Prosa herabzustimmen wußte, ist uns bereits bekannt. „An jetzo", schreibt er aus Ruppin, den 7. December 1734, an den König, „mache ich Anstalt guhte Obst böhme bis Frühjahr in Rheinsberg zu setzen und dar alles in Ordnung zu setzen, auf das, wenn ich einmal die Gnade habe Meinen allergnädigsten Vahter dar zu sehn, ich ihm die Wirtschaft und alles in ordnung zeigen wollte." Dergleichen Berichte haben sich in großer Anzahl erhalten; zuweilen enthalten sie noch andere, nicht uninteressante Notizen. So meldet Friedrich seinem Vater den 12. August 1737: „Heut hab' ich einen alten Mann gesprochen, welcher unter dem großen Kurfürsten als Cornet gedient hat; anno 1670 ist er in Dienst gekommen und hat den ganzen Krieg gegen die Franzosen mitgemacht, ist auch mit bei Fehrbellin gewesen. Der Mann ist 91 Jahr alt und hat noch alle seine Sinne, nur daß ihm das Sprechen was undeutlich wird, weillen er meisten die zene verloren hat." Wodurch indessen der Kronprinz sich die höchste Gunst des Königs erwarb, war, daß er bei der Specialrevue im Jahre 1737 in dem ersten Gliede der Leibcompagnie seines Regiments achtundzwanzig Mann und außerdem zehn Unter-

offiziere vorstellen konnte, von denen keiner unter 6 Fuß maß. Die Herbeischaffung dieser Riesen, die außer dem Handgelde noch eine ansehnliche monatliche Zulage zur Löhnung erhielten, erforderte große Summen und die Geldverlegenheit nahm für Friedrich kein Ende. Der sächsische Gesandte, v. Suhm in Petersburg, gehörte, wie schon erwähnt, zu seinen vertrautesten und hülfreichsten Freunden, an ihn wendet er sich (1737) und bittet ihn um ein Darlehn von 12,000 Thaler, wobei, nach vorhergenommener Verabredung „zwölf Exemplare des Lebens Eugen" diese Summe bedeuten. „Man verlangt zwölf Exemplare von mir; diejenigen, welche sie bestellt haben, verfolgen mich bei Tag und Nacht, als ob ich eine Druckerei im Hause hätte und nach meinem Belieben sie befriedigen könnte. Ich werde lernen Antiken nachzumachen und ein Falschmünzer werden, um mich aus der Verlegenheit zu ziehn. Kurz und gut: elf bis zwölf Personen bestehen steif und fest auf das Leben Eugens, sie verlangen es, was es auch kosten mag. Denken Sie sich meine Lage: ich thue Gelübde an alle Heilige und ohne Sie würde es schlimm mit mir stehn." Die gewünschten Zwölf Exemplare trafen ein; allein im folgenden Jahre klagt Friedrich auf's Neue dem Freunde seine Noth: „Meine Kasse ist erschöpft", schreibt er ihm, „die Recruten werden immer theurer und ich muß sie schaffen." Der Vicebürgermeister Lietzmann in Stettin, der Kaufmann Splittgerber, der Präsident v. Münchow und mehrere andere Privatleute streckten dem Kronprinzen größere und kleinere Summen vor; dennoch wendet er sich den 1. Februar 1739 wiederum an Suhm und schreibt ihm: „Ein Mensch, der in den Händen der Seeräuber gewesen ist, kann sich in keiner übleren Lage befinden, als ich. Dies vervielfältiget meine Erkenntlichkeit für die Bemühungen, die Sie sich meinetwegen gemacht haben."

Schon mehrmals hatte das Befinden des Königs, bei dem sich die Brustwassersucht ausbildete, den Aerzten Besorgniß eingeflößt; für Friedrich aber galt es als das allerbedenklichste Zeichen des nahenden Endes, daß der König gegen ihn freigebig wurde, ihm die Einkünfte des Trakehner Gestütes überwieß und Wolfische Philosophie studirte. „Das Neueste des Tages", schreibt er den 28. October 1739 an Suhm, „ist, daß der König täglich drei Stunden Wolfs Philosophie studirt. Gott sei dafür gelobt! So wären wir denn bei dem Triumphe der Vernunft angelangt und ich hoffe, daß die Frömmler mit ihrer finstern Cabale nicht mehr den Sieg der Vernunft werden

unterdrücken können." Durch eine strenge Schule des Lebens war Friedrich, von äußeren Verhältnissen gezwungen, hindurchgegangen; strenger noch war die Schule des Gedankens, in welche er sich aus freiem Entschlusse begab, um seinen Geist aus den Banden des Vorurtheils und Aberglaubens zu befreien.

Mit vielen anderen Königen hat Friedrich das gemein: auf dem Schlachtfelde den blutigen Lorbeer gewonnen zu haben, den Ruhm aber: auf dem Felde des Geistes, im Kampfe der Ideen seiner Zeit, der Führer und Vorkämpfer gewesen zu sein und dem Gedanken den Sieg erfochten zu haben, diesen Ruhm theilt kein zweites gekröntes Haupt mit ihm: er allein ist der Philosoph auf dem Throne. Die Philosophie eines Königs aber unterscheidet sich von der der anderen Doctoren wesentlich dadurch, daß sie sogleich durch ihn selbst praktische Anwendung auf das Leben, auf den Staat gewinnt. Diese praktische Richtung zeigt Friedrich in seinen frühesten Aufsätzen und Abhandlungen, von denen wir hier nur an seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Politik von Europa" vom Jahre 1738 und an den „Antimachiavell" erinnern. „Nachdem ich" — heißt es in der ersten Abhandlung — „das Benehmen der Staatsmänner Europa's beurtheilt, das System der verschiedenen Höfe, soweit meine Einsichten reichen, entwickelt und die gefährlichen Folgen der Ehrsucht einiger Fürsten enthüllt habe, wage ich es mit der Sonde noch tiefer in das Geschwür des Staatskörpers hineinzugehn, ich werde das Uebel bis auf die Wurzel verfolgen und mich bemühen, die versteckteſten Ursachen davon aufzufinden. Sollten meine Betrachtungen das Glück haben bis zu den Ohren einiger Fürsten zu gelangen, so werden sie Wahrheiten darin finden, welche sie niemals aus dem Munde ihrer Schmeichler gehört haben würden, vielleicht werden sie sogar darüber erstaunen, diese Wahrheiten neben ihnen auf dem Throne Platz greifen zu sehen. Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die vergiftete Quelle des Unheils von ganz Europa sind. Dies aber ist der Irrthum der mehresten Fürsten: sie glauben, daß Gott aus besonderer Rücksicht auf ihre Macht, ihr Glück und ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer ungemäßigten Leidenschaften bestimmt seien. Ist der Grundsatz falsch, von welchem man ausgeht, so können

die Folgen nicht anders, als bis in das Unendliche fehlerhaft sein. Daher kommt dieser ungezügelte Ehrgeiz, daher das brennende Verlangen, Alles zu verschlingen, daher die Härte willkührlicher Auflagen, mit denen das Volk belastet ist, daher die Faulheit der Fürsten, daher ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entwürdigen. Wenn die Fürsten diese irrigen Ideen aufgeben, wenn sie bis auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen wollten, sie würden einsehen, daß der Rang, auf welchen sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk ihrer Völker ist, daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sclaven eines Einzelnen gemacht haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen, daß sie sich keineswegs einem Mitbürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Laune, die Spielbälle seiner Einfälle zu sein, sondern daß sie denjenigen aus ihrer Mitte gewählt haben, den sie für den gerechtesten hielten, sie zu regieren, für den besten, um als Vater für sie zu sorgen, für den tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen, mit einem Worte den Mann, der am geeignetsten war, der Repräsentant des ganzen Staats zu sein, und dem die unbeschränkte Macht als Stütze der Gesetze und Gerechtigkeit, aber nicht als ein Mittel dienen sollte, Verbrechen ungestraft zu begehen und Zwingherrschaft auszuüben." —

Eine bei weitem größere Verbreitung erhielt Friedrichs Anti-Macchiavell. Von diesem berühmten und mit Recht hochgefeierten Florentiner Geschichtschreiber war bereits vor mehr als zweihundert Jahren (1515) ein Werk unter dem Titel: „Der Fürst" erschienen, in welchem er die Grundsätze vorträgt, welche ein Fürst, um zur Macht zu gelangen und sich darin zu behaupten, sich aneignen müsse. Als Italiener schrieb Macchiavelli für die italienischen Fürsten seiner Zeit, vornehmlich für den Mediceer Lorenzo, dem er die Vereinigung sämmtlicher italienischer Staaten unter seiner Herrschaft empfiehlt. Die Grundsätze, die Macchiavelli in seiner Schrift vorträgt, sind: daß es für einen Fürsten weder Treue, Gewissen, Ehre, Heiligkeit des Rechts und der Sitte, noch überhaupt Achtung vor irgend einer Tugend gebe, der Unterschied zwischen Tugend und Laster ist für ein gekröntes Haupt aufgehoben, diesem gilt sein Vortheil als einziger Zweck und jedes Mittel zum Ziel zu gelangen, ist ihm erlaubt. „Ein jeder weiß", sagt der schlaue Italiener, „wie lobenswerth es ist, daß ein Fürst Wort halte, unbescholten lebe

und ohne Ränke; allein die Erfahrung unserer Zeit lehrt, daß nur diejenigen Fürsten etwas Großes ausgeführt haben, welche auf ihr gegebenes Wort keinen besonderen Werth legten und die, welche es verstanden die anderen zu betrügen, haben zuletzt diejenigen besiegt, welche sich auf ihre Rechtlichkeit verließen. Man muß wissen, daß es zweierlei Arten giebt zu kämpfen: die eine mit dem Gesetze, die andere mit der Gewalt: die erste gehört den Menschen, die zweite den Bestien an. Da indessen sehr oft die erste nicht ausreicht, muß man seine Zuflucht zur zweiten nehmen, weshalb es für den Fürsten nothwendig ist, daß er gut verstehe Mensch und auch Bestie zu sein." Er empfiehlt nun insbesondere den Fürsten, die Natur des Löwen und des Fuchses in sich zu vereinigen, „doch" — fügt er hinzu — „man muß die Natur des Fuchses gut zu verbergen verstehen, man muß heucheln und sich verstellen können." Als ein der Nachahmung würdiges Beispiel führt er den Pabst Alexander VI. an; „nie" — sagt er von ihm — „gab es einen, der etwas mit heiligeren Eidschwüren versprach und weniger Wort hielt, als er und nichts desto weniger gelangen ihm alle seine Betrügereien nach Wunsche. Es ist daher gar nicht nothwendig, daß ein Fürst die sogenannten guten Eigenschaften besitze; unerläßlich aber ist es, den Schein davon zu haben, ja, ich wage zu behaupten, daß es gefährlich ist, sie zu besitzen und auszuüben, dagegen vortheilhaft: zu scheinen sie zu besitzen. Du magst mild, treu, höflich, unbescholten und fromm scheinen und es auch sein, allein du mußt so sehr darin dein Herr sein, daß du, sobald es nöthig wird, sogleich das Gegentheil davon sein kannst. Als Thatsache stelle ich fest, daß ein Fürst und zumal ein neugewordener, nicht alles dasjenige beobachten kann, wodurch die Menschen für gut gelten, weil die Bedürfnisse seines Standes ihn oft zwingen, das Wort zu brechen und gegen die Christenliebe, Menschlichkeit und Religion zu handeln. Er muß daher seinen Geist, je nachdem der Wind des Glückes weht, zu drehen und zu wenden verstehn; er muß sich die Hand zum Guten frei halten, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, das Schlechte zu thun, wenn es sein muß. Uebrigens muß ein Fürst ganz besonders dafür sorgen, nichts zu sagen, was nicht nach den fünf guten Eigenschaften schmeckt, welche ich angeführt habe, so daß wer ihn sieht und sprechen hört, ihn für die Güte, Treue, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit selbst hält. Diese letztere Eigenschaft ist es zumal, worauf es äußerlich am meisten ankommt,

da die Menschen mehr mit den Augen, als mit den Händen urtheilen, indem es jedem gestattet ist zu sehen (d. h. von fern), sehr wenigen aber mit den Händen zu fühlen (um den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden). Der Pöbel aber sieht nur auf den Schein und urtheilt nur nach dem Erfolge. In der Welt giebt es aber nur Pöbel und die geringere Anzahl gilt nur, wenn die Menge nicht weiß, an wen sie sich halten soll."

Macchiavelli entlehnte seine Fürsten- und Staatslehre aus der Geschichte seiner Zeit und diese verderblichen Grundsätze hatten in der europäischen Politik immer mehr Platz gegriffen, so daß sie ihre höchste Ausbildung in dem Zeitalter und an dem Hofe Ludwigs XIV. erreicht hatten. Der Einfluß aber, den dieser König und seine Minister auf alle europäischen Höfe ausübten, ist uns im Verlauf der Begebenheiten, die uns hier vorübergegangen sind, nicht verborgen geblieben und indem Friedrich gegen Macchiavelli auftritt, so thut er es mit dem Bewußtsein: der Cabinets-Politik sämmtlicher Höfe Europa's, deren Zeitgenosse er war, einen Krieg auf Tod und Leben anzukündigen. Gegen das Princip der Selbstsucht, welche der Italiener dem Fürsten anempfiehlt, behauptet Friedrich, daß das Wohl des Volkes (le salut public) sein höchstes Interesse sein müsse, da der Souverain, „weit davon entfernt der absolute Herr der Völker, die er beherrscht, zu sein, vielmehr nichts weiter, als ihr erster Bedienter (premier domestique) ist." Gegen Macchiavelli's Behauptung, daß der Fürst nicht durch Liebe, sondern durch Furcht regieren müsse, sagt Friedrich: „ein König, dessen Politik keinen anderen Zweck hat, als sich gefürchtet zu machen, wird nur über Sclaven herrschen; er wird sich von seinen Unterthanen keiner großen Thaten zu versehen haben, denn alles, was aus Furcht und Zwang gethan wird, nimmt diesen Charakter an. Dagegen wird ein Fürst, welcher die Gabe hat, sich geliebt zu machen, über die Herzen gebieten, weil es seine Unterthanen nach ihrem Wunsche finden, ihn zu ihrem Herrn zu haben, und in der Geschichte fehlt es nicht an schönen Thaten, welche durch Liebe und Treue veranlaßt wurden." Friedrich hatte die Ueberschreitungen der unbeschränkten Gewalt in seiner unmittelbarsten Nähe kennen gelernt, daher gesteht er den Fürsten „weder absolutes Regiment, noch Unfehlbarkeit" zu. Eben so wenig legt er auf die Geburt und Herkunft besonderen Werth. „Derjenige", sagt er, „welcher durch seinen Muth eine Kaiserkrone gewinnt,

hat keine Eltern mehr, man denkt an seine Macht, nicht an seine Herkunft." Noch lange bevor Rousseau's contrat social die Gesellschaft über ihre heiligsten Angelegenheiten zur Besinnung aufrief, war es ein Königssohn, der Erbe eines unbeschränkten Thrones, welcher ihm den Weg gebahnt. „Keine Empfindung", schrieb Friedrich 1739, „ist so unzertrennlich von unserem Wesen, als die Freiheit; von den gebildeten Menschen bis zum Wilden, alle sind gleichmäßig davon durchdrungen; denn so wie wir ohne Ketten geboren sind, so wollen wir auch ohne Zwang leben. Der Geist der Unabhängigkeit und des edlen Stolzes ist es, der so große Männer in dem Volke erweckt und Republiken hervorgerufen hat, welche unter den Menschen eine Art von Gleichheit errichten und sie dem Naturzustande näher bringen. Der republikanische Geist, welcher auf seine Freiheit über alle Maßen eifersüchtig ist, schöpft Verdacht gegen Alles, was ihn einschränken könnte und empört sich schon gegen den bloßen Gedanken eines Herrn. Man kennt in Europa wohl Völker, welche das Joch ihrer Tyrannen abgeworfen haben, um sich der Unabhängigkeit zu erfreuen, allein man kennt keine, die als freie sich einer freiwilligen Sclaverei unterworfen hätten. — Niemals wird man wahrhaft freie Republikaner überreden, sich einen Herrn zu geben und wenn es auch der beste wäre, sie werden euch immer entgegnen: es ist besser von den Gesetzen, als von der Laune eines einzigen Menschen abzuhängen." Am Schlusse seiner beredten Streitschrift stellt Friedrich, vielleicht mehr vorsichtig als vertrauensvoll sein Werk unter den Schutz der gekrönten Häupter. „Die gute Meinung", sagt er, „welche ich von den jetzt regierenden Fürsten habe, erlaubt mir sie für würdig zu achten, die Wahrheit zu hören. Einen Tiberius, einem Borgia, den Ungeheuern, den Tyrannen muß man sie verbergen, weil sie ihre Verbrechen und ihre Schändlichkeit zu empfindlich treffen würde. Dank sei dem Himmel! wir zählen unter den Fürsten Europa's kein Ungeheuer, allein wir wissen es so gut wie sie, daß sie nicht über menschliche Schwachheiten erhaben sind. Das schönste Lob aber ertheilt man ihnen, wenn man sagt, daß man es dreist wage, vor ihnen die Verbrechen der Könige und alles, was der Gerechtigkeit und dem Gefühle der Menschlichkeit zuwider ist, mit aller Freimüthigkeit zu tadeln."

An Friedrich Wilhelm I. ging das Herannahen einer neuen Zeit unbemerkt vorüber, aber tröstlich war es für ihn, mit dem beruhigenden Gedanken

sterben zu können: sein Scepter einen würdigen Nachfolger zu treuen, der Führung desselben mächtigen Händen zu übergeben. Er ließ Friedrich, als er den herannahenden Tod fühlte, von Ruppin zu sich nach Potsdam bescheiden, übergab ihm die Regierung und verschied Tages darauf (den 31. Mai 1740); den erledigten Thron bestieg König Friedrich II.

---

8. Friedrichs II. erste Verordnungen; — des Landes Wohl geht allem vor. — Abschaffung der Tortur und Zeitungs-Censur; — Berufung Wolf's und Euler's; — hier soll ein jeder nach seiner Façon selig werden. — Auflösung des Potsdamschen Riesenregiments. — Errichtung neuer Regimenter. — Huldigung in Königsberg, Berlin und am Rhein; — lernt Voltaire persönlich kennen, — empfängt in Rheinsberg die Nachricht von dem Tode des Kaisers.

Den zweiten Tag nach seiner Thronbesteigung (den 2. Juni) beschied der König die bisherigen Staatsminister nach Charlottenburg und empfing zu eigner Hand von ihnen den Diensteid. In der an sie gerichteten Anrede erklärte er ihnen: wie es nicht seine Meinung sei, künftighin die Krone zu bereichern und die armen Unterthanen zu bedrücken, vielmehr sollten sie verbunden sein, für das Wohl des Landes, wie für sein eignes zu wachen, „da Wir von keinem Unterschiede wissen wollen zwischen Unseren eigenen als des Landes Vortheil und Ihr diesen sowohl als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserem eigenen haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen." Somit war der Gegensatz mit dem, von seinem Vater ausgesprochenen und aufs strengste eingeschärften Befehle: „überall in dem königlichen Dienste auf das Plusmachen zu sehen" sehr entschieden ausgesprochen. An die Kriegs- und Domainenkammer, welche sich bisher oft gezwungen sah, die Unterthanen auf das entsetzlichste zu bedrücken, erließ Friedrich einen Befehl, in welchem er sagt: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unserer Unterthanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß ihr euch bestreben sollt, Uns mit Kränkung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den Vortheil des Landes, als Unser besonderes Interesse zu Euerm Augenmerk nehmt,

inmaßen Wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen." Den Ministern und Geheimen Räthen befahl er ausdrücklich: „gegen das, was er sage, Vorstellungen und Einwendungen zu machen und bei deren Wiederholung nicht zu ermüden, wenn er jemals unglücklicher Weise das Wohl seiner Unterthanen aus den Augen setze."

Und daß dies nicht nur gutgemeinte Worte seien, bewieß Friedrich sogleich durch die That, indem er die Königlichen Kornspeicher öffnen und die darin aufgesammelten Vorräthe zu so niedrigen Preisen verkaufen ließ, daß hierdurch die, das Volk bedrohende Theurung und Hungersnoth abgewendet wurden.

Durch einen Cabinetsbefehl vom 3. Juni wurde „Abschaffung der Tortur bei den Inquisitionen" angeordnet, leider aber noch mit Vorbehalt derselben bei Majestätsverbrechen, Landesverrätherei und großen Mordthaten. Erst im Jahre 1754 wurde sie gänzlich abgeschafft. Zur Anwendung ist sie jedoch unter Friedrichs II. Regierung nie mehr gekommen und Preußen hat den Ruhm, nach England, wo die Tortur 1628 abgeschafft wurde, das erste Land zu sein, welches darin nachfolgte*). Noch stand das Rechtsgefühl und das der Menschlichkeit in den Staaten, die sich vorzugsweise „die christlichen" nennen, auf so niedrer Stufe, daß Friedrich sich genöthiget sah, eine Abhandlung zur Rechtfertigung seiner Maßregel zu schreiben, worin er sagt: „Man verzeihe es mir, wenn ich mich gegen die Tortur ereifere; ich wage es, die Partei der Menschlichkeit gegen einen Gebrauch zu nehmen, welcher den Christen und gebildeten Völkern Schande macht und ich wage es hinzuzusetzen: gegen einen Gebrauch, der eben so unnütz, als grausam ist." —

Wie sehr Friedrich dem Geiste seiner Zeit vorauseilte, zeigte er in diesen ersten Tagen auch noch dadurch, daß er dem Buchhändler Haude ein Privilegium zu einer Zeitung ertheilte und dem Minister Podewils bekannt machte, daß diese „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen, welche das Motto führten: „Wahrheit und Freiheit" ohne Censur gedruckt werden sollten. Podewils setzte seine Herren Collegen, sämmtlich noch Geheime Räthe des vorigen Königs, in nicht geringes Erstaunen, als er

*) In Sachsen wurde sie 1776, in Frankreich 1787, in dem Fürstenthum Neuenburg erst 1815 abgeschafft.

ihnen, Berlin den 5. Juni 1740, schrieb: „Se. Majestät haben mir heut nach aufgehobener Tafel allergnädigst anbefohlen, des Königl. Etats- und Kriegs-Ministers, Herrn v. Thulemeier Excellenz, in Höchstderoselben Namen zu eröffnen, daß dem hiesigen Berlinischen Zeitungsschreiber eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, in dem Artikel Berlin von demjenigen, was anitzo hier vorgeht, zu schreiben, was er will, ohne daß solches censirt werden soll, weil, wie höchstderoselben Worte waren, Sie solches divertire, dagegen aber auch sodann fremde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen hin und wieder Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu bemerken, daß der Wienerische Hof über dies sujet sehr pointilleux (leicht verletzbar) wäre; Se. Majestät erwiderten aber: „Gazetten (Zeitungen) müssen, wenn sie interessant sein sollen, nicht genirt werden"; welches Allergnädigsten Befehle zufolge hiermit gehorsamst melden sollen."

Der Minister Thulemeier decretirte hierauf zur Instruction für den Censor: „Wegen des Artikels „Berlin" ist dieses indistincte (ohne Unterschied) zu observiren, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit." Dem in französischer Sprache erscheinenden Journal de Berlin, welches auf Veranlassung des Königs der Professor Formey herausgab, wurde ebenfalls vollkommne Censurfreiheit ertheilt und Friedrich selbst schrieb für dieses Blatt mehrere Artikel; eine gewichtige Anerkennung der Macht der, durch die Presse vertretenen öffentlichen Meinung. Ueberall war er bemüht, die Wunden zu heilen, welche die eherne Hand seines Vorgängers geschlagen, der verletzten Menschlichkeit, der entwürdigten Wissenschaft und Kunst Genugthuung zu verschaffen. An seinen geliebten Lehrer Dühan in Wolfenbüttel schrieb er schon am 3. Juni: „Mein Schicksal hat sich geändert, ich erwarte Sie mit Ungeduld, lassen Sie mich nicht lange schmachten." Den Propst Reinbeck beauftragte er in einem Schreiben vom 6. Juni, bei dem Professor Wolf anzufragen, ob er sich nunmehro nicht entschließen könnte, in des Königs Dienste zu treten, welcher ihm alle raisonnablen conditiones zugestehen würde. „Ein Mensch der die Wahrheit liebt," — fügte Friedrich eigenhändig hinzu — „muß unter aller menschlicher Gesellschaft werth gehalten werden und glaube, daß er eine conquête (Eroberung) im Lande der

Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolf hierher persuadirt*)." Waren es aber auch vornehmlich berühmte Ausländer: — Voltaire, Maupertuis, Algarotti u. a. — welche Friedrich zu sich einlud, so versäumte er doch auch nicht, Deutsche, welche sich ein ausgezeichnetes Verdienst um die Wissenschaften erworben hatten, zu berufen. „Suchen Sie doch", schrieb er an Suhm den 14. Juni, „den großen Algebraisten Euler in Petersburg zu bereden, daß er in meine Dienste trete und bringen Sie ihn mit, wenn es irgend möglich ist; ich will ihm 1000 oder 1200 Thlr. Gehalt geben." Euler nahm den Ruf an, kam im folgenden Jahre nach Berlin, wo er Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde, welcher der König eine, ihr würdige, Stellung wiedergab, sie von mehreren ihr aufgebürdeten Abgaben befreite und zu einem deshalb erlassenen Befehl hinzufügte: „die königlichen Narren sollen hinfüro der Akademie der Wissenschaften nicht mehr zur Last fallen."

In Beziehung auf religiöse Duldung sprach der freisinnige König bereits in den ersten Tagen seiner Regierung jenes berühmte Wort aus, welches sein ganzes Leben hindurch sein unverbrüchlicher Grundsatz geblieben und zu einem Wahlspruch in Preußens Paniere geworden ist. Als ihm nämlich der Minister des geistlichen Departements, v. Brandt, unter dem 22. Juni berichtet: die römisch-katholischen Schulen für die Soldatenkinder dieses Glaubens besonders in Berlin gäben Anlaß, daß gegen den landesherrlichen Befehl vom 16. November 1632 Protestanten zum Katholicismus verleitet würden, weshalb er anfrage: ob diese Schulen geschlossen werden sollten? ertheilte der König folgenden Bescheid: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden und muß der Generalfiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden."

Dem zudringlichen Bitten einiger lutherischen Geistlichen Berlins: ihnen die Chorhemden, Caseln, Meßgewande, Lichter auf dem Altare und dergleichen äußerliche Gebräuche, welche Friedrich Wilhelm I. als katholischen Unfug abzustellen befohlen, wieder zu erlauben, gab Friedrich nach, mit der Weisung

---

*) Wolf nahm die Berufung an die Akademie nach Berlin an. Erfreut hierüber schrieb Friedrich an Reinbeck: „Wenn der Wolf hier kommen wird hat es keine Schwierigkeit, denn unsere Akademie muß nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein.

an die Prediger, das Volk zu belehren, daß dergleichen äußerliche Ceremonieen nur Hülsen und Schaalen wären und es mehr auf einen christlichen Lebenswandel ankomme. Dies letztere unterließen die Prediger; als sie daher eine Bittschrift einreichten, in welcher sie baten, ihnen ihr Deputat-Korn nicht nach der von dem vorigen Könige festgesetzten Taxe, sondern in natura zu liefern, da die Marktpreise bedeutend höher waren, schrieb der König auf ihre Eingabe (den 2. September 1740) als Bescheid: „Nein, es muß bei des seligen Königs Verfassungen bleiben, wenn auch 100 priesters heutte den geistlichen abschiet nehmen, so kann man Morgen 1000 wieder Krigen. Soldaten krigen Brodt, aber priester leben von das himmlische Manna was von da oben kömmt und ist ihr Reich nicht von dißer Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodtkorn gekrigt und ist im neuen testament kein apostel-Magacin zu finden."

Sogleich nach der feierlichen Beisetzung Friedrich Wilhelms I., welche am 22. Juni statt fand, erklärte Friedrich das große Potsdamsche Grenadier-Regiment für aufgelöst. Die noch dienstfähigen Riesen wurden als Königliche Haiducken und Thürhüther angestellt, die anderen einem neuerrichteten Garderegiment zugetheilt und aus den minder Dienstfähigen ein Garnison-bataillon gebildet, welches nach Aken verlegt wurde.

Sogleich nach seinem Regierungsantritte errichtete Friedrich eine Schwadron Garde du Corps zu Pferde von 178 Pferden, und sieben neue Infanterie-Regimenter. Um in den nur dünnbevölkerten Provinzen dem Landbau nicht zu viel arbeitsame Hände zu entziehen, schickte Friedrich seine Werbeoffiziere durch ganz Deutschland aus, trat auch mit kleinen deutschen Fürsten in Unterhandlung, welche ihm ganze Regimenter überließen, obschon er selbst diesen Menschenhandel in seinem Anti-Macchiavell streng verurtheilt hatte. Bei Erwähnung der Nothwendigkeit gerechter Kriege in dem letzten Capitel der genannten Streitschrift sagt er: dieser Gegenstand führt mich darauf von Fürsten zu sprechen, welche einen ehrlosen Handel mit dem Blute ihrer Völker treiben; ihre Truppen gehören den Meistbietenden; es ist dies eine Art Auction, wo diejenigen, welche die größten Subsidien zahlen, die Soldaten dieser unwürdigen Fürsten zur Schlachtbank führen. Solche Fürsten sollten erröthen über die Schändlichkeit, mit welcher sie das Leben der Menschen, die sie als Väter der Völker beschützen sollten, verkaufen. Diese kleinen Tyrannen sollten

die Stimme der Menschlichkeit hören, welche den graußamen Mißbrauch verachtet, den sie von ihrer Gewalt machen." —

Alles, was der junge König that, überraschte, am meisten aber fanden sich diejenigen, welche zu der lustigen Gesellschaft des Kronprinzen in Rheinsberg und Ruppin gehörten, in ihren Erwartungen getäuscht, als werde nun ihr goldnes Zeitalter beginnen; der Mehrzahl von ihnen wurde eine so untergeordnete Stellung angewiesen, daß sie unter sich den Tag der Thronbesteigung „la journée des dupes" (den 1. April) nannten. Es waren jetzt Angelegenheiten anderer Art, welche Friedrichs ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, andere Freunde, mit denen er sich zu umgeben wünschte. „Seit dem Tode meines Vaters" — schreibt er an Voltaire den 27. Juni — „glaube ich ganz meinem Lande angehören; hiervon überzeugt habe ich aus allen meinen Kräften gearbeitet, um so schnell als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen. Fürs Erste habe ich die Macht des Staats mit 15 Bataillons, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Garde du Corps vermehrt und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt. Wolf, Maupertuis, Vaucanson und Algarotti gehören mir schon, von Gravehand und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Fabriken-Departement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer und reise nach Preußen, um mir in Königsberg ohne das heilige Oelfläschchen, und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien huldigen zu lassen, welche Unwissenheit eingeführt hat und die nur von der hergebrachten Gewohnheit begünstiget werden. — Meine Art zu leben ist jetzt noch nicht recht im Gange. Ich stehe um 4 Uhr auf, trinke bis 8 Uhr Pyrmonter Brunnen, schreibe bis 10, lasse bis zu Mittag Regiementer exerciren, schreibe bis 5 Uhr und erhole mich des Abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen geendigt sein werden, dann soll auch meine Lebensweise ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich außer den laufenden Geschäften noch viele neue Einrichtungen zu besorgen, muß viele unnütze Complimente machen und Rundschreiben (an die andren Höfe) erlassen. Die meiste Mühe habe ich mit der Anlegung neuer Magazine in allen Provinzen, welche so beträchtlich sein sollen, daß sie Vorräthe auf anderthalb Jahr für das ganze Land enthalten sollen."

Die erste Reise, welche Friedrich als König unternahm, war die zur Huldigung nach Königsberg, wo er am 16. Juli eintraf und am 20. des-

selben Monats fand auf dem dortigen Schlosse die Erbhuldigung der preußischen Stände statt. Schon am 24. kehrte Friedrich nach Berlin zurück, um hier den 2. August die Huldigung der kurmärkischen Stände entgegenzunehmen. Die Reise nach den westphälischen Provinzen, welche der König am 15. August antrat, führte ihn auf einem weiten Umwege durch Franken, wo er seine geliebte Schwester in Baireuth besuchte, über Straßburg, wo er einige Tage unter fremdem Namen verweilte, über Coblenz und Cöln nach Wesel, wohin er am 24. August die Landstände beschieden hatte. Das interessanteste Erlebniß auf dieser Reise für ihn war die persönliche Bekanntschaft mit Voltaire, welchen er nach dem Schlosse Moyland bei Cleve eingeladen hatte. „Ich habe" — schreibt er den 24. September an seinen gelehrten Freund Jordan in Berlin — Voltaire endlich persönlich kennen gelernt. — Er ist beredt wie Cicero, angenehm wie Plinius, weise wie Agrippa; mit einem Worte: er vereinigt in sich alle Tugenden und alle Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, ein jeder Tropfen Tinte aus seiner Feder wird zu einem Witze. Du wirst mich bei meiner Rückkehr sehr geschwätzig finden, allein bedenke, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen." Voltaire nahm eine Einladung des Königs nach Potsdam an, wohin dieser über Braunschweig zurückkehrte (den 23. September).

Während seiner Anwesenheit in Cleve hatte der König sich genau über einen Streit, welchen der Bischof von Lüttich wegen der Ansprüche Preußens auf die Baronie Herstal an der Maas angeregt, unterrichtet. In einem, mit Voltaire gemeinschaftlich abgefaßten Manifest vom 11. September, welchem 1200 Grenadiere und 400 Dragoner den nöthigen Nachdruck gaben, setzte er seine Gerechtsame auseinander, welche jetzt von dem Bischofe in einem bündigen Vertrage anerkannt wurden.

9. Friedrich erhält die Nachricht von dem Tode Kaiser Karls VI.; — beschließt die schlesischen Fürstenthümer zurückzufordern. — Anträge an die Königin Maria Theresia. — Preußisches Manifest. — Der politische Horizont Europa's. — Friedrich wünscht seinen Namen in den Zeitungen zu lesen. — Alles oder nichts! — Anrede an die Offiziere der Garnison von Berlin. — Der König als Prophet in Crossen. — Einmarsch in Schlesien. — Ihr seid alle meine Kinder! — Der enthusiastische Schuster in Breslau; — die Stadt öffnet dem Könige die Thore; — Einzug; — ganz Schlesien ist erobert. — Friedrich kehrt zum Carneval nach Berlin zurück.

Friedrich hatte seine Residenz in Rheinsberg genommen, um hier in Zurückgezogenheit von dem Geräusch der Hauptstadt sich von seinen anstrengenden Huldigungsreisen und dem kalten Fieber, woran er während derselben gelitten hatte, zu erholen. Die Markgräfin aus Baireuth war bei ihm eingetroffen, für Concerte, Bälle, Theater wurden Veranstaltungen getroffen, Friedrich selbst studirte die Hauptrolle in Voltaire's Julius Cäsar ein und bittet seinen Freund in einem Briefe vom 24. October, in Paris eine französische Schauspieler-Truppe für ihn zu engagiren und sie bis zum 1. Juni des nächsten Jahres nach Rheinsberg zu schicken. Da traf hier am 25. October die Nachricht von den am 20. desselben Monats erfolgten Tode des Kaisers Karls VI. ein. Friedrich erkannte, daß für ihn ein Tag großer Entscheidungen gekommen sei, sein Entschluß war sogleich gefaßt: mit kühner Hand seinen Degen in die Wagschaale zu legen, in denen die Geschicke Europas gewogen werden sollten. „Der Kaiser ist gestorben;" schreibt er den 26. October an Voltaire, „dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Ideen, ich glaube im nächsten Juni wird mehr die Rede von Pulver, Soldaten und Laufgräben sein, als von Schauspielerinnen, Balletten und Lustspielen. Die Zeit ist gekommen, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erfahren muß; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bildsäule von viererlei Metall herabrollen und sie zermalmen wird*)." Wen anders konnte der König unter Nebukadnezar's Bild von viererlei Metall, als den, aus so vielen fremdartigen Bestandtheilen zusammengefügten, Kaiserstaat meinen? wen anders unter dem darauf herabrollenden Stein, als sich selbst an der Spitze seines Heeres? An einen zweiten Freund, an Algarotti, schrieb Friedrich

*) Daniel, Cap. 2.

aus Rheinsberg den 28. October: „Der Tod des Kaisers erlaubt mir nicht, mich mit den Correcturen meines Antimacchiavell zu befassen; diese Zeit ist ungünstig für mein Buch, aber vielleicht ruhmvoll für meine Person. — Wir spielen hier noch ganz ruhig auf den Brettern Cäsar und Antonius, in Erwartung sie bald auf einer anderen Bühne noch vollständiger vorzustellen. — Ich werde nicht sogleich nach Berlin gehn; eine Lumperei wie der Tod des Kaisers ist keines so großen Aufhebens werth. Alles war vorhergesehn, alles angeordnet. Es handelt sich nur darum, die Pläne, die ich längst erwogen habe, auszuführen." —

Durch das Fieber an das Bett gefesselt, ließ Friedrich den Feldmarschall Grafen Schwerin und den Minister v. Podewils nach Rheinsberg kommen, um ihnen seinen Entschluß mitzutheilen: seine Ansprüche auf die Herzogthümer und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schlesien bei dem kaiserlichen Hofe in Wien durch friedliche Unterhandlung, zugleich aber auch durch Besitzergreifung und Einmarsch eines ansehnlichen Heeres geltend zu machen *). Friedrich war genau von der hinterstelligen Weise unterrichtet, durch welche dem Hause Brandenburg seit einem Jahrhundert diese Besitzthümer von dem kaiserlichen Hofe vorenthalten wurden, ihm war der Zornruf des großen Kurfürsten: „aus Meiner Asche wird wider Euch ein Rächer auferstehen!", ihm war die Mahnung Friedrichs I.: „Mein Recht in Schlesien auszuführen muß ich meinem Nachfolger überlassen!" nicht unbekannt geblieben, und nicht vergessen hatte er das Wort seines Vaters: „da steht Einer, der mich dereinst rächen wird!" Die Zeit war jetzt gekommen, den beleidigten Manen der Väter Genugthuung zu schaffen; „dergleichen Kränkungen", sagt er selbst, „belehrten den Nachfolger, daß ein Herrscher seiner Person, vor allen aber seiner Nation Achtung verschaffen muß." Welche Bedenklichkeiten sich auch dem Unternehmen entgegenstellten, der jugendliche Muth und „der Wunsch sich einen Namen zu machen" trugen Friedrich darüber hinweg, er entschied sich für den Krieg. Nur der Förmlichkeit halber schickte er den Grafen Gotter nach Wien an die Nachfolgerin in den östreichischen Erblanden, an die Königin Maria Theresia mit dem Erbieten: die Staaten

*) Das Nähere über diese Ansprüche haben wir bereits oben Theil I., S. 160—170 mitgetheilt.

des Hauses Oestreich gegen alle Feinde zu vertheidigen, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, dem Gemahle der Königin die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen und der Königin sogleich zwei Millionen Gulden baar auszuzahlen; Allein er verlangte nichts Geringeres dafür, als die vollständige und ganze Abtretung des gesammten Schlesiens. Der König hatte dem Grafen Gotter angewiesen, seine Ankunft in Wien so lange zu verzögern, bis der Einmarsch der Preußen in Schlesien geschehen sei. Für den, als gewiß vorausgesetzten, Fall, daß die Königin die Abtretung Schlesiens verweigern würde, hatte der Gesandte den Auftrag, eine Kriegserklärung zu überreichen. In Berlin war unterdessen der Marquis Botta als östreichischer Gesandter eingetroffen, um dem Könige zur Thronbesteigung Glück zu wünschen. Ihm blieben die Rüstungen und Märsche, die unter seinen Augen geschahen, nicht verborgen und eben so wenig verhehlte ihm der König den Zweck derselben. Am 1. December 1740 erschien in den Berliner Zeitungen ein Manifest des Königs von Preußen an die Einwohner Schlesiens, wegen des Einmarsches der preußischen Truppen, worin der König die Versicherung ertheilte, daß er nicht als Feind einrücke, sondern alle Einwohner bei ihren wohlhergebrachten Rechten und Freiheiten, sowohl öffentlichen, als privaten, kirchlichen und politischen belassen und schützen wolle, wie er denn auch bei seinen Truppen solche Mannszucht zu halten gesonnen, daß niemand durch dieselbe beunruhiget, noch weniger in dem Besitze des Seinigen gestört werden sollte. Durch eine Note vom 6. December setzte der König die fremden Gesandten von seinem Vorhaben, seine Rechte auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, in Kenntniß. Der Aufbruch der Truppen aus Berlin geschah am 4. December, sie nahmen ihren Marsch über Frankfurt a. d. O. nach Crossen.

In den Geständnissen, welche Friedrich damals seinen vertrautesten Freunden machte, spricht sich bei allem jugendlichen Uebermuthe, der in ihm übersprudelt, zugleich eine besonnene Erwägung des gewagten Unternehmens aus. „Meine Jugend," schreibt er an Jordan, „das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, selbst, um Dir nichts zu verschweigen, die Neugierde und ein geheimer Naturtrieb haben mich der sanften Ruhe, die ich genoß, entrissen und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt. Was sind Anstren-

gungen, Sorgen und Gefahren im Vergleiche mit dem Ruhme; er ist eine so tolle Leidenschaft, daß ich nicht begreife, wie er nicht jedermann den Kopf verrückt. Ja, ich liebe den Krieg um des Ruhmes Willen, allein, wär ich nicht als Fürst geboren, ich würde nur Philosoph sein wollen. Nun aber muß ein jeder in dieser Welt sein Handwerk treiben und ich denke nichts halb zu thun." Doch nicht unbedachtsam steuerte Friedrich in die hohe See des Krieges hinaus, als vorsichtiger Pilot hatte er nach allen Himmelsgegenden sich umgeschaut, aber nirgend zeigten sich in diesem Augenblicke drohende Unwetter.

Nach Petersburg schickte er den Major v. Winterfeld, einen Verwandten des, an dem dortigen Hofe allvermögenden, Feldmarschalls Münnich, welchem er eine Verschreibung des Rittergutes Biegen bei Frankfurt und seiner Gemahlin einen Ring von 3000 Dukaten Werth mitbrachte. Die Großfürstin Anna, Mutter des, noch in der Wiege liegenden Zaren Iwan schloß mit Friedrich den 27. December 1740 ein Bündniß, worin sich beide, im Fall eines Krieges, einander 12,000 Hülfstruppen zusicherten. Von England, Frankreich und den Generalstaaten erhielt der König die Zusicherung fortdauernder Freundschaft; Frankreich erbot sich sogar, für den König einen Streifen des Herzogthums Berg in Besitz zu nehmen; „allein dies war zu wenig" bemerkt Friedrich, „um die Begierde eines jungen ehrgeizigen Königs zu befriedigen, der Alles oder Nichts wollte!" Friedrichs politischer Blick reichte weit über die engen Grenzen seines zerstückelten Königreiches hinaus, er wußte sehr wohl, daß er durch den Krieg, den er unternahm, einen ganzen Welttheil in Aufregung bringen werde und die Verhältnisse der Europäischen Großmächte und ihre Stellung gegeneinander waren ihm nicht verborgen. „Unter allen diesen Mächten" — so schreibt er — „besaßen Frankreich und England ein entschiedenes Uebergewicht über die anderen; jenes durch seine Landmacht und seine großen inneren Hülfsquellen, dieses durch seine Flotten und durch seinen, im Handel erworbenen Reichthum. Allein diese beiden Mächte waren Nebenbuhler und eine auf die Vergrößerung der anderen eifersüchtig. Beide wollten die Wagschale Europa's halten und betrachteten sich als die Häupter von zwei Parteien, an welche sich die anderen Könige und Fürsten anschließen müßten. Außer dem alten Hasse, den Frankreich gegen England behielt, hatte es noch eine gleiche Feindschaft gegen Oestreich, wozu die beständig fortge-

setzten Kriege Veranlassung gaben. Frankreich hätte sich gern Flandern und Brabant unterworfen und die Grenzen seiner Herrschaft bis an die Ufer des Rheins ausgedehnt. Ein solcher Plan läßt sich nicht schnell ausführen, die Zeit mußte ihn reifen, die Umstände ihn begünstigen. (Napoleon!) Die Franzosen wollen Sieger sein, um Eroberungen zu behaupten, die Engländer wollen Fürsten erkaufen, um ihre Sclaven daraus zu machen, aber beide Mächte spiegeln dem Publikum fremde Dinge vor, um dessen Aufmerksamkeit von ihrer Herrschaft abzuziehn." Diese eifersüchtige Stellung Frankreichs gegen England gab ihm Gewähr, daß er von diesen beiden Mächten eine feindselige Einmischung gegen ihn nicht zu fürchten habe; das Haus Oestreich war für jetzt sein einziger Gegner bei dem beginnenden Kampfe und mit ihm getraute er sich es aufnehmen zu können. Keiner seiner Minister und Generale theilte des Königs Ansicht, die öffentliche Meinung wurde von der Verzagtheit der alten Excellenzen, denen die Manschetten zitterten, wenn sie die Manifeste und Patente des Königs mit unterzeichnen sollten, angesteckt. Vom übelsten Einflusse auf die Stimmung des Heeres waren die Aeußerungen des kriegserfahrern Fürsten Leopold von Dessau, der dies Unternehmen einen „tollen Streich" nannte und den Untergang des Staats weissagte. Dies veranlaßte den König, die Offiziere der Garnison von Berlin vor ihrem Ausmarsche zu versammeln und folgende Anrede an sie zu richten:

„Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, bei welchem ich keine anderen Verbündeten habe, als Ihren Muth und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, der Erfolg liegt in dem Glücke. Erinnern Sie sich beständig des Ruhmes, den Ihre Vorfahren auf den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und in dem Feldzuge nach Preußen unter dem großen Kurfürsten erfochten haben. Ihr Schicksal liegt in Ihren Händen, Auszeichnungen und Belohnungen liegen schon bereit, um durch Ihre glänzenden Thaten verdient zu werden. Allein ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme aufzufordern, ihn allein haben Sie vor Augen, er ist der einzige Gegenstand, der Ihrer Anstrengungen würdig ist. Wir werden Truppen die Stirn bieten, welche unter dem Prinzen Eugen sich den größten Ruf erworben. Obgleich dieser Prinz nicht mehr lebt, so wird die Ehre des Sieges um so größer sein, da wir unsere Kräfte gegen brave Soldaten zu messen haben. Leben Sie wohl, meine


L. Loeffler inv.
Lith. Anst. v. H. Delius

Herren, treten Sie ihren Marsch an; ich werde Ihnen unverzüglich auf das Feld des Ruhmes folgen, welches uns erwartet."

Am 11. December ertheilte der König dem östreichischen Gesandten, der seine Pässe verlangt hatte, eine feierliche Abschiedaudienz, gab am Abend desselben Tages auf dem Schlosse zu Berlin einen großen Maskenball, reiste Tages darauf ab und traf am 14. December in Crossen ein. Als er auf dem Marktplatze an dem, in Parade aufgestellten, Regimente vorüberritt, geschah in der nahen Stadtkirche ein Gekrach, als ob Donner und Blitz aus heitrem Himmel eingeschlagen hätten. Die erschrockene und neugierige Menge eilte dahin und man fand, daß die große Glocke von dem Thurme durch die zerschlagene Decke der Kirche herab bis auf den Fußboden gefallen war. „Ein böses Zeichen für den König!" murmelte die abergläubische Menge und man erblickte nur kopfschüttelnde Philister mit bedenklichen Gesichtern. Da trat Friedrich herzu, den Schaden zu besichtigen und als er die erschrockenen und verstörten Mienen der Umstehenden bemerkte, rief er: „ein gutes Zeichen für uns und unsre Waffen! Was da hoch ist, soll erniedrigt werden, das Haus Oestreich wird fallen!" Diese Auslegung fand allgemeinen Beifall, die Menge glaubte daran und die Soldaten rückten mit frohem Muthe der östreichischen Grenze zu, welche am 16. December bei dem Dorfe Läschen unfern Schwiebus überschritten wurde.

Bei seinem Einrücken in Schlesien kündigte Friedrich den Einwohnern durch offne Patente an, daß er nicht als Feind, sondern als Freund und Beschützer komme. Als solcher wurde er auch überall begrüßt, zumal von den, seit vielen Jahren dem entsetzlichsten und ungerechtesten Drucke preisgegebenen Protestanten. Diese kamen aus allen Dörfern mit Heugabeln und Sensen bewaffnet herbei und erboten sich, als Freischaar vorauszuziehen und die Katholischen aus dem Lande zu jagen. Der König dankte für den guten Willen, untersagte ihnen jede Ausübung der Rache oder Gewaltthätigkeit und hieß sie ruhig nach Hause gehen mit den Worten: „Ihr seid alle meine Kinder!" Gegen beide Religionsparteien erwies er sich gleich billig und gerecht; dem Jesuiten-Convict in Milkau sicherte er seinen Schutz zu und lud die Patres zur Tafel und der katholische Kirchenvorstand zu Wichau wurde ersucht: die dortige Kirche den durchziehenden Truppen zum protestantischen Gottesdienste zu öffnen.

Das Heer, mit welchem Friedrich in Schlesien einrückte, war gegen 28,000 Mann stark; er fand nirgend Widerstand. Die Festung Glogau schloß er ein und der kaiserliche Feldmarschall Brown (Braun), welcher kaum 3000 Mann beisammen hatte, war nicht einmal im Stande gewesen, die Bürgerschaft von Breslau zu zwingen, kaiserliche Besatzung aufzunehmen. Eben so wenig aber war der Magistrat geneigt, dem Könige, welcher den 1. Januar 1741 die Vorstädte besetzen ließ, die Thore zu öffnen. Schon wurden Anstalten zur Berennung der Stadt gemacht, als ein Volksauflauf einen hochweisen Rath zwang, mit dem Könige in Unterhandlung zu treten. Ein enthusiastischer Schuhmacher, Namens Deblin, lutherischer Confession, hatte seine Glaubensgenossen, deren Breslau unter den handarbeitenden Klassen sehr viele zählte, als beredeter Volksredner aufgefordert, die erwünschte Gelegenheit, das Joch der katholischen Herrschaft abzuwerfen, nicht ungenützt vorüber zu lassen. In Masse rückte nun das Volk, von dem Schuhmacher geführt, gegen das Rathhaus und der eingeschüchterte Magistrat beeilte sich, dem Könige die Thore zu öffnen. Friedrich bewies der Bürgerschaft das größte Vertrauen dadurch, daß er nur für seine Person und sein Gefolge um Quartier in der Stadt bat, welche er mit Einquartirung und Besatzung gänzlich zu verschonen versprach. Der feierliche Einzug fand am 3. Januar 1741 des Vormittags 10 Uhr statt. Die Hoffouriere in reichgallonirten Livreen eröffneten den Zug, auf sie folgten sechzig schwerbeladene, mit blausammetnen Decken behangene, Maulthiere, zwölf Gepäckwagen mit der Kriegskasse, dann noch einmal zwanzig Lastthiere, welche das goldene und silberne Tafelgeschirr und andere Kostbarkeiten und Schätze trugen; wenigstens wurde dies allgemein geglaubt, und daß der König so werthvolle Gegenstände ohne irgend eine Bedeckung nach Breslau brachte, erwarb ihm die allgemeinste Zuneigung und großes Vertrauen. — Der Oberstallmeister führte den Zug der Reit- und Campagne-Pferde des Königs, blasende Postillons ritten vor dem, mit acht Schimmelhengsten bespannten Staatswagen, in welchem jedoch der König nicht saß, sondern seinen Platz einem Hermelin-Pelz überlassen hatte. Dreißig Mann Gensd'armen zu Pferd und acht Heiducken zu Fuß umgaben den Wagen, auf welchen die Wagen der Prinzen und Markgrafen und deren Begleitung folgte. Der König selbst kam zwei Stunden später; er ritt einen Schimmel, trug die Gardeuniform mit silbernen Litzen,

von denen man jedoch wenig sah, da er wegen des kalten Wetters einen blautuchenen Reitermantel darüber geworfen hatte. Vor ihm trabten der Stadtmajor Wutgenau zu Pferde und vier Läufer in rother Livree mit langen Springstöcken zu Fuß einher; Graf Schwerin und einige andere Offiziere befanden sich in seinem Gefolge. Am Schweidnitzer Thore bewillkommte ihn der Magistrat, die Bürger-Compagnien bildeten ein Spalier bis zu dem Hause des Grafen Schlegenberg, in welchem Friedrich abstieg. Die Abgeordneten des Magistrats, welche die Capitulation abgeschlossen hatten, wurden an dem Tage des Einzugs zur Mittagstafel geladen und am 5. Januar gab der König der Bürgerschaft einen glänzenden Ball in dem Locatellischen Hause, welchen er mit der Gräfin Schlegenberg eröffnete, hernach aber auch die Frau des Bürgermeisters und einige andere der anwesenden Damen zum Tanz aufforderte. Der Graf Schaffgotsch aber, welcher als Director des königl. böhmischen Oberamtes eine, in sehr scharfen Ausdrücken abgefaßte, Protestation gegen den Einmarsch in Schlesien erlassen hatte, erhielt nebst dem Kanzler und den Räthen dieser Behörde Befehl: die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen. Alles ging über Erwartung gut bei dem, wie viele meinten, so leichtsinnig unternommenen Feldzuge; überall wurde der König von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt als ein Befreier, nirgend stellte sich ihm ein kaiserliches Heer entgegen, Feldmarschall Brown hatte sich mit seinen paartausend Mann nach Mähren zurückgezogen. Der König verließ Breslau am 6. Januar, welches er dem Schutze seiner eigenen Bürger anvertraute und folgte seinem Heere nach Jägerndorf, das in dem, durch einen Handstreich eroberten, Lande, (einhundert Jahre später von Friedrich Wilhelm IV. bei einer feierlichen Veranlassung „die edelste Perle seiner Krone" genannt,) unangefochten gute Winterquartiere bezog. Friedrich meldet (den 14. Januar 1741) seinem Freunde Jordan den glücklichen Erfolg des Feldzuges in ausgelassen guter Laune. „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein sanfter Herr Jordan, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Herr Jordan, sehr achtbarer Inspektor der Armen, der Waisen, der Wahnsinnigen und des Irrenhauses! Ich melde Ew. Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist, daß Neisse schon bombardirt wird, ich bereite Dich auf sehr wichtige Streiche vor und kündige Dir das größte Glück der Welt an, das Fortuna's Schoos jemals geboren hat. Sei Du mein Cicero

bei der Vertheidigung meiner Sache, ich werde Dein Cäsar sein." In etwas gehaltenerem Tone schreibt er (den 17. Januar) an Algarotti: „Ich habe angefangen Preußen eine Figur zu geben; der Umriß wird nicht ganz regelmäßig sein, denn ganz Schlesien ist erobert bis auf einen armseligen Winkel, den ich vielleicht bis zum nächsten Frühjahre eingeschlossen halten werde."

Dieser rasche Fortschritt seiner Waffen machten den König jedoch nicht unvorsichtig und blind gegen die Gefahren, welche sich in der Ferne gegen ihn vorbereiteten. Die Wiener Dukaten fielen in Petersburg schwerer ins Gewicht, als die Preußischen, Münnich wurde gestürzt und Rußland trat von dem, mit Friedrich geschlossenen, Bündniß zurück. Der Wiener Hof hatte außerdem den Kurfürsten von Sachsen, der als Reichsvicarius den Kaiser vertrat, zugleich König von Polen und, was für Friedrich noch gefährlicher war, auch England und Hannover für sich gewonnen. Gegen das letztere stellte der König ein Beobachtungs-Corps von 20,000 Mann bei Brandenburg und Magdeburg auf, und um im nächsten Feldzuge nicht ohne Verbündeten im Felde zu erscheinen, trat der König mit Frankreich in Unterhandlung und erhielt von dem Cardinal Fleury, welcher dort die öffentlichen Angelegenheiten leitete, die bestimmteste Versicherung, daß Frankreich den Kurfürsten von Baiern bei seiner Bewerbung um die Kaiserkrone mit bewaffneter Hand gegen Oestreich unterstützen würde, und geneigt sei, mit Preußen sich zu verbünden. „Das Zeichen zum Kriege für Europa", schreibt Friedrich, „war gegeben. Ueberall wurde aufgehorcht, unterhandelt, intriguirt, um sich in Verfassung zu setzen und Bündnisse zu schließen; allein die Truppen keiner einzigen Macht waren schlagfertig, keine hatte Zeit Magazine anzulegen und der König benutzte diesen entscheidenden Zeitpunkt, um seine großen Entwürfe auszuführen."

Am 29. Januar traf der König in Berlin ein, wohin er auf einen Monat zurückgekehrt war, damit die Vergnügungen des Carnevals keine Störung erlitten, mehr aber noch, um für die Bedürfnisse des nächsten Feldzuges zu sorgen.

---

10. Glogau erstürmt. — Die protestantischen Kirchen werden geöffnet. — Mordversuche gegen den König. — Sieg bei Molwitz. — Der lange Schimmel. — Die Philosophen und Poeten in der Schlacht. — Der englische Botschafter als Vermittler. — Pathetische Rede des Königs. — Maria Theresia in tausend Aengsten. — Erbhuldigung der Niederschlesischen Stände in Breslau. — Der Degen als Reichsschwerdt.

Der Einmarsch und die Besetzung Schlesiens konnten nur für einen Spaziergang gelten; den ersten Feldzug dieses Krieges zu eröffnen, verließ der König Berlin den 19. Februar 1741 und nahm am 24. sein Hauptquartier in Schweidnitz. Er durfte Glogau nicht in seinem Rücken liegen lassen, ohne sich dessen zu versichern. Ein starkes Belagerungsheer rückte unter dem Befehl des Erbprinzen von Dessau davor, welcher diese Festung den 9. März mit Sturm nahm. Die 8000 Mann starke öftreichische Besatzung unter dem General Grafen Wallis ergab sich kriegsgefangen. Der König benutzte das ihm, von der evangelischen Bevölkerung bei seinem Einmarsche bezeigte, Entgegenkommen jetzt mehr noch, als in dem vergangenem Jahre, um sich des Vertrauens und der Zuneigung der Einwohner zu versichern. Den evangelischen Gemeinden gab er die, während des dreißigjährigen Krieges entrissenen, Kirchen zurück und berief sechzig lutherische Prediger und Predigtamts-Candidaten aus Brandenburg und Sachsen nach Schlesien zur Uebernahme von dortigen Pfarrämtern. Am 12. März wohnte er in der evangelischen Kirche zu Schweidnitz einem Dankfeste für die Wiederherstellung der Religionsfreiheit in Schlesien bei. Er selbst hatte zu der Festpredigt den Text gewählt 1 Maccabäer 15, 33. 34. „Das Land, das wir wieder erobert haben ist unser väterliches Erbe und gehöret sonst Niemand. Unsere Feinde aber habens eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt. Darum haben Wir jetzt das Unsere wieder zu uns bracht und Niemand das Seine genommen." In allen evangelischen Kirchen Schlesiens wurde eine gleiche Feier veranstaltet und dabei über dieselben Worte gepredigt. Dem Wiener Hofe und der dortigen Priesterparthei machte die Aufnahme, welche Friedrich bei den schlesischen Protestanten fand, mehr Bekümmerniß als zehn verlorne Schlachten. Da es aber nicht den Anschein hatte, als sollte es sobald zu einer Entscheidung auf offnem Felde kommen, verschmähte man es nicht, nach der verruchten Lehre: „der Zweck heiligt die Mittel" zu Gift und Dolch zu greifen, um sich von dem so gefährlichen Gegner zu befreien. Wie weit man gegangen sein

muß, sehen wir aus einem Memorial, welches der König seinem Minister-Residenten von Dankelmann in Mainz zuschickte, um es der Oeffentlichkeit zu übergeben. „Da ich", heißt es in demselben, „des hochmüthigen Bezeigens des Wienerischen Hofes und der wenigen Behutsamkeit, welcher derselbe gegen andere Höfe auch zur Zeit des Friedens an den Tag legt, gewohnt bin, so habe ich diese, unter gebildeten Nationen, die auch bei den stärksten Irrungen eine gewisse Wohlanständigkeit beobachten, bisher unerhörte Art und Weise des Betragens gegen mich verachtet. Allein man hat zu Wien geglaubt, daß man es hierbei nicht müsse bewenden lassen und hat, ohne auf die Kriegsgesetze Acht zu haben, welche auch unter den wilden Völkern in Obacht genommen werden, zu den abscheulichsten Schändlichkeiten sich verleiten lassen, Kundschafter, Spione, Banditen in's Lager zu senden, um alle meine Unternehmungen auszuforschen, mich zu verrathen, den feindlichen Partheien zu überliefern und sogar nach meiner Person zu trachten. Das, was die Abscheulichkeit noch am fürchterlichsten macht, ist das Bekenntniß eines Meuchelmörders, welcher genöthigt worden war, in Gegenwart des Herzogs von Lothringen ausdrücklich dieser Sache halben einen Eid zu leisten, so ich aber kaum glauben kann. Ich gestehe, daß mir dieses aus Achtung vor dem Herzoge von Lothringen nahe geht, weil ich niemals würde geglaubt haben, daß er dergleichen Unanständigkeiten, welche dem Wienerischen Hof in der ganzen Welt Schaden und Schande zuziehen müssen, zu verstatten fähig gewesen wäre. Ich sehe mich, wiewohl ungern, genöthiget, so wenig anständige Sachen vor den Namen des östreichischen Hauses und den Urhebern eines so verdammlichen Vorhabens bekannt zu machen. Allein da dieses zum Unglück mehr als zu wahr und bewiesen ist, so habe ich Euch hiervon Nachricht geben wollen, damit Ihr solches an dem Orte, wo Ihr Euch aufhaltet, bekannt machen könnt."

Unterdessen war der Kaiserliche Feldmarschall Graf Neipperg mit einem Heere von 30,000 Mann in Schlesien eingerückt, um es von den eingedrungenen Feinden zu säubern. Die Oestreicher hatten am 8. April das Dorf Molwitz (Kreis Brieg) und die hinter demselben gelegenen Anhöhen besetzt. Der König lagerte nur wenige Stunden davon bei Pogrell und beschloß mit Zustimmung des Feldmarschalls Grafen Schwerin, welcher die Disposition zur Schlacht machte, den Feind am folgenden Tage anzugreifen. „Wir werden

uns morgen schlagen", schreibt Friedrich aus Pogrell den 8. April an Jordan, „Du kennst das Schicksal der Waffen; man hat vor dem Leben eines Königs nicht mehr Respect, als vor dem Leben eines Unterthans und ich weiß also nicht, was aus Mir werden wird. Ist meine Bestimmung zu Ende, so erinnere Dich an einen Freund, der Dich immer zärtlich liebte. Verlängert der Himmel mein Leben, so schreibe ich Dir morgen und Du erfährst, daß wir gesiegt haben. Lebe wohl bester Freund, ich liebe Dich bis in den Tod!" —

Am 10. April in aller Frühe rückte das preußische Heer gegen Molwitz vor, um die Oestreicher aus ihrer Stellung zu verjagen; anfänglich waren sie im Vortheil, allein der östreichische General v. Römer warf sich mit seinen Brigaden so ungestüm auf die preußische Reiterei, daß diese in die größte Verwirrung gerieth und auch schon einen Theil des Fußvolks in wilder Flucht mit fortriß. Vergebens suchte der König die Ordnung wieder herzustellen, an seiner Seite fiel der Markgraf Friedrich Albrecht von Brandenburg-Schwedt, ein Enkel des Großen Kurfürsten; der General Graf Schulenburg war ebenfalls mit vielen anderen tapfern Offizieren gefallen. Der Feldmarschall Schwerin wurde jetzt für den König so besorgt, daß er ihn beschwor, seine Person in Sicherheit zu bringen und sich nach Oppeln zu begeben. Der „lange Molwitzer Schimmel" hat sich durch diesen Ritt einen ehrenvollen Namen in der Geschichte erworben; er trug seinen Reiter in gestrecktem Galopp vierzehn Meilen weit in einem Zuge bis vor die Thore von Oppeln. Als der König hier Einlaß begehrte, erfuhr er zu nicht geringem Schrecken, daß die Stadt von Oestreichern besetzt sei, eiligst wendete er sich um und übernachtete in einer nahgelegenen Mühle, harrend der Dinge, die da kommen würden. Da sprengt noch vor Tage ein Reiter heran; es ist der Adjutant v. Bülow, welchen Schwerin dem Könige mit der überraschenden und freudigen Botschaft nachsendete, daß am Nachmittage durch das tapfere Vordringen des preußischen Fußvolkes auf dem rechten Flügel die schon verloren gegebene Schlacht gewonnen und der Feind gänzlich in die Flucht geschlagen worden sei. Die Preußen hatten 12,000 Gefangene gemacht, sieben Kanonen und drei Standarten erbeutet; ihr Verlust betrug 2500 Todte und 3000 Verwundete, der der Feinde 7,000 Todte und Verwundete. Die Poeten und Philosophen, welche dem Könige in das Feldlager gefolgt waren, wurden

bald inne, daß bei solchen Affairen „ein langer Schimmel" bessere Dienste leistet als der Pegasus. Maupertuis hatte sich auf einen wilden Birnbaum in der Nähe des Schlachtfeldes retirirt, von wo ihn jedoch die ungarischen Husaren herunterschüttelten und Neipperg schickte ihn als Kriegsgefangenen der Kaiserin nach Wien. Jordan hatte sich hinter die sichern Wälle von Breslau geflüchtet und mußte darüber viel von dem Spotte des Königs leiden; aber so groß war die Gutmüthigkeit Friedrichs, sobald Jordan empfindlich und schwermüthig darüber wird, sucht er ihn durch guten Humor und lustige Rathschläge aufzuheitern. „Werde doch endlich vernünftig", schreibt er ihm aus dem Feldlager bei Brieg, „trinke Dir ein Räuschchen, hau etwas über die Schnur und sei lustig. Die größte Thorheit der Welt ist Traurigkeit, sei also klug, liebe mich und zweifle nicht daran, daß ich immer Dein heiterster Diener sein werde." Er sendet ihm poetische Episteln, in denen er über Maupertuis sich lustig macht, „welcher den Nordpol eingedrückt habe*) und es nicht einmal mit ein Paar Dutzend Husaren hätte aufnehmen können." In einer, an Jordan aus dem Lager bei Grottkau vom 5. Mai gerichteten, poetischen Epistel macht Friedrich jene Zaghaftigkeit der Philosophen zum Gegenstande seiner Satire und schreibt dem Freunde:

„Nur wer von Flammen und von Tod
Und von Gefahren rings bedroht
Mit Seelenruhe sich als Mann bewährt,
Er ist des Namens eines Philosophen werth.
Die andern, sei erlaubt es zu bekennen,
Ich kann sie nur Windbeutel nennen.
Ihr Herrn Gelehrten seht nun selbst wohl ein
Den Unterschied von Sein und Schein.
In eure Studien, euren Bücherstaub verlohren
Spielt ihr vortrefflich die Doctoren,
Doch euern wahren Muth zu offenbaren
Zeigt euch inmitten der Gefahren!
Es scheint, ihr lauft sehr schnell davon
Und werbt nicht um des Lorbeers schönen Lohn.
Doch wir, begabt mit stärk'rern Geist
Als ihr, die ihr euch weise dünkt zumeist,

*) Maupertuis hatte durch seine Ausmessungen in Lappland festgestellt, daß die Erde am Nordpol eingedrückt sei.

Wir wissen jenen Stürmen Trotz zu bieten.
Mag um mich her Verwirrung drohn und wüthen,
Der Erdball selbst in Trümmern gehn,
Ich werde unerschüttert stehn!

Das Compliment, welches meine Muse Dir heut macht, sieht etwas martialisch aus, allein Du wirst etwas wahres darin finden und, unter uns gesagt, die Wahrheit war stets meine Gebieterin. Sollte ich ein Hofmann werden, dann wird Euch meine Muse ein verbindliches Compliment machen." Jordan aber war zu krank, um Spaß zu verstehn, er beklagt sich auf's Neue über des Königs Verse und dieser antwortet ihm (den 9. Mai): „Was fällt Euch ein, meine Verse, meine flüchtigen Zeilen ernsthaft zu nehmen? Sollte der leichte Ton des Scherzes so beißend gewesen sein?

Wie sündhaft auch der Geist oft sei.
Unschuldig war mein Herz dabei.

Dies zur Antwort auf den sehr ernsthaften Brief, den ich so eben von Euch erhalte. Ich bin heut just nicht bei so schwarzgalligter Laune, um mich über ein Unglück zu betrüben und ich beklage Deinen Geist von ganzem Herzen, wegen der unnöthigen Qualen, die er Dir macht.

Vielleicht war es ein böser Wind,
Der seinen Weg nicht fand geschwind,
Und weil er allzulangsam schlich,
Kneift er und quält Dich jämmerlich.

Da hast Du den Ausspruch der medizinischen Facultät; in dieser Angelegenheit muß die Comodité entscheiden, denn in dergleichen Sachen ist sie die competenteste Richterin."

Mit der Schlacht von Molwitz war der Krieg begonnen, aber nicht entschieden worden. Neipperg hatte sich zurückgezogen, um mit erneuter Macht wieder vorzudringen. Er unterhielt mit einigen, dem Hause Oestreich ergebenen, Adelichen, die in Breslau wohnten, geheimes Einverständniß. Ein Conventikel frommer Betschwestern daselbst verbreitete über Friedrichs Ketzereien die böswilligsten Gerüchte, allein durch eine, in die bußfertige Gesellschaft eingeschmuggelte falsche Schwester erfuhr der König alles, was darin verhandelt wurde, sogar auch den Plan Neippergs, sich Breslau's durch einen plötzlichen Ueberfall zu bemächtigen. Dem kam der König zuvor. Leicht war ein Vorwand, daß die Bürger die mit ihnen abgeschlossene Capitulation verletzt hätten,

gefunden, der König ließ die Stadt den 10. August ohne weitere Unterhandlung durch einige Regimenter besetzen und am folgenden Tage leisteten Magistrat und Bürgerschaft den Eid der Treue. Am nächsten Sonntage wurde in den katholischen Kirchen Hochamt und Te Deum gesungen, in der evangelischen ein Dankfest gefeiert. Als Text zur Festpredigt hatte der bibelfeste König ausgewählt 1 Thimoth. 2, V. 1. 2. „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für die Obrigkeit auf daß wir geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit." In der Breslauer Zeitung hatte ein Schalk — vielleicht war es der König selbst — in der Angabe der Textstelle einen Druckfehler veranlaßt; anstatt V. 1. 2. war V. 12. gesetzt worden, welcher also lautet: „Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht daß sie des Mannes Herr sei, sondern daß sie stille sei", worin ein jeder leicht eine Anspielung auf Maria Theresia erkannte. —

In Wien glaubte man noch immer den König durch Drohungen einschüchtern, durch Versprechungen zum Rückzuge bewegen zu können. Der englische Gesandte am Hofe zu Wien, Lord Robinson, übernahm es, sich als Vermittler zu dem Könige zu begeben und ihm im Auftrage der Königin von Ungarn zur Entschädigung für seine Ansprüche auf die Schlesischen Fürstenthümer zwei Millionen Gulden, das spanische Geldern und Limburg in den Niederlanden anzubieten. „Dieser Botschafter", erzählt Friedrich, „eine Art Enthusiast für die Königin von Ungarn, unterhandelte mit einem Pathos, wie er etwa im Unterhause gesprochen haben würde." Der König, der sehr geneigt war Lächerlichkeiten aufzufassen, antwortete in demselben Tone: „Fürsten ohne Ehre mögen ihre Gerechtsame für Geld verkaufen, für mich sind dergleichen Anträge noch beleidigender, als die hochmüthige Verachtung des Wiener Hofes." Mit gesteigertem Tone fuhr er fort: „Meine Armee würde mich nicht für werth achten, ihr Anführer zu sein, wenn ich durch einen schimpflichen Vertrag die Vortheile aufgäbe, welche sie mir durch Thaten der Tapferkeit, die sie unsterblich machen, verschaffte. Wissen Sie ferner, daß ich nicht ohne den schwärzesten Undank meine neuen Unterthanen aufgeben könnte, alle diese Protestanten, welche mich durch ihre Wünsche herbeigerufen haben. Wollen Sie, daß ich diese, wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger

überliefre, die sie ihrer Rache aufopfern würden? Ha, wie sollte ich auch nur an einem einzigen Tage die Gefühle der Ehre und Redlichkeit, die mir angeboren sind, verläugnen? Wäre ich einer so ehrlosen, einer so feigen Handlung fähig, ich würde glauben, meine Ahnherrn aus ihren Gräbern steigen zu sehn. Nein, würden sie mir zurufen, du bist nicht mehr unser Blut, du sollst dich für unser gutes Recht, das wir dir überliefert haben, schlagen und du verkaufst es! Du besudelst die Ehre, die wir dir als das kostbarste Erbtheil hinterlassen haben; unwürdig ein Fürst, ein König zu sein, bist du nichts als ein ehrloser Krämer, der den Gewinn dem Ruhme vorzieht. Nein, niemals, niemals werde ich einen solchen Tadel verdienen; eher würde ich mich und mein Heer unter den Trümmern von Schlesien begraben lassen, als zugeben, daß der Ehre und dem Ruhme des preußischen Namens der geringste Flecken zugefügt würde. Dies ist die einzige Antwort, Mylord, die ich Ihnen geben kann." Mylord verbeugte sich stumm, und was er von dieser Antwort der Königin nach Wien hinterbrachte, war nicht geeignet, sie in der Hoffnung auf eine gütliche Beilegung des Streites zu bestärken. Was den Nothstand in Wien vermehrte, war daß von der oberen Donau ein, mit den Franzosen verbündetes, bairisches Heer heranrückte. Die verwittwete Kaiserin wendete sich in ihrer Trostlosigkeit an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig und beschwor ihn in einem herzbrechenden Briefe, den König von Preußen zu vermögen, von seinen Feindseligkeiten abzustehen und das Haus Oestreich nicht dem Untergange preis zu geben. Die Königin ließ ihm, wenn er ihr Bundesgenosse werde, Breslau mit einem großen Theile Schlesiens anbieten; allein jetzt war es zu spät. Der König drang unaufhaltsam vorwärts, ging über die Neisse und zwang Neipperg nochmals, ihm Schlesien zu überlassen. Der Wiener Hof hatte sich aufs Neue an England gewandt und unter Vermittlung des Lords Hindfort wurden wiederum Unterhandlungen eingeleitet. Der König ließ sich dadurch in seinem Feldzuge nicht aufhalten. Die Festung Neisse öffnete ihm am 31. October 1741 ihre Thore; hierauf beschied er die niederschlesischen Stände auf den 7. November zur Erbhuldigung nach Breslau, bei welcher Feierlichkeit er von dem zahlreich herbeigeströmten Volke noch lauter, wie früher, als Befreier und Landesvater mit jubelndem Zurufe begrüßt wurde. Die Stände waren in dem Fürstensaale des Rathhauses versammelt, wo der König unter prächtigem

Thronhimmel auf einem Sessel mit bedecktem Haupte Platz nahm. Er selbst sprach nicht; die Anrede an die Stände in seinem Namen hielt der Minister v. Podewils; der Landeshauptmann von Prittwitz beantwortete sie. Nach herkömmlicher Sitte sollte jetzt der Huldigungseid, wie vordem auf das böhmische, so diesmal auf das preußische Reichsschwerdt geleistet werden. Dies hatte man ruhig unter den anderen Reichsinsignien auf der Kunstkammer in Berlin zurückgelassen. Es trat eine augenblickliche Verlegenheit ein für alle die Anwesenden, nur nicht für den König, welcher auf der Stelle den Degen, mit dem er Schlesien erobert hatte, zog und ihm dem Feldmarschall Schwerin mit den darauf eingegrabenen Worten: „pro gloria et patria" und der hinzugefügten Versicherung übergab, daß dieser Degen einem jeden anderen die Spitze bieten würde. Die Grafen Hatzfeld und Schönaich-Carolath wurden in den Fürstenstand, viele Barone in den Grafen-, viele Adeliche in Freiherrnstand erhoben. Am Abend war Freiredoute und Illumination, auf dem Markte wurde dem Volke ein ganzer gebratener Ochse, wie bei dem Krönungsfeste Friedrichs I. in Königsberg preis gegeben, daneben hatte der witzige Stadtgarkoch Rieghe einen preußischen Adler aus lauter gebratenem Geflügel aufgestellt und darüber das Fridericus Rex in verschlungenen Bratwürsten kunstvoll ausgeführt. Seit diesem Tage nahm der König Titel und Wappen eines „souvrainen und obersten Herzogs von Niederschlesien" an. —

Der Armee wurden, da kein Feind sie zu beunruhigen drohte, Winterquartiere in Schlesien angewiesen und der König kehrte nach Berlin zurück, wo er am 11. November eintraf. Da er nicht lange hier zu verweilen gedachte, ordnete er die Vergnügungen des Carnevals schon für den Monat December an. Sonntag, Dienstag und Sonnabend war Gesellschaft bei der regierenden Königin, Donnerstag Gesellschaft bei der verwittweten Königin, Freitag bei einem der Minister, Montag war Maskenball, Mittwoch Concert oder Oper, aber nicht zu den jetzt beliebten hohen, höheren und allerhöchsten Opernpreisen; der Eintritt war unentgeldlich. Der König nahm an allen Vergnügungen Antheil; er blies in den Concerten die Flöte, war der munterste Tänzer auf den Bällen und machte den Sängerinnen der italienischen Oper Besuche hinter den Coulissen. In Wien schmeichelte man sich mit der Einbildung: Friedrich sei des Krieges überdrüssig und werde nicht zur Armee

zurückkehren. In Berlin waren die Diplomaten geschäftig: Frankreich trieb zur Fortsetzung des Krieges an, England erbot sich, den Frieden zu vermitteln, von Rußland, wo Elisabeth auf gewaltsame Weise den Thron bestiegen hatte, wurden Anträge zur Wiederherstellung des guten Vernehmens gemacht und die deutschen Reichsfürsten drangen auf Waffenruhe, um wegen der Wahl eines Kaisers zur Besinnung kommen zu können. Der König verlor mitten unter dem Tumult der Vergnügungen und dem Geflüster der Diplomaten sein Hauptziel: die Behauptung des eroberten Schlesiens, nicht aus den Augen. Mit Sicherheit rechnete er darauf, daß Frankreich und Baiern ihn im nächsten Feldzuge mit aller Macht unterstützen würden, wozu er es an nachdrücklicher Aufforderung nicht fehlen ließ. „Ich bin der Meinung", schrieb er dem Kurfürsten von Baiern, „daß man die Römer nur in Rom überwinden kann; man lasse daher die Gelegenheit nicht vorübergehn, sich zum Meister von Wien zu machen." Der Kurfürst von Baiern aber zeigte so wenig kriegerischen Unternehmungsgeist, daß der König es für das Beste hielt, mit dem französischen General, welcher in Böhmen eingedrungen war, persönlich nähere Verabredung zu treffen. Durch französischen Einfluß war August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Oestreich abtrünnig gemacht worden und hielt ein Heer zur Unterstützung Baierns marschfertig. Friedrich, welcher die Wankelmüthigkeit und den trägen Sinn Augusts sehr wohl kannte, kündigte ihm einen freundschaftlichen Besuch in Dresden an, wo er am 19. Januar 1742 eintraf. Hier hatte er einen schweren Stand gegen den, von dem Wiener Hofe gewonnenen, Grafen Brühl, welcher sich alle Mühe gab, den schwachsinnigen August von dem Bündnisse gegen Oestreich abzuziehen. Friedrich hatte den König zu einer Conferenz eingeladen, um ihn in Gegenwart der französischen Generale näher mit dem Kriegsplane bekannt zu machen, welcher in Beziehung auf den König von Polen darin bestand, daß seine Truppen zur Eroberung Mährens verwendet werden sollten. „August III." — erzählt Friedrich — „sagte zu allem: „„Ja"" mit einer Miene der Ueberzeugung, in welcher zugleich etwas Gelangweiltes lag. Brühl, den diese Unterhaltung beunruhigte, zeigte seinem Herrn an, daß die Oper sogleich anfangen werde. Und wären zehn Königreiche zu erobern gewesen, der König wäre nicht eine Minute länger zu halten gewesen." Friedrich wendete sich nun an den Pater Guarini, welcher zu gleicher Zeit Günstling, Minister,

Hofnarr und Beichtvater Augusts war. Als ihm dieser seine guten Dienste zugesagt hatte, verließ er Dresden den 21. Januar, ließ jedoch den Grafen Algarotti zurück, um den Beichtvater bei guter Gesinnung zu erhalten.

Ganz Schlesien war im Besitz der Preußen, die bereits in Mähren eingedrungen waren; der König verlegte sein Hauptquartier nach Olmütz. Von hier aus entwarf er Pläne zur Eroberung von Brünn und zur Ueberrumpelung Wien's; zugleich aber auch giebt er dem Grafen Algarotti in Dresden Auftrag Sänger und Sängerinnen für die italienische Oper in Berlin anzuwerben; an frischem Muthe und frohem Humor ist er allen seinen Freunden überlegen. „Verlangen Sie", schreibt er aus Olmütz den 2. Februar 1742 an Algarotti, „nichts von einem Kopfe, dessen Einbildungskraft nur mit Stroh, Heu und Mehl angefüllt ist. Ich wünsche dies Kriegshandwerk zu allen Teufeln und treibe es dennoch mit Lust. Daran kann man den Widerspruch des menschlichen Geistes erkennen. Adieu, Sie liebenswürdiger, aber leichtfertiger Algarotti, vergessen Sie mich nicht unter den Eisschollen Mährens und senden Sie mir, wenn es möglich ist, auf dem Hauche Zephyrs einige Rouladen und Triller der schönen Sängerin Faustina. Meine Empfehlungen an den Jesuiten Guarini, der ein liebenswürdiger Mensch sein würde, wenn er kein Geistlicher wär und der genug Verdienste hat, um ein Heide zu sein, wie wir."

II. Karl Albrecht, Kurfürst von Baiern, Kaiser. — Maria Theresia und ihre Magyaren. — Der König, die Weltgeschichte und die große Oper. — Herzog Karl von Lothringen mit 40,000 Mann in Böhmen. — Die Schlacht bei Chotusitz den 17. Mai 1742. — Der tapfre Feldprediger Segebarth. — Der König dankt dem Heere. — Der Berliner oder Breslauer Friede den 28. Juli 1742.

Der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern hatte den Krieg gegen Oestreich ungeschickt und saumselig geführt; sein Augenmerk war allein auf die Erwerbung der deutschen Kaiserkrone gerichtet, welche ihm die, durch Frankreich gewonnenen, Kurfürsten den 24. Februar 1742 zu Frankfurt a. M. auf das schwache Haupt setzten, während die Oestreicher das französisch-bairische Heer vor sich her trieben und München besetzten. Dies Waffenglück ermu-

thigte Maria Theresia; um den Krieg gegen den König mit größerem Nachdruck führen zu können, hatte sie in Ungarn einen Reichstag berufen, welchen sie in Person eröffnete und der Versammlung erklärte: daß sie, verlassen von allen Bundesgenossen, ringsum von Feinden bedroht, ihr Vertrauen einzig und allein auf die bewährte Treue und Tapferkeit der Magyaren setze. Mit lautem Zuruf nahmen die versammelten Reichsstände die Anrede Maria Theresia's auf und schwuren, die Säbel in der Faust schwingend: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!" (Laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben!)

Friedrich erkannte die Nothwendigkeit, einen entscheidenden Schlag sobald als möglich zu führen und daß es sich hierbei nicht blos um Schlesien, daß es sich um das Schicksal des gesammten europäischen Staatensystems handle. „Wir erwarten" — schreibt er aus Selowitz den 20. März 1742 an Algarotti — „binnen Kurzem eine Schlacht, welche die Interessen des gesammten Europa's zum Gegenstande hat. Der Sieg wird über das Schicksal des Kaisers, über das Glück des Hauses Oestreich, über die Vertheilung der Länder unter die Verbündeten und über den Vorrang zwischen Frankreich und den Seemächten entscheiden. Der Einfluß dieser Schlacht wird von den Eisschollen Finnlands bis zu den milden Sommerlüften Neapels gespürt werden.

An diesem für die Weltgeschichte
Unsterblich, nie vergeßnen Tag
Vernimmt die Welt aus unserm Schlachtberichte,
Was Muth und Liebe für den Ruhm vermag,
Wenn gegen Selbstsucht, Hochmuth, Wuth und Zwang,
Gegen Verzweiflung unser Schwert erklang.
Epirus Nebenbuhler du, o mährisch Feld,
Auf dir entscheidet sich das Schicksal einer Welt.
Ihr Ströme werdet, rothgefärbt vom Blut
Der deutschen Helden, in geschwollner Fluth
Zu beiden Meeren eure Wellen tragen
Um des Geschicks Entscheidung anzusagen.
Von Cadix zu Sibiriens Wüste,
Von Albion zu Messina's Küste
Erwarten Alle sie verzagt und bang
Von unserm Arm Sieg oder Untergang!"

Dies Erwägen der Weltgeschicke und die Vorbereitungen zu einem gewaltigen Zusammentreffen zweier Schlachtenwetterwolken verhinderten den

König nicht, sich in seinem Zelte mit Philosophie und Dichtkunst zu beschäftigen, seinen Freunden heitre Briefe zu schreiben und ihnen Aufträge in Beziehung auf das, so eben in Berlin vollendete, neue Opernhaus zu ertheilen. Aus Chrudim in Böhmen schreibt er den 18. April an Algarotti: „In Mähren mußte ich nur für die Vertheidigung sorgen, hier bereite ich einen kräftigen Angriffskrieg vor. . . . Apropos, ich habe die, mir von Ihnen zugeschickte, schöne Arie erhalten, sie gehört zu meinen Lieblingsarien. Ich bitte, wünschen Sie dem Capellmeister Hasse, der sie componirt hat, Glück dazu." Er bittet ihn nun, mit gewohnter Geschicklichkeit und auf den ihm allein zugänglichen Schleichwegen den Opernsänger Pinti für die große Oper in Berlin zu engagiren, welche er mit königlicher Freigebigkeit auszustatten gedenkt. Umgeben von dem Kriegsgetümmel der rauhesten Art überläßt er sich mit liebenswürdiger Schwärmerei den süßen Träumen einer glänzenden Eröffnung des neuen Opernhauses und schreibt eines seiner schönsten Gedichte:

„Herbei, du des Vergnügens muntre Schaar!
Ihr Götterkinder, seid mir heut zu Willen,
Mit Wollusthauch die Sinne zu erfüllen,
Erschließt euch, Lebenspforten wunderbar,
Die Gluth, die mir im Innern tobt, zu stillen.
Arabien sende seine Düfte
Und Ungarn sende seinen Wein,
Dann töne durch bewegte Lüfte
Bezaubernd Melodie darein.
Des Herzens zitternde Organe
Berührt allmächtigste Magie,
Gleich Leda's hold betrügerischem Schwane
Umschmeichelt bald und süß Melancholie,
Bald reißt uns in der Freude Hochgefühl
Der Wahnsinn fort zu ungemessnem Ziel,
Dann endlich wird in sich die Seele still.
Die Sorge sinkt tief in den Staub zurück
Und wir genießen mit Entzücken
In übersel'gen Augenblicken
Der Götter unvergleichlich Glück.
Herbei, du Schaar der Lust und du, der Künste Schaar!
Erbauet hier euch der Unsterblichkeit Altar."

Und nicht etwa „friedlich gelagert am ruhigen Bach" war unserem königlichen Dichter beschieden, seinen süßen Phantasien sich zu überlassen; „Sicher

werden wir", schreibt er dem Freunde, „bald eine Schlacht haben, vielleicht an dem Jahrestage von Molwitz. — Schickt mir das Buch von Boileau, Cicero's Briefe, seine philosophischen Unterhaltungen zu Tusculum und die Geschichtsbücher Cäsars."

Bei den Unterhaltungen mit Cicero und Cäsar war Friedrich allein auf sich angewiesen und gewiß war es gut, daß seine Generale nicht mit ihm philosophirten und die Husarenlieutenants Verse schrieben, denn in immer größeren Schaaren zogen die Feinde heran, und von seinen gelehrten, hinter dem warmen Ofen hockenden, Freunden erhielt der König nur Briefe, in welchen sie sein Loos beklagten und ihn mit ängstlicher Warnung beschworen, sich und der Welt den Frieden zu geben. „Ich bitte", antwortet er auf eine solche Jeremiade seinem Freunde Jordan, „beruhigt Euern Geist über das Schicksal Europa's. Ueberlaßt die Sorge, die Spindel abzuhaspeln, einem Jeden, so gut er es vermag und beschränkt Euch auf die Theilnahme an dem Schicksale Eurer Freunde. Dies ist auf Ehre alles, was man von einem guten Bürger verlangen kann, denn sonst würde unser Gehirn nicht Feuchtigkeit genug für die Thränen, die wir zu vergießen haben, absondern." —

Je näher die Entscheidung großer Ereignisse heranrückt, je drohender die Gefahren sich ringsumher aufthürmen und des Königs ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen, desto übermüthiger wird seine Laune. Der zaghafte Jordan bleibt die Zielscheibe seines Witzes. „Dein Muth", schreibt er ihm während der Vorbereitungen zur Schlacht von Chotusitz, „besitzt seine Jungfrauschaft noch und da alle neue Sachen besser sind, als die abgetragenen, so folgt daraus, daß Dein Muth etwas ganz Außerordentliches sein muß. Er ist eine Blume, die sich eben entfalten will, die noch nicht von der Sonnenhitze, nicht von den Nordwinden gelitten hat. Dir fehlt nichts als ein weißer Federhut, um die Ufer Deiner Kühnheit zu beschatten, ein langes Rappier, große Sporen, eine etwas weniger heisere Stimme und mein Held wäre fertig. Ich mache Euch mein Compliment darüber, göttlicher und heroischer Jordan und ersuche Euch von der Höhe Eures Ruhmes einige huldreiche Blicke auf Eure Freunde zu werfen, welche hier im Kothe von Böhmen mit der übrigen Menschenheerde umherkriechen. Meine Gesinnungen gegen Dich kennst Du."

Der Herzog Karl von Lothringen hatte den Oberbefehl über das, bis

auf 40,000 Mann verstärkte, östreichische Heer in Böhmen erhalten und traf alle Anstalten, den König in seinem Lager bei Chrudim anzugreifen und Prag wieder zu erobern. Er war dem König an leichter Reiterei überlegen, Schwärme von Panduren, Croaten und Husaren streiften umher und suchten dem Könige die Zufuhren, die er aus Schlesien erhielt, abzuschneiden. Um sich von diesen Banden und zugleich von dem ganzen östreichischen Heere zu befreien, beschloß der König zum Angriff überzugehn; Landkarten und Schlachtenpläne liegen vor ihm ausgebreitet, die Generale sind zum Kriegsrath versammelt worden, die Dispositionen sind gemacht, die Adjutanten und Ordonnanzen sprengen davon, die Befehle den einzelnen Regimentern zu bringen; da findet Friedrich noch ein Viertelstündchen, um in ruhigster Besonnenheit seinem Freunde zu schreiben: „Mir bleibt nichts übrig, als auf der Heerstraße der Gewohnheit mechanisch fortzukriechen und dem Beispiele unseres guten und lächerlichen Menschengeschlechtes en gros zu folgen, welches, ohne eine besondere Absicht zu haben, bald aus Langerweile, bald aus Gefälligkeit kein gutes Haar an seinem Nächsten läßt, was allerdings nicht christlich ist. Allein wir anderen sind auch nicht zu sehr darauf versessen, es zu sein und gewöhnlich hält man dafür, es sei besser, einen guten Witz zu machen, als ein frommer Bruder in Christo zu sein. Wenn man Krieg führt, vergißt man ein wenig jene brüderliche Zärtlichkeit.

Talpatschen und Pandurenbanden
Aus Satans finstren Höllenlanden,
Die uns umschwärmen Nacht und Tag,
Ich niemals meine Brüder nennen mag;
Von Affen wurden sie gezeugt,
Von wilden Bären groß gesäugt.

— — Ich bin so beschäftiget, habe so viel zu überlegen, zu schreiben, so viele Befehle auszufertigen, daß es mir unmöglich ist, Dir viel Vernünftiges zu schreiben. Alles, was ich Dir melden kann ist, daß wir in das Lager rücken, daß die Oestreicher gegen uns marschiren, daß wir sie angreifen und schlagen werden. Adieu. Ich empfehle Dich der Philosophie und dem Gotte der Gesundheit zur Obhut."

Das östreichische Heer hatte in der Nacht vom 16. zum 17. Mai 1742 Tschaslau besetzt und rückte am Morgen in vier Colonnen zum Angriff heran. Der König, unter dem der Feldmarschall Buddenbrock und der Erb-

prinz von Dessau commandirten, war diesmal vorsichtiger als bei Molwitz und die Tapferkeit seiner Truppen unterstützte die gut geleiteten Bewegungen so gut, daß nach wenigen Stunden die Schlacht auf der Feldmark von Chotusitz, nach welchem Ort sie genannt wurde, zu Gunsten der Preußen entschieden war. Der Feind verlor 5600 Todte, 1000 Gefangene, achtzehn Kanonen und zwei Fahnen. Einen guten Theil des Sieges verdankte der König dem tapfern Feldprediger Segebarth. Mehrmals war die preußische Cavallerie durch die, ihr überlegenen, Feinde geworfen worden und würde die größte Unordnung in das hinter ihr aufgestellte Fußvolk gebracht haben, wenn der tapfere Feldprediger, welcher seine Schwadron nicht verlassen hatte, sie nicht immer wieder gesammelt und auf's Neue gegen den Feind geführt hätte.

In einem Berichte, welchen der brave Gottesmann einem Freunde über seine Theilnahme an der Schlacht abstattet, erzählt er: „Als unser Regiment sich retirirte und zum Theil mit der feindlichen Cavallerie und den Grenadieren vermischt war, ging ich hin, redete den Offizieren und Soldaten recht beweglich und ernstlich zu, daß sie sich halten und fassen sollten. Einige schrieen mich gleich an mit einem lauten „Ja!" und es ging wieder vorwärts. Da flogen mir die Kugeln um den Kopf so dicke, als ob man in einem Schwarme saussender Mücken stände, doch hat mich Gott Lob! keine verletzt, auch ist mein schwarzer Rock ganz geblieben. Ein feindlicher Soldat wollte in diesem Lärmen mein Pferd mit dem Bajonnet todt stechen, aber einer der Unsern wendete es ab." Noch zweimal wurde auf verschiedenen Punkten die preußische Cavallerie geworfen und jedesmal gelang es dem Feldprediger, die Fliehenden zu sammeln und wieder gegen den Feind zu führen. „Ich war" — erzählt er — „so dreist, daß ich mich an die Generale und Obersten heranmachte, sie bei der Hand faßte und im Namen Gottes und ihres Königs ermahnte, ihre Leute wieder zu sammeln. Da dieses geschehen, so ritt ich hin und wieder durch die Glieder und trieb die Leute dahin, daß sie sich wieder zu setzen anfingen. Ich wundre mich nur, daß die großen schweren Pferde meinen kleinen Fuchs nicht zertreten haben; aber es schien alles vor mir zu weichen und mir Platz zu machen." Bei einer dritten Attake ging er mit sechs Eskadrons, die er wohl eine Viertelmeile von der Walstatt gesammelt, gegen den Feind vor. „Gott sei gelobt!" fügte er hinzu, „der mir

Davids Sinn und Muth gegeben. Mich däucht nicht, etwas gethan zu haben, was meinem Amte unanständig wäre. Hab' ich etwas zu viel gethan, so hab ich es Gott und dem Könige gethan. — Wenn ich ein Narr wäre, so hätte mein Hochmuth die beste Gelegenheit gehabt sich aufzublähen. Der König hat mir durch den Erbprinzen von Dessau, bei dessen Regimente ich stehe, ein sehr gnädiges Compliment machen lassen und mich versichert, ich solle die beste Pfarrstelle in seinem Lande haben." Ob er sie erhalten habe, ist uns nicht bekannt geworden. Den Erbprinzen von Dessau ernannte Friedrich sogleich auf dem Schlachtfelde zum General-Feldmarschall. Gegen die in der Schlacht Gefallenen übte der König die fromme Pflicht aus, einige Morgen Landes anzukaufen und dasselbe zu einem Begräbnißplatze einfriedigen zu lassen. Erst nach fünfundzwanzig Jahren wurde dieser Schlachtfeldfriedhof den früheren Eigenthümern zur Benutzung zurückgegeben.

Seinem Freunde Jordan schickte Friedrich einen Courier vom Schlachtfelde mit den wenigen Zeilen: „Ich melde Dir sehr vergnüglich, daß wir den Feind tüchtig geschlagen haben. Wir befinden uns alle wohl." —

An das Heer welches am 20. Mai ein Lager bei Zlep bezog, erließ der König folgenden Tagesbefehl: „Weillen Se. Majestät die größte Ursache von der Welt haben, mit ihren braven und unüberwindlichen Truppen zufrieden zu sein, und da Sie gern diejenigen, welche ihnen so gut und ehrlich dienen, auf alle Art und Weise durch Avancements und Recompense zu belohnen suchen, um ihnen auch Ihre particuläre Obligation davor zu zeigen, so lassen Sie durchgehends allen Ihren Officiers von der Infanterie und Cavallerie vor Ihre rechtschaffene Dienste, so sie Höchstderoselben anjetzo und bei voriger Bataille geleistet haben auf das allergnädigste danken und soll denen gemeinen Soldaten, sowohl von der Infanterie als Cavallerie auch gesagt werden, daß Se. Majestät vollkommen mit ihnen zufrieden wären."

Von den Brandstätten des Schlachtfeldes und der traurigen Verwüstung, die ihn umgab wenden sich Friedrichs Gedanken der Heimath zu. „Mach doch", schreibt er den 20. Mai an Jordan, „daß der dicke Knobelsdorf mir schreibt, wie sich Charlottenburg, mein Opernhaus, meine Gärten befinden; ich bin darin ein Kind, es sind meine Puppen, mit denen ich spiele. Meine Complimente an die gute Monbail, an das Strudelköpfchen und an die kleine Tettau." Die Wendung seines Schicksals, die glänzende Laufbahn, die er

als Feldherr betreten, erschienen ihm selbst als wunderbar. „Wer hätte es vor einigen Jahren geglaubt", schreibt er dem Freunde, „daß der Schüler Jordans in der Philosophie, Cicero's in der Redekunst, Bayle's im Denken in der Welt eine militairische Rolle spielen würde? Wer hätte geglaubt, daß die Vorsehung einen Poeten auserſehen habe, das europäische Staatensystem umzuwerfen und die politischen Berechnungen der regierenden Könige gänzlich zu verändern? Es gehen viele Dinge unter dem Monde vor, von denen es schwer hält, den Grund anzugeben und diese Begebenheit können wir ganz dreist dazu rechnen. Sie ist ein Komet, welcher die gewöhnliche Bahn durchschneidet und sich nach einer ganz andren Richtung hin bewegt, als alle anderen Planeten."

Vergeblich hoffte der König, daß seine Verbündeten nach dem von ihm erfochtenem Siege mehr Thätigkeit entwickeln und an der Donau abwärts gegen Wien vordringen würden. Im Unwillen hierüber schreibt er aus dem Lager bei Kuttenberg den 7. Juni 1742 an Jordan: „Unsere verwünschten Franzosen verderben Alles, während ich Alles gut mache. Da haben nun der neugewählte Kaiser und der König von Frankreich mit vieler Sorgfalt zwei Strohköpfe (Belle-Isle und Broglio) ausgewählt, welche in Baiern commandiren sollen und den östreichischen General Khevenhüller die Donau unter ihren Augen passiren lassen. Alle Last des Krieges wird auf mich fallen; ein schöner Trost, Eroberungen für Andere zu machen."

Diese Rücksichten bestimmten den König, die Vermittlung Englands anzunehmen und Lord Hindfort, von Maria Theresia mit den nöthigen Vollmachten versehen, schloß mit dem von dem Könige bevollmächtigten Grafen Podewils am 11. Juni 1742 zu Breslau die Präliminarien eines Friedensvertrags ab. Der französische Gesandte Marquis Valori versuchte es vergebens, den Abschluß aufzuhalten; da derselbe einen etwas gebieterischen Ton annahm, entgegnete ihm Friedrich: „Anstatt mich hier in Böhmen mit den Waffen zu unterstützen, lagern die Franzosen in Westphalen. Wahrscheinlich wollen sie die Herren in Deutschland spielen, allein ich bin ein deutscher Fürst und werde dies nie zugeben." Friedrich kündigte dem Cardinal Fleury in einem Schreiben vom 10. Juni an, daß er wegen des Friedens mit der Königin von Ungarn in Unterhandlung getreten sei. Der Cardinal wendete alle seine Beredsamkeit auf, um den König auf der Seite Frankreichs zu behalten.

„Ich kenne Ew. Majestät Treue und Edelmuth zu gut", schreibt er ihm, „um dem geringsten Verdachte Raum zu geben, als könnten Sie Ihre Zustimmung dazu ertheilen, uns aufzugeben. Ew. Majestät werden der Schiedsrichter Europa's werden und dies ist die glorreichste Rolle, welche Sie jemals übernehmen können." Wir dürfen es nicht als ein zufälliges Zusammentreffen, noch weniger als eine Verabredung ansehen, daß fast zu derselben Zeit der erste Minister Englands Lord Walpole es öffentlich aussprach: „daß der König von Preußen gegenwärtig die Wagschale Europa's in seinen Händen halte."

Am 22. Juni ließ der König im Lager zu Kuttenberg den Frieden unter Trompeten und Paukenschall verkündigen und reiste über Breslau nach Berlin, wo er am 12. Juli eintraf und am 28. den Berliner Frieden*), welcher den ersten Schlesischen Krieg beendete, unterzeichnete. In diesem Vertrage trat Maria Theresia das Herzogthum Ober- und Niederschlesien nebst der Grafschaft Glatz und dem mährischen Distrikt Katscher dem Könige ab. Oestreich verblieb von Schlesien nur das Fürstenthum Teschen, der jenseits der Oppa gelegene Antheil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf und der südliche Theil vom Fürstenthum Neisse. Der König von Preußen entsagte allen anderen Ansprüchen an die Königin von Ungarn, sicherte allen Einwohnern der abgetretenen Herzogthümer ihre Privilegien und Freiheiten zu, der katholischen Kirche ihre gegenwärtige Verfassung, den Protestanten vollkommene Gewissensfreiheit und gleiche Rechte mit den katholischen Unterthanen. Er übernahm ein, auf Schlesien von englischen Kaufleuten gegebenes, Darlehn von 1,700,000 Thalern; wegen eines holländischen Darlehns von 4,800,000 Gulden sollte ein besonderes Abkommen getroffen werden.

Georg II. von England übernahm durch eine Urkunde, welche er schon unter den 24. Juni ausgefertigt hatte, die Bürgschaft für diesen Frieden, in welchem die Kaiserin Elisabeth von Rußland und August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen mit eingeschlossen wurden. Durch einen Grenzvertrag vom 6. December wurden die Grenzen zwischen dem preußischen

---

*) Da die Vorverhandlungen zu Breslau gepflogen wurden, heißt er auch der Breslauer Friede.

Schlesien festgestellt. Der Antheil des Königs betrug 642 Geviertmeilen Landes mit 1,700,000 Einwohnern *).

---

12. Friedrich badet in Aachen. — Die Oestreicher in München. — Georgs II. Sieg bei Dettingen. — Maria Theresia mit England und Sachsen gegen Preußen und Frankreich. — Der zweite schlesische Krieg. — Belagerung Prags. — Krauel von Ziskaberg, der tapfere Grenadier. — Prag genommen und verloren. — Carnevals-Freuden in Berlin. — Die Mucker und das Theater. — Friedrich in der Mönchskutte. — Der Abt und der Champagner.

Nach einigen, mit seinen philosophischen und poetischen Freunden in Charlottenburg glücklich verlebten Wochen, begab sich Friedrich im August 1742 nach Aachen, wo er den Brunnen trank und badete. Hier verweilte er bis zum 7. September und kehrte gestärkt und erholt nach Potsdam zurück. Schlesien war erobert, durch verbrieften und gewährleisteten Frieden ihm zugesichert, allein mehr noch, als durch Brief und Siegel, gedachte Friedrich es durch eine Kette von Festungen fester an die Krone Preußen anzuschließen. Am 18. September traf er in Breslau ein, gab dem Adel und der Stadt glänzende Maskenbälle und Feste, sorgte aber auch hier, so wie in Neisse, Brieg, Schweidnitz und Glogau für Verstärkung der vorhandenen Festungswerke. „In meinem Kopfe" — schreibt er den 27. September an Jordan — „ist jetzt nichts weiter zu finden, als Rechnungen und Zahlen; bei meiner Rückkehr werde ich dies Alles ausfegen, damit gewähltere Gegenstände darin Platz nehmen können. Ich habe Verse gemacht und sie verloren, ein Buch zu lesen angefangen und es ist mir verbrannt, auf einem Clavier gespielt und die Saiten sind gesprungen, ein Pferd geritten und es ist lahm geworden. Nun fehlte mir zu meinem Unglücke weiter nichts, als daß Du meine Freundschaft mit Undank lohntest; also schreibe mir unverzüglich." —

Zu Anfang des Octobers kehrte Friedrich nach Charlottenburg zurück, von wo aus er mit aufmerksamen Blicken den Begebenheiten folgte, in welche er bald wieder hineingezogen werden sollte.

*) Gegenwärtig beträgt, durch Hinzuschlagen eines Theils der Ober- und Niederlausitz die Bodenfläche der Provinz Schlesien 724 Geviertmeilen, die Einwohnerzahl 2,600,000.

Frankreich, mit dem Kaiser Karl VII. aus dem Hause Baiern verbunden, führte den Krieg gegen Oestreich mit geringem Geschick und noch geringerem Glück. Der Marschall Belle-Isle hatte Prag den Feinden überlassen und Böhmen geräumt. Der Herzog Karl von Lothringen schlug den 5. Mai 1743 das vereinigte bairisch-französische Heer bei Simpach, zog siegreich in München ein, Baiern huldigte der Königin von Ungarn. Als ein tapfrer Bundesgenosse derselben war jetzt auch König Georg II. von England mit einem ansehnlichen Heere eingetroffen und erfocht bei Dettingen am Main den 27. Juni 1743 einen glänzenden Sieg über die Franzosen unter dem Marschall Noailles. Das Uebergewicht, welches durch diese Siege das Haus Oestreich erhielt, mußten Friedrich für seine Zukunft besorgt machen. Der Versuch, sich Freunde unter den deutschen Fürsten zu gewinnen und diese zu einem Fürstenbunde, Oestreich gegenüber, zu vereinigen, gelang nicht. Er richtete sein Augenmerk jetzt auf Rußland und Schweden und ließ es sich angelegen sein, zwei Vermählungen zu Stande zu bringen, durch die er seinen Einfluß in den nordischen Reichen für die nächste Zukunft sicher zu stellen hoffte. Die Prinzessin Ulrike von Preußen wurde mit dem Herzoge Adolf Friedrich von Holstein Gottorp, dem dereinstigen Könige von Schweden, und eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, deren Vater Marschall in preußischen Diensten war, mit dem zukünftigen Thronfolger in Rußland vermählt.

Nur zu bald sah Friedrich seine Besorgniß in Betreff Oestreichs gerechtfertigt. Maria Theresia glaubte, daß schon jetzt die Zeit gekommen sei, Schlesien wieder zurückfordern zu können. Sie schloß mit den Königen von England und Polen ein Bündniß, welches, wenn auch nur versteckt, einige Artikel enthielt, die offenbar gegen Friedrich gerichtet waren. In dem Ministerrathe, in welchem der König diese Angelegenheit verhandelte, waren seine Geheimen Räthe sämmtlich der Ansicht, daß nichts von Seiten Oestreichs zu besorgen sei und am wenigsten stimmten sie dafür, daß der König durch neue Rüstungen die Königin von Ungarn gleichsam herausfordere. Friedrich aber beharrte bei seinem Entschlusse. „Beim Zögern und Stillsitzen", sagte er, „können wir nichts gewinnen, wohl aber alles verlieren, wir müssen unsern Feinden zuvorkommen und ihnen den Krieg erklären; immer wird ein ehrenvoller Untergang einer ehrlosen Unterjochung ohne Vertheidigung vorzuziehen sein."

Noch einen zweiten Versuch hatte der König gemacht ein Bündniß nord-

deutscher Fürsten zu Stande zu bringen; es war ihm damit eben so wenig, wie mit dem ersten geglückt und so sah er sich, so schwer er auch daran ging, gezwungen, sich Frankreich als Bundesgenoß anzuschließen, wodurch er noch mehr, als vorher, in die größeren Welthändel hineingezogen wurde, da Frankreich am 15. März 1744 den Krieg an England und am 26. April an die Königin von Ungarn erklärte. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Pyrmont, dessen Stahlquellen seine angegriffenen Nerven stärken sollten, verweilte Friedrich noch einige Wochen in Berlin, um seine Schwester Ulrike mit dem dereinstigen Könige zu vermählen, wobei es nicht an glänzenden Festen fehlte. „Indeß man aber", bemerkt der königliche Geschichtschreiber, „bei Hofe tanzte und sich vergnügte, arbeitete man zugleich an den Rüstungen zum Feldzuge, welchen man zu eröffnen im Begriff stand." Der zweite schlesische Krieg begann. Der König hatte sich genaue Kenntniß von dem Plane seiner Feinde verschafft, welcher dahin gerichtet war, ein östreichisches Heer durch Sachsen graden Weges auf Berlin marschiren zu lassen. Dem kam Friedrich zuvor; seine Armee rückte unangemeldet in Sachsen ein, wohin er den 15. August 1744 nachfolgte. Um die Reichsordnungen hierbei zu beobachten hatte der König sich hierzu durch Kaiser Karl VII. auffordern und ermächtigen lassen, so daß er in seinem darüber erlassenen Manifeste erklärte: „Der König begehrt nichts und es ist ihm um sein eigenes Interesse gar nicht zu thun, sondern es ergreifen Ihro Majestät nur zu dem Ende die Waffen, damit Höchstdieselben die Freiheiten des Reichs, die Würde des Kaisers und die Ruhe in Europa wieder herstellen." Der König hielt sich nicht damit auf, Dresden, welches wohlbefestigt war und ihm die Thore verschloß, zu belagern; sein nächstes Ziel war Prag; am 10. September wurden die Laufgräben eröffnet. Der Feldmarschall Schwerin, welcher die Belagerung leitete, hielt es für unerläßlich, das Fort Ziska, ein starkes Außenwerk, zu nehmen, bevor man an die Stadt näher heranrückte. Der Sturm desselben wurde am 14. September unternommen, er kostete vielen tapfren Preußen das Leben; am meisten beklagte der König den Verlust des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt, dessen Bruder in der Schlacht von Molwitz ebenfalls auf dem Bette der Ehre gefallen war. Als der tapferste Vorkämpfer bei der Erstürmung jenes Forts zeichnete sich ein Grenadier des Leibregimentes, David Krauel, durch Kühnheit und Heldenmuth aus. Er erstieg der Erste auf einer angelegten

Sturmleiter den Wall und räumte unter den, ihren Posten herzhaft vertheidigenden, Oestreichern mit dem Kolben seines Gewehres so gut auf, daß die ihm nachfolgenden Kameraden bald des ganzen Außenwerks Meister wurden. Der König, der selbst Augenzeuge der tapfren That war, ließ den Grenadier in sein Zelt rufen, ernannte ihn auf der Stelle zum Lieutenant, ertheilte ihm den Adel mit dem Zunamen „von Ziskaberg" schenkte ihm das nöthige Geld zur Equipirung und verlieh ihm eine einträgliche Präbende des Domstiftes zu Magdeburg.

Aus dem Lager von Prag schreibt der König seinem Freunde Jordan: „Ich melde Dir, daß ich Verse gemacht habe, die ich jedoch, bevor ich sie Dir schicke, noch verbessern muß. Ihr erwartet vielleicht Nachrichten von einer ganz anderen Art, allein so geht es in der Welt, oft geschieht gerade das Gegentheil von dem, was man denkt. Ich befinde mich hier unter allen Schanzen, Laufgräben und Brustwehren der ganzen Welt. Ich habe viel Arbeit, viel Sorge, viel Unruhe, allein ich beklage mich über nichts, wenn ich nur dem Vaterlande gute Dienste leisten und ihm so nützlich sein kann, als ich es wünsche."

Schon waren die Vorbereitungen getroffen, Prag mit Sturm zu nehmen, als der östreichische Commandant Graf Harsch den 18. September capitulirte und Stadt und Festung den Preußen übergab. Nicht lange konnte der Besitz derselben behauptet werden. Ein überlegenes Heer rückte unter der Führung des Feldmarschalls Traun in Böhmen ein; vergebens hatte der Oberstlieutenant v. Wedell, welcher sich den Namen des preußischen Leonidas erwarb, den Uebergang über die Elbe zu vertheidigen gesucht; der König, welcher sich den Rückzug nach Sachsen abgeschnitten sah, war genöthiget sein Heer in drei verschiedenen Colonnen nach Schlesien zu führen und dem Generallieutenant v. Einsiedel nebst Besatzung in Prag seinem Schicksale zu überlassen, welches ihm keineswegs günstig war, da er den Feinden in die Hände fiel. Der König sorgte dafür, seinem Heere sichre und ruhige Winterquartiere in Schlesien anzuweisen, worauf er nach Berlin (den 14. December) ging und hier, als ob er im tiefsten Frieden lebte, sich an den Freuden des Carnevals ergötzte. Die Löwin des Tages war damals eine italienische Tänzerin Signora Barberini, der König selbst machte ihr den Hof und sah sie öfter in einer vertraulichen Gesellschaft bei dem General Rothenburg.

Schon längst nahmen die Mitglieder einer kirchlich strengen Partei Aergerniß an den öffentlichen Vergnügungen, zumal an dem Theater, so wie sie sich in ihren Conventikeln nicht scheuten, auf das neue Opernhaus, als einen Tempel des Satans, den Zorn des Himmels herabzurufen. In Berlin durften sie nicht wagen öffentlich hervorzutreten; allein in Halle hatten in der dortigen theologischen Facultät die Pietisten unter dem Vortritt des Professors Hermann Franke so sehr die Oberhand, daß sie bei dem General-Finanz-Directorium unter den 14. Februar 1745 eine Vorstellung einreichten, worin sie in unziemlicher Weise darauf antrugen, die Comödianten aus Halle auszuweisen, da durch sie die Studenten um ihre zeitliche und ewige Seligkeit gebracht würden. Franke hatte es hierbei nur darauf abgesehen, dem Könige, dessen Vorliebe für Ballet, Oper und Schauspiel ihm ein Greuel war, auf diesem Umwege eine strenge Vermahnung zu ertheilen; allein der König erinnerte sich sehr wohl, daß derselbe Franke einer der erbittertsten Verfolger Wolfs gewesen war und so erklärte sich die Heftigkeit, mit welcher er in dieser Angelegenheit verfuhr. Auf die, von dem General-Directorium eingereichte Vorstellung schrieb er an den Rand: „Da ist das geistliche Muckerpack dran schuld. Sie sollen spielen und Herr Franke soll dabei sein, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun und mir soll das Attest von dem Commandanten geschickt werden, daß er da gewesen ist.“ Das General-Directorium versuchte es, dem König die Sache noch einmal vorzulegen, und eine Fürbitte für Franke zu thun; allein der König beließ es bei der ersten Entscheidung und schrieb diesmal an den Rand: „Ins künftige werden die Herren Pfaffen wohl vorsichtiger werden und nicht denken dem General-Directorium und mir Nasen zu drehn. Die Halleschen Pfaffen müssen kurz gehalten werden, es sind evangelische Jesuiten und man muß ihnen bei allen Gelegenheiten nicht die mindeste Autorität einräumen.“ Auf Verwenden der Freunde Franke's in Berlin erließ ihm der König das Erscheinen im Theater; statt dessen mußte er ein Strafgeld an die Armen-Casse zahlen. —

Während der lustigen Carnevalszeit in Berlin bereitete der König alles zu dem nahbevorstehenden Feldzuge vor, denn Maria Theresia hatte in einem Manifeste vom 1. December 1744 erklärt: „daß sie sich nicht weiter an den Berliner Frieden gebunden achte.“ Ihre Truppen machten in Oberschlesien

Fortschritte und durch den Tod des Kaisers Karls VII. (den 20. Januar 1745) verlor der König einen — wenn auch nur durch seinen Titel — einflußreichen Bundesgenossen. Sein Sohn, Kurfürst Max Joseph wurde bei Pfaffenhofen den 15. April von den Oestreichern besiegt und schloß mit Maria Theresia den Frieden zu Füssen (den 22. April), in welchem er allen Ansprüchen auf die östreichischen Erblande entsagte.

Der König verließ Berlin den 15. März und begab sich zu seiner Armee nach Schlesien, wo es bis jetzt nur zu kleinen Vorpostengefechten gekommen war. Friedrich hatte im Mai sein Hauptquartier zu Camenz in dem schöngelegenen Kloster der Brüder Cisterzienser genommen. Den Abt Tobias Stusche und einige der gebildeteren Brüder zog er öfter zur Tafel und sie schenkten seiner Küche und seinem Keller, selbst an den Fasttagen, unzweideutige Beweise ihrer Anerkennung. Sie waren schon jetzt so treue Unterthanen des Königs, daß er ihnen einst seine Rettung aus großer Gefahr zu verdanken hatte. Eines Tages hielt der König, wie er es öfter gethan, ohne ausgestellte Posten in einer Gartenlaube Mittagstafel. Schon hatte der Abt eine bedeutende Batterie geleerter Champagnerflaschen aufgepflanzt und war im Begriff der letzten den Donnermund zu lösen, als ein keuchender Pater herbeistürzte mit dem Angstgeschrei: „Die Feinde! Croaten — Panduren — Husaren!“ Der König so wenig als der Abt verloren die Gegenwart des Geistes nicht einen Augenblick. „Man soll schnell zur Vesper läuten“, rief der Prior einem der Brüder zu, warf dem Könige eine Mönchskutte mit der Kapuze über und führte ihn eiligst durch die Hinterthür der Sacristei in die Kirche, wo schon die ganze Brüderschaft versammelt war. Die Croaten hatten alle Ausgänge besetzt und drangen jetzt in die Kirche, um von dem Abt und den Mönchen zu erfahren, wohin sich der König geflüchtet habe. Hier aber wurden sie mit lautem: Dominus vobiscum! mit dampfenden Räuchergefäßen und spritzenden Weihwedeln so vollständig bedient, daß sie sich kreuzigten und segneten und gar nicht weiter daran denken konnten, von den, in ihren heiligen Uebungen eifrig beschäftigten, frommen Vätern irgend eine Auskunft über weltliche Angelegenheiten zu erlangen. Unterdessen hatte ein preußisches Piket von dem Besuche der Croaten in Camenz Nachricht erhalten; sie sprengten herbei und der Ruf „die Preußen kommen!“ unterbrach die Messe. Die Croaten eilten mit dem Adjutanten des Königs, den sie zum Gefangenen


Lith Anst v H Delius

gemacht, zu ihren Pferden, nur wenigen von ihnen gelang die Flucht, die anderen fielen den Husaren des schon damals berühmten Oberst Zieten in die Hände*). Der König vergaß dem Abt die Rettung, die er ihm verdankte, nie und versorgte nach beendetem Kriege Kirche, Küche und Keller des Klosters noch öfter mit reichlichen Spenden**).

*) In der Kirche zu Camenz ist dieser Begebenheit durch folgende Inschrift gedacht: Hier stand und sang Friedrich II. König von Preußen verkleidet im Cistercienser Chorkleide im Jahre 1745 mit dem Abt Tobias und den Geistlichen die Metten, während dem die feindlichen Croaten ihn in hiesiger Kirche suchten und nur seinen Adjutanten fanden, den sie gefangen fortführten.

**) Auf ein Glückwünschungsschreiben des Abtes zu dem glorreich errungenen Frieden antwortet der König aus Potsdam den 5. Januar 1746 sehr freundlich, wünscht Glück zum neuen Jahre und fügt hinzu: „ich halte mein Gelübde und schicke ihm Porzellan, Champagner-Wein und Stoff zum pontificiren." Der Abt sagt unterthänigsten Dank und meldet, daß er aus dem überschickten Brokat ein Meßgewand habe anfertigen lassen, auf welchem, anstatt der Taube ein preußischer Adler prange, und daß der Champagner am Geburtstage Sr. Majestät (den 24. Januar) auf dessen Wohlsein geleert worden sei. Der König bedankt sich für die ihm gewidmeten guten Wünsche und schreibt an den Abt aus Potsdam den 29. Januar: „Wie ich nun von Euern treugemeinten Bezeigen bei Gelegenheit Meines verflossenen Geburtstages sehr zufrieden bin, und Eure andächtigen Wünsche, mit einigen Tropfen guten Champagner begleitet, nebst einem frohen Touche und Vivat nicht sonder glücklichen Erfolg bleiben können, also könnt Ihr Euch allezeit Meiner Zuneigung, Gnade und Schutzes versichert halten u. s. w." —

Die frommen Väter begnügten sich aber nicht blos an dem Geburtstage auf des Königs Gesundheit zu trinken, sie thaten es auch an seinem Namenstage, wobei des Champagners nicht geschont wurde. „Ich habe" — schreibt Friedrich aus Potsdam den 8. März 1746 an den Abt — „aus Eurem Schreiben vom 28. v. M. die Freude, so ihr über Meinen jüngsthin erschienenen Namenstag (den 5. März) des Morgens durch ein öffentliches Dankfest in Euren neuen Pontificat und des Mittags bei Tische durch ein treugemeintes Touche bezeigen wollen, mit Vergnügen vernommen und erkenne solches Merkmal Eurer aufrichtigen Devotion mit gnädigstem Danke. Den an sothanen Freudentage vollends darauf gegangenen Rest Eures Champagner-Weins werde Ich schon ersetzen und warte nur auf die Ankunft des neuen, den ich jetzo kommen lasse. Hiermit 2c."

13. Die Schlacht bei Hohenfriedberg. — Klage um die Freunde. — Franz I., Kaiser. — Die Kaiserin will lieber den Unterrock, als Schlesien verlieren. — Die Schlacht bei Sorr. — Des Königs Schlacht-Berichte an seinen Kammerdiener. — Die in Gefangenschaft gerathenen Windhunde. — Gefecht bei Großhennersdorf; — Das für Striegau. — Einbruch in Sachsen. — Des alten Dessauers Sieg bei Kesselsdorf. — Die Einnahme Dresdens. — Einzug in Berlin. — Vivat Friedrich der Große! — Der König an seines Lehrers Krankenbette.

Der König hatte den Einmarsch eines sächsischen Heeres nach Schlesien und dessen Vereinigung mit dem östreichischen nicht zu hindern vermocht; die Entscheidung der Frage: wer soll Herr in Schlesien bleiben? mußte noch einmal dem Waffenglück und der Tapferkeit anvertraut werden.

Am 4. Juni versammelte Friedrich um 2 Uhr Morgens seine Generale und Obersten im Lager bei Striegau vor seinem Zelte und ertheilte ihnen die nöthigen Befehle zur Schlacht, die an diesem Tage geschlagen werden sollte. Die östreichischen und sächsischen Generale hielten um dieselbe Stunde Kriegsrath unter dem Galgen bei Hohenfriedberg. Kurz und energisch lautete der Befehl des Königs: „Die Reiterei fällt den Feind ungestüm mit dem Degen in der Faust an, sie macht in der Hitze des Gefechts keine Gefangenen und richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesicht. Das Fußvolk rückt im Sturmschritte gegen den Feind an, wenn die Umstände es nur irgend erlauben, bringt es mit gefälltem Bajonett auf ihn ein; muß gefeuert werden, so geschieht es erst in einer Entfernung von 150 Schritt.“ Die Anordnungen des Königs wurden auf das pünktlichste ausgeführt; die Sachsen, welche auf dem linken Flügel des östreichischen Heeres standen und Striegau besetzen sollten, wurden von der hervorbrechenden preußischen Reiterei in die Pfanne gehauen, wodurch die heranrückende östreichische Infanterie in Unordnung gerieth und gänzlich vernichtet wurde. Die Feinde hatten 9000 Todte und Verwundete, verloren 7000 Gefangene, darunter vier Generale und 200 Offiziere, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken, 60 Kanonen. Das Dragoner-Regiment Baireuth, geführt von dem Obersten Otto v. Schwerin, schlug zwanzig Bataillons Oestreicher in die Flucht und machte allein 4000 Mann zu Gefangenen. Der König verlieh diesem Regimente als ein ewiges Zeichen der Dankbarkeit „einen königlichen Gnadenbrief und Diplome für die in der glorreichen Bataille bei Friedberg in Schlesien bewiesene heldenmüthige Tapferkeit.“ Auf die Patrontaschen erhielt das Regiment flammende Granaten

(sogenannte Grenadierflammen) und das Recht den Grenadiermarsch blasen und schlagen zu lassen. Auch wurde dem Regimente ein neues Siegel verliehen, auf welchem der preußische Adler von 66 Fahnen umgeben ist. Otto v. Schwerin wurde zum General-Major ernannt, der General v. Geßler in den Grafenstand erhoben und er sowohl, als der Major Chazot, erhielten in ihre Wappenschilder die Buchstaben H. F. und die Zahl 66 mit Standarten umgeben. In dem, von ihm selbst geschriebenen, Schlachtberichte dankt Friedrich den Offizieren und Soldaten und sagt am Schlusse desselben: „die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere!"

In so großen Momenten aber zeigt sich die wahre Größe des Charakters Friedrichs dadurch, daß er nie sich seines Glückes überhebt, seiner Freunde zuerst gedenkt und mit rührender Theilnahme menschlich und gut durch seinen aufmerksamen Dank auch solche beglückt, die es gar nicht erwarten durften. Die Mutter des Major v. Chasot lebte in beschränkten Verhältnissen in Caen in Frankreich; ihr Sohn war ihr einziges Glück und ihre Stütze. Dies war dem Könige nicht unbekannt und um die bange Mutter so bald als möglich von ihrer Besorgniß zu befreien, schickte er ihr sogleich nach der Schlacht, durch einen Courier, folgende Zeilen: „Schon längst haben Sie durch die Dienste, welche ihr Sohn mir geleistet hat, ein Recht auf meine Achtung und meine Aufmerksamkeit. Die Mutter eines so braven und allgemein geschätzten Offiziers kann von mir nichts anders als Beweise eines aufrichtigen Wohlwollens erwarten." Zugleich überbrachte der Courier Briefe von dem Sohne und von dem Könige eine goldene, mit Brillanten besetzte, Dose. Seinem Lehrer und Freunde Dühan, der ihm zu dem Siege Glück gewünscht hatte, antwortet Friedrich den 14. Juni: „Sie sind Philosoph und wünschen mir Glück zu einer gewonnenen Schlacht? Daran erkenne ich Sie gar nicht. Ich glaubte, Sie seufzten blos über die Grausamkeiten, die meine Feinde mich an ihnen zu begehen gezwungen haben. — — Ich versichre Sie, daß ich sehr philosophisch denke und daß mir beständig das wahre Wohl und Glück meines Volkes am Herzen liegt. So viele Menschen, die hundert Mal größer sind als ich, haben größere und vollständigere Siege davon getragen, als der am 4. d. M. war. Flüchtiges, nur eine kurze Zeit währendes, Glück muß einen denkenden Menschen nicht stolz machen."

Mit einer würdigen alten Dame, der verwittweten Oberst Camas, Oberhofmeisterin der verwittweten Königin, welche sich seiner als Kronprinzen oft freundlich angenommen, unterhielt er ebenfalls einen fleißigen Briefwechsel. „Wir hatten" — schreibt er ihr sogleich nach der Schlacht — „diesmal mehr Glück als Verstand und wagen es kaum, vor einer so respectabeln Gouvernante, wie Sie, zu erscheinen. — — Wenn alle Welt den Verstand auf dem Rücken trüge, wie Sie, meine liebe Mama, ihn unter Ihrer Frisur tragen, würde man in der Welt nicht so viele Thorheiten erleben. — Ich bitte, schicken Sie mir Ihre Weisheit mit dem ersten Courier, denn ich bedarf derselben in meiner Lage sehr. Wir sehen uns hier beinah wie Blödsinnige an und ich versichre Sie, Sie würden Mitleid mit der lächerlichen Figur haben, welche zwei große Armeen einander gegenüber spielen. Wir anderen Renommisten und Eisenfresser richten unsere Augen nach Berlin, wie die Juden nach Zion .... Adieu, meine liebe Mama, erhalten Sie uns allen eine Mutter, von welcher Sie wissen, wie sehr wir sie verehren und wenn Sie, während Ihre Papagayen schweigen, die Akademie ruht, Ihre Hunde schlafen, stricken, dann lassen Sie Ihren Freunden einige Ihrer verlornen Gedanken zukommen."

Von zwei schweren Verlusten wurde der König in dieser Zeit betroffen: am 24. Mai war sein munterer Freund Jordan und am 18. August einer seiner treusten Jugendgenossen, v. Kaiserling, gestorben. Wie nah dem Könige diese Todesfälle gingen, spricht er wiederholt in den Briefen an seine Freunde aus. An Frau v. Camas schreibt er den 13. September 1745: „Glauben Sie nicht, daß die Ueberhäufung mit Geschäften und mit bedenklichen Angelegenheiten den Geist von der Traurigkeit abzuziehen vermag. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß dies ein schlechtes Mittel ist. Heut sind es grad vier Wochen, daß meine Thränen und mein Schmerz begannen und ich fühle mich seit der ersten Heftigkeit weder minder traurig, noch mehr getröstet. Doch warum Sie mit meiner Traurigkeit unterhalten, als ob ich die Absicht hätte, Sie damit anzustecken. Es ist hinreichend, daß ich meine Noth so gut trage, als ich es vermag." In gleicher Weise schüttet er sein trauerndes Gemüth gegen seinen Freund Dühan aus: „Bedenken Sie nur" — schreibt er ihm (den 24. September) — „wie unglücklich ich bin, da ich beinahe zu gleicher Zeit meinen guten Jordan und meinen lieben Kaiserling verloren habe. Sie waren meine Familie und ich glaube jetzt verwittwet

und verwaist zu sein und befinde mich in einer Trauer des Herzens, welche finstrer und ernster ist, als die in den schwarzen Livreen. — Spätestens zu Ende Novembers werde ich in Berlin sein, aber ganz zu Boden gedrückt von den Sorgen, die ich hier gehabt habe und sehr zufrieden, meinem Geiste, der seit achtzehn Monaten in unaufhörlicher Bewegung ist, Ruhe geben zu können. Ich weiß sehr gut, wie viel ich mir von den Artigkeiten annehmen darf, die Sie mir sagen. Glauben Sie nicht, daß mich dies eitel machen wird. Der Tod allein entscheidet über den Ruf der Staatsmänner, und da ich wahrscheinlich nicht Zeuge von dem sein werde, was man am andern Morgen, nachdem ich meinen letzten Seufzer ausgehaucht, über mich sagen wird, so begnüge ich mich damit, meine Pflichten nach Kräften zu erfüllen und mich sehr wenig um das Urtheil des Publikums zu bekümmern, welches in demselben Augenblicke wechselt und das lobt, was es eben tadelte. — — Leben Sie wohl, lieber Dühan, behalten Sie einige Freundschaft für Ihren Zögling und sein Sie versichert, daß es ihm gegen Sie nie an Freundschaft, Achtung und Zärtlichkeit fehlen wird."

In diesem Feldzuge hatten die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen einen glänzenden Sieg bei Fontenay (den 11. Mai 1745) über die Engländer unter Cumberland erfochten; allein für Friedrich war damit nichts gewonnen. „Für Preußens unmittelbaren Vortheil", schreibt der König an Ludwig XV., „wären eine an dem Skamander gewonnene Schlacht, oder die Einnahme von Peking Ereignisse von gleichem Einflusse gewesen." Zum Glück für Friedrich überwog die Eitelkeit Maria Theresias ihren Unternehmungsgeist; sie überließ Friedrich Schlesien und zog mit ihrem Gemahl nach Frankfurt am Main, um bei der, zu einer traurigen Comödie herabgekommenen, Kaiserkrönung gegenwärtig zu sein. Trotz des Einspruches der beiden Kurhäuser Brandenburg und Pfalz wurde der Großherzog Franz von Toskana, der Gemahl Maria Theresia's, den 13. September 1745 zum römischen Könige und deutschen Kaiser erwählt. Friedrich hatte der Kaiserin in Frankfurt Friedensanträge machen lassen, allein sie wieß dieselben mit dem Ausdrucke zurück, „daß sie lieber ihren Unterrock, als Schlesien verlieren wolle", was man ihr gern glauben darf. Die Erwerbung der Kaiserkrone regte in dem Hause Oestreich den, den anderen Reichsfürsten gegenüber schon oft gezeigten Uebermuth wiederum auf. „Seit Ferdinand I.", bemerkt Friedrich in der Ge-

schichte seiner Zeit, „gingen die Grundsätze des Hauses Oestreich dahin, Despotismus und unbeschränkte Gewalt in Deutschland einzuführen. Einer solchen Absicht war nichts mehr entgegen, als daß ein Kurfürst zu mächtig werde, daß ein König von Preußen, stark durch Eroberungen vom Nachlasse Carls VI., seine Macht gegen den östreichischen Ehrgeiz richte und gegen Oestreich mit entschiedenem Nachdrucke die Freiheit des deutschen Reichs vertheidige." —

Den ganzen Sommer hindurch hatten die feindlichen Heere einander in Böhmen ruhig gegenübergestanden und sich nur in kleineren Vorpostengefechten geneckt. Der Prinz Karl von Lothringen hatte diese Zeit benutzt, um sein Heer wieder zu ergänzen und bis auf 40,000 Mann zu verstärken. Friedrich, welcher sich ihm mit seinem, kaum 20,000 Mann starken Heere nicht gewachsen glaubte und außerdem Mangel an Lebensmitteln litt, beschloß sich nach Schlesien zurückzuziehen. Dies hielt der Prinz Karl für den günstigsten Moment, den Preußen eine Schlacht zu liefern. Der König hatte für den 30. September den Marsch aus dem Lager bei Staudenz nach Trautenau angeordnet. Kaum erhielt er die Nachricht, daß die ganze östreichische Armee sich in Bewegung gesetzt habe, um ihm den Rückzug abzuschneiden, beschloß er zum Angriff überzugehen; „denn es war", wie er sagt, „bei weitem ehrenvoller, kämpfend unterzugehn, indem man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzuge umzukommen, der sicher in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre. Das durch Wälder und Bergschluchten eingeengte Gelände verhinderte die Oestreicher, von ihrer zahlreichen Cavallerie den nöthigen Gebrauch zu machen, vielmehr gerieth dieselbe bald in Verwirrung und nachdem es dem tapfern preußischen Fußvolk gelang, eine östreichische Batterie von 28 Kanonen mit dem Bajonett zu erstürmen, war die Schlacht nach wenigen Stunden entschieden. Der König verfolgte die, in wilder Auflösung fliehenden, Feinde bis zu dem Dorfe Sorr, nach welchem diese Schlacht benannt wurde. Der Verlust der Oestreicher betrug an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 10,000 Mann; 22 Kanonen, 10 Fahnen, 2 Standarten fielen den Siegern in die Hände. Die preußische Garde, welche in dem Centrum stand und eine vom Feinde besetzte Anhöhe nehmen mußte, hatte besonders gelitten; auf diesem Punkte war es, wo der Prinz Ludwig von Braunschweig als östreichischer Oberst gegen seinen Bruder Ferdinand, welcher die preußische Garde commandirte,

focht und der ebenfalls in preußischen Diensten stehende Prinz Albrecht von Braunschweig fiel.

Am Tage nach der Schlacht erließ der König in dem Lager von Sorr folgenden Tagesbefehl: „Es lassen Sr. Königl. Majestät allen Offiziers und Soldaten für die besondere Bravour, Treue und guten Willen danken, so dieselben abermals in dieser Bataille bei Sorr bewiesen haben. Ihro Majestät werden es sich angelegen sein lassen, Ihren braven und ehrliebenden Offiziers Ihre Dankbarkeit in allen Stücken, so viel es die Möglichkeit bei aller Gelegenheit erlaubt, an den Tag zu legen und für ihr Avancement und Fortune zu sorgen. Sie haben auch das Vertrauen, daß, so lange einer von diesen wohl meritirten Offiziers lebt, der Ruhm und die Ehre der preußischen Waffen und die Sicherheit des Vaterlands bestehen werden."

Ein sehr bedenklicher Moment in dieser Schlacht für den König war es, als, während er die feindliche Armee nach Sorr zurückwarf, der Panduren-Oberst Trenk und der Husaren-General Nadasti mit ihren, einige tausend Mann starken, Regimentern das Lager des Königs in seinem Rücken überfielen. Hätten diese wilden Räuberbanden sich hier nicht mit Beutemachen, und bei dem Königlichen Küchen- und Silberwagen aufgehalten, so würde die Schlacht vielleicht einen, für die Preußen ungünstigen Ausgang, gehabt haben. Mehr noch als das Silbergeräth und seine gutgefüllte Schatulle ging dem Könige der Verlust seiner Flöte, seiner Bücher und seiner Windspiele zu Herzen. An Dühan schreibt er den 2. October: „Ich bin rein ausgeplündert. Haben Sie doch die Güte, mir den Boileau, die schöne Octavausgabe mit Noten zu kaufen und binden zu lassen, ferner Bossuets Einleitung in die Weltgeschichte, Cicero's philosophische Untersuchungen, Lucian, übersetzt von Ablancourt, die neueste Ausgabe von Voltaire in fünf Bänden, Horaz, Rousseau, Feuquirres, Türenne's Feldzüge. Machen Sie mir das Vergnügen, mein Lieber, diese Bücher für mich aufzutreiben und sie mir bald zu schicken." —

Die mehr materiellen Verluste zu ersetzen, ertheilt Friedrich seinem treuen Kämmerier Fredersdorf, welcher Krankheitshalber in Berlin zurückgeblieben war, die nöthigen Aufträge. „Denke dihr" — schreibt er ihm aus Sorr den 2. October — „wie Wihr uns geschlagen haben, 18 gegen 50! Meine ganze Equipage zum Teufel. Anemarie ist thod gehauen, der Champion und

die Biche (Windspiele) auch thod gehauen, Eichel, Müller und Lesser sind noch nicht ausgefunden. Wenn das Unglück einmal will, dann fällt es einem allemal auf den Hals. Der Köppen muß mihr 10,000 Thaler schicken. Wehrstu hier gewesen, ich hätte gewiß nichts verlohren, aber du kennst den dummen Rietzen, der sich gar nicht zu helfen weiß, und ich hatte so gefährliche Umstände auf den Hals, das ich ohnmöglich daran denken konnte. Nun ist die Campagne gewiß vorbei und ich werde sie endigen können, wenn es Mihr gefällt. Sei du nur geruhig; helffe der Himmel weiter. In solcher großen Gefahr und Noht bin ich meine thage nicht geweßen, als den 30sten und bin doch herausgekommen. Gott bewahre dir. Mache doch Meine Sachen alle in Berlin, wie ich sie haben will und werde gesund." — Der treue Kämerier beeilte sich den Verlust des Königs so schnell als möglich zu ersetzen und ihn mit allem, was er zu haben wünschte zu versorgen. Dafür giebt ihm der König auch fernerhin eigenhändig Nachricht, wie es ihm ergeht. „Es hat" — schreibt er ihm aus dem Lager bei Trautenau den 9. October — „bei Sorr schärfer gegangen, als Niemalen und ich bin in der Suppe bis über die Ohren gewesen. Sistu Wohl, mihr thut keine Kugel was. Die Flöte von Quantz habe gekriegt, sie ist aber nicht recht guht; ich habe Quantzen eine in Verwahrung gegeben, die ist viel besser. Gieb sie mir, wenn ich hinkomme. Hier haben Wihr noch alle Tage Bataille, dieses thut nichts.

Wenn alles wird zu Grunde gehn,
Dann wird's mit uns am besten stehn."

Nach und nach sah der König alle, durch jenen Ueberfall erlittenen Verluste wieder ersetzt. Nur Eines konnte er nicht verschmerzen: sein Lieblingswindspiel Biche hatte der General Nadasti seiner Gemahlin nach Wien geschickt. Eines Tages saß Friedrich, in Arbeiten vertieft, an seinem Schreibtische, da fühlte er von einem zarten Pfötchen auf seiner Schulter sich berührt und da er nicht sogleich darauf merkte, ungeduldig gekratzt, — er sieht auf und erblickt die geliebte Biche. Er war so außer sich vor Freude, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten. Die besondere Zuneigung zu diesem Hündchen schrieb sich daher, daß, als einst Friedrich vor den ihn verfolgenden Panduren sich unter dem Bogen einer Brücke verbarg, Biche auf

sein Zureden: ihn ja nicht zu verrathen, sich still verhielt und nicht bellte, als die Feinde vorüber ritten *). —

Von bei weitem tieferer Wehmuth wurde er ergriffen, als er durch Dühan die verlangten Bücher, sämmtlich aus der Bibliothek seines Freundes Jordan, erhielt. „Ich versichre Sie", schreibt er ihm, „daß mir die Thränen in die Augen kamen, als ich die Bücher meines lieben, verstorbenen Jordan aufschlug. Der Gedanke, daß dieser Mann, den ich so sehr liebte, nicht mehr ist, macht mir großen Kummer. Aus diesem Grunde scheue ich mich vor Berlin und es wird mir schwer werden, mich von den Annehmlichkeiten zu entwöhnen, welche mir ehemals in dieser Stadt die Freundschaft und der Umgang der beiden Männer (Jordan und Kaiserling) gab, welche ich mein ganzes Leben hindurch vermissen werde."

Friedrich führte seine Truppen, wie er es schon früher beschlossen hatte, nach Schlesien, um ihnen hier sichre Winterquartiere und gute Verpflegung zu verschaffen. Er selbst kehrte am 28. October nach Berlin zurück, wo er schon an dem Thore von der ihm entgegenwogenden Menge bis an das Schloß unter lautem Jubel begleitet wurde. Vor dem Schlosse stieg er aus dem Wagen, „zog", wie die Berliner Zeitung berichtet, „den Hut ab und bedankte sich auf die huldreichste Art." —

Der König sah den Feldzug für dieses Jahr als beendigt an und freute sich darauf, sich ungestört seinen Freunden, der Wissenschaft und den Musen widmen zu können, als ihm die bestimmtesten Nachrichten zugingen, daß noch vor Einbruch des Winters die vereinigten Oestreicher und Sachsen in die Mark einbrechen und ihm mit 80,000 Mann einen Besuch in Berlin zu machen gedächten. Friedrich eilte den Feinden zuvorzukommen; verließ Berlin

*) Ueber den Tod dieses Lieblings, der später in Sanssouci erfolgte, schreibt Friedrich an Fredersdorf: „Die arme Biche muß schon thot bleiben, weil sie 10 Doctors Hin curirert haben. Mene (Alkmene) Sol nichts einnehmen als wie petilaet und kein Hunde Doctor sol sie nicht angreifen." Wurden die Lieblingshunde spaziren gefahren, so nahmen sie auf sammetnen Kissen den ersten Platz ein, der sie begleitende Laquai saß auf dem Rücksitze und wagte die Bestien nicht anders als mit „Sie" anzureden. Starb einer der Hunde, so wurde ein Sarg für ihn gemacht, und er in der Bibliothek des Königs aufgestellt, bevor er in der Gruft auf der Terasse von Sanssouci begesetzt wurde. Das Grab wurde durch eine weiße Marmorplatte bezeichnet, und man findet noch jetzt dort 11 Steine mit den Namen solcher Lieblinge. In seinem Testamente verordnete Friedrich, daß man ihn auf dieser Terasse beisetzen sollte.

den 14. November, traf den 16. in Liegnitz ein, von wo er ein schnell zusammengezogenes Armee-Corps nach der Lausitz führte und die sächsische Armee, bevor sie sich mit der östreichischen vereinigt hatte, bei Katholisch-Hennersdorf den 23. November in die Flucht schlug. Die sächsischen Dragoner hielten sich zu Anfang des Gefechtes brav: „Dies für Striegau!" riefen sie und führten mit frisch geschliffenen Klingen scharfe Streiche, allein Friedrich umging die Stellung der Sachsen und erfocht einen glänzenden Sieg*). Die erste Meldung davon erhält der Kämmerier Fredersdorf: „Wihr haben" — schreibt ihm der König aus Görlitz den 25. November — „den Feind ohne den Degen zu ziehn aus der Gantzen Lausitz gejaget und Morgen mus der Prinz Carel nach Böhmen; 1800 Gefangene nebst Pauken, Standarten und Canons nebst einige 40 Officiers haben Wihr dabei gekriegt. Packe nicht mehr ein, Gott Lob, dieses Mal ist es uns gelungen; sey nuhr diesmal guter Ding. Morgen folgen Wihr die Flüchtigen auf Zittau und somit hat es hier ein Ende. Gott bewahre Dir." In Berlin war man in großer Besorgniß gewesen, da der östreichische Feldmarschall-Lieutenant Grünne mit einem Corps von 10,000 Mann sich den Grenzen der Mark von der Elbe her näherte. Durch den Sieg bei Hennersdorf war Grünne genöthiget, an der Elbe Halt zu machen.

Der König vergißt unter den Anordnungen und tausendfachen Sorgen, die auf ihn eindringen, den geliebten Dühan nicht, der in tausend Aengsten lebte und dem Könige Vorschläge wegen der Befestigung Berlins gemacht hatte. „Philosophiren Sie nun" — schreibt er ihm wenige Tage nach dem Gefecht — „nach Ihrem Gefallen und besorgen Sie nichts, denn unsre Sachen stehen gut. Ich schmeichle mir, mein Vaterland von dem schrecklichsten aller Unglücksfälle gerettet und die braven Unterthanen, die ich habe, gegen das Schwert und das Feuer der Furien, die bereit waren mich und den Staat zu vernichten, beschützt zu haben. Erhalte ich gute Nachrichten von dem Fürsten von Anhalt, so bin ich bald bei Ihnen in Berlin, wo wir ganz ungestört, ohne die tödtliche Unruhe, in welcher ich mich bis jetzt befunden habe, philosophiren können."

Der Rückzug des Prinzen von Lothringen mit seiner Armee nach Böhmen bestimmte den König, so bald als möglich dem Könige von Polen einen

*) Hier, und nicht erst elf Jahre später bei Kollin mag dies Wort gefallen sein.

unwillkommnen Besuch in Dresden zu machen. Unmittelbar nach dem Gefechte von Groß-Hennersdorf schrieb Friedrich dem Fürsten Leopold von Dessau, welcher mit einem Armee-Corps bei Halle stand: „Ich habe meinen Schlag in der Lausitz ausgeführt, führen Sie den Ihrigen bei Leipzig aus und ich rechne darauf, Sie in Dresden wiederzusehen." Unwillig folgte der „alte Dessauer" dem Befehle des Königs, welcher ihn wiederholentlich antreiben mußte, seinen Marsch zu beschleunigen. Der König war über Görlitz und Bautzen nach Meissen marschirt, wo er sich am 14. mit dem Fürsten Leopold vereinigte, welcher sofort aufbrach, um der vereinigt sächsisch-östreichischen Armee entgegen zu gehn. Er traf sie in einer sehr festen Stellung bei Kesselsdorf, wenige Stunden von Dresden. Mit Ungestüm erstürmte das preußische Fußvolk, unter welchem sich besonders das pommersche Regiment v. Jeetz auszeichnete, die feindlichen Batterien und der Fürst Leopold feierte sein funfzigjähriges Dienstjubiläum mit dem glänzenden Siege bei Kesselsdorf den 15. December 1745 *). Dieser glückliche Erfolg söhnte den König mit Leopold, der sich seinen raschen Unternehmungen beständig mit der Bedächtigkeit des Greisenalters entgegenstellte, vollkommen aus. Dem tapfern pommerschen Regimente verlieh der König ein Ehrensiegel mit der Inschrift: Kesselsdorf den 15. December 1745., und sämmtlichen Offizieren desselben den Orden „pour le mérite". Vor und nach der Schlacht schreibt Friedrich seinem Freunde Dühan philosophische Abhandlungen über die Vorzüge des Stoikers Cato vor denen des Akademikers Cicero und über Tugend und Eitelkeit. Zu gleicher Zeit giebt er aber auch seinem alten treuen Kammerdiener ausführliche Nachricht von seinen Kriegsoperationen, da er weiß, daß keine Seele auf der ganzen Welt sich so sehr um ihn ängstiget, als Fredersdorf. „Nuhn geht es" — schreibt er ihm auf dem Marsche aus der Lausitz nach Sachsen den 12. December — „auf Meissen und die Porzellan-Fabrique los, wie Du es sagest und kömmt das Unglück von beiden Seiten unsern Feinden auf den Hals. — Meine Gesundheit ist durch etwas Ruhe wieder in Ordnung gekommen, aber der Schlaff und Appetit fehlet mihr und ich bin wie die Schwangeren Weiber, die unordentliche Lüste haben, aber es will doch nicht recht fort. Ich kann den Tag noch nicht bestimmen von

*) Eine ausführliche Beschreibung dieser Schlacht wurde bereits Th. I. S. 412 u. f. in dem Leben Leopold's mitgetheilt.

meiner Rückkunft, indessen werde ich mit Ehren die Berliner Thüren wiedersehen und bringe entweder den Frieden oder den fölligen Untergang Meiner Feinde mit. Mache man zu fihlen guhten Sachen Anstalt, 8 Tage Später verschlagen bei so wichtigen Gelegenheiten nichts. Das aber nehme ich mihr vor, dissen Winter wie Du wol weist, mihr auf alle Weise Waß zu Guhte zu tuhn. Ich weiß nicht, wohr mihr der Stern noch promeniren wirdt, indessen Mache waß ich kann und lasse die Sachen gehn, in So weit ich sie nicht ändern kann. Hier ist Alles besser preussisch als sächsisch. Gott bewahre Dihr." —

Das Sprüchwort: „vor dem Kammerdiener giebt es keinen Helden", findet auch auf Friedrich Anwendung; an niemand beeilt er sich aufrichtiger von seinen Siegen Nachricht zu geben, als an Fredersdorf. Am Tage nach der Schlacht von Kesselsdorf schreibt er ihm in einer Bauernhütte eine Meile von Dresden den 16. December. „Du wirst wissen wollen, was hier passirt ist. Wihr haben gestern bei Kesselsdorf vielle leutte verlohren, aber die Säcksische Armee ist fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Morgen kommen Wihr an Dresden. Meine heutigen Nachrichten seindt: Prinz Carel und die Sacksen ziehen sich nacher Böhmen, ich gedenke den 20. in Berlin zu seindt und Nach großen Beschwerden waß Ruhe zu genießen. Laße Du man alles dorten Machen so guht Du kannst, ich gedenke so viel Geld und Porzellan mitzubringen, daß ich davor meine Bagage ersetze. — Mihr jammern die tohten und blessirten unendlich, aber doch ist besser bei Dresden, als daß es bei Berlin so aussehen thät ꝛc."

Dresden war ohne alle Vertheidigung gelassen und Friedrich nahm davon am 18. December Besitz. Der Uebertritt des kurfürstlichen Hauses zur katholischen Kirche und noch dazu um des eitlen und lästigen Gewinns der polnischen Königskrone Willen, hatte ihm die Herzen der Sachsen gänzlich entfremdet, deren Stolz es war, daß ihnen und ihrem Fürstenhause der weltgeschichtliche Ruhm gebührte: die ersten Pfleger und Träger der Reformation gewesen zu sein. Die Bürger empfingen den König von Preußen mit Jubel, in den Kirchen wurden Dankfeste gefeiert, am Abend war die Stadt illuminirt und die Oper Arminius, der Befreier Deutschlands, aufgeführt. Man that es, um dem Könige eine Schmeichelei zu erweisen. Da entdeckte der, mit der Direction der Oper beauftragte, Kammerherr zu seinem nicht geringen

Schrecken in dem Textbuche einen Vers, von dem er fürchtete, daß er ihn um seinen Kopf oder, was nicht geringeren Werth hatte, um den goldenen Schlüssel bringen könne. Dieser Vers lautete (in deutscher Uebersetzung):

Willst du in deinem Stolz allein
Die höchste Tugend schaun,
Dann suche nicht den eignen Thron
Auf andrer Sturz zu baun.

Den Sängern wurde Befehl gegeben, diesen Chor auszulassen, und der König um Entschuldigung gebeten, daß durch Zufall eine solche Unziemlichkeit geschehen sei. Friedrich aber war seiner Majestät und Macht zu gewiß, um zu fürchten, daß ein Opernvers sie gefährden könne; er befahl ausdrücklich, diese Strophe nicht zu unterdrücken. Dem Könige August ward bange, daß der König von Preußen für immer seine Residenz in Dresden aufschlagen könne; er fertigte seine Minister aus Prag mit Vollmachten zum Abschluß des Friedens ab. Die Gesandten der Königin von Ungarn und ein Bevollmächtigter Englands trafen in gleicher Absicht in Dresden ein, wo am 25. December der Friede unterzeichnet wurde. Der berliner Friede wurde darin auf's Neue bestätiget; die Königin von Ungarn leistete dem Könige von Preußen Gewähr für alle seine Staaten, Schlesien mit eingeschlossen, der König von Preußen dem Erzhause Oestreich für sämmtliche Besitzungen in Deutschland und erkannte Franz I. als Kaiser an. Der Kurfürst von Sachsen zahlte eine Million Kriegssteuer und Friedrich versprach das Kurfürstenthum unverzüglich zu räumen. Die in diesem Feldzuge zu Gefangenen gemachten Sachsen, sogar 6000 Mann friedliebende Landmiliz, hatte der König unter seine Regimenter gesteckt, ohne daß sie zurückverlangt wurden. Das Friedensfest wurde in Dresden am 26. December feierlich begangen; Friedrich wohnte dem evangelischen Gottesdienste in der Kreuzkirche bei. Am folgenden Tage verließ er Dresden und traf am 29. Nachmittags 2 Uhr in Berlin ein. Die Kaufmannschaft zu Pferde holte den König ein, und am Cottbusser Thore wurde er mit dem Zuruf: „Vivat Friedrich der Große!" empfangen und durch die Roß- und breite Straße von einer unzähligen Volksmenge begleitet, welche die Hüthe schwenkten und seinen offnen Wagen, in welchem er mit seinen beiden Brüdern Heinrich und Wilhelm saß, mit Lorbeerkränzen bedeckten. Aus allen Fenstern wehten ihm im Festschmucke die Frauen und Jungfrauen mit Tüchern zu. Vor dem Schloßportale stieg er aus dem Wagen und dankte

nach allen Seiten hin mit abgezogenem Huthe für den freundlichen und herzlichen Empfang.

Am Abend glänzten und blinkten alle Fenster der Stadt in freiwilliger Beleuchtung und die Berliner zeigten ihren Witz in manchem sinnigen Spruche und auch — woran es hier nie gebrach — in manchem scherzhaften Spottbilde auf die Feinde des Königs und — was die Berliner besonders charakterisirt — auf sich selbst. Während des ganzen Krieges war man in Berlin beständig wegen eines Ueberfalls der Feinde in Sorgen gewesen; Dühan theilt sogar dem Könige Nachricht über einen Befestigungsplan der Hauptstadt mit. „Ihre Befestigungen von Berlin", antwortet ihm Friedrich, „kommen mir, mit ihrer Erlaubniß, ein wenig kindisch vor. Wäre ich nicht außer aller Sorge über das Schicksal meiner Hauptstadt, so würden alle ihre Schanzen mich nicht darüber beruhigen." Als aber ein östreichisches Armee-Corps unter General Grünne an der Elbe erschien und nach der Mark einzubrechen drohte, ergriffen viele reiche und vornehme Berliner das Hasenpanier und täglich sah man schwerbepackte Reisewagen die Stadt verlassen. Eine solche Scene war an dem Abende der Illumination auf einem transparenten Gemälden unter den Linden vorgestellt. Ein Hase mit dem Stadtbanner lief als Fahnenträger vorauf, ihm folgten mehrere Reisewagen mit bekannten Wappenschildern im Galopp und der Unterschrift: „zur Gesellschaft". Ein anderer Witzbold hatte den General Grünne und sein Armee-Corps auf Krebsen reitend abgebildet, wie sie Berlin mit Sturm nehmen wollen, darunter den Vers:

General Grün
Möcht gern nach Berlin;
Oestreich, willst Du vorwärts schreiten,
Mußt Du nicht auf Krebsen reiten.

Während aber in allen Straßen die jubelnde Menge auf und niederwogte, in dem königlichen Schlosse eine glänzende Hof-Gesellschaft versammelt war, um dem Könige ihre Glückwünsche darzubringen, vermißte man ihn selbst, niemand wußte, wohin er sich begeben. Wir aber wissen es; in seinen blauen Feldmantel gehüllt, von einem einzigen Haiducken begleitet, schleicht er über die Schleusenbrücke, am Kanal entlang durch mehrere enge Gäßchen nach der in einem engen Stadtwinkel gelegenen Adlerstraße. Hier steigt er in dem

Hause Nr. 7. zwei Treppen hinauf, klopft behutsam an, eine zitternde Stimme ruft: herein! Es ist Dühan's Stimme, des geliebten Lehrers und Freundes, welcher schwer erkrankt das Bett hüten muß; seiner gedenkt Friedrich mitten in dem Tumulte des ihn umgebenden Siegesjubels und weilt an seinem Krankenlager mit tröstendem Zuspruch. Gewiß, ein solcher Zug rein menschlichen Mitgefühls, hervorgegangen aus dem Bedürfniß eines edlen Herzens, ehrt den großen König mehr, als alle Siegeskränze, die ihm nach zwei glorreich beendeten Kriegen von der Mit- und Nachwelt geflochten wurden.

---

14. **Die Friedensjahre 1745 bis 1756. — Swinemünde und Stettin. — Die Eroberung Ostfrieslands. — Emden ein Freihafen. — Seehandel. — Landescultur; — freier Bauernstand; — Kartoffelbau und spanische Schaafzucht; — Gewerbfleiß; — die Rechtspflege; — die Cabinets-Justiz wird aufgehoben; — ein Räuber wird 1752 für vogelfrei erklärt; — Angelegenheiten der Kirche; — papistisches und protestantisches Pfaffenthum; — die Akademie der Wissenschaften; — der Unfriede der Philosophen; — Voltaire von dem Könige vergöttert; — eine seiner Schmähschriften wird in Berlin durch den Henker verbrannt; — ewige Feindschaft und dabei ewige Freundschaft.**

So war denn Friedrichs heißester Wunsch: ein ehrenvoller Frieden, erfüllt, allein die so lang von ihm gehegte Hoffnung, in stiller Zurückgezogenheit der Philosophie und Dichtkunst mit geliebten, gleichgesinnten Freunden seine Tage widmen zu können, ging nur in sehr beschränkter Weise in Erfüllung. Hatte er auch durch geschickte Führung den Krieg und zumal verheerende Schlachten und feindliche Heere von seinen Grenzen fern gehalten, so hatten dennoch die eignen Lande die Drangsale des Krieges schwer genug empfunden und der König mußte zunächst seine ganze Thätigkeit darauf richten, Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel zu beleben und zu unterstützen. Durch die Eroberung Schlesiens erhielt der Oderstrom, der jetzt, so weit er schiffbar war, bis zur Ausmündung in die Ostsee preußisches Gebiet durchströmte, für den Handel eine große Bedeutung. Durch den neuen Oder-Canal wurde die Schifffahrt auf der Oder verbessert und noch wichtiger war es, daß an dem mittleren Ausflusse der Oder, der Swine, die Hafenstadt Swinemünde angelegt wurde, so daß die preußischen Schiffe nicht mehr gezwungen waren,

ihren Weg zur Ostsee auf dem westlichen Oderarme, der Peene, durch schwedisch Pommern zu nehmen, was zum Aufblühen Stettins wesentlich beitrug. Durch den Finow-Canal wurde eine Verbindung der Oder mit der Havel und Spree, und durch den Plauenschen Canal eine Verbindung der Havel mit der Elbe erreicht. Eine große Bedeutung für den überseeischen Handel hatte die Erwerbung Ostfrieslands. Schon Friedrich I. hatte vom Kaiser Leopold I. die Anwartschaft auf Ostfriesland nach dem Erlöschen des dortigen Fürstenhauses erhalten. Als dies Ereigniß mit dem Tode Karl Edzard's, des letzten Sprößling des ostfriesischen Regentenhauses Cyrksena, den 25. Mai 1744 erfolgte, hatte Friedrich II. dafür gesorgt, daß schon Tages darauf das Preußische Besitzergreifungs-Patent überall angeschlagen wurde und sein Bevollmächtigter die Huldigung der Stadt Emden in des Königs Namen empfing, worauf die des Fürstenthums (94 Geviert-Meilen mit 97,200 Einwohnern) erfolgte. Emden, an der Nordsee gelegen, wurde 1751 zu einem Freihafen erklärt und daselbst eine asiatische Handels-Compagnie (auch bengalische oder chinesische genannt,) errichtet. Für den Bedarf dieser Gesellschaft wurden Piaster (spanische Thaler) mit dem Brustbilde des Königs geprägt, und am 21. Februar 1752 ging von hier das Schiff „König von Preußen" unter Segel, welches 36 Kanonen, 160 Matrosen und 20 Offiziere am Bord hatte und 521 Last hielt. Es machte gute Geschäfte in Canton und mehrere Schiffe folgten dahin nach. — Die späteren Kriegsjahre waren ungünstig für den preußischen Seehandel und die Compagnie in Emden ging 1757 ein.

Für Landescultur und Feldbau hatte Friedrich als Kronprinz während seines Aufenthaltes in Cüstrin eine besondere Vorliebe gewonnen und ihre Wichtigkeit für den Nationalreichthum zu würdigen gelernt. In allen Provinzen wirkte er dahin, wüste Stellen mit Colonisten zu besetzen, Brüche auszutrocknen und einen freien Bauernstand zu gründen*). Die während des

*) Diese würdige Aufgabe behielt Friedrich bis zu den letzten Tagen seiner Regierung im Auge. Als er die Tilsiter Niederungen 1786 urbar zu machen befahl, erließ er deshalb an den Kammerpräsidenten Freiherrn v. Goltz in Königsberg einen Befehl, in welchem es heißt: „Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigenthümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzt werden können." — Durch ein Edikt vom Jahre 1749 wurde den Amtleuten das Prügeln der Bauern bei Androhung von 6 Jahr Festungsstrafe verboten.

Krieges von den Bauern verlassenen Güter hatten, zumal in Schlesien, die Grundherren und Rittergutsbesitzer mit ihren Gütern vereinigt. Der König forderte diese Güter zurück und gab sie Einwanderern aus dem Zweibrückischen und verbot 1749 das Zusammenziehen der Bauernhöfe in Vorwerkswirthschaften so wie die Vereinigung mit den Rittergütern bei 100 Dukaten Strafe. Dem Landbau wendete Friedrich bis in die unscheinbarsten Einzelheiten seine Sorgfalt zu und da er jährlich Reisen in die verschiedenen Provinzen machte, unterrichtete er sich von allem, was sich hierauf bezog, genau. Die Lösung der Aufgabe, die noch bis auf den heutigen Tage eine der wichtigsten für unsere rationellen Landwirthe und Agriculturchemiker ist, die nämlich: Dünger zu schaffen, stellte Friedrich an die Spitze aller Landescultur. Er schickte Landwirthe nach England und Holland, ließ von dort her erfahrene und tüchtige Oekonomen kommen, und von ihnen auf den königlichen Domainen Musterwirthschaften einrichten. Er empfiehlt die grüne Düngung, das damals noch unbekannte Mergeln und insbesondere die Umfriedigung der Aecker durch Hecken. Die Obst-Cultur, das Anpflanzen von Maulbeerbäumen, das Besäen der Sandschellen mit Kiehnsaamen, der Hopfenbau, der Bau des Waids und der Röthe, des Tabacks, des Klees, Esparzette, Lucerne, Lupine, des Sommer- und Winter-Rübsaamens wird in den Jahren 1743 bis 56 in unzähligen Verordnungen empfohlen ja sogar bei Strafe befohlen. Die größte Mühe gab sich der König die ganze Zeit seiner Regierung hindurch, dem Kartoffelbau Eingang zu verschaffen. Diese so heilsame und jetzt unentbehrliche Frucht hatte Friedrich Wilhelm I. als eine Seltenheit für den Garten des öffentlichen Krankenhauses in Berlin kommen lassen. Die Botaniker, Linné an ihrer Spitze, und eben so die Bauern hielten die Kartoffel für eine Giftpflanze und der König, welcher sie 1745 in Pommern und Schlesien einführen wollte, hatte nöthig, zu ihrer Empfehlung von den Kanzeln predigen und unter Aufsicht der Landreiter die Knollen in die Erde legen zu lassen. Das Vorurtheil, selbst der Behörden, ging so weit, daß das General-Directorium dem Könige ein Bedenken einreichte und vorstellte: „daß die Einführung des Kartoffelbaus unausbleiblich Hungersnoth veranlassen würde, da dadurch der Kornbau vermindert werde."

Friedrich war einer der ersten Landwirthe in Deutschland, welcher (1748) spanische Schaafböcke kommen ließ. Die Ausfuhr der Wolle blieb noch immer

zu Gunsten der inländischen Fabriken verboten. Den Seidenbau ermunterte der König dadurch, daß er seit 1740 Prämien von 50 Thaler jährlich jedem bewilligte, welcher auf Stellen, die ihm unentgeldlich überwiesen wurden, Maulbeerpflanzungen anlegte. Er selbst ging in Potsdam mit gutem Beispiele voran, wo bereits im Jahre 1757 mehrere hundert Pfund Seide gewonnen wurden, welche inländische Seidenweber verarbeiteten. Aus den thüringischen Fabrikstädten Ruhla, Suhl und Schmakalden (im Hessischen) ließ er Klingenschmiede 1743 nach Neustadt-Eberswalde kommen, wo nach und nach eine Colonie betriebsamer Einwanderer von 62 Familien (235 Seelen) sich niederließ.

Hiermit stand in Verbindung, daß nun auch dem Bergbau eine größere Sorgfalt zugewendet wurde. Reiche Eisen- und Kohlenlager wurden entdeckt und ausgebeutet, Kupferhämmer, Eisenhütten wurden angelegt und für einen ergiebigeren Gewinn der Silber- und Bleigruben gesorgt. So gab es keinen Zweig des Gewerbfleisses, des Landbaues und des Handels, welcher nicht der unmittelbaren Einwirkung des Königs seine Aufnahme verdankte.

Mit dem größten Eifer ging Friedrich an eine Reform der gesammten Rechtspflege. Das unsterbliche Verdienst des Königs in dieser Beziehung war, daß er ein allgemeines Landrecht in deutscher Sprache abzufassen befahl und hierbei sein Augenmerk zunächst auf die praktische Anwendung der Gesetze gerichtet hatte. Nicht einer historischen Schule gelehrter Pedanten wurde übertragen den Stammbaum eines jeden Gesetzes zu untersuchen und nur die für gültig zu erklären, welche ihr altes Herkommen nachweisen konnten. Für das Gesetz, wie für das Recht überhaupt kann es nur eine wahrhafte Begründung geben: die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit, und diese wollte der philosophisch gebildete König als allein maßgebend anerkannt wissen. Allein wie auf allen Gebieten des Denkens und Thuns, der Theorie und der Praxis das Zusammentreffen des Gedankens mit der Wirklichkeit ein hartes ist, so war es auch hier der Fall, wo es von größtem Erfolge sein mußte, daß Friedrich den Anstoß zu einem Vernunft-Rechte gab, wie er den zu einer Vernunft-Religion gegeben. Coccejі, dessen Namen wir bereits unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. mit Ehren genannt haben, begann die große Justiz-Reform damit, daß er zunächst für Pommern und dann für die Mark Brandenburg eine neue Pro-

zeßordnung ins Leben rief, welche sich dem Könige dadurch empfahl, daß allein in Pommern während acht Monaten 2400 alte Prozesse zu Ende geführt wurden. Im Jahre darauf (1749) erschien das Project eines „Corpus juris Fridericiani" Theil 1., welcher in 3 Büchern die Lehre von dem Personenrechte enthielt. Der 2te Theil, welcher in 8 Büchern die Lehre von den dinglichen Rechten enthielt, erschien 1751. An die Spitze der neuen Gesetzgebung wurde der Grundsatz der „Unabhängigkeit der Rechtspflege" gestellt: „wir erklären" — sagt der große König — „eine jede von uns eigenhändig unterzeichnete Cabinetsordre, durch welche der gesetzliche Gang der Justiz im geringsten gehemmt oder verändert wird, zum voraus für erschlichen, nichtig und wirkungslos." — Cocceji aber, welcher bereits das siebenzigste Jahr überschritten hatte, war den Anforderungen, welche die Neuzeit und der König selbst an das Recht machten, nicht mehr gewachsen; seine Arbeit blieb unvollendet und sein Gesetzbuch konnte nicht vollständig zur Anwendung kommen. Auf welcher Stufe sich die Kriminal-Justiz in jener Zeit noch befand, ergiebt sich daraus, daß im Jahre 1752 die Regierung zu Minden darauf antrug: den zum 2ten Male von der Festung Wesel entsprungenen Räuber Kaatz für vogelfrei zu erklären. Der König genehmigte es und Cocceji fertigte im Stile der alten westphälischen Vehmgerichte den Bann aus, welcher den aus Schlüsselburg gebürtigen, 30 Jahr alten Räuber und Mörder Kaatz (ohne nähere Personsbeschreibung) „in die Acht und Verfestung erklärte, denselben aus dem Frieden in den Unfrieden setzte und sein Leib und Leben, wie die eines Vogels in der Luft, jedermann gemein gab, auch allen Unterthanen einige Gemeinschaft mit ihm zu haben verbot, vielmehr erlaubte, daß, wo er sich betreffen lasse, er ohne alle Strafe entleibt und vom Leben zum Tode gebracht werden könne*)."

Daß in Angelegenheiten der Kirche und der Religion insbesondere Friedrich die höchste Duldung ausübte und auszuüben befahl, ist bereits erwähnt worden. Die Erwerbung Schlesiens gab ihm vielfache Gelegenheit, diese schöne Regententugend noch bei vielfachen Veranlassungen zu bethätigen. Zu gleicher Zeit aber wußte er auch seine landesherrlichen Rechte gegen anmaß-

*) Kaatz trieb sich noch mehrere Jahre in der Gegend von Schlüsselburg umher und beschloß sein Leben als Dorfschulmeister im Oldenburgischen.

liche Einsprüche der protestantischen Consistorien und der römischen Curie zu wahren. Er ernannte den Fürst-Bischof von Breslau, Cardinal Grafen Sinzendorf zum General-Vicar und obersten geistlichen Richter für alle Römisch-katholische in den Preußischen Staaten, so daß sie an ihn in allen kirchlichen Angelegenheiten und Rechtssachen sich wenden sollten, ohne weiter in irgend einem Falle Entscheidungen oder Verwilligungen vom römischen Stuhle holen zu dürfen. Ein päpstliches Breve vom 14. Juli 1742 erkannte die von dem Könige getroffene Anordnung an. Um dies Verhältniß für die nächste Zeit sicher zu stellen, empfahl der König (1743) dem Capitel, den Canonicus Grafen Schaffgotsch zum Coadjunctor des Fürst-Bischofs und dereinstigen Nachfolger zu wählen. Mehrere der Domherrn machten zur Verhinderung dieser Wahl heimliche Umtriebe mit Wien und Rom. Da erließ der König den 4. März 1744 eine Erklärung, in welcher es heißt: „Als ernennen Wir hiermit von obhabender Königlicher und Obersten landesfürstlicher Macht und Gewalt besagten Unsern lieben getreuen Philipp Gotthard Grafen Schaffgotsch zu einem Fürsten, wirklichem Coadjutoren des Bisthums zu Breslau und immediaten Nachfolger des dasigen dermaligen Bischofs dergestalt, daß derselbe auf den Fall des Ablebens des gegenwärtigen Bischofes also gleich und ohne Einschreitung einer anderweitigen Wahl, ferner Ceremonie, oder sonst unter was Vorwand es immer sei erdenklichen Aufschubes ipso facto wirklicher Bischof sein soll." Diese Ernennung, welche dem Könige noch großen Verdruß machte, erhielt erst im März 1748 die päpstliche Bestätigung.

Das, seit dem gänzlichen Verfall der Gemeindeverfassung in den protestantischen Kirchen, anmaßliche Auftreten der Consistorien nöthigte den König zu öfteren strengen Zurechtweisungen. Auch waren es weniger Streitfragen des Glaubens, als vielmehr weltliche Angelegenheiten, deren Entscheidung sich die Consistorien anmaßten. Als die reformirten Prediger in Emden gegen die Verheirathung eines Wittwers mit der Schwester seiner verstorbenen Frau protestirten und dem Könige in einer gelehrten Abhandlung auseinander zu setzen sich bemühten, wie eine solche Ehe gegen die menschlichen und göttlichen Gesetze sei, erhielten sie den Bescheid: „Se. Majestät lassen ihnen ihr unzeitiges Klügeln mit der ernstlichen Verwarnung verweisen, sich in Zukunft dessen gänzlich zu enthalten und vielmehr Dero Ordres jedesmal prompt und sonder die geringste Einwendungen auszurichten, gestalt Sie von ihnen weder

Rath noch Erinnerungen, sondern einen exacten Gehorsam verlangen; widrigenfalls Sie auf Mittel bedacht sein möchten, einem und dem andern Geistlichen seine unzeitigen Gewissensscrupel zu benehmen und sein unruhiges Gemüth zur Ruhe zu setzen." In noch strengerem Tone wurde das Consistorium zu Magdeburg zurecht gewiesen, als es sich der Verheirathung eines gewissen Lemke mit der Wittwe seines Bruders widersetzte und deshalb dem Könige eine Staffette nachschickte, der solche Eil anbefohlen war, daß man den König mitten in der Nacht aus dem tiefsten Schlafe weckte. Höchst unwillig über die müßige Anfrage schrieb er sofort den Bescheid: „Das Consistorium zu Magdeburg seindt Esels u. s. w. ich als Vicarius Jesu Christi und Erzbischof zu Magdeburg befehle, daß sie ehelich zusammen gegeben werden." —

Der König, welcher in weltlichen Dingen kein Freund von eitlem Ceremoniel und pomphaften Worten war, war es noch viel weniger in dem kirchlichen. Schon während des zweiten schlesischen Krieges strich er den Feldpredigern das übermäßig lange Kirchengebet für den König und das Königliche Haus und beschränkte es auf die einfachen Worte: „Insonderheit laß Dir, o Gott empfohlen sein, deinen Knecht, unsern König."

Der Akademie der Wissenschaften, welche seit 1744 eine neue Einrichtung und den Namen Académie des sciences et belles lettres erhielt, widmete der König bis an sein Lebensende eine unausgesetzte Theilnahme. Durch die Berufung ausgezeichneter Gelehrten von europäischem Rufe suchte er ihr Glanz und durch die Mittheilung seiner eigenen Abhandlungen Würde zu verleihen. War nun auch in den Zeiten schwerer Bedrängnisse die Philosophie es allein, welcher er innern Frieden und Freiheit des Geistes verdankte, so mußte er doch zu seiner großen Betrübniß erfahren, daß die Philosophen keineswegs das friedfertigste Geschlecht sind, welche ihm seinen Seelen-Frieden zu Haus mehr störten, als es die Feinde im Felde je vermocht hatten. Wie oft hatte er sich während des Krieges danach gesehnt, mit den großen Geistern, welche er nach Berlin zu berufen gedachte, in frohester Gemeinschaft glückliche Tage zu verleben. Schon hatte er viele achtungswerthe Männer aus Frankreich, England, Italien, Schweden und Deutschland um sich versammelt, als ihm endlich im Jahre 1750 der höchste Wunsch erfüllt wurde und Voltaire einen bleibenden Aufenthalt bei ihm in Sanssouci nahm.

Friedrich hatte eine so leidenschaftliche Vorliebe für die Schriften und die Unterhaltung dieses geistreichen, witzigen und genialen Franzosen, daß er viele seiner bösen Eigenschaften, unter denen Geldgier obenan stand, lange Zeit ertrug. Von dieser Seite hatte ihn Friedrich schon bei seinem ersten Besuche in Rheinsberg 1740 kennen gelernt. „Dein Geizhals", schrieb er nach Voltaires Abreise damals an Jordan, „soll die Hefen seiner unersättlichen Habgier trinken und noch 1300 Thaler bekommen. Von 6 Tagen, die er sich gezeigt hat, kostet mich jeder 550 Thaler; das nenne ich einen Narren (fou) theuer bezahlen; wohl niemals hat der Hofnarr bei irgend einem großen Herrn eine solche Bezahlung gehabt." Im Jahre 1743 kam Voltaire zum zweiten Male nach Berlin, wo er sich das Ansehen eines diplomatischen Unterhändlers geben wollte und deshalb eine minder günstige Aufnahme fand. Dennoch drang der König mit wiederholten Bitten in ihn, nach Berlin zu kommen und ihm für immer anzugehören. Voltaire kam 1750 nach Sanssouci, erhielt 3000 Thaler Gehalt, den Titel als Kammerherr und den Orden pour le mérite; für seine Nichte, Madame Denis, hatte er sich eine Pension von 2000 Thaler ausbedungen. Voltaire war 53 Jahre alt, kränklich, gallsüchtiger Natur, geplagt von Geiz, Eitelkeit, Anmaßung und Eifersucht auf fremdes Talent. Maupertuis, der Präsident der Akademie der Wissenschaften, war ihm ein Dorn im Auge, weil er sich als Mathematiker großen Ruhm erworben hatte. Voltaire lauerte nur darauf, daß er sich irgend einmal eine Blöße gebe, um ihm heimtückisch einen Todesstoß zu versetzen. Die Gelegenheit hierzu fand sich sehr bald. Maupertuis hatte in seinen philosophischen Briefen unter anderen thörigten Vorschlägen auch die gemacht: ein Loch bis zu dem Mittelpunkte der Erde zu graben, um ihre innere Beschaffenheit kennen zu lernen und eine Expedition von Aerzten und Philosophen nach dem Feuerlande zu schicken und die Schädel einiger Patagonier zu öffnen, um den Sitz der Seele und ihre Natur kennen zu lernen. Voltaire schrieb dagegen unter dem Titel: „Geschichte des Doktors Akakia, Leibarztes des Papstes" eine beissende Satire und ließ sie, gegen die, dem Könige feierlichst gegebene, Zusicherung, drucken. Schon längst war zwischen Friedrich und Voltaire eine bittere Verstimmung eingetreten; unberufene Zwischenträger hatten dem Könige erzählt, daß Voltaire, als ihm der König einst ein Manuscript seiner Verse zuschickte, es mit den Worten: „wieder ein Bündel schmutziger Wäsche zum



Waschen" bei Seite gelegt. Voltaire aber ward hinterbracht, der König habe auf eine Bemerkung de la Metrie's über die Auszeichnungen, deren Voltaire sich so unverdienter Weise erfreue, geäußert: „ein Jahr hab ich ihn noch nöthig; man preßt die Orange aus und wirft dann die Schale fort." — In solcher Misstimmung war Friedrich, als Voltaires Schrift gegen Maupertuis erschien. Er schrieb ihm in sehr harten Ausdrücken darüber und sagte ihm: „daß wenn er für seine Werke Ehrensäulen, so verdiene er wegen seines Betragens Ketten." Voltaire betheuerte, unschuldig an dem Druck der Schmähschrift zu sein und unterzeichnete den 27. November 1752 einen Revers, in welchem er sich verbindlich machte, „niemals, so lange er auf dem Schlosse wohne, gegen irgend eine Person, oder gegen irgend eine Regierung etwas zu schreiben." Als aber bald darauf am 24. December jene Schrift Voltaire's auf den öffentlichen Plätzen Berlins durch den Henker verbrannt wurde, schickte Voltaire sein Pensionspatent, den Orden pour le mérite und den Kammerherrnschlüssel mit einigen Versen und einem Briefe zurück, in welchem der Dichter in die lautesten Klagen über den ihm zugefügten Schimpf ausbrach. Dem Könige that es nun leid, so hart gewesen zu sein; er schickte ihm durch Fredersdorf den Orden und Kammerherrnschlüssel noch an demselben Tage mit begütigenden Worten zurück. Da die ganze Stadt von dem Vorgange Kenntniß erhalten, gab der König dem schwer Gekränkten eine öffentliche Genugthuung. In den Berliner Zeitungen vom 30. Januar 1753 las man: „Da Sr. Majestät der König allergnädigst beliebt haben, dem Herrn v. Voltaire den Kammerherrnschlüssel nebst dem Gnadenkreuze wieder zu überschicken, mit dem Befehle sich mit der Königl. Suite nach Potsdam zu begeben und seine Zimmer auf dem dasigen Schlosse von Neuem zu beziehen, so ist derselbe dahin abgegangen."

Allein nur oberflächlich und äußerlich war das gute Vernehmen wieder hergestellt. Voltaire hatte dem Könige schon Veranlassung zu manchem Verdrusse gegeben. Der Jude Hirsch hatte bei Voltaire einen Diamanten-Schmuck versetzt und als er ihn eingelöst hatte, wurde er klagbar gegen den Königl. Kammerherrn, als habe dieser die ächten Steine mit unächten vertauscht. Voltaire hatte ferner in Leipzig sächsische Steuerscheine zu einem niedrigen Cours aufkaufen lassen, um damit einen unerlaubten Gewinn zu machen; über beides erhielt er vom Könige strenge Zurechtweisung. Er fühlte,

daß seine Zeit hier vorüber sei und um auf eine anständige Weise Berlin und Preußen überhaupt verlassen zu können, bat er den König um Urlaub zum Besuch der Bäder in Plombières in Frankreich; dieser wurde ihm ertheilt und ohne die mildere Jahreszeit abzuwarten, reiste er den 26. März 1753 von Potsdam ab. Er reizte des Königs Zorn auf's Neue dadurch, daß er sogleich in Leipzig Drohbriefe gegen Maupertuis dem Drucke übergab, in denen er auch Friedrichs wenig schonte. Dies veranlaßte den König, seinem Residenten Freitag in Frankfurt am Main Befehl zu ertheilen: Voltaire, sobald er in Frankfurt angekommen sein würde, den Kammerherrnschlüssel, den Orden und was er Handschriftliches und Gedrucktes von seinen, des Königs, Werken bei sich führe, abzufordern. Da Voltaire einen gedruckten Band Gedichte, den man ausdrücklich von ihm verlangte, erst mit andern Sachen aus Leipzig kommen lassen mußte und nach Ablieferung desselben einen mislungenen Fluchtversuch machte, verfuhr Freitag gegen ihn und seine ihm entgegengekommene Nichte Frau v. St. Denis in so brutaler Weise, daß er sich dadurch die Mißbilligung des Königs zuzog*). So hart sich auch diese gleichnamigen Pole nach den Gesetzen der Electricität abgestoßen hatten, so übte doch die Wahlverwandschaft ihrer Geister eine noch stärkere Anziehungskraft aus; sie traten wieder miteinander in Briefwechsel und Friedrich schrieb ihm den 18. April 1759: „ich für meinen Theil vergebe Ihnen, um Ihres Genies Willen, alle die Kabalen und Intriguen, die Sie mir in Berlin spielten, alle Libelle aus Leipzig und Alles, was Sie gegen mich sagten, oder drucken ließen."

In ein bei weitem innigeres Verhältniß wahrer Freundschaft trat Friedrich mit dem Marquis d'Argens, welcher wegen seiner Schrift „la philosophie du bon sens" sein Vaterland Frankreich hatte verlassen müssen und 1741 nach Berlin gekommen war. Er ernannte ihn zum Kammerherrn, Direktor der philosophischen Klasse der Akademie und zum Direktor der Oper, welche letztere Stelle er jedoch, nachdem er sich mit der berühmten Tänzerin Cochois verheirathet hatte, wieder aufgab. Während des siebenjährigen Krieges war es vornehmlich d'Argens, in dessen theilnehmendes Herz Friedrich Leid

*) Gründlich und ausführlich hat neuerdings Varnhagen v. Ense dieses Ereigniß erzählt in dem Berliner Kalender vom Jahre 1846.

und Freud ausschüttete und an seinem besonnenen und kräftigen Zuspruche hat er sich, wie wir später vernehmen werden, in den trüben Stunden der Niedergeschlagenheit und Verzweiflung öfter wieder aufgerichtet.

Andere namhafte Franzosen, welche Friedrich vor und nach dem zweiten Schlesischen Kriege bei sich sah, waren d'Arnaut, Darget, sein Vorleser, Le Catt, ein Schweizer, de la Métrie, Abbé de Prades; d'Alembert nahm die Einladung als Präsident der Akademie nach Berlin zu kommen nicht an, unterhielt aber mit Friedrich einen lebhaften Briefwechsel. Mitten unter diesen geistreichen Franzosen, denen der König mit größter Vorliebe zugethan war, verläugnete er jedoch niemals sein Vaterland und setzte vielmehr ihnen gegenüber einen Ruhm darein: ein Deutscher zu sein. „Sie werden lachen", schreibt er an Darget den 13. Mai 1754, „wenn Sie erfahren, daß ich an einem und demselben Tage Briefe von Maupertuis und von Voltaire voll Beleidigungen gegen einander bekommen habe. Diese Herren halten mich für einen Rinnstein, in welchen sie ihren Schmutz ausgießen. Ich habe dem Dichter eine lakonische Antwort geben lassen und den Mathematiker habe ich zu erinnern mir erlaubt, daß sein Geist bei dem bloßen Namen des Dichters den Schwerpunkt verliere. Ich danke Gott, daß ich nicht so lebhafte Leidenschaften, wie jene Herren habe, weil ich sonst mein ganzes Leben hindurch Krieg führen müßte. Das Phlegma von uns guten Deutschen ist, was man auch sagen mag, geselliger als der Uebermuth Ihrer schönen Geister in Frankreich. Es ist wahr, daß wir, wie Sie sagen, schwerfällig, träge sind und daß wir leider! gesunden Verstand besitzen; aber, wenn Sie sich einen Freund zu wählen hätten, wo würden Sie ihn suchen? Der Witz, mein lieber Darget, ist eine Schminke, die nur die Mißgestalt der Züge deckt; der minder glänzende gesunde Verstand führt uns, eben seiner Richtigkeit wegen, zur Tugend und ohne Tugend giebt es keine dauernde Gemeinschaft."

---

15. Drei Furien im Bunde gegen Friedrich. — Maria Theresia und Elisabeth schließen den Vertrag vom 22. Mai 1746. — Die dreifache Krone und der dreifache Unterrock. — Der Vertrag von Westminster vom 16. Januar 1756. — August III. von Polen nimmt Antheil an der Verschwörung gegen Friedrich II. — Der Verräther Mentzel in Dresden. — Die Nachschlüssel aus Potsdam. — Anfragen in Wien. — Der siebenjährige Krieg beginnt. — Der König nimmt Sachsen in dépot; — besetzt Dresden. — Der Kaiser droht mit der Reichsacht. — Das durch den Reifrock der Königin vertheidigte geheime Cabinet wird gewaltsam geöffnet. — Herzbergs Mémoire. — Die Schlacht bei Lowositz den 1. October 1756; — auf einer Trommel saß der Held; — „der hätte eine Schwadron verdient!" — Die sächsische Armee streckt das Gewehr. — Der Magistrat von Dresden schwört dem Könige von Preußen den Eid der Treue.

Friedrich II. hatte sich an die Spitze der, die Welt bewegenden, Ideen seiner Zeit gestellt, und zwar mit dem Scepter und dem Schwerte in königlicher Hand; dies war wohl der vornehmste Grund, weshalb die europäischen Cabinette sich zu seinem Untergange verbündeten. Denn wenn solche Gedanken des Fortschrittes schon in den untergeordneten Sphären des Lehrstuhles und des Zeitungsblattes von den Congressen und Protokollführern der europäischen Angelegenheiten als zerstörend und unheilbringend verurtheilt wurden, wie viel größer mußte die Gefahr erscheinen, wenn man in Wien, Paris und Petersburg bemerkte, daß diese Ideen — wie Friedrich sich ausdrückt — „auf dem Throne Platz genommen hatten." Hierzu kam nun noch, daß Friedrich in der Laune des Uebermuthes in Versen und in Prosa das Maitressen- und Pfaffen-Regiment in Paris, das Pantoffel-Regiment in Wien und das der Liederlichkeit in Petersburg mit treffendem Witze geisselte; die Musen und Grazien waren dem Könige hold, aber die Furien der Rache für verletzte Eitelkeit drangen als Elisabeth, Maria Theresia und Marquise Pompadour mit Schwert und Brandfackel auf ihn ein, ihn dem Verderben zu weihn. Von allen Feindinnen die unversöhnlichste war Maria Theresia; durch den Verlust von Schlesien am empfindlichsten verletzt, war sie die thätigste, das Feuer aufs Neue anzuschüren. Sie hatte an dem Grafen Kaunitz einen thätigen, in ihre Pläne mit Vorsicht eingehenden, Staatskanzler gewonnen, dem es weder an der Feinheit des Hofmanns, noch an der Schlauheit des Diplomaten fehlte; allein dergleichen Eigenschaften reichen noch nicht aus, um in sturmbewegter Zeit sich als großer Charakter bewähren zu können.

Bereits am 22. März 1746 unterzeichneten Maria Theresia und Elisa-

beth ein Bündniß, welches vornehmlich gegen Friedrich gerichtet war. In dem vierten geheimen Artikel desselben erklärte Maria Theresia, daß sie gesonnen sei, dem mit Preußen geschlossenen Frieden vom 25. December 1745 getreu zu bleiben. Sollte jedoch wider alles Erwarten der König zuerst diesen Frieden brechen und die Kaiserin Königin, die Kaiserin von Rußland, oder die Republik Polen feindlich angreifen, so sollte die Kaiserin Königin nicht mehr an frühere Verträge gebunden sein und Schlesien und die Grafschaft Glatz zurückzunehmen das Recht haben. Der König von Polen hatte bereits in einem, mit Oestreich 1745 abgeschlossenen, Theilungsvertrage einen unvergleichlichen Appetit nach preußischem Territorium gezeigt; nach der Schlacht von Kesselsdorf und dem Dresdner Frieden war ihm derselbe für einige Zeit vergangen. Jetzt wurde er wiederum in Versuchung geführt, mit zuzulangen, er zeigte auch den besten Willen dazu, indessen zögerte er noch, sich officiell dem Bündniß anzuschließen*). Mit Frankreich war Friedrich noch im Bündniß, welches aufzulösen Graf Kaunitz nach Versailles gesendet wurde. Maria Theresia ließ durch ihren Botschafter der allesvermögenden Maitresse Ludwigs XV. alle erdenkliche Aufmerksamkeiten erweisen. Sein Staatswagen fuhr wöchentlich mehrmals bei ihr vor, in ihren Abendgesellschaften erschien er immer im großen Costüm, die Kaiserin schrieb eigenhändig an sie und in den vornehmen Salons von Paris erweckte es nicht geringe Eifersucht, als die Marquise Handbillets der Kaiserin-Königin vorzeigte, in denen sie sie: „Madame ma très chère soeur" anredete. Friedrich dagegen hatte seinem Gesandten, Baron Knyphausen, ausdrücklichen Befehl ertheilt, der Frau von Pompadour keinen Besuch zu machen. Trotz dem, daß sie ihm durch Voltaire verbindliche Schmeicheleien sagen ließ, blieb sie und der von ihr beherrschte Ludwig nur ein Gegenstand seines Spottes. In Rom, pflegte der

*) Der so eben erwähnte 4te Artikel wird sowohl in Herzbergs Mémoire raissonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe, als auch in Friedrichs histoire de mon temps so wie in allen Geschichtsbüchern über Friedrich II. ungenau wiedergegeben, insofern gesagt wird: „wenn die Kaiserin-Königin, die Kaiserin von Rußland, oder der König von Polen in Krieg mit dem Könige von Preußen verwickelt würden, dann sollte die Kaiserin Schlesien zurücknehmen dürfen u. s. w." Erst neuerdings ist unter dem Titel: „Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des 7jährigen Krieges", Leipzig bei Teubner 1841, eine kleine Schrift erschienen, welche hierüber wichtige Aufklärungen enthält.

König zu sagen, herrscht die dreifache Krone, in Versailles der dreifache Unterrock*). England, welches bis zum Jahre 1755 sich gegen Friedrich unfreundlich benommen, näherte sich ihm, da es in diesem Jahre mit Frankreich in einen Krieg verwickelt worden war, welcher zu Wasser und zu Lande, in der alten und neuen Welt ausgefochten werden sollte. Am 16. Januar 1756 wurde das Bündniß von Westminster (London) unterzeichnet, in welchem England und Preußen sich gegenseitig für ihre Länder in Deutschland Gewähr leisteten und den deutschen Reichsboden gegen fremde Truppen zu vertheidigen einander versprachen. Hierdurch hatte der König sein Bündniß mit Frankreich selbst aufgelöst und dieses schloß nun mit Maria Theresia den 1. Mai 1756 einen Vertheidigungsvertrag ab, in welchem der König von Frankreich seine Zustimmung nicht blos zu der Wiedereroberung Schlesiens gab, sondern auch zu einer viel beträchtlicheren Abschwächung des Königs von Preußen**). Mit eben so gutem Erfolge wie Kaunitz in Paris war der k. k. Botschafter Graf Esterhazy in Petersburg gegen Friedrich thätig gewesen. „Die letzten Depeschen des Grafen Esthérhazy" — heißt es in einer, dem Grafen Brühl von Wien aus gemachten Mittheilung — „sind vom 22. April 1756. Sie enthalten zuvörderst einen Plan gegen Preußen, darin bestehend, daß uns Schlesien und Glatz zurückkomme, das Königreich Preußen an die Republik Polen, dafür aber Kurland und Semigallien nebst einem Arrondissement an Rußland kommen solle. Nach angefangenen Operationen wäre Sachsen und Schweden zu invitiren und ersterem Magdeburg und letzterem brandenburgisch

*) Ludwig XV. hatte außer der Pompadour noch die Damen Chateauroux und du Barri zu Maitressen. Es geschah wohl auf Veranlassung der Pompadour, daß der französische Gesandte in Berlin, Herzog von Nivernois, dem Könige den Antrag machen mußte: die Herrschaft der Insel Tabago zu übernehmen, wohin die Mode der Unterröcke noch nicht gedrungen sei.

**) S. M. J. C. (Louis XV.) donnera son consentement formel non seulment à la conquête de toute la Silésie et du Comté de Glatz, mais aussi à un affaiblissement bien plus considérable encore de la puissance du Roi de Prusse. In der zu Wien den 19. Mai 1756 gehaltenen Geheimeraths-Sitzung, in welcher das Bündniß mit Frankreich Punkt für Punkt besprochen wurde, waren Maria Theresia und ihr schweigsamer Gemahl selbst gegenwärtig. In dem darüber geführten Protokoll lautet der Schluß: „concludit offensive per unanimia und hat die Kaiserin mehrmals offenherzig bekannt, daß sie noch keine Convention in Zeit ihrer Regierung mit so vergnügtem Herzen unterschrieben habe."

Pommern zu versichern. Man will schon im August zu operiren anfangen, verlanget, sich wegen des Planes mit uns zu concertiren, communiciret den Statum und die Position der Kriegsmacht und verlanget die nehmliche getreue Mittheilung von uns." Hierauf erhält Graf Esterhazy von Wien aus unter dem 22. Mai eine Instruction, in welcher es heißt: „Rußland könne versichert sein, daß wir alles mögliche thun würden, um die großen Ideen (freilich von anderer Art als sie Friedrich hatte) auszuführen, daß alles, was zu des Königs in Preußen mehrerer Schwächung gereichen kann, vollkommen mit unserem Plane übereinstimme, daß wir hierzu mit Freuden die Hände bieten werden, daß aber der ganze Vorschlag in der Ausführung ohne vorgängige Einstimmung des französischen Hofes allzugefährlich, ja unmöglich sei, da sonst nicht nur dieser Hof, sondern auch England und andere Mächte dem Könige in Preußen kräftigst Beistand leisten und das Unternehmen unfehlbar zu unserm und Rußlands Schaden ausschlagen, alsdann aber die Sache auch für die künftige Zeit verdorben sein würde." Esterhazy soll alles aufbieten, um den russischen Hof günstig zum Bündniß mit Frankreich gegen Preußen zu stimmen, wobei nur darüber Bedauern ausgesprochen wird, daß man die Vernichtung des gefährlichen Nachbars noch bis auf das nächste Frühjahr verschieben müsse. „Inzwischen würde alles darauf ankommen, das Spiel recht zu verdecken und den Verdacht, welchen England und Preußen schon gehegt, auf die thunlichste Art zu verhindern, folglich unser Vorhaben bis zum wirklichen Ausbruch geheim zu halten." —

König August III. von Polen und Kurfürst von Sachsen ließ sich auch diesmal wieder von dem Wiener Hofe ins Schlepptau nehmen und wenn er dem russisch-östreichischen Bündnisse noch nicht förmlich beitrat, so geschah es nur deshalb, weil ihm nicht so viel Antheil an der Länderbeute, die man zu machen hoffte, zugestanden wurde, als in dem Theilungs-Vertrage vom 18. Mai 1745. Indessen waren die Verhandlungen darüber bereits im Gange. Graf Flemming, sächsischer Gesandter in Wien, betrieb schon seit 1754 diese Angelegenheit in Wien und Graf Brühl in Dresden gab der Kaiserin die Versicherung, daß der König von Polen nicht eher ruhig schlafen werde, als bis er in Schlesien den kaiserlichen Adler wieder aufgerichtet sähe. Dagegen läßt ihn die Kaiserin (den 21. April 1756) wissen, „daß ihr nichts mehr am Herzen liege als die Erhaltung August's III. sowohl als König

von Polen, wie auch als Kurfürst von Sachsen, dabei jedoch der Meinung sei, daß man sich, so lange es irgend möglich sei, gegen den König von Preußen verstellen müsse." —

Wider so wortbrüchige, heimtückische Gegner, die ihn durch Arglist und Verrath erst sicher zu machen und dann plötzlich zu überfallen gedachten, hielt Friedrich sich für berechtiget, zu seiner und seines Landes Sicherheit zu Mitteln zu greifen, die er sonst wohl verschmäht hätte.

Dem Königl. Preußischen Gesandten v. Maltzahn in Dresden war es gelungen, den Kanzelisten der Geheimen Kabinets-Kanzlei Fr. Wilhelm Mentzel zu gewinnen, welcher ihm die Correspondenz des sächsischen Kabinets mit den Höfen von Petersburg und Wien zu verschaffen versprach. Als erste Zahlung (im April 1752) erhielt Mentzel nicht mehr als 100 Thaler. Zur Oeffnung der Schränke schickte der Geheime Rath Eichel aus Potsdam verschiedene Bunde Schlüssel, unter denen sich endlich einer fand, welcher die Schränke öffnete. Mentzel nahm die Depeschen heimlich heraus, gab sie im Original an die preußischen Gesandtschafts-Secretaire Benoit und Pleßmann, die sie, nachdem sie so schnell als möglich Abschrift genommen, ihm zurückgaben. Von 1752 bis 1756 betrieb Mentzel, welcher nicht einmal bei dem auswärtigen Departement angestellt war, dieses Geschäft, wofür er im Ganzen 3000 Thaler erhielt. Aehnliche gute Freunde hatte Friedrich in Wien und Petersburg und so war er genau von den Absichten und Plänen seiner Feinde unterrichtet*). Diesen zuvorzukommen war er fest entschlossen und schritt rasch zur That. Eine bloße Förmlichkeit war es, daß er bei dem Wiener Hofe zu Anfang des Jahres 1756 durch seinen Gesandten anfragen ließ: wem die dortigen Kriegsrüstungen gälten? und von Maria Theresia eine Versicherung darüber verlangte, daß sie ihn weder in diesem, noch in dem nächsten Jahre angreifen werde. Man suchte ihn durch ausweichende

---

*) Der Wiener Hof unterhielt, wie wir das aus früherer Zeit wissen, ebenfalls Spione an dem Hofe zu Berlin und erfuhr durch sie, daß der König Abschriften von den Depeschen aus dem Dresdner Cabinets-Archive erhalte. Flemming giebt Brühl schon 1754 Nachricht davon; dennoch blieb der Verräther unentdeckt bis zum Ausbruche des Krieges. Im September 1756 wurde Mentzel von Warschau nach Olmütz abgeführt, wo er während des Krieges im Gefängniß saß. Später wurde er nach dem Königstein gebracht, wo er im hohem Alter starb. Sein Verhör findet man in der schon angeführten Schrift: „Einige neue Actenstücke rc." —

Antworten hinzuhalten; er aber hatte die Friedensjahre so gut genutzt, daß er zu dem Weltkampfe, den er als unvermeidlich kommen sah, in voller Rüstung in die Schranken reiten konnte *).

Mit 60,000 Mann überschritt Friedrich in drei Colonnen am 29. August 1756 die sächsische Grenze; mit diesem Tage beginnt der siebenjährige Krieg. Die Städte Wittenberg, Torgau, Leipzig wurden besetzt, die sächsische Armee unter Feldmarschall Rutowski bezog ein festes Lager bei Pirna, der König von Polen begab sich dahin und Friedrich hielt, ohne Gegenwehr zu finden am 9. September 1756 seinen Einzug in Dresden, wo die Königin in dem Schlosse zurückgeblieben war. In einem Manifeste erklärte er, daß er nicht in feindlicher Absicht nach Sachsen komme, sondern dasselbe nur in dépot nehme und nach abgewendeter Gefahr dem Könige wieder zurückgeben werde. In einem besonderen Schreiben suchte er sich gegen den König von Polen zu rechtfertigen. „In meinem ganzen Leben", heißt es darin, „habe ich von Ehrlichkeit und Redlichkeit Profession gemacht und auf diesen Charakter, welchen ich höher halte, als den Königstitel, den mir der ohngefähre Zufall durch die Geburt zugeeignet, versichre ich Ew. Majestät, daß wenn gleich auf einige Augenblicke, hauptsächlich bei dem Anfange, meine Handlungen einen widrigen Anschein haben sollten, Dieselben dennoch sich überzeugen werden, wie theuer mir Dero Interesse ist u. s. w." August beantwortete dies Schreiben mit einer Protestation gegen solchen Landfriedenbruch und forderte Friedrich II. auf, das Kurfürstenthum ohne Verzug zu räumen, worauf dieser mit der kurzen Bemerkung antwortete, daß der kürzeste Weg von Dresden nach Böhmen nicht durch Thüringen gehe.

In Wien glaubte man noch an das Wunder der Posaunen von Jericho und der Drohbriefe des heiligen römischen Reiches. Der Kaiser Franz I. erließ an den König von Preußen als Kurfürsten von Brandenburg ein Dehortatorium, in welchem er ihn ermahnt: „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und fein still und ruhig wieder nach Haus zu gehen."

---

*) „Die Antwort aus Wien ist angekommen, sie taugt gar nichts", schrieb der König zu der, dem Feldmarschall Herzog Ferdinand von Braunschweig ertheilten, Marsch-Order vom 26. August hinzu.

An die in dem preußischen Heere dienenden Generale und Obersten erließ der Kaiser ein Abberufungsschreiben, worin er dieselben auffordert: „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, wofern sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloß stellen wollten."

Aus den, durch Mentzels Verrath gewonnenen geheimen Correspondenzen der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden hatte der König durch den Geheimen Legationsrath v. Herzberg ein Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe in französischer und deutscher Sprache abfassen lassen, um vor der öffentlichen Meinung sein Benehmen zu rechtfertigen. Zur Vollständigkeit der Beweisführung gehörten die Originale; diese befanden sich in der Dresdner Geheimen Hof-Canzlei im Königlichen Schlosse. Als die Königin von Polen, deren Gemächer sich in unmittelbarer Nähe der Canzlei befanden, Kenntniß von dem, was vorging erhielt, stellte sie sich mit ausgebreiten Armen und Reifrocke vor die Thür und schlug den ersten Angriff, welchen der Major v. Wangenheim darauf machte, glücklich ab. Als aber der General-Major und Commandant von Dresden Freiherr v. Wylich mit verstärkter Mannschaft erschien, sah sie sich genöthiget, das Feld zu räumen. Die reiche Ausbeute der geheimen Canzelei wurde sofort nach Berlin gesendet, wo Herzberg die Original-Depeschen mit den Abschriften verglich, um sich in seinem Mémoire auf die officiellen Actenstücke berufen zu können. Graf Brühl, welcher nun als der geschworne Feind des Königs von Preußen entlarvt wurde, schreibt den 20. September 1756 nach Wien: „Der König von Preußen hat das Cabinet gewaltsam aufbrechen und diejenigen Papiere fortnehmen lassen, durch welche er behauptet, das Entsetzliche seines Verfahrens (toute l'horreur de ses procédés) jetzt rechtfertigen zu können. Der Raub dieser Papiere, dessen wir uns niemals von einem Fürsten versehen durften, welcher nicht unser erklärter Feind ist, macht uns, wie Ew. Excellenz wohl denken können, unendlich viel Kummer, doch ist es gewiß, daß der König, wenn er auch sieht, daß wir grade nicht für seine Sache das Wort genommen haben, niemals finden wird, daß wir uns in eine Uebereinkunft gegen ihn eingelassen haben, welches nicht der Fall ist." War nun auch der König von Polen noch nicht förmlich dem Bündnisse beigetreten, so wußte doch Friedrich sehr wohl, wessen er sich von ihm zu versehen hatte und den Vorwurf, daß



man ihn „den angreifenden Theil" nennen werde, erklärte er zu verachten, wo es auf die Rettung des Vaterlandes ankomme.

Der König befand sich in einer sehr bedenklichen Lage; zur Seite hatte er die sächsische Armee von 16,000 bis 18,000 Mann in einer unangreifbaren Stellung auf der Hochebene von Pirna mit der Festung Königstein und vor sich in Böhmen, wohin ihm das Eindringen durch Gebirgspässe erschwert wurde, ein öſtreichisches Armee-Corps unter Piccolomini bei Königingräz und ein zweites unter dem Feldmarschall Browne bei Budin; mit Zuversicht und gutem Muthe bot er den Gefahren Troß. „Festgestanden und auf der Hut!" schrieb er den 15. September 1756 an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, „Heiterkeit und Klugheit, und wir jagen den Teufel aus der Hölle, — wenn einer drinn sitzt." — Er gab Befehl die Sachsen in ihrem festen Lager zu umstellen, gegen Piccolomini ließ er ein Armee-Corps aus Schlesien unter Schwerin nach Böhmen vordringen, während er selbst mit einem Heere von 24,000 Mann in drei Colonnen von Sachsen aus in Böhmen einrückte. Die Preußen lagerten am 30. September auf den Höhen von Aujest, von wo aus der König das Lager der Oestreicher bei Lowositz an der Elbe übersah. Die Führer der Hauptabtheilungen des Heeres: Feldmarschall Keith, Prinz August Wilhelm von Preußen und Feldmarschall Geßler trafen bei dem Könige ein und für den nächsten Morgen wurde beschlossen, den Feinden eine Schlacht zu liefern. Schon breitete die Nacht ihren glänzenden Sternmantel über dem Lager aus, in welchem alles in tiefem Schlafe lag; nur Friedrich wachte:

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte ob der Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht*)."

Am folgenden Morgen (den 1. October) waren Berg und Thal durch die, aus der Elbe aufsteigenden, Dünste in einen dichten Nebel gehüllt, unentdeckt rückten die Preußen so nah als möglich an den Feind heran. Bald geriethen die Vorposten in den Weinbergen aneinander; diese Plänkeleien benutzte der König, um seine ganze Armee aufmarschiren zu lassen, die Haupt-

*) Aus den Liedern eines Grenadiers von Gleim.

stellung der Oestreicher anzugreifen und sie nach Lowositz zurückzuwerfen. Vergebens suchten sie sich in den einzelnen Straßen und Häusern zu halten, die preußischen Grenadiere drangen mit gefälltem Bajonet ein, die Stadt wurde in Brand geschossen, die Feinde zogen sich in Unordnung zurück und durch die, in ihre verwirrten Haufen einbrechende Reiterei wurde ihre Niederlage vollständig. Browne verlor gegen 3000 Mann an Todten und Verwundeten; und führte die Trümmer seines Heeres nach Budin zurück. Mit einem gleich starken Verluste hatte Friedrich den Sieg erkauft, welcher für seine Sache und für sein Heer als ein glücklicher Anfang von größter Bedeutung war. Die Glocken der von den tapfern Preußen erstürmten Stadt Lowositz läuteten am 3. October zu dem Sieges- und Dankfeste, welches der König hier mit seinen Truppen beging, nachdem Tages vorher auf dem Schlachtfelde die Todten bestattet worden waren. Der König sparte sich selbst den traurigen Anblick nicht und ritt durch die, an einigen Stellen in dichten Reihen von den feindlichen Geschützen niedergeschmetterten Braven, unter denen sich auch die Generale v. Quadt und v. Lüderitz befanden. Bei einem Garde du Corps, der mit verbundenem Kopfe todt bei seinem ebenfalls getödteten Pferde lag, hielt der König still und rief: „ein braver Kamerad, der hätte eine Schwadron verdient!" Diesem tapfern Reiter war der König während der Schlacht begegnet und hatte ihm, da er eine starke Kopfwunde erhalten hatte, sein Taschentuch gegeben, um sich damit zu verbinden. Er that dies, dankte dem Könige, welcher ihn zum Feldlazareth schicken wollte, und sprengte zu seiner Schwadron mit den Worten zurück, daß man zum Einhauen nur einen gesunden Arm brauche. Nun hatte ihn sein Schicksal doch ereilt und der König erkannte an seinem Taschentuche den braven Kameraden wieder. — „Nie haben meine Truppen", schreibt Friedrich den 2. October an den Feldmarschall Schwerin, „solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu commandiren, sowohl Reiterei, als Fußvolk."

Die bedrohliche Stellung, welche die sächsische Armee im Rücken des Königs einnahm, verhinderte ihn, seinen Sieg weiter zu verfolgen, zumal da der General Browne mit herangezogener Verstärkung auf dem rechten Elbufer zum Entsatze und Beistande der Sachsen aufgebrochen war. „Die Sacksen", schreibt Friedrich an den, mit der Einschließung der Lagers bei Pirna beauftragten General Winterfeld", verderben Mihr die gantze Campagne,

ich werde, wohr es noch 8 Tage Tauret, nicht im Stande Seindt mihr länger hier zu mainteniren und wird unmöglich werden sich mit dem großen Klumpen hier zu souteniren."

Mehr durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, als durch feindlichen Angriff sahen die Sachsen sich gezwungen, ihre feste Stellung bei Pirna aufzugeben. Sie hatten unter dem Schutze der Kanonen des Königsteins eine Schiffbrücke über die Elbe geschlagen, um nach dem rechten Ufer zu gelangen und sich mit Browne zu vereinigen. Dieser war auch bereits am 11. October auf dem jenseitigen Ufer eingetroffen, kehrte aber, aus Furcht umgangen und abgeschnitten zu werden am 14. nach Budin zurück. Den Befehlshabern der sächsischen Armee blieb jetzt nichts weiter übrig, als das Gewehr zu strecken. König August III., welcher unbekümmert um das Elend seiner Soldaten und seines Landes in guter Ruh mit Brühl auf dem Königsteine schmaußte, unterzeichnete am 16. October eine Capitulation, durch welche 17,000 Mann ausgesuchter Truppen, darunter die Leibgarde, sich dem Könige von Preußen zu Kriegsgefangenen ergaben.

Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort: in diesem Kriege nicht gegen Preußen zu dienen, in ihre Heimath entlassen. Viele von ihnen nahmen preußische Dienste, da der König die sächsischen Regimenter beisammenließ, sie preußisch uniformirte und ihnen preußische Offiziere gab; eine Maßregel, die er später zu bedauern Veranlassung hatte, da sie bataillonsweis davon liefen. Dem Könige von Polen ertheilte der König Päffe für sich und sein Gefolge nach Warschau und bewilligte ihm einige Pulks Uhlanen zur Bedeckung dahin. Besonders war August III. wegen seines Küchenwagens, der für ihn mehr Werth als ein Artillerie-Park und seines französischen Mundkochs, welcher ihm unentbehrlicher, als sämmtliche Feldmarschälle war, besorgt. So zog er nach Warschau ab und überließ sein Kurfürstenthum, seine Hauptstadt, seine Gemahlin und den Kurprinzen dem großmüthigen Sieger.

Durch ganz Europa erscholl der Ruf von den glänzenden Waffenthaten und den kühnen Unternehmungen mit denen Friedrich den ersten Feldzug dieses Krieges eröffnet und beschlossen hatte. Seine philosophischen Freunde in Deutschland, England, Frankreich und Italien sorgten dafür, daß die öffentliche Meinung sich immer entschiedener dem Könige von Preußen zuwendete, welcher es längst erkannt hatte, daß die liberale Presse eine mächtige,

keineswegs gering zu achtende Verbündete sei. Algarotti, dem der König einen Bericht über den Feldzug zur weiteren Verbreitung in Italien zusendet, schreibt ihm aus Bologna den 21. December 1756: „Ew. Majestät Schriften sind nicht weniger bewundernswürdig, als Ihre Thaten. Ueberall haben Ew. Majestät Freunde und die eifrigsten Partheigänger von Ew. Majestät Feinden sind genöthiget, die Rechtlichkeit der Gründe, auf denen Ew. Majestät Sache beruht, anzuerkennen und die Energie der Maßregeln, welche Ew. Majestät zur Durchführung derselben anwenden, zu bewundern.

„So wie das Wort, so führest Du auch das Schwert!“

Wie glorreich, Sire, einem Fürsten anzugehören, welcher mit seinem Ruhme die ganze Welt erfüllt.“ Friedrich aber verhehlt sich nicht, daß das Unwetter, welches sich jetzt nur in einem noch entfernten Brausen ankündigt, sich bald über seinem Haupte entladen werde. „Was wir in diesem Jahre gethan haben“, antwortet er aus Dresden den 27. December Algarotti, „ist nur ein kleines Vorspiel von dem, was Sie im nächsten Jahre erfahren werden. Wir haben etwas zu spät angefangen um viel unternehmen zu können. Wir haben noch nichts gethan, wenn wir es nicht Cäsar am Tage von Pharsalus gleich gethan haben.“

Die preußische Armee bezog in Sachsen und Schlesien schon zu Ende Octobers Winterquartiere ohne von den Feinden beunruhiget zu werden. Der König verlegte sein Hauptquartier nach Dresden, nahm die öffentlichen Kassen unter seine Verwaltung und der Magistrat der sächsischen Hauptstadt schwur: ihm treu, hold und gewärtig zu sein.

---

16. Vertrag mit England den 11. Januar 1757. — Friedrich in die Reichsacht erklärt; — Dr. April damit die Treppe hinuntergeworfen. — Das Bündniß Oestreichs und Frankreichs vom 1. Mai 1757. — Die Schlacht bei Prag den 6. Mai; — Schwerins Tod. — Die Schlacht bei Kollin den 18. Juni; — Fortuna ein Frauenzimmer; — die Russen siegen bei Groß-Jägerndorf den 30. August. — Winterfeld, den 7. September bei Moys geschlagen, stirbt an seinen Wunden. — Die Croaten in Berlin den 16. October; — Gottsched bei dem Könige in Leipzig. — Sieg bei Roßbach den 5. November 1757. — Friedrich's europäische Popularität. — Sieg bei Leuthen den 5. December. — Friedrich bietet vergeblich der Kaiserin den Frieden an. — Kaunitz und Bernis.

Nach einem kurzen Besuche in Berlin kehrte Friedrich nach Dresden zurück, welches er stärker befestigen ließ, um die Elbe und Sachsen überhaupt

zum Stützpunkte seiner Kriegführung zu machen. Der Vertrag mit dem Könige Georg II. von England wurde den 11. Januar 1757 unterzeichnet, worin ihm ein Hülfsheer an der Weser und eine Million Pfund Sterling (sieben Millionen Thaler) jährliche Hülfsgelder zugesichert wurden. Die Englische Nation nahm ungetheilt Partei für einen Krieg, welcher gegen die verhaßtesten Feinde, die man dort kennt, gegen die Franzosen und den Katholicismus geführt wurde und zwar unter dem Sterne Friedrichs, zu dem Alle unbegränztes Vertrauen hatten. Der größte Staatsmann seiner Zeit, William Pitt (Lord Chatam) schrieb den 31. März 1757 an seinen Freund Mitchell, welcher zu der Umgebung Friedrichs gehörte: „Ich hege die dankbarsten Gefühle der Verehrung und des Eifers für einen Fürsten, der als das unerschütterte Bollwerk Europa's dasteht gegen das mächtigste und boshafteste Bündniß, welches jemals die allgemeine Unabhängigkeit bedroht hat."

In Wien war man den Winter über nicht unthätig gewesen; die Kaiserin sorgte für Geld und Intriguen, die Diplomaten und Gesandschaften betrieben den Abschluß der Bündnisse mit Rußland und Frankreich, der Hofkriegsrath beschaffte Waffen, Rekruten und gefüllte Magazine, so daß man mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann eigner Truppen und von einem vierfach so starken der Bundesgenossen im Felde zu erscheinen gedachte. Die dem Könige nach dem Einmarsche in Sachsen angedrohte Reichsacht sollte jetzt in Kraft treten.

Der Kaiser ließ den in Regensburg anwesenden Gesandten der deutschen Reichsfürsten ein kaiserliches Hofdecret vom 17. Januar 1757 vorlegen, welches sie genehmigten und darauf den Beschluß faßten: „Den Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg in die Reichsacht zu erklären und eine eilende (durch einen verhängnißvollen Druckfehler stand in dem Decret: elende) Executions-Armee gegen ihn aufzubieten." Der kurbairische Regierungs- und Hofgerichts-Advokat, geschworner kaiserlicher Notarius publicus, Dr. juris utriusque April wurde mit den nöthigen Vollmachten versehen, dem in Regensburg anwesenden kurbrandenburgischen Gesandten v. Plotho einzuhändigen: „die fiscalische Vorladung des Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg in eigener Person, damit er sehe und höre, wie er werde in des Reiches Acht und Aberacht erklärt und aller seiner Lehne, Rechte und Gnaden, Freiheiten und Anwartschaften beraubt werden." Der Kaiserliche Nota-

rius begab sich von zwei amtlich ihm beigegebenen Zeugen in die Wohnung des Herrn v. Plotho, von dem er im Schlafrocke empfangen wurde, und insinuirte ihm die fiscalische Citation mit sehr pathetischer Rede. Die Aufnahme, welche er fand, war keineswegs freundschaftlich. In dem darüber dem Reichstage und dem kaiserlichen Hofe erstatteten Berichte erzählt Dr. April: „Se. Excellenz geriethen, sobald Sie die Schrift näher angesehen, in einen heftigen Zorn und Grimm, also, daß sich dieselben nicht mehr stille zu halten vermocht, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht beide Arme in die Höhe haltend, gegen mich aufgefahren und die fiscalische Citation in Dero rechten Hand haltend, in diese Formalia wider ihn ausgebrochen sind: „Was? Du Flegel! insinuiren?" „Ich antwortete hierauf" — heißt es in dem Berichte weiter — „dieses ist mein Notariatsamt, dem ich nachkommen muß. Dessen aber ungeachtet fallete mich er, Freiherr v. Plotho, mit allem Grimme an, ergriffe mich bei den vorderen Theilen meines Mantels mit dem Vermelden: Willst Du es — nämlich die Citation — zurücknehmen? Da ich mich dessen geweigert, stoßete und schubte er sothane Citation mit aller Gewalt zwischen meinen Rock hinein und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrückt, rufete er zu den zwei vorhanden gewesenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter! worauf sie uns aus dem Hause uns zu verfügen genöthiget." —

Nicht so leicht wie die Achtserklärung des heiligen römischen Reichs waren die Armeen welche Rußland, Oestreich und Frankreich in das Feld rücken ließen zu beseitigen. Mit Frankreich schloß Maria Theresia den 1. Mai 1757 einen neuen Vertrag ab, in welchem folgende geheime Artikel aufgenommen wurden. Art. 1. Frankreich verspricht 105,000 Mann eigne Truppen gegen den König von Preußen ins Feld zu stellen, 4000 Mann bairische und 6000 Mann würtenbergische Truppen auf seine Kosten zur Armee der Kaiserin stoßen zu lassen. Art. 2. Zwölf Millionen Livres jährliche Subsidien, so lange der Krieg währt, der Kaiserin zu zahlen. Art. 3. und 4. Nicht eher Frieden zu schließen, bis die Kaiserin in dem Besitz von Schlesien, der Grafschaft Glatz und des Fürstenthums Crossen gesetzt sein würde. Zu den letzteren noch Landestheile hinzuzufügen, welche den Erbstaaten der Kaiserin gelegen wären und die gegenwärtigen Besitzer mit Bestandtheilen der königl. preußischen Staaten zu entschädigen. Art. 5. Nicht

eher Frieden zu schließen, als bis obbenannte Provinzen, das Herzogthum Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt, der Saalkreis, Vorpommern und die Clevesche Provinzen vom Könige von Preußen abgetreten sein würden. Art. 8. Der Kurfürst von Sachsen solle als Entschädigung das Herzogthum Magdeburg und den Saalkreis erhalten, so wie das Fürstenthum Halberstadt, wenn er sich zum Austausche derjenigen Landesstrecken bequeme, welche zur Arrondirung des Fürstenthums Crossen nothwendig wären. Art. 9. Beide Mächte zahlen zur Hälfte an Kursachsen Subsidien für 10,000 Mann. Art. 17. Sobald der kaiserliche Hof sich in dem Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glatz befinden wird und die Artikel 5. und 6. erfüllt sein werden, so tritt derselbe die sämmtlichen Niederlande an den Infanten Don Philippe ab, wogegen der Infant an Oestreich die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla abtritt u. s. w.

Wir sehen, daß Frankreich in Gemeinschaft mit Oestreich die Landkarte von Kurbrandenburg gut studirt hatte und da im Osten Elisabeth von Rußland mit dem Könige von Polen bereits ähnliche Studien über die Geographie des Königreichs Preußen machten, so waren die Verbündeten zum wenigsten über den einen Punkt einverstanden, daß man dem Könige von Preußen nicht mehr Land dürfe lassen, als nothdürftig ausreiche, um sich „Markgraf von Brandenburg" nennen zu können.

Auch Schweden, obschon der König eine Schwester Friedrichs zur Gemahlin hatte, stellte 10,000 Mann ins Feld; die übermächtige Adelspartei des Senates, durch französisches Geld bestochen, gestattete ihrem Könige nicht, auf die Seite des Protestantismus und der Freiheit, für welche Friedrich zu Felde zog, zu treten. Nach welcher Himmelsgegend auch unser König den Blick wenden mochte, überall zogen die Schaaren der Feinde gegen die offnen Grenzen seines Reiches heran, welche nirgend durch ein Alpengebirg, oder Meer und Ströme, nirgend durch eine Kette von Festungen oder eine Flotte geschützt waren. Noch war keine Nation vorhanden, die sich für ein gemeinsames Vaterland, für eine freie Verfassung auf seinen Ruf, wie ein Mann erhoben hätte. Seine Feinde beherrschten eine Völkermasse von 100 Millionen und stellten 450,000 Mann in das Feld, während er kaum über eine Bevölkerung von 4 Millionen in einem zerstückelten Königreiche und über ein Heer von kaum 150,000 Mann gebot, welches zum großen Theil aus Ausländern

bestand. Es galt einen Kampf auf Tod und Leben und Friedrich war darauf gefaßt. „Es wirdt" — schrieb er den 5. März 1757 aus Dresden an den Generallieutenant v. Winterfeld — „das jahr Stark und Scharf hergehn, aber man mus die ohren Steif halten und jeder, der Ehre und Liebe vohr das Vaterland hat mus alles daran setzen. Eine guhte Husche, so wird alles Klarer werden."

Prag und das östreichische Heer in Böhmen war das nächste Ziel, auf welches Friedrich mit vier Armee-Corps aus Schlesien und Sachsen in der Mitte des Aprils lossteuerte. Der Prinz von Lothringen und General Browne hielten Prag besetzt; zu ihrer Verstärkung führte der Feldmarschall Daun ein zweites Heer heran. Dieser Vereinigung zuvorzukommen beschloß der König den Prinzen von Lothringen anzugreifen. Er fand die kaiserliche Armee am 15. Mai in einer vortheilhaften Stellung auf den Anhöhen von Prossik, vor sich die morastigen Wiesen von Sterboholy und Hostawitz; die Feinde waren 65,000 Mann stark; der König hatte gegen 50,000 Mann beisammen und nachdem er am 6. Mai in aller Frühe die Gegend auskundschaftet, gab er Befehl zum Angriff. Die schwierigste Aufgabe hatte der Feldmarschall Schwerin, welcher seine Mannschaft über den sumpfigen Wiesengrund gegen die Batterien bei Hloupetin führen mußte. Hier war es, wo er, als sein Grenadierregiment in Unordnung zurückwich, sich die Fahne desselben auf sein Pferd reichen ließ, die Leute gegen die feindlichen Batterien vorführte, und von fünf Kartätschenkugeln mit einem Male durchbohrt, seine Heldenseele aushauchte. In derselben Stunde wurde auf feindlicher Seite dem Feldmarschall Browne der rechte Schenkel zerschmettert, so daß er bald darauf verschied. Ein von dem Könige in günstigem Momente angeordneter Reiterangriff bei Sterboholy und ein Angriff, welchen der General-Major v. Manstein auf die feste Stellung der Feinde bei Keyge machte, entschieden die Schlacht, in welcher außer Schwerin die Generale Manstein, Herzog von Holstein, v. Goltz, v. Anhalt u. m. a. fielen; General Winterfeld wurde zu Anfang der Schlacht, als der erste Angriff mißlang, schwer verwundet; er klagt in seinem Berichte, daß er „den konfusen Klumpen der Flüchtigen zwar eingeholt, aber weder durch Bitten, noch Drohen einen einzigen Mann bewegen gekonnt, das Gesicht wider den Feind zu kehren, noch weniger aber Halt zu machen." Vor allen anderen tapfer hielt sich sein Regiment, welches bis auf

ein kleines Häuflein geschmolzen war. Dennoch rückte es im Sturmschritt gegen die feindliche Batterie bei Keye vor; da rief ein Tambour des Bataillons Wreden, welches in der Nähe stand, dem Winterfeldischen zu: Ihr habt Ehre genug für heut; Cameraden, laßt uns nun heran! so trommelte er den Sturmmarsch, der Major commandirte: fällt das Gewehr! im Sturmschritt ging es vor und die Batterie wurde genommen.

Die Feinde verloren in dieser blutigen Schlacht 20,000 Todte, Verwundete und Gefangene, 11 Standarten und 60 Kanonen. Der Verlust der Preußen belief sich auf 18,000 Mann, „ohne den Feldmarschall Schwerin" — fügt Friedrich in seinem Schlachtberichte hinzu — „mitzuzählen, der allein mehr als 10,000 Mann werth war; sein Tod machte, daß die Lorbeeren des Sieges verwelkten, den man durch ein zu kostbares Blut erkauft hatte." — Auf dem Wilhelmsplatze in Berlin ließ Friedrich die Bildsäule Schwerins in Marmor und in der Garnisonkirche sein Bildniß in Oel gemalt aufstellen. Zwanzig Jahre später ehrte Kaiser Joseph II. das Andenken des preußischen Helden durch eine militairische Gedächtnißfeier an der Stelle, wo Schwerin gefallen war. Die Fahne, die er sterbend noch auf die blutenden Wunden drückte, wird in dem Kaiserlichen Zeughause in Petersburg aufbewahrt. Auf dem Schlachtfelde ist ihm 1824 von Preußischen Offizieren ein Denkstein von röthlichem Marmor gesetzt worden.

Weder sich, noch seinen Soldaten konnte der König Erholung nach so schwerer Arbeit gönnen. Der Prinz Carl von Lothringen hatte sich mit 40,000 Mann nach Prag geworfen und zu seinem Entsatze rückte der Feldmarschall Daun mit einem Heere von 60,000 Mann heran. Friedrich ging ihm entgegen und durch seine bisherigen glücklichen Erfolge allzu sicher gemacht, unternahm er es, trotz der Bedenken, welche seine Generale erhoben, die kaiserliche Armee in ihrer vortrefflich gewählten, festen Stellung bei Kollin am 18. Juni anzugreifen. Während der rechte Flügel der Preußen siegreich vordrang, wurde das Centrum durch unersteigliche Höhen aufgehalten und der linke Flügel zurückgeworfen. Es war ein heißer Junitag — eben so wie achtundfunfzig Jahre später bei Ligny und Belle-Alliance — die Truppen sanken vor Ermattung nieder, vergebens ist alles Fluchen und alles freundliche Zureden der Offiziere, der König sammelt eine kleine Schaar und führt sie gegen die feindlichen Kanonen. Die Granaten

schlugen schon vor und neben ihm nieder, da fragt ihn der neben ihm reitende Adjutant: „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein nehmen?“ Der König sieht sich um, kein Mann folgt ihm, er wendet das Pferd und befiehlt den Rückzug, der freilich von dem größten Theil des Heeres bereits freiwillig angetreten war. Zum Glück hatten die Generale Ziethen und Hülsen noch so viel Reiterei beisammen, um den Rückzug zu decken, welcher durchaus nicht in Flucht und Verwirrung ausartete, da der Feldmarschall Daun seinen Sieg nicht weiter verfolgte. Der Verlust der Preußen betrug gegen 14,000 Todte und Gefangene, darunter 326 Offiziere. Die Oestreicher erbeuteten 22 Fahnen und 45 Kanonen. Der König eilte die vor Prag zurückgelassene Heeresabtheilung an sich zu ziehen, so daß er in dem Lager bei Leitmeritz am 27. Juni bereits wieder eine ansehnliche Armee beisammen hatte, allein der Muth war allen gesunken. Friedrich ließ Brod, Fleisch, Brandtwein und Taback vertheilen, um die Lebensgeister wieder zu erwecken, ja, er ließ sogar den Feldprediger Küster zu sich rufen und befahl ihm: „in der nächsten Feldpredigt nicht nur alle vernünftigen Gründe der Religion anzuwenden, den gesunkenen Muth wieder aufzurichten, sondern auch ohne Schonung den Offizieren und Gemeinen, welche am Tage der Schlacht sich schlecht genommen, ihre Pflichtvergessenheit vorzuhalten.“ Mehrere der höheren Offiziere, welche seine Befehle nicht genau befolgt hatten, bekamen von dem Könige selbst strenge Strafpredigten zu hören, auch blieb er gegen einige derselben noch fortwährend in gereizter Stimmung. Dem Prinzen Moritz von Dessau, welcher sich, ohne Befehl erhalten zu haben, nach der Lausitz zurückzog, schrieb Friedrich den 29. Juni: „Ew. Liebden werden doch so toll nicht sein, sich ohne Meine positive Ordre zurückzuziehen. Dieselben werden Mir davor responsabel bleiben, wenn Sie sich ohne Meine Ordre zurückziehen wollten. Dieses muß absolute befolgt werden.“ Noch mehr hatte sein Bruder, der Prinz von Preußen (August Wilhelm) seinen Unwillen erregt. Durch seine Unentschlossenheit, vielleicht mehr noch durch die unbestimmten Befehle, die ihm der König ertheilte, hatte er seine Heeresabtheilung nach dem Abzuge von Prag überfallen lassen und die Magazine in Zittau, deren Bewachung ihm anvertraut war, waren eine Beute der Flammen und der Feinde geworden. Hierdurch sah Friedrich sich gezwungen, Böhmen zu räumen; er überhäufte seinen Bruder und dessen Offiziere in Bautzen, wo er sie einholte, mit Vorwürfen und so rücksichtlosen

Beleidigungen, daß der Prinz von Preußen sich krank melden ließ und um seinen Abschied bat, welchen er auch erhielt. Er erlag den Folgen dieses Feldzuges und starb das Jahr darauf. Sein Sohn Friedrich Wilhelm (geb. den 25. September 1744) wurde der Nachfolger Friedrichs II.

Wie in den früheren Tagen des Unglücks, so blieben auch jetzt Friedrichs einziger Trost Philosophie und Freundschaft. Anfänglich finden wir ihn in sehr niedergeschlagener Stimmung. „Wär' ich" — schreibt er dem Marquis d'Argens aus dem Lager von Leitmeritz — „bei Kollin geblieben, dann befänd ich mich jetzt in einem Hafen, in welchem ich keine Stürme mehr fürchten würde. So muß ich noch auf diesem stürmischen Meere umhertreiben, bis mir endlich ein kleines Fleckchen Erde das Gut gewährt, welches ich in dieser Welt nirgend fand." Wenige Tage später schreibt er schon mit heitrerem Muthe an den Lord Marischall: „Fortuna hat mir den Rücken zugewendet, ich hätte darauf gefaßt sein sollen, sie ist ein Frauenzimmer und ich bin nicht galant. — Glückliche Erfolge geben uns oft ein verderbliches Vertrauen; wir werden unsere Sache ein anderes Mal besser machen. Was sagen Sie zu diesem Bündnisse der Feinde, bei dem es nur auf den Markgrafen von Brandenburg abgesehen ist. Der große Kurfürst würde sehr erstaunt sein, seinen Enkel im Kampfe mit den Russen, Oestreichern, mit fast ganz Deutschland und mit 100,000 Mann französischer Hülfstruppen zu sehn. Ich weiß nicht, ob es mir Schande machen wird, zu unterliegen, allein für jene wird es keine sonderliche Ehre sein mich zu überwinden." —

Zu den Sorgen des Krieges gesellte sich auch noch häuslicher Kummer; am 20. Juni verlor Friedrich seine, von ihm zärtlich geliebte, Mutter. Sein ganzes Leben hindurch war ihm das Andenken an diesen Verlust schmerzlich. Noch zwanzig Jahre später sagte er zu dem Professor Garve: „Wenn er wüßte, welche Thränen mich der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder andere und noch unglücklicher, weil ich mehr Empfindlichkeit hatte." — In der Mittheilung an die Freunde wurde der Schmerz und die Bekümmerniß, welche Friedrich bedrängten, zu einem Gegenstande der philosophischen Betrachtung, oder auch eine Aufgabe für seine Muse, und hierdurch allein ward es ihm möglich, sich aufrecht zu halten. „Betrachten Sie mich", schreibt er an d'Argens den 16. Juli 1757, „wie eine Mauer, in welche das Unglück seit zwei Jahren Bresche

geschossen hat; von allen Seiten bin ich erschüttert. Häusliches Unglück, geheimer Kummer, öffentliches Elend, neues Unheil vor mir — das ist meine Speise. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich kleinmüthig werde; mögen alle Elemente untergehn, ich werde mich unter den Trümmern mit dem kalten Blute, mit dem ich Ihnen schreibe begraben sehn. In solcher Zeit der Zerstörung muß man sich einen Magen von Eisen und ein Herz von Erz anschaffen, um alle Empfindlichkeit zu verlieren."

Und doch blieb sein Herz jeder zarteren Empfindung zugänglich; aus dem Feldlager bei Leitmeritz, bestürmt von tausend Sorgen und Geschäften, welche ihm die verlorne Schlacht bei Kollin bereitet hatten, schreibt er einen der schönsten Briefe in Versen an die geliebte Schwester in Baireuth. Nachdem er ihr sein Leid geklagt und alle die feindlichen Mächte, welche die Zwietracht gegen ihn aufgerufen, vorübergeführt hat, gewinnt er zuletzt Fassung und Muth und schreibt in dem Bewußtsein, für das Vaterland sich dem Tode zu weihn:

„Und du geliebtes Volk, du dessen Noth mich rührt,
Für dessen Wohl die Pflicht mich auf das Schlachtfeld führt.
Ich sehe dich bestürmt, dich von Gefahr umringt,
Dein banger Hülferuf mir tief zum Herzen dringt.
Nicht acht' ich Glanz und Rang für edleren Gewinn,
Dich zu erretten geb' ich gern mein Blut dahin.
Ja, dir gehört es an, dir nur gehört mein Leben,
Mit Freuden sei's für dich zum Opfer hingegeben.
Für's Vaterland fecht' ich, laßt uns den Lorbeer brechen,
Ihr Krieger auf! es gilt jetzt seine Schmach zu rächen.
Vor seinen Wällen wird nicht Kampf, nicht Tod uns schrecken,
Wir siegen — oder uns soll Schutt und Trümmer decken. —"

Selbst wenn Friedrich diesen kräftigen Aufruf in deutscher Sprache an sein Volk gerichtet hätte, es würde ihn nicht verstanden, nicht durch thätige Theilnahme und Hingebung erwiedert haben; wie viel weniger, da er es in einer fremden, dem deutschen Volke verhaßten Sprache that. Nur die vornehme Welt sprach französisch und diese war am wenigsten geneigt, für Friedrich, den Freigeist und Republikaner, das Leben in die Schanze zu schlagen.

Der Feldmarschall Daun begnügte sich fürs Erste damit, Böhmen von den Preußen befreit zu haben; er verschob seine ferneren Unternehmungen, um die Ankunft der Russen an der Oder, der Franzosen an der Elbe abzu-

warten. Mit jedem Tage wurde die Lage des Königs bedenklicher. Die Franzosen unter dem Herzoge Richelieu hatten, ohne Widerstand zu finden, den Rhein überschritten; der Herzog von Cumberland, Sohn Georg's II., welcher den Oberbefehl in Westphalen führte, wich der Uebermacht, überließ den Feinden Hessen, Braunschweig und einen großen Theil Hannovers. Was aber noch schlimmer war, Cumberland schloß unter Vermittlung des Königs von Dänemark mit Richelieu den 8. September 1757 zu Kloster-Zeven einen Waffenstillstand ab, so daß die Franzosen nun nach ihrem Belieben mit ihrer ganzen Macht zur Befreiung Sachsens gegen Friedrich aufbrechen konnten. „Der schändliche Accord", schreibt Friedrich den 20. September 1757 an den Herzog Ferdinand von Braunschweig, „welchen der Duc de Cumberland zu machen sich von den hannöverschen Ministers hat verleiten lassen, ist wieder ein neues Contretems so mir geschieht, indessen wir doch thun müssen, was uns gebührt." Er giebt ihm Ordre Magdeburg mit Lebensmitteln und allem nöthigen Kriegsbedarf zu versorgen und fügt hinzu: „in unserer Lage, mein lieber Freund, muß man sich überreden, daß Einer von Uns so viel als vier andere werth ist."

Eben so wenig erfreulich waren die Nachrichten, die aus Preußen eingingen. Ein russisches Heer von 83,000 Mann, zum großen Theil wilde Kalmucken und Kosackenhorden verwüsteten das Land mit Mord und Brand und der russische Feldmarschall Apraxin hatte die Preußen unter dem Feldmarschall Lehwaldt den 20. August bei Großjägerndorf geschlagen. Ein schwedisches Heer unter General Rosen war über die Peene gegangen und schickte sich an, Stettin zu belagern. Gegen die sächsische Grenze rückte ein französisches Heer unter dem Prinzen von Soubise vor, um sich mit dem deutschen Reichsheer, über welches der Prinz von Hilburghausen den Oberbefehl führte, zu vereinigen. Friedrich ließ den Herzog von Bevern mit einem Heere von 50,000 Mann bei Görlitz und den General Winterfeld mit 10,000 Mann an der Neisse bei dem Holzberge zurück, um Daun im Schach zu halten, während er mit nicht mehr als 18 Bataillons und 30 Schwadronen dem Prinzen von Soubise nach Thüringen entgegenzog. Nach dem Abzuge des Königs warf sich Daun den 7. September bei Moys mit großer Uebermacht auf das Corps, welches Winterfeld commandirte, und zerstreute es. Winterfeld wurde tödtlich verwundet und starb bald darauf, ein Verlust den Friedrich

zu den unersetzlichen zählte. Bevern sah sich gezwungen bis nach Breslau zurückzugehen, Schlesien wurde zum Theil wieder von den Oestreichern besetzt. Die Mark Brandenburg stand jetzt den Feinden offen und sie unterließen es nicht, ihren Besuch in der Hauptstadt abzustatten. Der Croatengeneral Haddik erschien unvermuthet mit 4000 Reitern am 16. October vor Berlin. Die Stadt war nicht befestiget; zwei Bataillons Landmiliz rückten zur Vertheidigung vor das schlesische Thor hinaus, zerstreuten sich aber, als ihr tapfrer Führer, Major v. Tesmar durch eine feindliche Kugel gefallen war. Haddik begnügte sich mit 200,000 Thalern Brandschatzung, welche die Bürgerschaft binnen 24 Stunden schaffen mußte und zog mit seinem Heuschreckenschwarm ohne Aufenthalt nach der Lausitz zurück. Der König, welcher schon aufgebrochen war, der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, wendete sich nun wieder gegen Soubise und das Reichsheer und besetzte Leipzig. Hier ließ er den Professor Gottsched, welcher sich als Dichter und Schriftsteller damals in Deutschland berühmt gemacht hatte und dafür galt, an der Spitze des guten Geschmacks zu stehen, zu sich einladen und unterhielt sich mehrere Stunden mit ihm über deutsche Sprache und Literatur. Den Vorwurf der Härte und Rauheit, welchen Friedrich der deutschen Sprache, im Vergleich mit der französischen, machte, suchte Gottsched durch verschiedene Beispiele zu widerlegen, unter andern auch durch den Wohllaut des Wortes „Liebe" im Vergleich mit dem rauh tönenden „amour". Der König war von der Unterhaltung mit Gottsched so befriediget, daß er ihm am folgenden Tage ein schmeichelhaftes französisches Gedicht zuschickte, welches der deutsche Dichter nicht unbeantwortet ließ. Bald aber sollten hier noch andere Wettkämpfe, als diese poetischen, statt finden. Der König hatte den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Prinzen Moritz von Dessau und seinen Bruder, den Prinzen Heinrich mit ihren Heerabtheilungen nach Leipzig beordert, so daß er am 28. October eine ansehnliche Armee beisammen hatte; er nahm am 30. October sein Hauptquartier in Lützen. Auf verschiedenen Punkten ging das Heer auf das linke Ufer der Saale und bezog den 3. November ein Lager bei Braunsdorf; er zählte nicht mehr als 20,000 Mann und verlegte sein Quartier am 4. November nach Roßbach. Das Heer der Franzosen unter Soubise war 36,000 Mann, die Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen 27,000 Mann stark. Der König ordnete am 5. November einen verstellten Rückzug des Hauptcorps

an, während er Seidlitz mit 6,000 Mann im Hinterhalte ließ. Die französische Armee folgte unvorsichtig nach, indem Soubise die größte Besorgniß hatte, daß der König von Preußen, welchen er versprochen hatte als Gefangenen nach Paris zu bringen, ihm entgehen könne*).

Der König beobachtete von früh 8 Uhr an die Bewegung der Feinde von dem Boden des Herrenhauses zu Roßbach, wo er einige Dachziegel hatte herausnehmen lassen, mit dem Fernrohr. Um 12 Uhr aß er in aller Ruhe zu Mittag bis gegen 2 Uhr, stieg dann wieder auf den Boden, wo ihm die Kanonenkugeln, welche die Franzosen den sich zurückziehenden Preußen nachschickten, über den Kopf flogen. Ein Augenzeuge, der Verwalter des Rittergutes, welcher sich bei dem Könige befand, erstattet dem abwesenden Gutsherren einen ausführlichen Bericht über die Schlacht, in welchem er schreibt: „Halb drei Uhr hieß es: Marsch! in aller Eil, und um drei Uhr war preußischer Seits alles aufgepackt und zum Hofe hinaus. Die Preußen thaten als wenn sie retirirten und zogen sich nach Kayna immer die Straße fort. Die Franzosen kanonirten immer mit Gewalt hinten nach. Hinter dem dortigen Hügel formirten die Preußen einen Triangel und schossen auf die Franzosen, daß diese nicht wußten, wo es herkam. Endlich kamen noch 10,000 Mann Preußen von Wengelsdorf und Corbetha her zu Hülfe. Da war es auch nicht anders als wenn Himmel und Erde einfallen wollten. Daher die Franzosen nicht eine Viertelstunde stille hielten, sondern nahmen Reißaus und wurden getrieben von Lunstädt bis Gosek, Böblitz u. s. w. Diese Nacht blieb der König in Burgwerben.“ —

Der Entschlossenheit und Klugheit von Seidlitz und der Tapferkeit seiner Küraßire dankte der König diesen Sieg; er ernannte ihn dafür zum Generallieutenant. Die Franzosen verloren 10,000 Todte, 7000 Gefangene (darunter 5 Generale und 300 Offiziere), 63 Kanonen, 7 Fahnen, 15 Standarten. Seinen eignen Verlust giebt Friedrich in einem Briefe an d'Argens (Torgau den 15. November) auf 67 Todte und 223 Verwundete an. „Ich habe ungeheuer viel Verse gemacht“, schreibt er dem Freunde in demselben Briefe. „Bleib ich am Leben, so zeige ich sie Ihnen im Winterquartiere; sollte

---

*) Die Marquise Pompadour soll an Soubise geschrieben haben: „bringen Sie ja Ihren hohen Gefangenen nach Paris, damit wir doch auch einmal einen König sehn.“

ich fallen, so vermache ich sie Ihnen und habe befohlen sie Ihnen zu übergeben. Ihre Franzosen haben Greuelthaten, der Panduren würdig, begangen und sind nichtswürdige Plünderer. In der That die Erbitterung derselben gegen mich ist schändlich, ihr Benehmen führt nur dazu, daß sie sich aus einem Freunde, der ihnen 16 Jahre lang zugethan war, einen unversöhnlichen Feind gemacht haben." Die eigenen Berichte der Franzosen bestätigen die Anklagen des Königs. Der General St. Germain schreibt seinem Freunde den 11. November 1757: „Ich commandire eine Bande von Dieben und Straßenräubern, welche bei dem ersten Schuß davonlaufen. — Sollten Sie es wohl glauben, daß ein Fähnrich mit seiner Fahne und fünf bis sechs Mann bis nach Göttingen gelaufen ist und eben daselbst ein Paar Pauken ganz allein angekommen sind? Die Umgegend ist mit unsern Soldaten auf 40 Meilen in die Runde bedeckt gewesen, sie haben geplündert, gemordet, Frauen entehrt und alle mögliche Greuel verübt. — Man kann die Großmuth und Aufmerksamkeit, mit welcher der König unsere Gefangenen behandelt, nicht genug rühmen. In Deutschland ist man sehr empört gegen uns; man glaube ja nicht, daß der König von Preußen im deutschen Reiche gehaßt wird; selbst in Sachsen hat er eben so viele Verehrer als Feinde. Die Bauern haben daselbst sogar die Waffen gegen uns gekehrt." Dieselbe Gesinnung für Friedrich war auch in Frankreich die herrschende. „Nach dem Siege bei Roßbach", erzählt Dücloß in seinen Denkwürdigkeiten, sah man in den Gesellschaften, auf den Spaziergängen und in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preußen, als Franzosen. Die Wenigen, die noch am französischen Interesse Theil nahmen, durften sich kaum getrauen damit laut zu werden." In Paris machte man Spottlieder auf den Prinzen Soubise, den man Sottise nannte, und Lobgedichte auf den König von Preußen. Die Franzosen erfanden, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, mehrere, auf dem Schlachtfelde von ihren Landsleuten ausgeführte, Heldenthaten. Der König, so wird erzählt, traf auf dem Schlachtfelde einen französischen Grenadier, welcher sich zu Fuß gegen drei preußische Dragoner verzweifelt wehrte und sich nicht ergeben wollte. „Bist Du unüberwindlich?" rief ihm Friedrich zu: „Ja, Sire, unter Ihrem Befehl!" war die Antwort des tapfern Franzosen, welchen Friedrich sogleich in seine Dienste nahm. Nicht eben so rühmlich für die Franzosen ist eine andere Scene, welche Friedrich in einem Briefe an Voltaire erzählt. „In

der Schlacht bei Roßbach", schreibt er ihm, verlangte ein französischer Offizier, welcher auf der Walstatt lag, mit lautem Geschrei — (er litt am Kanonenfieber) — ein Lavement. Hundert dienstfertige Leute waren sogleich bemüht einen Chirurg herbeizuschaffen. Ein schmerzstillendes Lavement, das auf einem Schlachtfelde Angesichts einer Armee gegeben wird, ist in der That etwas Sonderbares, aber das Factum ist wahr und jedermann bekannt. — Es war dies nicht die einzige Blöße, welche uns die Franzosen in dieser Schlacht zeigten."

Vor allen andern Siegen war es der Sieg von Roßbach, durch welchen Friedrich die Herzen der Deutschen gewann und unsre Nationalität aus tiefster Erniedrigung wieder zum Selbstgefühl aufregte. Seit hundert Jahren hatten die Könige von Frankreich und ihre Feldherrn mit dem übermüthigsten Hohne die zerrissenen Deutschländer mit Füßen getreten und viele Reichsfürsten hatten, wie in früheren Kriegen, so auch in diesem die Ehre des Vaterlandes und das Leben der Unterthanen für schnödes Geld an Frankreich verrathen und verkauft*). Das, in dem innersten Kerne noch gesunde, Volk des Bürger- und Bauernstandes und vor allen die akademische Jugend begrüßte in Friedrich einen Heldenfürsten, welcher den deutschen Namen wieder zu Ehren gebracht hatte. Goethe erzählt in seiner Jugendgeschichte, wie seine Vaterstadt Frankfurt, obschon in dieser freien Reichsstadt die Kaiser gekrönt wurden, während des ganzen siebenjährigen Krieges ächt preußisch, oder vielmehr fritzisch gewesen sei. Eine Prinzessin von Hessen stiftete für die Verehrerinnen Friedrichs einen Orden mit Friedrichs Namenszug und der Aufschrift:

„Soit en paix soit en guerre,
C'est le plus grand roi de la terre."

Durch ganz Deutschland schmückte die schöne Welt sich mit diesen Ordensbändern und außerdem waren die sogenannten Vivat-Bänder mit Friedrichs Bildniß allgemein verbreitet. Der Orden der Freimaurer, in welchen Friedrich als Kronprinz eingetreten war, schickte eine geheime Botschaft an ihn im August 1757 und bot ihm: „als dem mächtigsten und größten Protektor der deutschen Nation und des Protestantismus seinen Beistand an." In England stieg der Enthusiasmus für Friedrich fast höher noch, als in Deutschland.

*) Wir werden dies weiter unten mit Rechnungen belegen.

Man feierte seinen Geburtstag als ein Volksfest; in London wurden Unterzeichnungen für „Friedrich den Großen und Unbesiegbaren" eröffnet; eine Lady Salisbury ließ ihm durch ihren Banquier eine ansehnliche Summe zustellen. William Pitt, der entschiedenste Freund des Königs wurde erster Minister und setzte durch, daß die von dem Prinzen von Cumberland zu Kloster Zeven geschlossene Convention wieder aufgehoben und er von dem Commando abberufen wurde, welches der Herzog Ferdinand von Braunschweig erhielt. Aus Italien schreibt Algarotti (Bologna den 16. November 1757) an den König: „Ew. Majestät haben Gustav Adolph in denselben Ebnen verdunkelt, in welchem sein Genie so sehr glänzte. Dieser letzte Sieg (bei Roßbach) ist eines jener militairischen Wunder, welche nur den vertrautesten Günstlingen des Mars möglich sind, den Gründern der Kriegskunst."

Aus Genf schreibt Voltaire an den Cardinal Bernis nach Paris: „Ich bin nicht so gut preußisch wie zwei Drittheile der Deutschen; überall sah ich Fächer, auf denen ein preußischer Adler gemalt ist, der die französischen Lilien zerpflückt. Meine Nichten sollen keinen solchen Fächer tragen. Man ist auch hier in Genf preußisch und fast mehr noch, als anderwärts." Dasselbe gute Zeugniß stellt Sulzer in einem Briefe an Gleim aus Winterthur den Schweizern aus, in welchem er schreibt: „Die ganze protestantische Schweiz ist mehr preußisch, als Preußen und Brandenburg selbst."

Nach beendigtem Kriege errichtete die Dorfgemeinde des sächsischen Dorfes Reichardswerben auf dem Schlachtfelde dem Könige und seinen tapfern Preußen zu ehrendem Gedächtniß einen einfachen Denkstein. Napoleon machte im October 1806 nach der Schlacht von Jena einen Abstecher nach dem Schlachtfelde von Roßbach, stieg vom Pferde, umarmte jenes halb verwitterte Monument und schickte es nach Paris. „Die Schande von Roßbach ist getilgt!" so beginnt sein Bericht über die Schlacht vom 14. October. Nach der Schlacht von Leipzig im October 1813 sorgten die Preußen für die Wiederherstellung des Roßbacher Denkmahls, welches jetzt auf preußischem Grund und Boden steht.

„Die Schlacht bei Roßbach", schreibt Friedrich, „verschaffte dem Könige nur die Freiheit, in Schlesien neue Gefahren aufzusuchen." Ohne seinen Truppen Ruhe und Rast zu gönnen, mußte er in der rauhen Jahreszeit auf den entsetzlichsten Wegen, die es in dem heiligen römischen Reiche gab, durch

Kursachsen und die Lausitz sein ermüdetes Fußvolk, seine ermattete Reiterei und das schwere Geschütz mit schlechter Bespannung nach der schlesischen Grenze führen. Auf dem Wege dahin trafen täglich Nachrichten ein, die das Heer muthlos machten. Die Festung Schweidnitz hatte sich den 11. November den Oestreichern ergeben; der Herzog von Bevern war am 23. November in seinem verschanzten Lager an der Lohe angegriffen worden, hatte dabei 8000 Mann und 80 Kanonen verloren, und war von einer feindlichen Streifschaar zum Gefangenen gemacht worden. Der empfindlichste Verlust aber war die, am 24. November erfolgte Capitulation Breslaus, in welcher die bisher unterdrückte östreichische Priester- und Adelspartei ihr Haupt erhob und ihrem Groll gegen Friedrich freien Lauf ließ. Der Fürstbischof Graf Schaffgotsch, welcher seine Erhebung Friedrich verdankte, sprach die größten Schmähungen öffentlich über ihn aus, riß den ihm verliehenen schwarzen Adler-Orden von der Brust und trat ihn mit Füßen. Die Bürgerschaft wurde gezwungen, der Kaiserin wieder zu huldigen.

Von der 60,000 Mann starken Schlesischen Armee, welche der König zurückgelassen hatte, waren kaum noch 10,000 Mann übrig, welche Zieten dem Könige, der am 28. November bereits bei Parchwitz an der Katzbach eingetroffen war, zuführte. Der alte Husarengeneral strich sich verdrießlich den Schnurrbart, ohne ein Wort zu sagen; der König reichte ihm die Hand, und sagte: Wir wollen's nun besser angreifen. „Ich hab' es Ew. Majestät immer gesagt", brummte Zieten in den Bart, „wir beide müssen zusammenhalten, sonst geht es nicht vorwärts." Auch die Soldaten faßten neuen Muth, als sie sahen, wie der König und Zieten sich die Hände schüttelten. Friedrich durchritt die Reihen der Krieger, erzählte ihnen von dem bei Roßbach erfochtenen Siege und erinnerte sie an ihre früheren rühmlichen Thaten. „Auch der Wein", erzählt er selbst, „wurde nicht gespart, die niedergeschlagenen Seelen wieder zu ermuntern", wenn es auch, wie zu vermuthen, nur Grüneberger und Gubner war, er verfehlte seine Wirkung nicht.

Der König zählte nicht mehr als 32,000 Mann, ihm gegenüber stand die östreichische Armee von 60,000 Mann. Der Prinz Karl von Lothringen bestand darauf, sogleich dem Könige eine Schlacht zu liefern; der vorsichtige Feldmarschall Daun war dagegen und hielt es für besser, zu erwarten, daß Friedrich ihn wie bei Kollin, unvorsichtig in der festen Stellung an der Lohe

20*

angreifen möchte. Prinz Karl äußerte sich unwillig über dies unthätige Zaudern und Graf Luchesi, General der Cavallerie war übermüthig genug, dem Feldmarschall Daun zu sagen: „er möge in Gottes Namen in seinem festen Lager stehen bleiben; der Prinz Karl werde dann schon allein die potzdammsche Wachparade nach Haus schicken.“ Daun mußte nachgeben; die Armee ging den 4. December über das Schweidnitzer Wasser und nahm eine Stellung zwischen Nypern und Leuthen. Der König versammelte sobald er davon sichre Nachricht erhalten, die älteren Generale bei sich und kündigte ihnen seinen Entschluß an, den Feinden eine Schlacht zu liefern. Er wieß die, gegen seine Ansicht erhobenen, Bedenken zurück, ließ von den andern Offizieren so viele, als das Zimmer fassen konnte, hereintreten und hielt eine Anrede an sie, in welcher er ihnen die erlittenen Verluste und das Bedenkliche der Lage des Heeres nicht verhehlte, zugleich ihnen aber auch erklärte, daß er das höchste Vertrauen in ihren Muth und ihre Vaterlandsliebe setze. „Ich erkenne“, sagte er, „diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte und ich zweifle nicht, sie werden, wenn es gilt, thun, was der Staat von ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt ist gekommen; ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließe ich die Oestreicher im Besitze von Schlesien. Lassen sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinah dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Rede von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses wird, hoffe ich, die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen überwinden. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Machen sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren bekannt, bereiten sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden und kündigen sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Bedenken sie, daß sie Preußen sind und gewiß werden sie sich dieses Namens nicht unwürdig machen. Ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied

erhalten!" „Nein! Nein!" unterbrachen die Anwesenden den König. „Es lebe Friedrich! Es lebe der König! Wir bleiben treu bis in den Tod!" Friedrich reichte den Zunächststehenden die Hand und fuhr fort. „Ich halte Sie beim Wort, meine Herren; zum voraus schon war ich gewiß, daß keiner von ihnen mich verlassen würde, ich rechne auf ihren Beistand und durch ihn auf den Sieg. Sollte ich bleiben und sie für die mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen sie nun in das Lager und wiederholen ihren Regimentern, was sie von mir so eben hörten. Nun leben sie wohl, meine Herren, in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehn uns nie wieder."

Der König war vornehmlich auf das Ehrgefühl seiner Offiziere und auf deren Tapferkeit angewiesen; die Mannschaft war aus aller Herren Länder zusammengebracht, bestand zur Hälfte aus Gefangenen und Ueberläufern und konnte nur durch Drohungen zusammengehalten werden; für Ruhm, Vaterlandsliebe, Nationalgefühl war der Sinn noch nicht entwickelt. Deshalb ließ der König vor dem Beginn der Schlacht bekannt machen: er werde jedes Regiment Cavallerie, welches sich nicht sogleich, wenn es befohlen werde, unaufhaltsam in den Feind stürze, nach der Schlacht absitzen lassen und zu einem Festungs-Garnisonregiment machen; das Bataillon Infanterie, welches, es möge treffen, worauf es wolle, nur zu stutzen anfange, sollte Fahnen und Säbel verlieren und ihm die Borten von der Mondirung abgeschnitten werden. —

In vier Colonnen ließ der König am 5. December noch in der Stille des nächtlichen Morgens das Heer zur Schlacht sich ordnen; mehrere Regimenter sangen Lieder aus dem lutherischen Gesangbuch, wie einst die Schweden unter Gustav Adolph. — Unter den ersten Gefangenen, welche die Husaren einbrachten, befand sich auch ein Grenadier, der nach der Schlacht bei Kollin von des Königs eignem Regimente davongelaufen war. Friedrich erkannte ihn sogleich wieder, es war ein Elsaffer von Geburt. „Ei, ei, Mertens", rief ihm der König zu, „Du konntest mich verlassen?" „Ew. Majestät halten zu Gnaden", antwortete der Grenadier, „es stand doch gar zu schlecht mit uns". „Du hast wohl recht, Bursche", sagte der König, „aber laß uns heute noch einmal unser Glück versuchen; läufts schlecht ab, so wollen wir morgen beide davon laufen." Der Grenadier bat, der König möge ihn bei

seinem Regimente eintreten lassen, er versprach sich tapfer zu halten, und daß er Wort hielt, dürfen wir nicht bezweifeln.

Die östreichischen Generale hatten den König ungestört den Aufmarsch seiner Truppen vollenden lassen. Sein rechter Flügel stand vor Puschwitz, sein Mitteltreffen hatte Radardorf und Lobetinz vor sich, der linke Flügel, welcher sich versteckt hielt, hatte Borne hinter sich; absichtlich und kriegskundig hatte Friedrich diese schräge Schlachtordnung gewählt, wodurch er die Stellung der Oestreicher überflügelte und ihnen in die Seite fallen konnte. Um 2 Uhr des Nachmittags begann die Schlacht; die Kaiserlichen hielten sich am hartnäckigsten hinter ihren Batterien am Fichtenbusch und auf dem gut verschanzten Kirchhofe des Dorfes Leuthen. Nachdem diese beiden Punkte von der preußischen Infanterie mit dem Bajonnet genommen waren, war die Schlacht entschieden. Die einbrechende Dunkelheit vermehrte bei den Feinden Schrecken und Verwirrung, ihre Niederlage wurde so vollständig, wie keine vorher, sie verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen 27,000 Mann, 116 Kanonen, 51 Fahnen, 4000 Zeugwagen mit sämmtlichen Zelten und anderer Bagage. Bis nach Sara verfolgten die preußischen Husaren die Fliehenden und machten reiche Beute. Eine große Anzahl östreichischer Generale und hoher Offiziere hatten in flüchtiger Eile das Schloß Lissa erreicht, wo sie ein sichres Nachtquartier gefunden zu haben glaubten. Die Hühnerställe waren schnell geplündert worden und schon verbreiteten die gebacknen Hähndel willkommenen Wohlgeruch in dem Saale, als plötzlich die Thür sich aufthat und ein unerwarteter Gast mit freundlichem „bon soir, Messieurs!" die Herren Oestreicher überraschte. Es war Friedrich; er bat höflich um Entschuldigung, daß er die Herren so spät noch inkommodire, nahm mit seinem Gefolge ebenfalls Platz an der gut besetzten Tafel, unterhielt sich auf das freundschaftlichste mit seinen Nachbaren, und äußerte nach aufgehobener Tafel das lebhafteste Bedauern, sich von seinen zuvorkommenden Wirthen die Degen ausbitten und sie für Kriegsgefangene erklären zu müssen.

Als Friedrich am folgenden Tage über das Schlachtfeld ritt, um für die Unterbringung vieler tausend Verwundeter und die Beerdigung der Gebliebenen zu sorgen, rief er von Schmerz und Mitleid überwältiget: „wann werden meine Leiden enden!"

Gegen die Offiziere und Soldaten sprach er seinen Dank für ihre Hin-



gebung und Ausdauer aus, theilte Geschenke und Ehrenzeichen aus und ließ es nicht an Beförderungen fehlen. Auf dem Schlachtfelde ernannte er den Prinzen Moritz von Dessau, dessen Benehmen in der Schlacht von Kollin eine strenge Rüge erfahren hatte, zum Feldmarschall und sagte ihm vor allen Offizieren: „Sie haben mir so bei der Bataille geholfen, und Alles so vollzogen, wie mir noch nie einer geholfen hat."

Den ehrenvollsten Lobspruch für diese Schlacht ertheilt dem Könige der Feldherr, welcher ihm in der Weltgeschichte als der größte gefolgt ist. „Diese Schlacht", sagt Napoleon in seinen Denkwürdigkeiten, „ist geeignet den Charakter Friedrichs unsterblich zu machen, sie zeigt uns sein großes militairisches Talent, sie ist ein Meisterstück der Bewegungen, Anordnung, Entschlossenheit; sie allein würde hinreichen, Friedrich unsterblich zu machen und ihm einen Rang unter den ersten Heerführern zuzutheilen."

Der Prinz von Lothringen wurde jetzt vom Oberbefehl abgerufen und ging nach Wien. Daun führte das, bis auf 36,000 Mann geschmolzene, Heer nach Böhmen; Friedrich schickte ihm den General Zieten und eine satyrische Epistel nach, in welcher er ihm einen Laufpaß nach Regensburg ausstellt, wo er den Reichsfiscal April aufsuchen und ihm erzählen soll, daß er gleiches Schicksal, wie er gehabt habe.

Der König rückte sofort mit seinem Heer vor Breslau, welches der kaiserlich-königliche General-Feldzeugmeister von Specher am 19. December übergab.

Friedrich sehnte sich nach einem ruhigen Winterquartiere, um sich von dem Tumult des Krieges bei seinen Büchern und philosophischen Freunden erholen zu können. Er freut sich „königlich" darauf, d'Argens bei sich zu sehen und ist für den kränklichen Freund auf das zärtlichste besorgt. „Ich habe befohlen" — schreibt er ihm aus Striegau den 26. December — „daß man Pferde für Sie bestellt, die Zimmer unterwegs heizen und die besten gebratenen Hühner den ganzen Weg entlang für Sie bereit halten soll. Ihr Wohnzimmer bei mir ist tapezirt, mit Teppichen ausgelegt und luftdicht verschlossen; Sie sollen weder von Zugluft, noch von Lärm zu leiden haben. — Könnte irgend ein Dunst der Eitelkeit mir zu Kopf steigen, so würde es durch Ihre Briefe geschehen. Im Vergleich zu Alexander bin ich nur ein Straßenbube und nicht würdig, Cäsar die Schuhriemen zu lösen. Alles,

was Ihre Beredsamkeit sich ein Vergnügen macht zu rühmen, ist nichts weiter als ein Bischen Entschlossenheit und viel Glück. Sie werden in mir denselben wieder finden, wie Sie mich verlassen haben und können versichert sein, daß dasjenige, was in der Ferne großen Lärm macht, sich oft in der Nähe sehr klein ausnimmt. Kurz, mein Lieber, das Vergnügen Ihrer Gesellschaft ist es, worauf ich mich am meisten freue. Es ist großer Anschein vorhanden, daß wir einen allgemeinen Frieden bekommen werden, niemand wünscht ihn mehr als ich. Unterdessen werde ich alle müssigen Stunden mit Ihnen zum Studiren verwenden; dies ist ja doch unstreitig der beste Gebrauch den man von der Zeit machen kann. Sie werden bei mir eine ganze Sündfluth von Versen finden, die meinen Feldzug überschwemmt haben. Einige davon sind an Sie gerichtet und Epigramme für alle meine Feinde." Einer so freundlichen Einladung leistete der Marquis gern Folge und brachte die Wintermonate bei Friedrich zu. Der König hoffte, daß nach so großem Verluste, welchen das östreichische Heer erlitten, und nach der Wiedereroberung Schlesiens die Kaiserin zum Frieden geneigt sein würde. Um ihr eine Gefälligkeit zu erweisen, entließ er den, in Gefangenschaft gerathenen, General Fürsten Lobkowitz und gab ihm ein eigenhändiges Schreiben (französisch) an die Kaiserin mit. „Ohne die Schlacht vom 18. Juni" — schrieb er ihr — „wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann sein, daß gegen meine Natur, die Schönheit und Großmuth Ew. Majestät den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden haben würden, uns zu vergleichen." Er erinnert hierauf an die Vortheile, die er zuletzt erfochten und daß er im nächsten Feldzuge in Böhmen und Mähren einfallen werde. „Bedenken Sie dies, meine liebe Cousine", fährt er dann fort, „lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihre Länder ins Verderben stürzen, daß Sie an Vergießung so vielen Blutes Ursache sind und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, wie er Ihr Verwandter ist, mit Ihnen hätte Europa zittern machen können. Ich schreibe dies aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck machen möge. Wollen Sie aber die Sache auf's Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir meine Kräfte verstatten. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenossen so beistehen werden, wie es deren Schuldigkeit ist, so

sehe ich allerdings voraus, daß es um mich gethan sein wird; allein es wird mich vor der Mit- nnd Nachwelt rechtfertigen, daß ich Deutschland von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beigetragen habe und daß ich gegen zwei Kaiserinnen und drei Könige mich zur Wehr setzen mußte."

Die Kaiserin ließ diesen wohlgemeinten Brief unbeantwortet und trieb Frankreich und Rußland, Schweden und die deutschen Reichsfürsten zu neuen Rüstungen an, um mit noch größerer Anstrengung der vereinten Kräfte des halben Europa's gegen den Markgrafen von Brandenburg den Krieg fortzusetzen. Friedrich ließ nichts unversucht, um die früheren freundschaftlichen Verhältnisse mit Frankreich wieder anzuknüpfen, oder dasselbe zum wenigsten für den Frieden geneigt zu stimmen. Durch seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, hatte er einen geheimen Versuch machen lassen, Ludwig XV. und seine Minister mit ihm auszusöhnen. Die Markgräfin hatte sich an den Cardinal de Tencin, der früher Minister war und noch immer großen Einfluß bei Hofe hatte, gewendet. Dieser theilte dem jetzt alles vermögenden Grafen Bernis den Brief der Markgräfin mit, um die Meinung Ludwigs XV. darüber einzuholen. Aus dem Bescheide, welchen Bernis dem Cardinal darauf ertheilt, ersehen wir, in welcher erbitterten Stimmung sich der Hof von Versailles damals gegen Friedrich befand. Nachdem der Graf Bernis im Eingange seiner Antwort die Markgräfin entschuldiget, daß sie das Genie und den Muth eines Fürsten bewundert, welcher ihr Bruder ist, zählt er alle die Unbilden auf, über welche der König von Frankreich dem Könige von Preußen Vorwürfe zu machen habe. „Warum" — heißt es in dem Schreiben — „hat es dem Könige von Preußen beliebt, den Krieg zu entzünden, sich Sachsens zu bemächtigen, die Erbstaaten eines Alliirten des Königs von Frankreich zu überfallen. Ich will das Stillschweigen nicht erwähnen, welches der König von Preußen unserm Könige gegenüber nach dem entsetzlichen Attentat vom 5. Januar affectirt hat, während selbst seine Feinde, alle Fürsten und Völker es sich angelegen sein ließen, ihm ihren Schmerz und ihren Abscheu darüber zu bezeugen *). Wir wollen glauben, daß der König von Preußen bei dieser Veranlassung Befehle gegeben hat, welche nicht vollzogen worden sind; allein

---

*) Es ist von Damiens Mordversuch die Rede.

vergaß der König, als er seinen Einfall nach Sachsen und Böhmen machte, daß Frankreich den westphälischen Frieden garantirt hat? — Der König von Preußen hat seine Nachbaren geplündert, ihre Länder ruinirt und indem er sich zum Schutzherrn der Protestanten declarirte, die Fürsten dieses Bekenntnisses vernichtet. Er hat den Kurfürsten von Hannover gezwungen (durch den Widerruf des Vertrags von Kloster Zeven), das Ehrenwort seines eigenen Sohnes zu verletzen. Niemals hat er aufgehört hinterlistig zu unterhandeln. Wenn er jetzt die Folgen des Krieges fürchtet, muß er vor allen seine vorübergehenden Triumphe vergessen; der 18. Juni könnte wiederkehren. Je gescheidter er ist, um so mehr muß er fürchten, daß das gesammte Europa sich gegen sein, in der That überlegenes, Talent bewaffne, welches er zur Durchführung einer ungerechten Sache anwendet. Je gefürchteter er sich macht, um so weniger darf er hoffen, daß die großen Mächte sich in ihm einen Oberen und Deutschland einen Dictator geben werden u. s. w."

Zwei Monate später war jedoch der Graf Bernis zu der Einsicht gelangt, daß die Fortsetzung des Krieges Frankreich unerschwingliche Lasten aufbürden werde und es das Beste sein dürfte, sich mit dem Könige von Preußen, wenn auch nur vorläufig, zu vergleichen zu suchen. In einem, an den Grafen Kaunitz in Wien gerichteten Mémoire vom 17. März 1758 setzt er sehr ausführlich auseinander, weshalb Frankreich daran denken müsse, sich zurückzuziehen. Zuvörderst beklagt er den Abschluß der Convention zu Kloster Zeven, als ein Unglück, weil ohne dieselbe der Untergang der hannöverschen Truppen sicher erfolgt sein würde. Roßbach und Soubise's Unglücksfälle läßt er unerwähnt, hebt dagegen den Verlust der Schlacht von Lissa, die Eroberung Breslaus und den Rückzug nach Böhmen nachdrücklich hervor. Ein sehr trauriges Bild entwirft er von dem Zustande der Finanzen Frankreichs. „Ew. Excellenz", schreibt er an Kaunitz, „welche nach Frankreich die Einsicht eines großen Ministers mitbrachten und gründliche Nachforschungen angestellt haben, sind genau unterrichtet über den Zustand unserer, durch alte Schulden, durch tägliche sehr beträchtliche Ausgaben, durch die ungeheuern Unkosten eines Land- und Seekrieges, durch die zu zahlenden Subsidien, übermäßig belasteten Finanzen."

Sehr sonderbar klingt es, wenn der Graf Bernis „die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von welcher er stets Profession gemacht" rühmt und gleich darauf

vorschlägt: man solle versuchen mit dem Könige von Preußen eine Art Waffenstillstand zu machen, einen Friedens-Congreß anstellen und wenn man diese Zeit zur Ergänzung der Verluste benutzt habe, dann über den König herfallen und ausführen, was im vergangenen Jahre nicht geglückt sei. Er versichert, daß der König von Frankreich das lebhafteste Bedauern darüber empfinde, die Kaiserin, zum wenigsten auf einige Zeit, der gesammten Macht des Feindes ausgesetzt zu sehen, allein alle Hülfsquellen seien versiegt und erschöpft. „Ich versichre Ew. Excellenz", fügt er hinzu, „daß es von Tage zu Tage schwieriger wird, Geld zu schaffen. Unsere Ausgaben überschreiten die Einnahmen bei weitem und obgleich wir durch einige Operationen beträchtliche Summen zu gewinnen hoffen, so mehren sich doch die Kosten im Verhältniß zu den Unglücksfällen, die uns bevorstehen und die Nothwendigkeit sie wieder gut zu machen, erschwert es uns, die Zahlungen zu leisten, zu denen wir durch Verträge uns verpflichtet haben.

Schweden verlangt von uns sechs Millionen Livres für die neue Aushebung von 10,000 Mann. Die Ausrüstung und Unterhaltung des kurfürstlich sächsischen Corps fällt uns zur Last, ebenso die Unterstützung, welche die Großmuth des Königs von Frankreich den Herzögen von Mecklenburg und von Zerbst gewährt, so wie die Gnadengelder, welche der Kurfürst von Baiern, der Herzog von Würtemberg und alle diejenigen deutschen Reichsfürsten, welche Hülfstruppen stellen, von uns erhalten; wozu noch die, durch den Vertrag vom Jahre 1757 der Kaiserin zugesicherten, zwölf Millionen Livres kommen." Am Schlusse seines Mémoire versichert Bernis, daß der König sein Bündniß mit der Kaiserin für heilig und unverletzlich halte und alles aufbieten werde, um den Zweck desselben: die Schwächung des Königs von Preußen zu erreichen.

In seiner Antwort läßt es Kaunitz nicht an schmeichelhafter Aufforderung fehlen, das zwischen Maria Theresia und Ludwig XV. bestehende gute Vernehmen zu erhalten. „Die Uebereinstimmung des Charakters unserer Herrscher", schreibt er, „und die gleiche Art zu denken, ihre Eigenschaften und Tugenden machen die Bande, welche sie vereinigen, so dauerhaft und angenehm, daß man davon Alles für das Wohl ihrer Unterthanen erwarten darf, so daß, was anderwärts für eine Chimäre gelten würde, ausführbar wird unter zwei solchen Häuptern. Zugleich hat unser guter Stern uns in Ihnen,

Herr Graf, einen Minister gegeben, ganz für die Zeit geschaffen, in welcher die Vorsehung ihm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut hat, aufgeklärt, über den alten Gemeinplätzen und Vorurtheilen erhaben, der die Sachen nach ihrem wahren Werthe beurtheilt, mit einem Worte: einen Mann, wie wir ihn haben müssen." Nur dies Eine will er dem Grafen Bernis nicht zugeben: daß der östreichische Hof zu viel Tollkühnheit (témérité) zeige; dagegen sieht er in der Erklärung Frankreichs: sein Heer nach dem Rhein zurückzuziehen, Furchtsamkeit und Hinneigung zum Frieden, ohne daß die Hauptaufgabe des Krieges: die Vernichtung des Königs von Preußen, gelöst worden sei. „Man muß", schreibt er, „den König von Preußen so schwach machen, als es irgend möglich ist; die Macht dieses Fürsten ist durchaus unverträglich mit der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und mit dem Einflusse und dem Ansehen unserer beiden Höfe in dem Europäischen Staaten-System. So viel steht fest: nichts ist wichtiger für unsere beiden Höfe, als die Macht dieses Fürsten einzuschränken und, wenn uns nicht eine höhere Macht daran verhindert, würde es unverzeihlich sein, dies Vorhaben bei gegenwärtiger Gelegenheit aufzugeben, welche vielleicht nie wiederkommt." — — — Kaunitz treibt zur Fortsetzung des Krieges, versichert jedoch Bernis, daß der Muth des östreichischen Cabinets nie in Tollkühnheit ausarten werde. „Nur dann", fügt er schlau hinzu, „würde uns die Fortsetzung des Krieges tollkühn und wahnsinnig erscheinen, wenn wir nicht versichert wären, daß Frankreich uns genügend mit Geld und Mannschaft unterstützen würde. — Die verzögerte Zahlung der Subsidien hat mich schon mehrmals in die gräßlichste Verlegenheit gebracht, und ich kann es mir nicht versagen, Ew. Excellenz aufs Neue inständigst zu bitten, dem Könige im Namen der Kaiserin vorzustellen, daß es eine unerläßliche Nothwendigkeit sei, die Subsidien so prompt als möglich zu zahlen, da es sonst uns nicht möglich sein würde, die ungeheuren Kosten eines Krieges, welchen wir mit so großen Armeen führen, zu bestreiten und daß die gemeinsame Sache viel verlieren würde, wenn wir dabei fehlen sollten. — — Inständigst ersuche ich Ew. Excellenz, im Fall Sie der Meinung sind, daß wir uns weder mit der Vollziehung des geheimen Vertrages (von 1757), noch mit der Besiegung des Königs von Preußen schmeicheln dürfen, sich offen

gegen mich zu erklären, damit wir uns über die Art und Weise, einen baldigen Frieden zu Stande zu bringen, verständigen können."

In Wien gelangte man mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß man auf Frankreich's Theilnahme an dem Kriege gegen den König von Preußen nicht mehr in dem Maße, wie im vergangenen Jahre rechnen dürfe. Aus einem Wiener Conferenz-Protokolle vom 21. April 1758 ersehen wir, daß der dortige französische Botschafter Stainville, die Abschickung eines Corps von 20,000 Mann bis zum 1. Juni zugesagt und daß Clermont bis zum Juli 50,000 Mann beisammen haben sollte. — In Betreff der Subsidien, welche Frankreich zahlen sollte, lautet das Protokoll: „Sie (die Franzosen) könnten das Unmögliche nicht thun, mithin wollten sie an Subsidien zahlen, was sie könnten, zu mehr aber sich nicht engagiren. — Ihre Depense ist enorm, das Quantum der Subsidien desgleichen. Dieses Motivum wird sie vor allem andern zwingen, den Frieden zu machen." Die Absendung der Hülfstruppen betreffend", heißt es in dem Protokoll, „wäre das Vergangene nicht mehr aufzuwärmen, sondern nur zur Warnung pro futuro zu nehmen. Man könnte sich versprechen, in ein Paar Monaten die Hülfs-Corps hier zu haben, zumal Frankreich an unserer Conservation als zu viel gelegen und sie sich befürchten, wir möchten wieder eine Schlacht wagen. Mithin wäre des Landkrieges halber sich noch alles Gute zu versprechen, nicht aber also auf der Seeseite. Rußland allein wäre im Stande der Campagne den glücklichen Ausschlag zu geben. Ihre Operationen könnten auch die Schwedischen unterstützen. Unsere Situation sei zwar mislich, aber nicht verzweifelt. Die Anherosendung eines Hülfs-Corps wäre zu pressiren und, wäre die Conjunction vieler Ursachen halber eben nicht zu sehr zu wünschen, so könnte man doch selbe nicht ausschlagen, allenfalls würde selbe in Sachsen einrücken können." Der Grund weshalb Frankreich seine Subsidien zurückhielt war, daß ihm von Oestreich für das wiedereroberte Schlesien, die Niederlande zugesichert worden waren; eine Erwerbung, auf welche Ludwig XV. seit den glücklichen Fortschritten der Engländer nicht mehr hoffen durfte. Darauf deutet in dem Protokoll die Stelle: „Kaunitz habe dem Stainville den Puls gegriffen, ob die Zurückhaltung der Subsidien etwa aus einem übeln Willen herkäme, um uns dadurch zu hemmen, Conqueten unserer Seites gegen Preußen zu machen, da Frankreich nichts mehr für sich hoffen

könnte *)." Friedrich überließ es den diplomatischen Staats-Intriguanten in Wien und Versailles, sich mit der **Feder** zu überlisten; er griff zum Degen.

---

17. Briefwechsel Friedrichs mit der Herzogin von Gotha. — Eröffnung des Feldzuges 1758. — Mislungene Belagerung von Ollmütz; — Rückzug nach Schlesien. — Die Russen unter Fermor bei Cüstrin. — Ein Feld-Testament Friedrichs. — Sieg bei Zorndorf den 25. August. — Prinz Heinrich in Sachsen. — Friedrich von Daun, überfallen bei Hochkirch den 14. October. — Die Markgräfin von Bayreuth stirbt an demselben Tage. — Der Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig.

In Folge der Schlacht von Roßbach war der Prinz von Hildburghausen von dem Oberbefehl der Reichsarmee — seit jener Zeit die Reißaus-Armee genannt — abgerufen und derselbe dem Prinzen Friedrich von Zweibrücken übertragen worden.

Unter den deutschen Fürstenhäusern, welche sich mit vieler Hingebung an den König anschlossen, verdient vor andren **Sachsen-Gotha** genannt zu werden. In Gotha hatte unser Friedrich an der geistreichen und liebenswürdigen Herzogin **Luise Dorothea**, Gemahlin des minder bedeutenden Herzogs Friedrichs III., eine große Verehrerin **). Er machte ihre persönliche Bekanntschaft auf einem Streifzuge, welchen er mit Seidlitz und dem Dragoner-Regimente Meinecke den 15. September 1757 unternahm und Loudon mit seinen Croaten von dort verjagte. Friedrich nahm nur das Mittagbrod bei dem Herzoge ein, setzte dann die Verfolgung der Feinde fort und schrieb am folgenden Tage schon an die Herzogin aus Erfurt einen sehr verbindlichen Brief (französisch). „Ich werde den gestrigen Tag", schreibt er, „nie vergessen, welcher die von mir schon lang gehegte, gerechte Sehnsucht: eine, von ganz Europa bewunderte Fürstin zu sehen und zu sprechen erfüllt hat.

---

*) Ausführlich mitgetheilt in: „Einige Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges. 1841.

**) Da das sehr innige Freundschaftsverhältniß Friedrichs mit dieser ausgezeichneten Fürstin bisher noch von keinem seiner Geschichtschreiber und Biographen gekannt und gewürdiget wurde, so wird man gern einige, aus einem noch ungedruckten Briefwechsel des Königs mit der Herzogin geschöpfte nähere Mittheilungen darüber vernehmen.

Ich bin keineswegs darüber erstaunt, Madam, daß Sie sich die Herzen unterthan machen, Sie sind ganz dazu geschaffen, sich die Huldigung und Achtung aller derer zu gewinnen, welche das Glück haben, Sie kennen zu lernen, unbegreiflich aber ist es mir, wie Sie Feinde haben können und wie Völker, welche nicht für Barbaren gelten wollten, auf eine so unwürdige Weise die Achtung vergessen konnten, die sie Ihnen schuldig sind. O, daß ich nicht fliegen konnte, um so große Unordnung und so viel Unziemlichkeit zu verhindern! u. s. w."

Friedrich hatte nur eine Abtheilung von 1800 Mann in Gotha zurückgelassen, welche die Stadt am 18. September verließ, da das vereinigte Heer der Franzosen und Reichstruppen heranrückte und Soubise nebst dem Prinzen von Hildburghausen sich auf dem Schlosse einquartirten. Kaum aber hatte Seidlitz erfahren, daß die hohe Generalität der Verbündeten nur wenige Truppen in der Stadt behalten hatte, kehrte er mit dem Regimente Catt zurück, verjagte Franzosen und Reichstruppen nebst ihren Prinzen und Generalen von den dampfenden Schüsseln des Mittagbrods und ließ sich das bereits für Soubise aufgetragene leckere Mahl an der herzoglichen Tafel vortrefflich munden. Die Herzogin dankte in einem verbindlichen Schreiben dem Könige für die ihr gesendete Hülfe und dieser antwortet ihr umgehend aus Erfurt den 20. September: „Meinen Truppen konnte nichts Ruhmvolleres begegnen, als, Madam, unter Ihren Augen und zu Ihrer Vertheidung zu fechten. Ich wünschte wohl, daß der Beistand derselben Ihnen von mehr Nutzen sein könnte, allein ich sehe das Gegentheil zum voraus. Wollte ich den Posten von Gotha hartnäckig durch Infanterie behaupten, so würde ich Ihnen die Stadt zu Grunde richten, indem ich den Kriegsschauplatz dahin zög, anstatt daß Sie jetzt nur von Durchmärschen, die nicht lange währen können, zu leiden haben. Ich sage Ihnen tausend Dank, daß Sie unter der Verwirrung eines Tages, wie der gestrige, noch einen Augenblick gefunden haben, an Ihre Freunde zu denken und sich denselben zu widmen. — Gebe Gott, daß es für die Befreiung und das Heil Deutschlands sein möge." — Die Herzogin versäumte nicht, dem Könige nach den Siegen von Roßbach und Leuthen Glück zu wünschen, zu gleicher Zeit aber auch zu berichten, wie schrecklich die Franzosen und Oestreicher auf ihren Durchzügen durch Thüringen gehaust hatten. Friedrich antwortet der Freundin aus Breslau den

2. Januar 1758 „Wenn es irgend etwas Schmeichelhaftes für mich in der Welt geben kann, so ist es die Zustimmung einer Fürstin, Madam, von Ihrem Charakter zu erhalten. Ich hätte gewünscht, daß die von uns errungenen Vortheile Ihnen nützlicher gewesen wären, allein jetzt verzweifle ich nicht daran, Ihnen, wenn es dem Glück gefällig sein sollte, wichtigere Dienste, als während der letztvergangenen Zeit, leisten zu können. Bedenken Sie nur, Madam, die Menge der Feinde, die mich bis jetzt verhinderten, einen gefaßten Entschluß an irgend einem Orte zu verfolgen. Ich habe allen Grund zu hoffen, daß die Schweden die ersten sein dürften, die von ihrer Verirrung zurückkommen werden, dann haben wir die Flügel freier, was den Angelegenheiten eine andere Gestalt geben wird. Ich gestehe, daß die weitaussehenden Heilmittel nicht sehr tröstlich für diejenigen, welche leiden, sind, da indessen der Frühling nicht sehr fern ist, hoffe ich, daß Sie dann Ursach haben werden, mit meiner Treue und meinem Eifer zufrieden zu sein. In der That, Madam, das Benehmen der Franzosen gegen Sie gereicht der ganzen Nation für alle Zeiten zu einem Vorwurfe, von welchem sie ihre beredtesten Schriftsteller niemals in ihren Werken frei sprechen werden. Von den Oestreichern sage ich Ihnen gar nichts; man ist an ihre gemeine Unverschämtheit (impertinence ordinaire) so gewöhnt, daß nur ein gutes Betragen bei ihnen befremdlich sein würde *)."

Der König hatte seinen Regimentern erst zu Anfang Februars Winterquartiere anweisen können; in der Mitte des März erschien er schon wieder im Feld und zwar mit einem ansehnlichen Heere von beinah 210,000 Mann Fußvolk und 54,000 Pferden. Jetzt begann das Nationalgefühl in dem Vaterlande sich zu regen. Die Pommern errichteten zehn Bataillons Landmiliz, jedes zu 500 Mann, welche den Einbruch der Schweden aufhielten. Die Kurmark und Magdeburg hatten ebenfalls zwei Regimenter Landmiliz, ein jedes von 2000 Mann aufgebracht, die es bald an Waffenübung und Tapferkeit den alten Regimentern der Linie gleich thaten und an Treue und Vaterlandsliebe sie übertrafen. Eine wesentliche Unterstützung gewährten die Englischen Guineen, deren gutes Gold in den Münzstätten zu Berlin und Dresden

*) Friedrich blieb bis zum Jahre 1768, in welchem die Herzogin starb, mit ihr in Briefwechsel. Daß ein Bauer in seinem hohlen Zahne die Depeschen hin und her gebracht habe — wie Rössell erzählt — davon findet sich an den Originalbriefen keine Spur.

umgeprägt und durch einen bedeutenden Zusatz unedlen Metalles um das Doppelte vermehrt wurde.

Den Feldzug eröffnete der König mit der Belagerung der Festung Schweidnitz, welche sich ihm den 15. April ergab, worauf er sofort nach Mähren aufbrach, um Ollmütz zu überrumpeln. „Wir ziehen", schreibt er aus Littau den 7. Mai an d'Argens, „auf große Abenteuer aus. Ich habe Herrn Daun aus Böhmen nach Mähren auf den Trab gebracht und wir werden uns so lange herumschlagen, bis unsre verwünschten Feinde Frieden machen werden. Ihr Brief, mein Lieber, roch noch Cassia und Sennesblättern, daß ich das Abweichen bekam, sobald ich ihn öffnete. Großer Gott! so machen Sie doch aus Ihrem armen Körper keine Apotheke. Wie? ein Brief bewahrt blos durch Ihre Berührung auf 60 deutsche Meilen Weges genug medizinische Kraft, um nach acht Tagen noch auf mich zu wirken? Da haben wir eine neue Erfindung in der Medizin. Ohne Zweifel wird man in Zukunft die Kranken einzig und allein durch die mittheilende Kraft der Mittel, welche andere genommen haben, vielleicht durch bloße Briefe purgiren und dergleichen Abführungsbriefe werden von einem Ende Europa's zum anderen laufen und ihre Wirkung haben, wie die Wechselbriefe, die zahlbar sind au porteur. In der That, lieber Marquis, Sie sind ein sonderbarer Sterblicher; ich beschwöre Sie, tödten Sie sich doch nicht durch die Sorgfalt für Ihre Gesundheit." —

Die Gebirgswege aus Schlesien nach Mähren hielten den Marsch des, mit zahlreichem, schwerem Belagerungsgeschütz versehenen, Heeres auf, die Gebirgswässer schwollen an und feindliche Schaaren beunruhigten den Zug des Königs, welchen jedoch sein heiterer Muth nicht verließ, oder den er wenigstens immer wieder fand, so oft er an seine Freunde schrieb. „Sie sehen wohl" — schreibt er an Algarotti — „daß es nicht hinreichend ist, sich zu schlagen und daß es schwerer ist, böse Frauen zu besiegen, als tapfre Männer. Sie können sich dies Jahr noch von den Zeitungen amüsiren lassen, wenn auch nicht mit dem, was auf den Gebirgen in Indien vorgeht, oder mit den Klagen der Morlakken, doch gewiß mit dem, was über die Sclaverei oder Freiheit Europa's, welches ein neues Triumvirat unterjochen will, entscheiden wird. Wenn mir die Wahl frei stände, würde ich es vorziehen, mich in dem Parterre zu befinden, als auf der Bühne zu agiren; allein da das Loos geworfen ist, muß man das Abenteuer bestehn." —

Der Feldmarschall Keith, ein Engländer von Geburt, war von Friedrich mit der Belagerung von Ollmütz beauftragt worden; mit einem, nur 6000 Mann starken Corps hatte er zwar am 27. Mai die Laufgräben eröffnet, war jedoch nicht im Stande die Stadt vollständig einzuschließen. Der König mußte sein Heer in Mähren durch Zufuhren aus Schlesien und Böhmen unterstützen. Ein solcher Transport von mehreren hundert Wagen mit Munition und Lebensmitteln wurde von dem kaiserlichen General Loudon, welcher sich bald einen geachteten, sogar gefürchteten Namen machte, am 30. Juni bei Altliebau überfallen und weggenommen. Der König kam in die Gefahr, daß ihm der Rückzug abgeschnitten werden konnte; er hob die Belagerung am 2. Juli auf und führte, nicht ohne bedeutenden Verlust, sein Heer nach Böhmen und bald darauf nach Schlesien zurück. Während er hier alle Kräfte aufbieten mußte, um Daun und Loudon, zwei gefährlichen, an Mannschaft ihm weit überlegnen Gegnern das Eindringen zu wehren, erhielt er Nachricht, daß die Russen, welche 100,000 Mann stark am 22. Januar 1758 in Königsberg eingerückt waren, Preußen in Besitz genommen und zu Ende Mai's die Weichsel überschritten hatten, sich der Oder näherten. Der König beschloß zur Rettung Berlins diesem Feinde entgegenzuziehen, obgleich er einen noch furchtbareren Feind in seinem Rücken lassen mußte. Nicht unerwogen ließ Friedrich die Gefahren, denen er entgegenging und sorgte, sollte ihm etwas Menschliches begegnen, für die nächste Zukunft durch eine letztwillige Verordnung, welche er in einem Briefe an seinen Bruder Heinrich, dem er die Bewachung Sachsens anvertraut hatte, niederlegte. „Der Marsch", schreibt er ihm aus Grüssau den 10. August, „den ich morgen gegen die Russen antrete, so wie die Ereignisse des Krieges, können alle Arten von Zufällen herbeiführen und es kann mir leicht begegnen, getödtet zu werden; ich habe es daher für meine Pflicht erachtet, Sie über meine Absichten in Kenntniß zu setzen, um so mehr, als Sie Vormund unserer Neffen mit unbeschränkter Vollmacht sind.

1) Sollte ich getödtet werden, so müssen meine Armeen auf der Stelle meinem Neffen Friedrich Wilhelm den Eid der Treue schwören.

2) Man muß mit so viel Nachdruck fort agiren, daß der Feind keine Aenderung im Befehl merken kann.

3) Was die Finanzen betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß alle die

Verlegenheiten, die sich zuletzt ereignet haben, besonders die, welche ich noch voraussehe, mich genöthiget haben, die englischen Subsidien anzunehmen, welche jedoch erst wieder im Monat October zahlbar sind.

4) Was die Politik betrifft, so ist gewiß, daß, wenn wir diesen Feldzug gut bestehn, der Feind matt und durch den Krieg erschöpft, zuerst den Frieden wünschen würde, daß aber, wenn sogleich nach meinem Tode unserer Seits Ungeduld und ein zu heftiges Verlangen nach dem Frieden gezeigt wird, dies uns schlechte Bedingungen und die Verbindlichkeit bringen dürfte, uns dieselben von den Besiegten vorschreiben zu lassen." —

An demselben Tage (den 10. August) brach der König mit seinem kleinen Heerhaufen von 14,000 Mann auf und führte denselben in Eilmärschen über Liegnitz, Wartenburg, Crossen nach Frankfurt. Hier erfuhr er, daß die Russen die Stadt Cüstrin am 15. August in einen Schutthaufen verwandelt hatten, jedoch ohne daß die Festung sich ergeben, worauf sie sich anschickten, ihren verheerenden Zug gegen Berlin zu richten. Aus Pommern hatte der König den General Dohna mit 17,000 Mann herangezogen und vereinigte sich mit ihm am 22. Aug. in der Nähe von Küstrin. Feldmarschall Fermor hob sofort die Belagerung auf, um mit seiner ganzen Armee, welche 50,000 Mann stark war, gegen den König aufzubrechen. Friedrich kam ihm auf halbem Wege entgegen; er hatte nicht mehr als 32,000 Mann und 117 Kanonen bei sich, mit denen er in der Morgendämmerung am 25. August zwischen Zicher und Batzlow auf Wilkersdorf und Zorndorf marschirte. Mit dem Geschrei: „Prussak idiot!" (die Preußen kommen) sprengten die auf Vorposten stehenden Kosaken in das Lager. Fermor ließ, um den Marsch der Preußen aufzuhalten, Zorndorf in Brand stecken, was jedoch, da der Wind Asche, Rauch und Flugfeuer ihm zutrieb, ihm mehr schadete, als den Preußen. Die russische Infanterie wurde von Seidlitz umgangen und auf die Wagenburg, welche Fermor hinter seinem Lager hatte auffahren lassen, geworfen. Hier bekamen die Soldaten zu ihrem Unglück Witterung von dem Branntwein, welchen Fermor, als eine unentbehrliche Reserve für sein Heer in vielen Tonnen mit sich führte. Mit Bajonnet und Säbel wurde ein Hurrah auf diese Schnaps-Batterie gemacht, bald waren sämmtliche Fässer angestochen und durchbohrt, an deren Spund und Zapfen die schnurrbärtigen Säuglinge saugten, welche ihren Blutdurst vorläufig mit Kornspiritus zu stillen suchten.

Vergebens schlugen die Offiziere den Boden der Fässer ein, die Grenadiere der Kaiserin warfen sich an den Boden und schlürften, unbekümmert um den Kantschu der Freunde und den Säbel der Feinde, die trübe Flüssigkeit auf, bevor die durstige Erde sie einsog. Die Niederlage der Russen bei Zorndorf verdankte Friedrich, nächst Seidlitz tapfren Schaaren, vornehmlich den Branntweinfässern. —

Noch spät in die Nacht hinein wüthete an einigen Punkten das Gefecht und der König selbst war in Gefahr von den Seinen abgeschnitten zu werden. Zwei seiner Adjutanten, v. Oppen und Graf Schwerin, wurden an seiner Seite verwundet und zu Gefangenen gemacht; er selbst schlug sich glücklich durch. Am folgenden Morgen erschien Fermor wieder im Feld und eröffnete eine lebhafte Kanonade; da er die Preußen zu seinem Empfange bereit fand, zog er ab und überließ den Siegern das Schlachtfeld, schrieb sich jedoch in seinem Berichte an die Kaiserin den Sieg zu. Sein Verlust betrug 20,000 Mann, 5 Generale, 941 Offiziere, 103 Kanonen, 27 Fahnen. Der König hatte 11,000 Mann, 324 Offiziere und 26 Kanonen verloren. Als nach der Schlacht der englische Gesandte, Sir Mitchell, welcher sich im Gefolge des Königs befand, ihm Glück wünschte zu dem erfochtenen Siege, sagte er, indem er Seidlitz die Hand reichte: „ohne diesen hier würde es schlecht um uns gestanden haben!" Seidlitz lehnte bescheiden diesen Ruhm ab. „Ew. Majestät Cavallerie", sagte er, „hat den Sieg erfochten; die Garde du Corps unter dem Rittmeister von Wachnitz hat Wunder gethan; vor allen andern hat dieser brave Offizier Dank und Belohnung verdient." Wachnitz wurde noch an demselben Tage zum Oberstlieutenant befördert.

Ein ähnlicher Zug von der Menschenfreundlichkeit Friedrichs wie bei der Schlacht von Lowositz, in welcher der König einem verwundeten Garde du Corps sein Taschentuch gab, um sich zu verbinden, wird uns bei der von Zorndorf überliefert. Einer der tapfern Garde du Corps hatte vor den russischen Batterien sein Pferd verloren und von derselben Kugel war auch dem Reiter der Fuß schwer verletzt worden. Schon muß er fürchten, auf dem Schlachtfelde liegen zu bleiben und übergeritten zu werden, als ein Trupp Preußen in seine Nähe kommt. Der Verwundete rafft sich auf, hält sich an dem Steigbügel des ihm zunächst vorüberreitenden Offiziers fest, welcher sogleich sein Pferd langsamer gehn läßt, damit der Verwundete gleichen Schritt

halten kann. Sobald er ihn in Sicherheit gebracht hat, reicht er ihm seinen Krückstock zu mit den Worten: „mein Sohn, hilf dir damit weiter fort"; es war der König, der auf diese Weise einen braven Kameraden aus der Noth half *).

Den gefangenen russischen Offizieren mußte der König in den feuchten und dunkeln Kasematten von Cüstrin ihr Quartier anweisen lassen, da die Häuser der Stadt durch die feindlichen Kanonen niedergeschossen und abgebrannt waren. Sie machten hier Meuterei und es war nah daran, daß sie sich der Festung bemächtigt hätten. Dem Anstifter des Komplotts, einen Lieutenant Lüders aus Kurland, ließ der König den peinlichen Prozeß machen; er wurde zum Rädern verurtheilt und auf diese grausame Weise hingerichtet.

Fermor, welcher selbst nach der verlornen Schlacht dem Könige an Mannschaft überlegen war, wagte es nicht, sein Waffenglück weiter gegen ihn zu versuchen; er kehrte durch Hinterpommern und Polen nach Preußen zurück, um hier neue Verstärkungen aus Rußland zu erwarten. So war — wenigstens für die nächste Zeit — Friedrich von einem sehr gefährlichen Feinde befreit und die Freunde von nah und fern wünschten dem Könige zu dem erfochtenen Siege Glück, dessen er jedoch nicht froh werden konnte, da er sich ungesäumt von hier gegen andere Feinde wenden mußte. „Sehr verbunden bin ich", schreibt er an Voltaire aus Ramenau den 28. September, „dem Einsiedler in dem Landhause des Delices (bei Genf) für den Antheil, den er an den Abenteuern des Don Quixote des Nordens nimmt. Dieser Don Quixote führt ein Leben wie ein herumziehender Comödiant, spielt bald auf diesem, bald auf jenem Theater und wird bisweilen ausgepfiffen, bisweilen beklascht. Das letzte Stück, welches er bei Zorndorf aufführte, war die The-

*) In der Bauern-Familie Kranz zu Ubedel, Regierungs-Bezirk Cöslin in Hinterpommern, wurde ein Krückstock, spanisches Rohr mit geschnitzter Krücke von Elfenbein, als ein Heiligthum aufbewahrt mit der Ueberlieferung, daß der, 1740 zu Groß-Zabelsberg geborne, Christian Kranz, welcher den ganzen siebenjährigen Krieg als Garde du Corps mitgemacht, diesen Stock von Friedrich II. in einer Schlacht, in welcher er verwundet worden war, erhalten habe, um sich weiter fort zu helfen. — Historisch festgestellt ist es nicht, in welcher Schlacht dies geschehen; der Stock selbst befindet sich seit 1847 als ein Geschenk Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen, welcher denselben angekauft hatte, auf der Königl. Kunstkammer, so wie auch die darüber geführten Untersuchungen, unter denen der Bericht des Predigers Lehmann in Curow sich durch gründliche Nachforschung auszeichnet.

baide oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel, in welchem alles ermordet wird, kaum der Lampenputzer bleibt übrig."

Der Prinz Heinreich hatte den ihm zugetheilten schwierigen Auftrag, das Kurfürstenthum Sachsen gegen die Oestreicher und die Reichsarmee zu behaupten, mit vielem Geschick gelöst; er befand sich im Januar und Februar 1758 in Leipzig und Halberstadt; im April in Dresden, im Juni in Hof und bezog mit seinem Armee-Corps den 1. Juli ein Lager bei Tzopau im Erzgebirge, wo er diesen ganzen Monat hindurch verweilte, ohne von Daun beunruhigt zu werden. Dieser drang erst im August von Böhmen an der Elbe abwärts in Sachsen ein und nahm den 17. August sein Hauptquartier in dem kurfürstlichen Lustschlosse Pillnitz, drei Stunden von Dresden. Die ersten Nachrichten, welche ihm hier über die Schlacht bei Zorndorf zugingen, lauteten so ungünstig für den König, daß Daun den Zeitpunkt für angemessen hielt, einen Angriff auf Dresden zu unternehmen. Er übereilte sich aber damit so wenig, daß, als am 10. September in dem bei ihm versammelten Kriegsrathe beschlossen wurde, den Angriff zu beginnen, die Ankunft des Königs mit seiner Armee in Großenhain, 7 Stunden von Dresden, gemeldet wurde. Daun zog sich in eine unangreifbare Stellung bei Stolpen in der sächsischen Schweiz zurück, von wo er am 5. October aufbrach, seinen Marsch nach der Lausitz nahm und Löbau besetzte, um dem Könige die Verbindung mit Schlesien abzuschneiden. Friedrich folgte ihm und traf ihn am 10. October in einem gutgewählten Lager bei Kittlitz, wo er auf beherrschender Hochebene, durch die Waldhöhe von Hochberg auf dem linken und durch den Stromberg bei Weissenburg auf dem rechten Flügel gedeckt war. Der König lagerte zwischen Hochkirch und Rodewitz auf so ungünstigem Terrain, daß der Feldmarschall Keith sich die Bemerkung erlaubte: „Wenn die Oestreicher uns hier ruhig stehen lassen, so verdienen ihre Generale gehangen zu werden." „Wir müssen hoffen", antwortete Friedrich sorglos, „daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten."

Daun hatte genaue Erkundigung darüber eingezogen, daß man in dem preußischen Lager sehr ungenügende Vorsichtsmaßregeln getroffen und dort überzeugt sei, er werde am nächsten Tage seinen weitern Rückzug fortsetzen. Er aber hatte einen Ueberfall des preußischen Heeres angeordnet, dessen Ausführung vollkommen gelang. Nach Mitternacht war er still und unbemerkt

135



aufgebrochen, erst als die Thurmuhr in Hochkirch die vierte Morgenstunde ankündigte, brachen die Oestreicher zuerst in das Dorf ein, bemächtigten sich des dort aufgefahrnen Artillerie-Parks, steckten die dortigen Scheunen und Bauernhöfe in Brand und verbreiteten durch Geschrei, Trommelschlag und Trompetengeschmetter, bald auch durch lebhaftes Gewehrfeuer und die wildanstürmende Reiterei Schrecken und Verwirrung in dem Lager. Der König war einer der Ersten zu Pferde; er glaubte anfänglich, es sei nur ein Ueberfall der Croaten, die auf Beute ausgegangen wären, allein bald erkannte er, daß Daun in geschlossenen Reihen schon mitten in seinem Lager stehe. „Hochkirch bis auf den letzten Mann vertheidigen!" war der einzige Befehl, welchen er dem Feldmarschall Keith zurufen konnte. Dieser eilte dahin, um einer Schaar von 600 Mann, welche von dem Major von Lange und dem Lieutenant von Marwitz befehliget, den Kirchhof besetzt hielten und tapfer vertheidigten, zu Hülfe zu kommen. Nur hierdurch wurde es möglich, den Regimentern auf dem entgegengesetzten Flügel einige Zeit zu verschaffen, sich zu sammeln und zu ordnen. Keith hielt einen kleinen Trommelschläger fest und bald hatte dieser eine Anzahl tapfrer Grenadiere zusammengewirbelt, mit welcher der Feldmarschall gegen den Kirchhof vordrang, wo er, von einer Kugel getroffen, sein Grab fand. Zwei und zwanzig östreichische Bataillons hatten mehrere Stunden lang vergebens Angriffe auf den Kirchhof gemacht, sie waren hier von jener kleinen Schaar aufgehalten worden, welche, auf wenige Mann geschmolzen, nachdem ihre beiden tapfern Führer tödtliche Wunden erhalten hatten, der Uebermacht weichen mußte. Diese beiden Offiziere ließ Daun verbinden und schickte sie mit einem ehrenvollen Zeugniß ihrer Tapferkeit dem Könige nach. Der Feldmarschall Keith wurde am Tage nach der Schlacht von den Oestreichern mit allen kriegerischen Ehren in der Kirche von Hochkirch beigesetzt. Später ließ der König die sterblichen Ueberreste desselben nach Berlin bringen, wo er zu seinem Andenken in der Garnisonkirche ein Bild von Rode gemalt und auf dem Wilhelmsplatze seine Marmorstatue von Tassaert aufstellen ließ. Außer ihm hatte Friedrich noch den Tod des Prinzen Franz von Braunschweig und der Generale v. Retzow, v. Geist, v. Krokow zu beklagen. Das preußische Heer verlor an Todten, Verwundeten und Gefangenen 8850 Gemeine und 246 Offiziere; 28 Fahnen, 100 Kanonen, fast sämmtliche Zelte und Bagage waren von den Oestreichern er-

beutet worden, welche jedoch zum Glück für den König ihren Sieg nicht zu benutzen verstanden. Eine halbe Stunde Weges von Hochkirch zwischen Klein-Bautzen und Kreckwitz sammelte Friedrich die Trümmer seines zersprengten Heeres; er selbst nahm sein Quartier in Dobraschütz und noch an demselben Tage befanden sich die gesammelten Truppen wieder in schlagfertiger Ordnung. An den General Schmettau schrieb der König den 14. October (französisch) „. . nachdem die Feinde das Dorf Hochkirchen auf meiner linken Seite genommen, habe ich mich genöthiget gesehen, mich auf Dobraschütz, eine halbe Stunde von Bautzen zurückzuziehen. Indessen bin ich fest entschlossen, nicht einen Schritt weiter zurückzugehn, sondern festen Fußes den Feind zu erwarten, um ihm eine zweite Schlacht zu liefern. Mein Pferd wurde unter mir verwundet." Den in Pommern commandirenden General Wedell schreibt er (deutsch): „ich hoffe, daß es weiter von keiner Consequence sein soll, indem ich nicht intentionirt bin, einen Schritt zurückzugehn, sondern es vielmehr auf eine zweite Bataille ankommen zu lassen und hoffe ich, daß alsdann alles recht gut für uns ablaufen soll." Auch gegen die philosophischen Freunde macht er kein Hehl aus seinem Verluste. „Wir sind geschlagen worden" — schreibt er an Voltaire — „und können wie Franz I. sagen: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Daun benutzte die Nacht und da hatte der Muth geringen Spielraum. Bei alle dem halten wir uns noch immer aufrecht und bereiten uns zu neuen Siegen vor. Vielleicht wird mein neuer Bundesgenoß, der Groß-Türke, christlicher sein, als die katholisch-apostolischen Majestäten und nicht zugeben, daß die politischen Räuber Miene machen dürfen, sich zum Untergange eines Fürsten zu verschwören, den sie beleidiget haben, ohne daß er ihnen etwas zu Leid that." —

Der 14. October wurde noch durch einen andern Verlust ein Tag tiefster Betrübniß für Friedrich; der Tod raubte ihm an diesem Tage seine geliebte Schwester, die treue Freundin und Leidensgefährtin seiner Jugend, die Markgräfin von Baireuth. An Voltaire, welcher ihm sein Beleid bezeigte, schrieb er: „Sie haben meinen Schmerz leicht nach dem Verluste, der mich betroffen hat, beurtheilen können. Manches Unglück läßt sich durch Standhaftigkeit und ein wenig Muth wieder gut machen, aber bei manchem andern ist alle Festigkeit, mit der man sich bewaffnen will, und Alles, was uns die Philosophen sagen, unnütz." Er forderte Voltaire auf, das Andenken an die Da-

hingeschiedene durch ein Denkmal in Versen oder in Prosa zu ehren, welchen Wunsch der französische Dichter gern erfüllte. Sein ganzes Leben hindurch bewahrte der König ein schmerzliches Andenken an diesen Verlust; er widmete der geliebten Schwester in dem Park von Sanssouci einen Tempel der Freundschaft, in welcher ihre Marmorbüste aufgestellt wurde. „Ich gehe", schreibt er den 11. October 1771 an Voltaire, „oft dahin, um an so manchen Verlust und an das Glück zu denken, welches ich ehemals genoß." Er widmete ihr in seinem unsterblichen Geschichtswerke: histoire de mon tems, einige Worte zu ehrendem Gedächtniß: „Sie starb", heißt es dort, „am 14. October 1758 mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit der Seele, welche des unerschrockensten Weltweisen würdig gewesen wäre, also an eben dem Tage, an welchem der König von den Oestreichern bei Hochkirch geschlagen wurde. Die Römer würden nicht ermangelt haben, diesem Tage eine unheilbringende Bestimmung beizulegen. In unserm aufgeklärten Jahrhundert ist man von dergleichen einfältigen Irrthümern zurückgekommen, wonach man an glückliche und unglückliche Tage glaubte *)." Die Verehrung und Liebe der Markgräfin für den Bruder war ebenfalls unbegrenzt; die Gemüthsbewegung, mit welcher sie an dem Glück, wie an dem Unglück desselben Antheil nahm, mußte sie bei ihrer schwächlichen Gesundheit einem frühen Tode entgegenführen. Nach der unglücklichen Schlacht von Kollin schreibt sie an Voltaire: „Mir bleibt nichts anderes übrig, als dem Schicksale des Königs zu folgen, wenn dieses unglücklich ist. — Der Zustand, in welchem ich mich befinde, ist schrecklicher, als der Tod. Ich sehe den größten Mann des Jahrhunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in der entsetzlichsten Lage; ich sehe meine Familie allen Gefahren ausgesetzt, mein Vaterland von unversöhnlichen Feinden zerrissen, mein eignes Land von gleichem Unheile bedroht. Möchte es dem Himmel gefallen, mit diesem Unglücke mich ganz allein zu belasten, ich würde es und gewiß mit Festigkeit ertragen." —

Am 24. October brach Friedrich von Bautzen auf und Daun ließ ihn ungehindert über Görlitz und Lauban nach Schlesien ziehn, von wo er die Oestreicher unter General Harsch vertrieb und sein Hauptquartier in Breslau nahm. Nach einem mißlungenen Versuche, sich Dresdens zu bemächtigen, zog

*) Wir werden noch eines unglücklichen 14. Octobers später (1806) zu erwähnen haben.

Daun nach Böhmen zurück, Sachsen blieb von den Preußen besetzt und hatte viel zu leiden und zu leisten; Leipzig allein mußte eine Million Thaler Kriegs-Contribution zahlen.

Das preußisch-hannöversche Heer unter Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig hatte die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben und einen glänzenden Sieg bei Crefeld den 23. Juni erfochten; später zog Ferdinand bis zur Weser zurück. Die Schweden hatten sich auf Stralsund zurückgezogen und die Preußen unter Dohna nahmen ihre Winterquartiere in Schwedisch Pommern. Die Russen unter Fermor kehrten in bequemen Tagemärschen nach der Weichsel zurück, um in Ostpreußen sichre Winterquartiere aufzusuchen. Auf dem Wege dahin entsendete er ein ansehnliches Corps nach Hinterpommern, mit dem Auftrage sich Colbergs, einer befestigten Hafenstadt an der Ostseeküste, zu bemächtigen. Die Festungsmannschaft bestand aus 700 Mann Invaliden und Landmiliz, 120 gefangenen Sachsen und 14 Kanoniren mit einem Unteroffizier und zwei pensionirten Hauptleuten; der Commandant war ebenfalls ein Invalide, der Major von der Heyde. Der Besatzung würde es unmöglich gewesen sein, die Festung gegen die, von den Russen nach allen Regeln der Kunst unternommene, Belagerung zu vertheidigen, wenn nicht die tapfere und wohlgesinnte Bürgerschaft sich bewaffnet und die Beschwerden des Dienstes mit Muth und Ausdauer mit der invaliden Mannschaft getheilt hätte. Nach vierwöchentlicher erfolgloser Belagerung zogen die Russen (den 1. November) ab und Colberg hatte durch eigne Kraft sich von den unholden Fremdlingen befreit.

In dem Cabinet von Versailles war gegen Ende des Jahres die Partei, welche für den Frieden stimmte, an deren Spitze der Abbé Graf Bernis, im Widerspruche mit seiner früheren Gesinnung, getreten war, von der Partei, welche für Aufrechthaltung des Bündnisses mit Oestreich und für die Fortsetzung des Krieges war, gestürzt worden. Graf Bernis hatte seine Entlassung erhalten und an seine Stelle war der Herzog v. Choiseul, bisheriger Botschafter in Wien, berufen worden. Aus einem, erst kürzlich bekannt gewordenen, Wiener Geheimen-Conferenz-Protokolle vom 6. November 1758 lernen wir die Ursachen dieser, für Friedrich so nachtheiligen, Veränderung näher kennen. „Kaunitz leset ab einen langen schriftlichen Vortrag, worinnen gleich Anfangs der Hergang mit der Dimission des Grafen Bernis erzählt

wird, daß nämlich selber, um sich bei der Nation beliebt zu machen, den gegenwärtigen unglücklichen Krieg coûte qui coûte endigen und sich anmit den Weg zur Stelle eines Premier-Ministers bahnen wollen, weswegen er dem Könige ein weitläufiges Promemoria übergeben, worin ein sehr betrübtes Tableau vom Verfall des Staats gemacht, und dadurch einen baldigen Frieden, auch mit Aufopferung der Alliirten, zu erzwingen gesucht, daß ihm aber vermuthlich die Pompadour, die Duchesse de Parma und Belle-Isle durch den Sinn gefahren und seine Amotion vom Staatssecretariat befördert hätten. Vom Choiseul habe er, Kaunitz, bessere Hoffnung, weil er niemals für den übereilten Frieden gewesen und allenthalben viel Neigung für unsern Hof bezeiget, sein Vater noch wirklich in unserem Dienst und Pension stehe u. s. w." Aus diesem Protokoll geht ferner hervor, daß Choiseul während seiner Anwesenheit als Gesandter in Wien, Kaunitz von allem unterrichtete, was in dem Cabinet von Versailles verhandelt wurde. „Zu gleicher Zeit hatte Choiseul dem Grafen Kaunitz das Schreiben zum Durchlesen mitgetheilt, welches der König (Ludwig XV.) an Bernis geschrieben und aus welchem ganz deutlich zu ersehen, daß dieser letztere den Grafen Stahremberg (Kaiserlicher Botschafter in Paris) zu hintergehen gesucht, und in der nämlichen Zeit, da er dessen Vorstellung gegen einen voreiligen Frieden sich zu fügen gezeigt, dem Könige sogar einen einseitigen Frieden mit Preußen einschwätzen wollen, wozu aber dieser Herr aus persönlicher Neigung zu Treu und Ehrlichkeit sich nicht bewegen lassen."

Frankreich aber war durch seine schlechte Verwaltung schon damals so erschöpft, daß es weder die Subsidien zahlen, noch das Hülfsheer stellen konnte, wozu es sich in dem Vertrage vom 1. Mai 1757 verpflichtet hatte. Es ließ durch seinen Botschafter erklären: „daß wenn man noch eine Campagne wage, dabei in Betracht ziehen müsse: den Zerfall der Marine und des Handels, wodurch ein Verlust von 200 Millionen Livres veranlaßt würde, ferner die schlechten Umstände und anzuhoffen stehende wenige Mitwirkung von Rußland, Schweden und den deutschen Fürsten u. s. w." Es wurde daher zwischen Frankreich und Oestreich zu Versailles den 30. December 1758 ein neuer Vertrag abgeschlossen, welcher wesentlich von dem vom 1. Mai 1757 verschieden ist. Anstatt 115,000 Mann, stellt Frankreich nur 100,000 Mann ins Feld; anstatt 12 Millionen Subsidien zahlt es nur

3,456,000 Livres. Anstatt, daß dem Könige von Preußen fast sämmtliche Lande bis auf die Kurmark abgenommen werden sollten, will man sich jetzt mit Schlesien und der Grafschaft Glatz begnügen. Dem Kurfürsten von Sachsen wird nicht mehr das Herzogthum Magdeburg und der Saalkreis zugetheilt, sondern im Allgemeinen eine Entschädigung zugesichert. Von einer Abtretung der öſtreichischen Niederlande an den Infanten Don Philippe gegen die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla ist nicht weiter die Rede.

Sobald Friedrich seinen Truppen sichre Winterquartiere angewiesen und in Breslau ein heimliches Studierstübchen bezogen hatte, kehrten auch die Musen und scherzhafte Laune wieder bei ihm ein. Der Papst Clemens XIII. hatte, wie allgemein verbreitet wurde, dem Feldmarschall Daun zur Belohnung für den, bei Hochkirch über den argen Ketzerkönig erfochtenen, Sieg einen geweihten Huth und Degen geschickt, eine Auszeichnung, welche früher dem gefürchteten Herzoge Alba für die Hinrichtungen der Niederländer und dem Prinzen Eugen für seine Siege über die Ungläubigen zu Theil geworden war. Eine so unchristliche Herausforderung gab dem Könige erwünschte Veranlassung die schärfsten Pfeile seines Witzes auf Rom und Wien abzudrücken. Das Prinzip des Protestantismus, das Protestiren gegen äußeren Zwang in der Kirche und im Staat, das Bekenntniß freier Selbstbestimmung im Denken und Thun waren die Güter, für die Friedrich in einen Kampf auf Tod und Leben von seinen Gegnern gedrängt wurde; England und das protestantische Deutschland erkannte dies an und Friedrich ergriff gern jede Gelegenheit, um sich öffentlich als den Führer ihrer Sache zu bekennen. Diesmal that er es in einem „apostolischen Breve", welches er, als von Clemens XIII. an den Feldmarschall Daun geschrieben, in die Welt sendete. „Wir haben" — heißt es darin — „mit lebhaftester Empfindung des Vergnügens die Nachricht von Deinen, im Kriege gegen die Ketzer verrichteten Heldenthaten, vornehmlich von dem bewundernswürdigen Siege vernommen, welchen Du am 14. October d. J. über die Preußen davon getragen. Wir haben deswegen als Vater der Rechtgläubigen Unseres Amtes gemäß erachtet, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit durch die Kraft unseres Segens noch zu verstärken und finden für gut, das Beispiel unserer Vorfahren nachzuahmen, da die Heldentugenden des Prinzen Eugen seligen Andenkens, wegen seiner, gegen die Ungläubigen öfter erfochtenen

Siege mit geweihtem Huthe und Degen sind belohnt worden. Wenn nun Du diesen Helden und Beschützer der Kirche an Tugenden weit übertriffst und gegen Ketzer streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen selbst, den abscheulichsten Irrthümern anhangen, so ertheilen Wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittelst des hierbeikommenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischer Gestank die Hölle ausgebrütet hat. Der Würgengel soll Dir zur Seite fechten, er wird das schändliche Geschlecht der Anhänger Luthers und Calvins umbringen und der höchste Rächer aller Verbrechen wird sich Deines Armes bedienen, um das gottlose Volk der Moabiter und Amalekiter bis auf den Grund auszurotten. Dein Arm rauche stets von dem Blute dieser Gottlosen. — — Die allerseligste Jungfrau, welche zu Mariazell mit höchster Andacht verehrt wird, helfe Dir in Deinen Unternehmungen! Es bete für Dich der heilige Nepomuck auf das Inbrünstigste u. s. w." Der Marquis d'Argens sorgte für eine lateinische Uebersetzung dieses Breve's und ließ sie als Original daneben drucken wodurch bei der großen Masse die Echtheit desselben außer allen Zweifel gestellt wurde. Der gute Erfolg, welchen dieses Flugblatt hatte, veranlaßte den König, noch einige andere nachfolgen zu lassen. Vornehmlich war es d'Argens, der ihn hierzu veranlaßte und aufforderte. „Man sollte", schreibt er den 5. Mai 1759 an den König, „die Oestreicher und Franzosen mit Spott zu Boden schlagen, diese Menschen streuen hundert Abgeschmacktheiten aus, die aber Eindruck machen und man läßt es ihnen immer so hingehn. Statt so vieler schlechten Predigten, die unsere Geistlichen halten, warum ergreifen sie nicht die Gelegenheit, einen Pastoralbrief zu schreiben, worin sie den gänzlichen Umsturz des Protestantismus vor Augen stellen, der erfolgen würde, wenn Ew. Majestät Feinde unglücklicher Weise ihre Absichten erreichen sollten. Gern würde ich eine Flugschrift dieses Inhaltes schreiben, aber so etwas muß deutsch sein, damit es unter das gemeine Volk kommen und von allen gelesen werden kann."

Voltaire, welcher dem Könige zu der Freiheit, mit welcher er an der Spitze eines schlagfertigen Heeres alles schreiben könne, Glück gewünscht, antwortet er: „Man kann alles was man will ganz ungeahndet schreiben ohne 160,000 Mann zu commandiren, wenn man es nur nicht drucken läßt. Und oft läßt man stärkere Sachen drucken, als ich sie jemals schreiben

werde, ohne daß dem Verfasser das Geringste Böse widerfährt. — — Ich moquire mich über niemand, allein ich bin über die Feinde aufgebracht, die mich, so viel in ihren Kräften steht, vernichten (écraser) wollen. Man darf mich daher durchaus nicht tadeln, wenn ich von allen Waffen in meinem Arsenal Gebrauch mache, um mich zu vertheidigen und ihnen zu schaden. Da jene gegen mich eine so grausame Erbitterung bewiesen haben, ist es nicht mehr an der Zeit, sie mit Schonung zu behandeln."

---

18. Feldzug 1759. — General v. Wedell zum Dictator ernannt. — Gefecht bei Palzig den 23. Juli. — Friedrich bei Kunersdorf den 12. August von Soltikof und Loudon geschlagen; — erkrankt; — legt das Commando nieder; — hält alles für verloren; will sich das Leben nehmen; — d'Argens Briefe richten ihn auf. — Schlesien in Feindes Hand; — Dresden übergeben. — General Fink ergiebt sich sammt seinem Corps. — Literarische Beschäftigungen des Königs in dem Winterquartier.

Der Anmarsch eines russischen Heeres unter General Soltikof von 40 bis 50,000 Mann gegen die Oder, mit welchem sich Daun, der ein gleich starkes Heer aus Böhmen herbeiführte, vereinigen und dem Könige die Verbindung mit seiner Hauptstadt und mit Sachsen abschneiden wollte, nöthigten diesen in Eilmärschen aus Schlesien aufzubrechen. Den Russen schickte er den General-Lieutenant v. Wedell mit 26,000 Mann entgegen, während er zwischen Löwenberg und Liebenthal bei Schmottseifen ein festes Lager bezog, um Daun an der Vereinigung mit Soltikof zu verhindern. An den General, Dohna, dessen Armee-Corps der König unter Wedell stellte, obwohl dieser jüngerer General war, erließ er aus dem Lager von Schmottseifen den 20. Juli einen Befehl zur Bekanntmachung bei der Parade, durch welchen er Wedell zum „Dictator" ernannte. „So lange" — lautet diese Order — „die dem General-Lieutenant Wedell übertragene Commission dauert, stellt er meine Person vollkommen vor und soll ihm von allen Generals, Stabsoffiziers bis auf den gemeinsten Mann dieselbe Parition geleistet werden, als wenn ich selbst da und zugegen wäre und habe ich ihm ernstlich aufgegeben, den ersten, so auf sein Wort nicht sogleich Alles, was er befiehlt, executiren und dem-

selben mit allem Gehorsam nachleben wird, sogleich in Arrest setzen zu lassen, da ich denn wider solchen Refractaire durch ein geschwornes Kriegsrecht als gegen einen widerspenstigen und meineidigen Offizier sprechen lassen werde. Auf daß nun dieser Mein ausdrücklicher Wille bei der ganzen Armee kund werde, so soll alles Obige bei der Parade befohlen werden. Er, der Generallieutenant stellt bei der dortigen Armee vor, was ein Dictator bei der Römer Zeiten vorstellte. Also müssen alle und jede Offiziers, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, ihm den schuldigen Gehorsam leisten, welcher Mir zukommt und seine des Generallieutenant v. Wedell, Dispositionen mit Treue, Fleiß und Bravour executiren, als wenn ich selbst zugegen wär." — Die dem General Wedell übertragene Vollmacht erregte viel Neid und Misgunst und seine Stellung wurde um so schwieriger, als mit jedem Jahre die moralische Kraft des Heeres schwächer wurde. Mehr als die Hälfte der Offiziere und Soldaten bestand aus Ausländern, zum großen Theil Ueberläufer und Gefangene, welche, sobald sich das Glück auf die andere Seite neigte, die preußischen Fahnen wieder verließen und oft in dem entscheidenden Augenblicke der Schlacht die Gewehre wegwarfen und zu dem Feinde überliefen. In der Instruction, welche Friedrich dem General Wedell ertheilte, heißt es: „Er muß auf scharfen Gehorsam halten, den Offiziers bei Cassation das Lamentiren und niederträchtige Reden untersagen, auf alle diejenigen schimpfen, die des Feindes Stärke bei allen Gelegenheiten zu groß ausschreien, diejenigen Offiziers, so Lacheteten begehen, sofort vor ein Kriegsrecht stellen."

Wedell traf auf seinem Marsche von Crossen nach Züllichau, wo die Sandberge bei Krämersborn, Leitersdorf und Steinbach ihn mehrere Tage lang festhielten, zwischen Palzig *) und Kay mit den Russen den 23. Juli zusammen, welche ihn hier so übel empfingen, daß er mit einem Verluste von sechs bis siebentausend Mann und fast sämmtlicher Kanonen über Griesel und Ziebingen nach Frankfurt zurückzugehen gezwungen war, während Soltikof gegen Crossen vordrang. Wedell meldete dem Könige ohne Rückhalt, wie übel es ihm ergangen und wie vornehmlich seine Truppen nicht

---

*) In dem Schloßhofe des, dem Herrn v. Zastrow gehörenden, Rittergutes Palzig, werden zur Erinnerung an jene Schlacht eine große Anzahl Kanonenkugeln verschiedenen Kalibers, die auf dem Felde und in dem Schlosse gefunden wurden, aufbewahrt.

Stand gehalten. „Mihr hat es geahnet" — schreibt der König seinem Dictator aus Schmottseifen den 24. Juli — „das Ding würde Schüf gehn. Ich habe es Ihm gesagt, denn die Leute waren verblüfft; nuhr nicht mehr daran gedacht, sondern nur daran, wohr der Succurs zum ersten zustoßen kann, um von neuen drauf zu gehn; es ist seine Schuld nicht, daß die Schurken so schändlich davonlaufen." Der König bot alles auf, um den Russen vor ihrer Vereinigung mit den Oestreichern eine Schlacht liefern zu können. Er zog den Prinzen Heinrich mit 16 Bataillons und 25 Schwadronen an sich und befahl dem General Fink aus Sachsen nach Frankfurt an der Oder zu marschiren. An den General Wedell schreibt er den 25. Juli aus Schmottseifen: „Zeiget mir den wahren und eigentlichen Verlust Eurer Armee an. Ich werde 16 Bataillons, 29 Escadrons und 30 schwere Kanons mit zu Euch bringen, auf daß, sobald wir zusammengestoßen sein werden, wir den Russen wieder vom Frischen auf den Leib gehen können. Wo etwa Bursche, oder auch Offiziers bei Eurer Armee ausfindig gemacht werden könnten, welche Anlaß zum Ausreißen gegeben haben, solche müssen sofort exemplarisch bestraft werden." Der König sucht seinem General guten Muth zu machen und schreibt ihm (eigenhändig) den 27. Juli aus Schmottseifen: „halte Er sich nur unbeschädiget bis Wihr heran Seindt, dann sol Zahlwoche gehalten werden und sol der Feind sich seines Glückes nicht lange zu freuen haben."

Tag und Nacht gönnt sich der König keine Ruhe, um die nöthigen Befehle nach allen Richtungen hin zu ertheilen und Lebensmittel auf allen Punkten, wohin er den Marsch der verschiedenen Corps dirigirt, bereit zu halten. Der König ging mit seinem Corps über Sagan, Christianstadt, Sommerfeld und es gelang ihm, Loudon, noch bevor er sich mit Daun vereinigt hatte, in der Gegend von Guben zu überraschen und sein Corps zu zersprengen. Dem General Wedell, dem er an manchem Tage drei und vier schriftliche Orders zuschickt, um ihn vor jeder Bewegung, welche er, oder der Feind macht, genau zu unterrichten, schreibt er aus Märzdorf den 2. August (dictirt): „Den General Haddick habe ich ziemlich auseinander gejagt, Ihr werdet ihn aber, da er nach Weissack hin marschirt ist, auf Eure Flanquen bekommen. Indessen glaube ich nicht, daß Ihr anders als nach Beeskow werdet marschiren können, um zu Mir zu stoßen, alsdann wir dem Feinde mit gesammter Hand auf den Hals gehn. Es sind gewiß sehr schlimme Umstände, aber

Ihr müßt dabei aus dem Kopf agiren und zusehen, was dabei am besten zu thun sein wird, ohne Euch an Bagatells zu kehren. In Guben habe ich 30,000 Portionen Brod bestellt, die sollt Ihr in zwei Tagen parat finden. Fourage laßt Ihr Euch nicht nachfahren, indem Eure Armee da wo sie hinkommt, fouragiren soll." Eigenhändige Nachschrift: „Hier ist die Gelegenheit Kopf zu zeigen und in allen Umständen die Parti zu wehlen. Haddick ist kaum 10,000 Mann stark und ist hier verflucht an die Kost gekommen. Auf Märschen uns zu vereinigen und den Leuten bald auf den Hals zu gehen, darauf kommt alles an." An den General Finkenstein schreibt er den 4. August aus Beeskow (französisch): „So eben komme ich hier nach fürchterlichen und entsetzlichen Märschen an. Ich bin sehr erschöpft. Nun sind es sechs Nächte, daß ich kein Auge geschlossen habe." Dieselbe Anstrengung muthet er seinen Offizieren und Soldaten zu. „Es ist nicht wohl Zeit", schreibt er an demselben Tage an Wedell, „jetzunder Rastag zu machen, in denen Umbständen wohr Wihr seyndt Mus geeilet werden zusammen zu kommen. Wenn der Feind jetzunder ein mouvement macht, So mus ich es ruhig ansehen, habe ich aber die Armee zusammen, so Profithire ich davon. Mache Er, das Er morgen mit dem gantzen Klumpen bei guhter tzeit heran ist, und Schikke Er mihr die Listen derer Regimenter und welche Regimenter noch zum Besten zu gebrauchen Seyndt."

Am 10. August hatte der König eine Armee von 48,000 Mann bei Wulkow vereinigt; ihm an Stärke bei weitem überlegen war die russisch-östreichische Armee; Loudon war mit 40,000 Mann in der Nähe bei Frankfurt, welches er als den vornehmsten Paß über die Oder besetzte, zu Soltikof gestoßen, dessen Heer eben so stark war. Friedrich unternahm das große Wagstück, sein Heer auf einer Schiffbrücke, welche er unterhalb Frankfurt zwischen Küstrin und Leubus bei Reitwen hatte schlagen lassen, auf das rechte Oderufer zu führen und machte am 12. August einen Angriff auf die Russen, welche hinter gut verschanzten Batterien auf den Judenbergen bei Kunersdorf zu seinem Empfange bereit standen. Unter dem Schutze von sechzig Kanonen, welche der König auf einer, die Stellung der Russen beherrschenden, Anhöhe hatte auffahren lassen, gelang es den preußischen Grenadieren, in die Schanzen der Feinde einzudringen; der linke Flügel der Russen wurde geworfen und zog sich in Unordnung bis zu dem Kunersdorfer Kirch-

hofe zurück. Die Gegenwart des Königs belebt den Muth der, durch die Anstrengung des Marsches an einem heißen Augusttage ermatteten, Truppen; sie treiben die Russen aus einer Verschanzung in die andere, selbst der Kirchhof bei Kunersdorf wird gegen sechs Uhr Abends mit stürmender Hand genommen. Einhundert und achtzig feindliche Geschütze sind von den Preußen erobert, der König fertigt Couriere mit der Siegesbotschaft nach Berlin und Breslau ab, giebt aber auch zu gleicher Zeit Befehl, die Russen in ihrer letzten festen Stellung auf den Judenbergen anzugreifen. Als die Truppen hier von einem mörderischen Kartätschenfeuer empfangen wurden, wichen sie zurück, sanken todt oder ermattet nieder. Da, wo der König selbst erschien, rafften sich die erschöpften Leute wieder auf, andrer Orten sahen die Offiziere sich gezwungen, die heroischen Begeisterungsmittel damaliger Zeit, die Branntweinflasche und die Fuchtel, in Anwendung zu bringen. Da brach mit einem Mal Loudon mit seiner Reiterei aus dem Grunde hinter den Judenbergen hervor, warf sich mit Ungestüm auf die ganz ermatteten Preußen, die bald in größter Verwirrung nach der Oder zurückliefen, um nur die Schiffbrücke zu erreichen, bevor sie von den Feinden zerstört wurde. Der König flog auf seinem Leibroß, der Vogel genannt, einem braunen Engländer, über das Schlachtfeld und führte noch einmal einige gesammelte Compagnien vor, um den hereinbrechenden Strom der Feinde aufzuhalten; es war vergebens. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, sein berühmtes Bataillepferd, der Brillant verwundet und so wild, daß es den König mitten unter die Feinde trug, aber auch glücklich zurückbrachte. Er bestieg zuletzt einen kleinen Schimmel seines Flügeladjutanten v. Götzen. Mit diesem gerieth er unter die Kosaken, aus deren Händen er durch den Rittmeister v. Prittwitz von Zietens Husaren herausgehauen wurde, nachdem seine beiden Flügeladjutanten v. Cocceji und v. Wendessen an seiner Seite gefallen waren. Eine Gewehrkugel würde den König todt niedergestreckt haben, wenn sie nicht durch eine goldene Schnupftabacksdose, die er in der Westentasche trug, wäre aufgehalten worden. Zuletzt wurde er und die wenigen Tapfern und Getreuen, die bei ihm ausgehalten, in die allgemeine Verwirrung mit hineingezogen und brachte die Nacht in einer elenden Bauernhütte in Ontscher zu. Von hier gab er noch in der Nacht dem Minister Grafen Finkenstein in Berlin Nachricht von der verlornen Schlacht (französisch). „Meine Uniform ist von Kugeln durch-

bohrt, zwei Pferde sind mir getödtet worden, mein Unglück ist: noch zu leben. Von einer Armee von 48,000 Mann habe ich nicht 3000 beisammen. In diesem Augenblicke, in welchem ich schreibe, flieht Alles, ich bin nicht mehr Herr meiner Leute, man wird wohl daran thun, in Berlin an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein entsetzliches Unglück; ich werde es nicht überleben, die Folgen der Schlacht werden noch verderblicher sein, als die Schlacht selbst. Ich habe keine Hülfsquellen mehr, und um nicht zu lügen: ich halte alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu auf ewig! Friedrich." — Der König fühlte sich so krank, daß er durch eine eigenhändige Order, „weillen Mihr eine schwehre Krankheit zugestoßen", dem Generallieutenant v. Fink den Befehl übertrug. Ein heftiger Fieberschauer schüttelte ihn auf dem Strohlager; dennoch erhebt er sich mitten in der Nacht und schreibt für Fink eigenhändig folgende Instruction: „Der General Fink kriegt eine schwehre Commission, die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande mit die Russen zu Schlagen, Hadeck wird nach Berlin eillen, vielleicht Loudon auch, gehet der General Fink diese beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken. Bleibt er an der Oder stehn, so kriegt er den Hadeck diesseit, indessen so glaube, daß wenn Hadeck nach Berlin geht, so könnte Er Solchen unterwegs attaquiren und schlagen. Solches wohr es gut geht giebt dem Unglück einen Anstandt und hält die Sachen auf; Zeit gewonnen, ist Sehr ville bei dissen desperaten Umbständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Köper, mein Secretair, bringen. Er muß meinem Bruder (dem Prinzen Heinrich), den ich Generallissimus bei der Armee declarirt von allen berichten. Dieses Unglück ganz wieder herzustellen gehet nicht an, indessen Was mein Bruder befehlen wirdt, das mus geschehen; an meinen Neveu mus die Armee schweren. Dieses ist der einzige raht, den ich bei denen unglücklichen umbständen im Stande zu geben bin. hette ich noch resourcen So wehre ich darbei geblieben. Friedrich."

Aus dieser Niedergeschlagenheit und gänzlichem Aufgeben seiner selbst raffte sich jedoch der König, da ihm die Feinde einige Tage zur Erholung verstatteten, bald wieder auf. Die zerstreuten Truppen sammelten sich nach und nach wieder in dem Lager bei Reitwen, so daß nach einigen Tagen 28,000 Mann beisammen waren. Die Nachricht von dem Siege, welchen der Herzog Ferdinand am 1. August bei Minden über die Franzosen er-

fochten, die Hoffnung daß sich Dresden halten werde und die Ankunft des Generals Kleist mit 9000 Mann frischer Truppen aus Pommern richteten seinen Muth wieder auf und er gewinnt Besinnung und Kraft, um seinem Freunde d'Argens seine Lage und seine Entschlüsse mitzutheilen. „Wir sind unglücklich gewesen" — schreibt er ihm aus Madlitz den 16. August — „und zwar durch meine Schuld. Der Sieg war unser, er würde vollständig geworden sein, wenn unsere Infanterie nicht unruhig geworden wär und sehr zur Unzeit das Schlachtfeld verlassen hätte. Alles, was ich von meinen Trümmern habe sammeln können, beläuft sich auf 32,000 Mann. Ich werde mich den Feinden entgegenstellen, mich erwürgen lassen, oder die Hauptstadt retten. Man soll nicht sagen, daß es mir an Standhaftigkeit fehle. Hätte ich mehr als ein Leben, ich würde es für mein Vaterland aufopfern. Schlägt dieser Streich fehl, dann sind wir quitt und es wird mir vergönnt sein an mich selbst zu denken. Alles hat seine Grenzen. Ich ertrage mein Unglück, ohne daß es meinen Muth beugt. Allein ich bin fest entschlossen nach diesem Streiche, wenn es mir fehl schlägt, mir einen Ausweg zu bahnen, um in der Zukunft nicht mehr der Spielball irgend eines Zufalls zu sein." — Der Marquis d'Argens war genugsam mit den Ansichten des Königs vertraut um „den Ausweg" zu kennen, welchen er sich im äußersten Falle zu bahnen gedenke. Friedrich trug ein Fläschchen mit Giftpillen bei sich. — Der Freund beeilt sich mit tröstendem Zuspruch ihn aufzurichten und an seine hohen Pflichten zu erinnern. „Sire", schreibt ihm d'Argens, „es begegnet Ihnen nur das, was Cäsar, Türenne und dem großen Condé mehr als einmal begegnet ist. Wenn Sie es nur über sich gewinnen können, sich selbst nicht zu verlieren, für Ihre Gesundheit zu sorgen und von den Hülfsquellen, die Ihre Einsicht Ihnen eröffnen wird, Gebrauch zu machen, dann wird bald Alles wieder gut gemacht sein. — Im Namen Ihres Volkes, im Namen Ihres Ruhmes, welcher trotz der unglücklichen Ereignisse, die Ihnen begegnen können, unsterblich sein wird, beschwöre ich Sie, überlassen Sie sich nicht Gemüthsbewegungen, die, indem Sie Ihrer Gesundheit schaden, Ihrem Volke verderblicher sind, als mehrere verlorene Schlachten. Welches ist Ihr Zweck? Ihren Staat zu vertheidigen und wenn Sie diesem Staate fehlen, dann ist er für immer und ohne Rettung verloren. — Wenn Sie sich selbst zu Grunde richten, dann würde Ihr Volk Sie unaufhörlich wegen

seines Unglücks anklagen; wenn Sie aber leben, wird es Sie, was auch kommen mag, anbeten, denn Sie allein können es von dem Unglücke retten, in welches es versinken würde, wenn es Sie verlieren sollte."

Fast täglich schreibt in dieser drangvollen Zeit d'Argens an den König und seine Briefe waren von dem entschiedensten Einfluß. „So lange ich nur weiß", schreibt er ihm den 18. August, „daß Sie sich wohl befinden, hab ich nicht die geringste Furcht, weil ich fest überzeugt bin, daß trotz der Unglücksfälle, die Ihnen begegnen können, die Dinge, so traurig sie auch zu sein scheinen, eine günstige Wendung nehmen werden, sobald Sie nur Ihre, dem Staate so kostbare Person erhalten wollen. Bedenken Sie nur ernstlich, Sire, was da kommen würde, wenn Sie nicht mehr sein sollten. Ich wage es nicht, Ihnen das schreckliche Bild davon auszumalen, allein so lange Sie leben, müssen die Angelegenheiten endlich eine ganz andere Gestalt gewinnen. — Aufs Neue beschwör ich Sie, für Ihre Erhaltung zu sorgen und nicht zu empfindlich bei den Widerwärtigkeiten zu sein, welche die größten Helden oft erfahren haben. Es giebt nichts Größeres, als Marius, wie er verbannt und flüchtig dem Schicksale Trotz bietet. Sertorius in einen Winkel Spaniens zurückgedrängt, mit eben so viel Geduld als Standhaftigkeit die Laune des Schicksals ertragend, erscheint mir als einer der größten unter den Römern; Cato von Utika dagegen — der sich selbst durchbohrte, ist nur eine schwache Seele, denn er vermochte nicht das Unglück zu ertragen." —

Auch in Beziehung auf die Haltung seiner Soldaten, welche der König für gänzlich demoralisirt erklärt, läßt es der Marquis nicht an gutem Zuspruch fehlen. „Ihrer Infanterie" — schreibt er ihm — „hat es weder an Tapferkeit, noch an gutem Willen gefehlt; die außerordentliche Hitze am Tage der Schlacht hatte alle ihre Kräfte erschöpft. Ich bin überzeugt, daß die Soldaten ihren Fehler bei der ersten Gelegenheit wieder gut machen werden, so daß Sie in ihnen die wahren preußischen Krieger wieder finden werden. — Ich kenne Ihre Empfindlichkeit, Sire, und ich fürchte diese mehr als ihre Feinde. Es ist allerdings sehr kränkend, daß ein König, der sich der Gefahr mehr als der gemeine Mann aussetzt, von diesen Soldaten verlassen wird. Wenn diese Soldaten aber bei der nächsten Gelegenheit Wunder der Tapferkeit thun, dann ist alles wieder gut gemacht, und sie werden sie thun u. s. w."

Der König aber hatte weder zu dem Heere, noch zu sich selbst und

seiner Lage schon jetzt das frühere Vertrauen wieder gewonnen. „Sie halten, lieber Marquis" — antwortet er dem Freunde (Freienwalde den 22. August) — „einer Armee eine Lobrede, welche sie nicht verdient hat. Die Soldaten haben treffliche Beine zum Davonlaufen gehabt, aber keine, die Feinde anzugreifen. Ich werde mich allerdings schlagen, aber machen Sie sich über den Ausgang keine Hoffnung, ich verspreche mir nichts Gutes. Es ist die unverletzliche Treue gegen mein Vaterland, es ist die Ehre, welche mich alles unternehmen heißt. Diese Empfindungen sind jedoch diesmal nicht von Hoffnung begleitet. Nur ein glücklicher Zufall kann uns retten. — Nein, die Qualen des Tantalus, die Martern des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sind nichts im Vergleich mit dem, was ich seit zehn Tagen leide. Der Tod ist süß im Vergleich mit einem solchen Leben. Haben Sie Mitleid mit meinem Zustande, glauben Sie, daß ich noch viele traurige Dinge verberge, mit denen ich Niemanden ängstigen, oder beschwerlich fallen will. Ich würde Ihnen nicht den Rath geben, aus diesen unglücklichen Gegenden zu fliehen, wenn ich noch einen Strahl von Hoffnung hätte. Adieu, mein Lieber, beklagen Sie mich und gedenken Sie eines Freundes, der Sie bis zu dem letzten Hauche seines unglücklichen Lebens lieben wird."

Entschwunden war der glückliche Humor, mit welchem der König „die Sorgen, gleich Seifenblasen, von dem Haupte sonst zu weisen pflegte", Geist und Körper waren in traurigster Verfassung und zu einer günstigen Wendung des Schicksals keine Aussicht vorhanden.

Nach der verlornen Schlacht bei Kunersdorf hatte der König dem Gouverneur von Dresden, General Schmettau, geschrieben: „Ich bin außer Stande Ihnen Hülfe zu senden. Im Fall die Oestreicher etwas gegen Dresden unternehmen sollten, werden Sie sehen, ob es für Sie Mittel giebt sich zu halten; geht dies nicht, so müssen Sie eine vortheilhafte Capitulation zu erhalten suchen, d. h. freien Abzug mit der ganzen Besatzung, den Kassen, Magazinen u. s. w." Schmettau, welcher im vergangenen Jahre die Stadt gegen Dauns Angriff behauptet und durch die Niederbrennung der pirnaischen Vorstadt sich einen gefürchteten Namen gemacht hatte, gab diesmal die Hoffnung auf, Dresden dem Könige zu erhalten und schloß, um die Kassen und Vorräthe zu retten, am 4. September mit dem Prinzen von Hildburghausen und dem General Haddik eine Capitulation ab, durch welche ihm bis zum

10. September freier Abzug gestattet wurde. Jetzt widerrief der König den früheren Befehl und schrieb an Schmettau: „Erhalten Sie uns Dresden und bedienen Sie sich dazu aller erdenklichen Mittel; die Sachen werden sich in kurzem ändern und Sie können darauf rechnen, bald, vielleicht in wenigen Tagen, Hülfe aus Torgau zu erhalten.“ In der That rückte General Fink zum Entsatze heran; allein Schmettau achtete sich an den Vertrag gebunden und glaubte dem Könige besser dadurch zu dienen, daß er ihm die vollständige Garnison, eine Kasse von 5,600,000 Thalern, so wie die reichen Vorräthe an Munition und Lebensmitteln zuführte. Friedrich zog ihn zwar nicht zur kriegsrechtlichen Verantwortung, allein er schrieb ihm aus Waldow den 10 September: „Ich kann Ihr Benehmen bei der Vertheidigung von Dresden durchaus nicht billigen, es ist Ihnen gegangen, wie es meinen Generalen gewöhnlich geht, gerade wenn sie Fassung behalten sollen, dann fehlt sie ihnen.“ Der Vice-Commandant Hoffmann hatte sich gegen die Uebergabe erklärt und noch am 6. September einen Angriff auf die Oestreicher machen wollen. Er gerieth darüber in heftigen Wortwechsel mit dem Hauptmann der Schloßwache, von Sydow, auf den er sein Pistol abschoß. Dieser ließ hierauf von seinen Leuten Feuer auf Hoffmann geben, welcher auf dem Platze blieb. Auf Schmettau's Bericht über diesen Vorfall: Hoffmann sei betrunken gewesen, antwortet der König: „Ich denke wie Hoffmann; wenn er betrunken war, so wäre zu wünschen gewesen, daß der Gouverneur und die ganze Garnison es ebenfalls gewesen wären.“ Er befahl den Hauptmann Sydow vor ein Kriegsgericht zu stellen. — Schmettau wurde ohne Abschied entlassen und der Befehl über seine Truppen dem General Fink übergeben.

Der König hatte seine Stellung zur Vertheidigung der Hauptstadt so gut gewählt, daß Soltikof und Loudon nach der Oder zurückkehrten, wo sie, eifersüchtig auf einander, sich trennten. Die Russen zogen schon im October ihren Winterquartieren an der Weichsel zu; Loudon ging nach Schlesien. Friedrich war ihm bis Cottbus gefolgt; sobald aber nur die Feinde seinem Degen einige Ruhe gönnen, greift er auch gleich wieder zur Feder. Er dichtet eine Ode an das Glück, das ihm untreu geworden und schreibt eine Abhandlung über die Feldzüge Karls XII. Dabei fesselt ihn jetzt eine schmerzhafte Gicht, die ihm Hände und Füße lähmt, an das Lager. „Sobald der Krieg geendet ist“, schreibt er an d'Argens den 18. October, „will ich um eine

Stelle im Invalidenhause nachsuchen. Wenn Sie mich jemals wiedersehen sollten, werden Sie mich sehr gealtert finden. Mein Haar wird grau, meine Zähne fallen aus und ohne Zweifel werde ich in kurzer Zeit schwachsinnig werden. — Schicken Sie mir die Geschichte der Revolutionen Roms und Schwedens von Vertot. Vergessen Sie Ihre Freunde im Fegefeuer nicht und halten Sie sich meiner Freundschaft und Achtung versichert." — Die Krankheit nahm zu, so daß der König das Bett nicht mehr verlassen konnte und sich von einem Orte zum andren in einer Sänfte mußte tragen lassen. „Ich bin" — schreibt er aus Sophienthal den 25. October an d'Argens — „an allen Gliedern gelähmt, nur die rechte Hand habe ich noch frei und bediene mich derselben, Sie zu bitten, zu mir nach Glogau zu kommen und mir in meinem Elende Gesellschaft zu leisten. — Das Podagra richtet mich zu Grunde, der Gram verzehrt mich, ich bin hier ohne Gesellschaft, fast ohne Hülfe. Ich kann mich erst in fünf oder sechs Tagen weiter transportiren lassen, so schwach und ohnmächtig fühle ich mich, ich bin so herunter, daß ich es aufgeben muß den Feldzug selbst zu Ende zu führen.

N. S. Bringen Sie meinen Mundkoch Noël mit, vielleicht kann dieser mir meine Kräfte wiedergeben."

Der Freund lag in Berlin am Fieber krank und konnte des Königs Wunsch, zu ihm zu kommen, nicht erfüllen. So hülflos aber Friedrich in der That war, so wurde doch sein Rath und seine Hülfe nach vielen Seiten hin in Anspruch genommen. Mit der äußersten Anstrengung hatte der Prinz Heinrich, nachdem Dresden gefallen war, sich dennoch in Sachsen gegen Daun und den Prinzen von Hildburghausen behauptet, sogar mehrere glückliche Streifzüge nach Thüringen und Franken bis Nürnberg unternommen. Dem Könige war alles daran gelegen, Sachsen während des Winters besetzt zu behalten und wo möglich sich Dresdens wieder zu bemächtigen. Er ließ den General Hülsen mit der schlesischen Armee nach der Elbe aufbrechen, wohin er selbst ihm folgte. „Ich habe mich" — schreibt er an d'Argens aus Elsterwerda den 12. November — „hierher schleppen lassen, mein lieber Marquis. Morgen werde ich wieder bei meiner Armee sein und ich hoffe, Daun und seine Oestreicher werden es nicht bemerken, daß ich das Podagra habe. In acht Tagen, denke ich, soll Sachsen von den Feinden gesäubert und alles ruhig sein. Wenn Sie sich wohlbefinden und einen gut verschlossenen Wagen auftreiben

können, werden Sie mir das Vergnügen machen, mich in Dresden, wo ich mein Quartier nehmen und für Sie eine Wohnung besorgen werde, zu besuchen."

Daun hatte kaum von der Ankunft des Königs und seiner Armee Nachricht erhalten, als er den Rückzug nach Böhmen antrat. Diesen ihm zu verlegen gab der König dem General Fink Befehl, mit 10,000 Mann Fußvolk, 3,500 Pferden und 76 Kanonen über Freiberg und Dippoldiswalde nach Maxen zu marschiren. Vergebens machte Fink dem Könige Vorstellungen gegen ein so zweifelhaftes Unternehmen mit unzuverlässigen Truppen, in einem höchst ungünstigen Terrain, wider einen, ihm bei weiten überlegenen, Feind. „Er weiß, daß ich keine Difficultäten leiden kann", fiel ihm der König in das Wort und als er noch zögerte, rief Friedrich ihm heftig zu: „Herr, in des 3 T... Namen, mache er, daß er fortkommt!" — Fink trat, wie ihm befohlen worden, den verhängnißvollen Marsch von Wilsdruf nach Freiberg an. Daun, welcher genaue Nachricht über das unvorsichtige Unternehmen dieses abgesonderten Corps hatte, umzingelte dasselbe von allen Seiten mit seiner viermal stärkeren Armee, bei dem Dorfe Maxen, wo er die umgebenden Höhen besetzt hielt. Einige Versuche Fink's, sich durchzuschlagen, schlugen fehl, seine Truppen hielten nicht Stand. „Die beiden Bataillons Zastrow und Grabow" — sagt Fink in seinem Berichte — „thaten ihre Schuldigkeit nicht, das Regiment Rebentisch eben so wenig; die Ursache war, daß sie ungemein viel Oestreicher und Russen in Reihe und Glied hatten, davon die mehresten zum Feind übergingen. — — Bei diesen desperaten Umständen versuchte ich dennoch am folgenden Morgen vor Tages Anbruch den Feind auf's Neue zu attaquiren und mich durchzuschlagen. Nachdem mir aber gemeldet worden, wie das Corps so sehr geschmolzen, die Leute auch so sehr in Furcht waren, daß ich alle Mühe hatte das Wenige, was mir noch geblieben, zu erhalten, weil auf einige kleine Gewehrschüsse alles wieder lief, auch des Morgens, als der Feind einige Kanonenschüsse that, Alles zu laufen anfing, so stellte mir der General Rebentisch vor, daß dies ein Unternehmen sei, welches unmöglich auszuführen sei."

Am 21. November schloß der General Fink jene schmachvolle Capitulation ab, durch welche er sein ganzes Corps von 8- bis 10,000 Mann mit 4 Generalen, 550 Offizieren, 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen dem Feld-

marschall Daun überlieferte. Der König trug große Schuld an diesem traurigen Ereigniß; auf Finks Bericht antwortet er ihm aus Wilsdruf den 23. November: „Es ist bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein preußisches Corps das Gewehr vor seinem Feinde niederlegt, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt." Nach geendetem Kriege ließ der König Fink vor ein Kriegsrecht stellen, welches ihm ein Jahr Festung zuerkannte und ihn von dem preußischen Kriegsdienst ausschloß. Er trat in dänische Dienste. —

Daun begnügte sich mit diesem „Fang auf dem Finkenheerde" und zog nach seinem Lager bei Dresden zurück, ohne den König, welcher bei Wilsdruf und Freiberg mit nicht mehr als 24,000 Mann stand, zu beunruhigen. Der unerwartete Schlag bei Maxen machte die Stimmung und auch die Lage des Königs zu einer verzweifelten. „Die kleine Hymne an Fortuna", schreibt er an d'Argens aus Wilsdruf den 22. November, „die ich Ihnen schickte, war zu voreilig; man muß nicht Victoria singen, bevor der Sieg erfochten ist. Ich bin so erschöpft von den Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen, die mir begegnen, daß ich mir tausendmal den Tod wünsche und es von Tage zu Tage müder werde, einen Körper zu bewohnen, der abgenutzt ist. Ich schreibe Ihnen im ersten Augenblick des Schmerzes. Bestürzung, Gram, Unwille, Verdruß zerreißen gemeinschaftlich meine Seele. Haben Sie Mitleid mit meinem Zustande und machen Sie keinen Lärm davon, denn böse Nachrichten verbreiten sich ohnedem schnell genug. Wann werden meine Leiden enden!"

Nichts kam dem Könige besser zu statten, als die in jenen Zeiten geltende Uebereinkunft der kriegführenden Generale, während des Winters sich gegenseitig nicht in der Ruhe zu stören. Friedrich benutzte die ihm vergönnte Muße zu verschiedenen literarischen Arbeiten, ließ seine Abhandlung über den Feldzug Karls XII. drucken und schrieb: „Reisenachricht eines chinesischen Gesandten an seinen Kaiser." „Das Werkchen", schreibt er an d'Argens, dem er es zur Besorgung des Drucks zuschickt, „hat den Endzweck, dem heiligen Vater eins zu versetzen, weil er die Degen meiner Feinde segnet und königsmörderischen Mönchen eine Freistatt giebt. Ich allein habe es gewagt, die Stimme zu erheben und dem Schrei der beleidigten Vernunft gegen das schändliche Benehmen dieses Oberpriesters des Baal laut werden zu lassen." Der chinesische Gesandte erstattet einen sehr wundersamen Bericht über das,

was er bei Gelegenheit eines Hochamtes in St. Peter zu Rom beobachtet hat. „In diesem Tempel" — erzählt er — „sind eine Menge Altäre und vor einem jeden Altar eine Bonze, vor dem eine Menge Volks auf den Knien liegt. Ein jeder dieser Bonzen macht, indem er mystische Worte murmelt, einen Gott und wenn er ihn fertig gemacht hat, verzehrt er ihn. Rings umher in dem Tempel stehn eine Menge Statuen, denen man große Ehre erweist, denn obwohl sie stumm sind, haben sie dennoch eine Stimme im Himmel und empfehlen dort diejenigen, welche ihnen hier am meisten schmeicheln."

Voll tieferen Gehaltes ist eine „Ode an die Deutschen", in welcher Friedrich in gerechtem Zorne laute Klage über den Sclavensinn der deutschen Nation erhebt, welche mit dem Auslande sich zu Preußens und zu ihrem eignen Untergange verbunden habe. Er ruft den Deutschen zu:

„Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß euch Hülfe senden,
Dem wilden Russen bietet ihr's zum Raub,
Ihr Armen grabt das Grab mit eignen Händen.
Ihr gebt das Land dahin und seine Rechte,
Fremden Tyrannen dient ihr nun als Knechte.

Wie werdet ihr es einst beweinen,
Daß ihr der stolzen Feinde Heer
Mit eigner Hand geschärft den Speer;
Der Fremde wird's nie redlich meinen.

Nicht auswärts nur, ihr nährt im eignen Schooß,
Unsinn'ge, die Gefahren wie verblendet,
Die Donau zieht euch den Tyrannen groß,
Indeß ihr gegen mich die Waffen wendet.
Du schmiedest, deutsches Volk, die eignen Ketten,
Die Freiheit flieht und will sich sterbend retten.

Ihr werdet noch dem Wahne fluchen
Und dem, was euer Herz bethört,
Daß ihr die schnöden Fesseln ehrt,
In die euch eure Kaiser schlugen."

Er erinnert an den Uebermuth Karls V., an die Despotenstreiche, mit denen Ferdinand II. des Glaubens freie Macht gebrochen und wirft Deutschland vor, daß es den, der für seine Freiheit den Kampf wagt, geächtet

habe. Er richtet in den letzten Strophen das Wort an seine tapfern Preußen:

„Heran, ihr muthigen Geschwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz
Und trefft mit scharfgeschliffnem Erz
Dem frechen Feind die Lebensader.

Als Helden stürzt mit der Begeistrung Muth
Euch in der Völkerschaar verschworne Banden
Sie dürsten stolz und wild nach euerm Blut,
Und ziehen gegen euch aus allen Landen.
Da ist der Sieg, wo eure Fahnen wehn,
Die Nachwelt rühmt die herrlichen Trophä'n.
Der Rache weih ich euch, ihr Schaaren,
Gedenkt, von Feindes Blut gefärbt,
Daß ihr den schönsten Lorbeer erbt,
Dort auf dem Felde der Gefahren!"

Ohne Wirkung und Widerklang verhallten die Worte des Königs, die er nicht in der Sprache seines Volkes an dasselbe richten konnte; ja, nicht einmal in dem abgeschwächten Nachklange einer Uebersetzung gelangten solche Worte an diejenigen, denen sie galten.

---

19. Friedensvermittlung durch die Herzogin von Gotha 1760. — Der Großsultan ein Bundesgenoß Friedrichs. — Fouqué in Landshuth; — der treue Reitknecht Trautschke. — Dresden in Brand geschossen; — Die Philosophie als Sternschanze. — „Die ganze Boutique geht zum Teufel!" — Verwerfung der Friedensverträge, welche Voltaire mittheilt; — Friedrich noch trotziger als Napoleon. — Der Prinz Heinrich verlangt seinen Abschied; — ein Brief Friedrichs versöhnt ihn; — Friedrich schlägt Loudon bei Liegnitz den 15. August 1760. — Das Schlachtfeld von Walstadt; — das Regiment Bernburg erhält die Borten wieder; — der lange Fausser; — Gott ist stark in den Schwachen! — Tottleben und Lacy in Berlin; — die Zeitungsschreiber sollen Spießruthen laufen. — „Nie wird meine Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen!" — Die Schlacht von Torgau den 3. November 1760; — Daun von Friedrich geschlagen; — der Herzog Ferdinand; — der Oberst von der Heyde in Colberg.

Des Königs Gedanken waren zu Anfang dieses Jahres allen Ernstes auf den Frieden gerichtet, zunächst auf die Zustandbringung einer Annäherung zwischen Frankreich und England, wozu er sich als Vermittlerin der Her-

zogin von Gotha bedient*). „Ich belästige Sie schon wieder, Madam" — schreibt er ihr aus Freiberg den 23. Januar 1760 — „da Sie mir selbst dazu Muth machen. Ich habe Ihnen das Geheimniß der Kirche anvertraut, allein gegenwärtiges Schreiben soll nur einige allgemeine Gesichtspunkte so feststellen, daß sie, indem sie die Engländer und Franzosen in Uebereinstimmung bringen, als Präliminarien zu einem zukünftigen allgemeinen Frieden dienen können. — — Ich fange an zu hoffen, daß es uns vielleicht gelingen werde; der erste Anfall der Tollheit ist vorüber, die Erschöpfung der Finanzen macht die Franzosen so vernünftig wie Platone. Ich möchte nicht behaupten, daß sie Platone bleiben, wenn sie wieder Geld im Ueberfluß haben werden; nur daß sie es gegenwärtig seien und Frieden machen, das ist Alles, was man von ihnen verlangt." Der König spricht die Hoffnung aus, daß Oestreich, wenn es seinen mächtigen Bundesgenossen, Frankreich, verliere, sich bequemen werde. „Ich bitte nochmals" — fügt er hinzu — „tausendmal um Verzeihung, allein wenn es meiner Bemühung gelingt, so wird Europa Ihnen für den Frieden, der von allen Vernünftigen gewünscht wird, dankbar sein. Zugleich wage ich Sie zu bitten, Voltaire nicht merken zu lassen, daß Sie in dem Geheimnisse sind, dies könnte bei dem Herzog von Choiseul Mistrauen erwecken, welcher der Schlußnagel aller dieser Verhältnisse ist und vielleicht nicht wünschen möchte, daß sein Geheimniß gekannt wäre.

„Mit vielen anderen" — schreibt Friedrich aus Freiberg den 16. Februar an die Herzogin — „betrachte ich Sie als eine hochgeachtete Freundin, zu der ich in der Zeit der Noth meine Zuflucht nehme. Es handelt sich beständig um den Frieden und wenn der Gegenstand nicht so schön wäre, würde ich Ihnen gegenüber nicht zu entschuldigen sein. Cocsé, den ich mit diesem Briefe an Ihren Hof geschickt habe, soll Sie ersuchen, mir mit irgend einem Subjecte an die Hand zu gehn, einem klugen und anstelligen Manne, welcher die Reise nach Frankreich unternähme, um dem Bailli de Froulé, einem mir bekannten, sehr ehrenwerthen Manne, einen Brief einzuhändigen; derselbe könnte seinem Hofe die beigefügten Friedenspräliminarien insinuiren. Um

*) Durch die Mittheilungen aus dieser Correspondenz fügen wir nicht nur der Geschichte Friedrichs ein interessantes Blatt hinzu, sondern haben auch seinem Charakter eine, bisher nicht gekannte, Seite der Liebenswürdigkeit im Umgange mit gebildeten Frauen abgewonnen.

Ihnen mit zwei Worten den Hauptpunkt dieser Angelegenheit auseinander zu setzen, so wissen Sie, Madam, daß nach den Vorschlägen, welche der Congreß unsern Feinden gemacht hat, man aus guter Quelle unterrichtet war, daß die Kaiserin Königin und die Kaiserin der Barbaren durchaus die Hände nicht dazu bieten wollten, im Gegentheil, daß sie in Paris daran arbeiten, den König von seinen friedliebenden Gesinnungen abzubringen." Friedrich hofft dennoch den Herzog von Choiseul für den Frieden geneigt zu stimmen und theilt der Freundin in Gotha die Präliminarien zur Begutachtung mit. „Aus allem diesen", fügt er hinzu, „werden Sie ersehen, um was es sich handelt und da ich keinen Schritt thue, ohne vorheriges Uebereinkommen mit dem englischen Ministerium, so schmeichle ich mir, daß dieser Schritt, wenn Sie ihn Ihrer Genehmigung würdigen, uns zu einem glücklichen, für Deutschland und überhaupt für ganz Europa wünschenswerthen Ende führen könnte."

In dem nächsten Briefe (vom 5. März) erwähnt Friedrich einer, ihm durch Voltaire gemachten, Eröffnung, welche ihm jedoch zu räthselhaft erscheint, um darauf eingehen zu können. Immer aber herrscht bei ihm der Wunsch nach Frieden vor. „Gewiß ist es", bemerkt er, „daß der Friede sehr wünschenswerth ist; ich habe eine Aussicht vor mir, die keineswegs lachend ist und ich würde eben so gern die Ställe des Augias reinigen, als von einem Ende Deutschlands zum andern rennen, um mich der Menge meiner Feinde entgegenzustellen und vielleicht neues Unglück zu erfahren. Allein es giebt ein gewisses unbegreifliches Geschick, welches die Menschen treibt und welches durch die Verknüpfung untergeordneter Ursachen, sie auf eine unwiderstehliche Weise fortreißt. Dies Geschick vollbringt Alles; wollen wir den Frieden, so will es den Krieg, es führt den Blinden und verwirrt den Erleuchteten. Man muß daher für das Gute so viel als möglich arbeiten, ohne zu erstaunen, wenn alles anders kommt, als man es vorhergesehn; denn in der That, Madam, die gründlichsten Politiker kennen die Zukunft eben so wenig zum voraus, als die dümmsten Menschen. Ich nehme mir die Freiheit Ihnen ein kleines Schriftchen: „sur les affaires du tems" zu übersenden; es ist das Gebell eines Jagdhundes während ein großes Donnerwetter brüllt, welches verhindert, ihn zu hören. Man muß das Publikum von Zeit zu Zeit aus seiner Schlafsucht erwecken und es zwingen, Betrachtungen anzustellen. Nicht immer geht diese Saat sogleich auf,

zuweilen bringt sie mit der Zeit Früchte; man muß gestehn, daß in Deutschland der Boden dazu schlecht cultivirt ist, einigen Eindruck aber macht dergleichen immer."

Ueber den glücklichen Fortgang der geheimen Unterhandlungen in Paris benachrichtiget er die Freundin in einem Briefe vom 26. März, in welchem er schreibt: „Der Einschluß aus Paris benachrichtiget mich, daß der Bailli de Froulé sich mit dem Auftrage befaßt und das Eisen sogleich in das Feuer gebracht hat und daß er Gelegenheit verschaffen wird die Antwort zu befördern. Es scheint klar zu sein, daß es da drüben zwei Parteien giebt, welche von sehr verschiedenen Prinzipien ausgehn: allein trotz dieser Intrigue darf man nicht an dem Frieden verzweifeln. Ich habe Briefe aus Holland, welche mir viel Hoffnung machen und wovon wir vielleicht im Juni die Früchte sehen werden. — Hier ist eine Antwort für Voltaire, womit ich schon einmal so ungeschickt war Sie zu belästigen."

Alle edleren und gebildeten Geister wendeten sich damals der Philosophie zu, von deren Studium sich auch die Frauen nicht ausschlossen. Die Herzogin beschäftigte sich ernstlich damit und empfiehlt dem Könige die Schriften Hume's, dessen Philosophie damals von England aus die herrschende zu werden begann. „Wenn das Buch des englischen Philosophen", antwortet Friedrich, „mich lehrt, mich besser zu orientiren, so bitte ich Sie, mir es anzuzeigen, ich kenne es nicht, allein ich halte es für gut, da es sich Ihres Beifalls erfreut. Das Unglück ist es, Madam, welches die Menschen zu Philosophen macht. Meine Jugend war eine Schule des Unglücks und später zu dem so beneideten Range erhoben, welcher dem Volke durch eine Aufgeblasenheit von Größe so sehr imponirt, hat es mir nie an Widerwärtigkeit und Unglück gefehlt. — — Das Unglück macht weise, es befreit die Augen von den Vorurtheilen, welche sie umdunkeln und enttäuscht uns über die Eitelkeit der Dinge; dies ist für die anderen ein Gewinn, für uns selbst ein Uebel, denn es giebt in der Welt nur Täuschungen und diejenigen, welche darin ein Vergnügen finden, sind glücklicher, als diejenigen, welche das Richtige kennen und es verachten. Man kann der Philosophie die Antwort geben, welcher jener fieberkranke Narr, der sich in das Paradies versetzt wähnte, dem Arzte gab, der ihn geheilt hatte und seine Zahlung forderte: Elender, soll ich dich für das Uebel, welches Du mir bereitet hast, noch bezahlen?

Ich war im Paradiese und Du hast mich wieder herausgeführt. — Dies, Madam, ist ein Bekenntniß, welches der Vernunft nicht zur Ehre gereicht, allein es ist die reine Wahrheit."

Auch der Dichtkunst huldiget die Herzogin und Friedrich übersendet ihr ein Bändchen seiner Gedichte, von welchem man in Holland einen diebischen Nachdruck veranstaltet hatte. In der uns bekannten bescheidenen Weise schreibt der König: „Sehr wohl weiß ich, daß dieses Buch viele Materien enthält, die wenig für das Publikum geeignet sind, allein es war auch nicht für dasselbe geschrieben, ich kenne den Geschmack der Zeit sehr wohl, um zu wissen, was gefällt. Meine Verse sind zu raissonnirend, zu ernsthaft, ermangeln zu sehr jener Anmuth, welche man mit Recht verlangt. Ich fürchte sogar den bloßen Verdacht: reimen zu können und dadurch mich dem Rufe jenes Sprüchwortes auszusetzen: „toll wie ein Poet" (fou comme un poëte). Allein alle meine Vorsicht war vergebens, Sie sehen mich hier als „den Dichter wider Willen" und ich habe mich Ihnen in dieser Eigenschaft vorstellen wollen, weil ich glaube, daß man vor seinen Freunden nichts Verborgenes haben muß." Den satirischen Bericht des chinesischen Gesandten über das römische Unwesen und die Briefe, den geweihten Degen betreffend, welchen der Papst an Daun geschickt, theilt Friedrich der Freundin ebenfalls mit und entschuldigt seine scharfen Worte damit, daß er sich gegen so boshafte Feinde „mit seinen Zähnen und Klauen zur Wehr setzen müsse."

Auf „die gütige Vorsehung", welcher Alles anheimzugeben sei, will sich Friedrich nicht vertrösten lassen. „Ich gestehe", schreibt er der Freundin, daß ich in Beziehung auf die Operationen der Vorsehung nicht Ihrer Meinung bin, ich kann mich des Vorurtheils, in welchem ich befangen bin, nicht entschlagen, daß nämlich unser Herr-Gott im Kriege für die großen Massen und schwere Cavallerie ist; bisher befanden sich diese massenhaften Schwadronen sehr oft auf der Seite unserer Feinde. Ich habe meine metaphysischen Träume über diesen Gegenstand in Verse gebracht und wenn es nicht Ihre Nachsicht zu sehr mißbrauchen heißt, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen nächstens einmal diesen Aufsatz zu schicken. — Ich habe Hume gelesen, und um Ihnen meine Meinung ganz freimüthig zu sagen, gestehe ich Ihnen, daß es mir scheint, als jage er zu sehr nach Paradoxen, was ihn zuweilen irre führt und ihn in Widerspruch mit sich selbst bringt.

Er peitscht die christliche Religion auf dem Hintern des Muhametism (il fouette la religion chretienne sur les fesses du Mohametisme) und sagt überall davon zu viel, oder zu wenig. — Das Beste, was in dem Buche des Herrn Hume enthalten ist, hat er aus Locke genommen, allein der neuere Schriftsteller bereichert sich nicht durch den älteren u. s. w."

Die Herzogin hatte dem Könige diejenigen Punkte näher bezeichnet, durch welche nach ihrer Ansicht der Friede zunächst vermittelt werden dürfte. Friedrich antwortet ihr hierauf (den 1. Mai): „Sie befahlen mir, Ihnen meine Ansicht über den Inhalt des Beigeschlossenen zu sagen, ich werde dies mit der Aufrichtigkeit thun, die ich Ihnen schuldig bin, indem ich Sie jedoch beschwöre, meine Ansicht nicht für ein Orakel zu halten. Mir scheint es, daß die Sachen noch nicht weit genug gediehen sind, da bis jetzt sich noch niemand ausgesprochen hat und es gut sein dürfte, zu erwarten, bis zu welchem Punkte England und Frankreich in Beziehung auf ihre eigenen Interessen, die ihnen wahrscheinlich zunächst am Herzen liegen, sich verständigen werden. Erst dann wird es an der Zeit sein, daß ein Jeder seinen Antrag macht und allem Anscheine nach würden diese Verhandlungen die Beschäftigungen eines Congresses werden. Das aber scheint mir gewiß zu sein, daß sich die beiden Kaiserinnen durchaus nicht zum Frieden verstehen wollen; demnach wird dieser Feldzug (1760) statt finden, was auch daraus entstehen mag und obschon mir die Last allein aufgebürdet bleibt und ich den Süden und Norden Europa's auf meinen Schultern trage, man muß hindurch und sich auf sein Glück verlassen, wenn man sich nämlich ohne Eigendünkel auf dessen Unbeständigkeit verlassen kann. Wenn Sie sich daher auf meine geringe Einsicht verlassen wollen, so glaube ich, Madam, daß es nicht eher Zeit sein wird, davon zu sprechen, als bis wir Nachrichten von England erhalten, welche andeuten, daß die Gemüther sich einander nähern und Anschein vorhanden ist, daß man sich über den Frieden verständigen werde."

Die Friedensunterhandlungen scheiterten nach Friedrichs Meinung an der Zurückhaltung Englands. „Von London" — schreibt er den 8. Mai — „habe ich seit den 18. April keine Briefe, der Wind hat seitdem umgesetzt. Um Ihnen ganz offenherzig meine Meinung zu sagen: ich merke, daß die Engländer keinen Frieden wollen; man muß indessen zum Wohle der Menschheit und damit man sich nichts vorzuwerfen hat, den Versuch machen."

Während der Winterruhe hatte der König sein Heer wieder auf 90,000 Mann gebracht, vornehmlich durch gewaltsame Werbung in Sachsen; am fühlbarsten war der Abgang der Offiziere, so daß manches Regiment anstatt der etatsmäßigen 52 nur noch 12 hatte. Aus dem Heere selbst nahm er sie sehr selten, da er nur Edelleute zu Offizieren haben wollte. Den Pagen und Junkern, die ihm von den kleinen Fürstenhöfen zugeschickt wurden, gab er den Vorzug vor den gedienten Unteroffizieren und dies führte nothwendig zur Verschlechterung des Heeres. Die Stärke der gegen ihn verbündeten Feinde betrug an den verschiedenen Punkten über 200,000 Mann. Er selbst übernahm den Oberbefehl in Sachsen, Daun gegenüber; den Prinzen Heinrich stellte er den Russen entgegen; den Prinzen von Würtenberg den Schweden, dem General Fouqué vertraute er die Bewachung der oberschlesischen Gebirgspässe an.

In Westphalen hatte der Herzog Ferdinand nach dem glänzenden Siege über die Franzosen bei Minden den 1. August eine achtunggebietende Stellung eingenommen und sogar ein Corps von 12,000 Mann dem Könige zur Verstärkung seiner Armee nach Sachsen geschickt. Endlich war es Friedrich gelungen, sich an dem Großsultan einen Bundesgenossen zu gewinnen und die Furcht vor einem Einfall in Ungarn nöthigte den kaiserlichen Hof die dortigen Grenzregimenter zu verstärken.

Loudon drang schon zu Anfang März aus Mähren nach Oberschlesien vor und Fouqué zog sich, aus Besorgniß abgeschnitten zu werden, von Landshuth auf Schweidnitz zurück. Der König, welcher damals in Meissen stand, nahm die Meldung davon sehr ungnädig auf und schrieb Fouqué: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß ihr meine Berge verlassen habt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle." Fouqué führte sogleich nach Empfang dieses Befehls, sein Corps nach Landshut zurück, bald aber trafen neue Befehle und Gegenbefehle ein, doch sah der König wohl ein, daß es nicht gut möglich sei, von Meissen aus die Vorposten in Oberschlesien zu commandiren. „Ihr habt", schreibt er den 22. Juni an Fouqué, „seit einigen Tagen sehr differente Orders bekommen, welche Ihr aber den Umständen attribuiren müßt, als die sich von Tage zu Tage geändert. Weil ich jetzt so gute Nachrichten aus der Türkei erhalte, die mir zu einer puissanten assistance Hoffnung geben, wir aber zugleich einsehen können, daß das Project

des Loudon nicht sowohl auf Ihn, als auf Breslau gerichtet ist, so müssen wir hierbei nur auf die Sicherheit der Hauptsachen (Breslau) denken und Ihr könnt Euch, wenn Ihr es à propos findet auf Breslau zurückziehen." Allein bevor dieser Befehl eintraf, wurde Fouqué von Loudon in Landshut mit großer Uebermacht angegriffen und sein Corps vernichtet. Er selbst gerieth schwer verwundet in östreichische Gefangenschaft und verdankte seine Lebensrettung seinem treuen Reitknechte Trautschke, welcher ihn mit seinem Körper bedeckte und dreizehn Säbelhiebe der Löwenstein-Werthheimschen Dragoner auffing. Den Oestreichern fielen 4000 Gefangene, 68 Kanonen, 34 Fahnen und 2 Standarten in die Hände. Loudon wußte diesen Sieg gut zu benutzen; er zwang Glatz zur Uebergabe und rückte vor Breslau.

Ein heftiger Angriff, welchen Friedrich (den 19. Juni) auf Dresden machte, hatte keinen andern Erfolg, als daß eine große Anzahl Gebäude, darunter auch die schöne Kreuzkirche, durch die Bomben in Brand geschossen und zertrümmert wurden. Daun rückte zum Entsatze heran und Friedrich zog ab. Aus allen Verschanzungen herausgeschlagen, bleibt ihm zur Zuflucht nur eine, bombenfest gegen alle Wurfgeschosse des Himmels und der Hölle, die Sternschanze der Philosophie. „Der letzte Theil meiner Laufbahn", schreibt er den 26. Juni an d'Argens, „ist rauh, traurig und unglücklich. Ich liebe die Philosophie, weil sie meine Leidenschaften mäßiget und mir Gleichgültigkeit gegen meine Auflösung und gegen die Vernichtung meines denkenden Wesens einflößt. Man kann nicht läugnen, daß Viele sich den Titel „Philosoph" ohne Berechtigung anmaßen und Stoff zum Lachen geben; aber im Ganzen genommen ist es eine Schande für unser Jahrhundert, eine Wissenschaft, welche dem menschlichen Geiste am meisten Ehre macht, die Schule, welche die größten Männer gebildet hat, herabwürdigen zu wollen."

Ein zweiter Versuch, sich Dresdens zu bemächtigen, schlug ebenfalls fehl und die Fortschritte der Oestreicher in Schlesien zwangen Friedrich, im August dahin aufzubrechen. Er that es mit sehr geringer Hoffnung auf günstigen Erfolg. „Sind wir glücklich", schreibt er an d'Argens aus Großenhayn den 1. August 1760, „so werde ich Sie davon benachrichtigen; sind wir unglücklich, so nehme ich im voraus von Ihnen Abschied. Ja, ja, mein Lieber, die ganze Boutique geht zum Teufel! Ich sehe die schreck-

liche Lage, die mich erwartet, und habe meinen Entschluß mit Festigkeit gefaßt."

So verzweifelt aber auch die Lage war, in welcher Friedrich sich befand und so sehr er selbst an einem glücklichen Ende des Kampfes verzweifelte, so war er doch fest entschlossen, nur auf ehrenvolle Bedingungen den Frieden anzunehmen.

Wohlmeinende Freunde hatten versucht, durch Voltaire den Herzog von Choiseul, welcher noch immer an der Spitze der Geschäfte in Paris stand, günstig für den Frieden zu stimmen und dieser war nicht abgeneigt, allein auf Bedingungen, welche das ehrliebende, tapfre Herz Friedrichs im Innersten empörten: Frankreich verlangte jetzt die Abtretung Cleve's. Voltaire hatte dienstbeflissen es übernommen, dem Könige eine vertrauliche Eröffnung darüber zu machen. „Ihre Friedensbedingungen", antwortet ihm der König im April 1760, „finde ich so unsinnig, daß ich sie ins Tollhaus schicken will, denn dort ist der rechte Ort darauf zu antworten. Ihre Minister können sich darauf verlassen, daß ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigen und den Frieden nicht anders unterzeichnen werde, als auf Bedingungen, die sich mit der Ehre meiner Nation vertragen. Welche Logik! Sie sagen: ich sollte Cleve abtreten, weil es von Dummköpfen bewohnt würde; was würden Ihre Minister sagen, wenn jemand die Champagne von ihnen forderte, weil man zu sagen pflegt: neunundneunzig Hammel und ein Champagner machen einhundert Stück Vieh. Ach, fort mit allen lächerlichen Projecten! Wenn anders das französische Ministerium nicht von zehntausend östreichischen Teufeln besessen ist, so muß es Frieden machen." —

Wenn man Napoleon's großartigen Muth bewundert, mit welchem er 1814 in Chatillon den ihm angebotenen Friedenstractat in Stücke riß, mit der Erklärung, daß er nicht ein einziges Dorf von Frankreich, wie er es übernommen habe, abtreten werde, so konnte er noch auf eine ganze Nation, die er hinter sich hatte und auf ein zahlreiches Heer trotzen. Bei weitem einsamer und verlassener stand Friedrich da, als er jene Bedingungen verwarf. Als demungeachtet Voltaire noch einmal darauf zurückkommt, weist ihn der König mit scherzhaftem Uebermuthe zurecht. Aus dem Porzellain-Quartier zu Meissen den 1. Mai 1760 schreibt er an Voltaire: „Was auch Herr v. Choiseul denken mag, mit der Zeit wird er schon ein geneigtes Ohr

schenken müssen. In weniger als zwei Monaten wird sich die ganze Scene in Europa geändert haben und Sie selbst werden dann einsehen, daß ich Recht hatte, Ihrem Herzoge meinen Thiergarten von Cleve zu verweigern. Sie selbst wissen ja sehr wohl, daß in dem Paradies die ersten Unterthanen unserer ersten Eltern Thiere waren; Sie kennen ferner die Zuneigung so vieler Personen zu Katzen, Hunden, Affen, Papageien, auch hoffe ich, Sie werden zugeben, daß wenn alle heiligen und gnädigen Majestäten, welche regieren, auf diejenigen ihrer allergehorsamsten Unterthanen Verzicht leisten sollten, welchen der gesunde Menschenverstand fehlt, zu allererst ihr Hof sich sehr lichten und die Menge ihrer Sclaven verschwinden würde. — — Gegenwärtig muß ich alle Segel der Politik und der Kriegskunst aufspannen. Die Spitzbuben (les filous), die mich bekriegen, haben mir Beispiele gegeben, welche ich buchstäblich nachahmen will. Es wird kein Congreß in Breda statt finden, und ich werde die Waffen erst nach drei Feldzügen niederlegen. Diese Straßenbuben (polissons) sollen sehen, daß sie meine gute Stimmung gemißbraucht haben und wir werden den Frieden nicht anders unterzeichnen, als der König von England in Paris und ich in Wien!"

Der Herzog von Choiseul ließ indessen noch fortwährend wegen des Friedens unterhandlen, vornehmlich in der Absicht, um Friedrichs Bündniß mit England zu trennen. Der König durchschaute bald dies Manoeuver und schreibt an Voltaire aus Radeberg den 21. Juni: „Die Franzosen wollten mich zum Besten haben und ich lasse sie sitzen, das ist ganz in der Ordnung. Ich werde keinen Frieden ohne die Engländer und diese keinen ohne mich machen. Eher würde ich mich verstümmeln lassen, ehe ich das Wort Friede gegen Ihre Franzosen noch einmal ausspräche. — — Ich überlasse die ganze Bande zu Versailles der Fuchsschwänzerei derer, die sich mit Intriguen amüsiren. Ich habe keine Zeit, mich mit solchen Lumpereien abzugeben und sollte ich zu Grunde gehn, so würde ich mich eher an den großen Mogul, als an Ludwig den Vielgeliebten wenden, um aus diesem Labyrinthe herauszukommen." —

Der König war Daun nach Schlesien gefolgt, wo bald noch zwei östreichische Corps unter Loudon und Lacy und die russische Armee und Soltikof eintrafen, so daß er sein Heer von 25 bis 30,000 Mann von mehr als

150,000 Mann umringt sah, welche mit jedem Marsche näher rückten, um ihn gänzlich einzuschließen.

Der Prinz Heinrich, welcher sich dadurch empfindlich verletzt fühlte, daß die durch ihn, die Herzogin von Gotha und Voltaire mit Frankreich eingeleiteten Friedensunterhandlungen von seinem Bruder zurückgewiesen wurden, bat in einem Schreiben von 5. August: „ihn von dem ihm anvertrauten Commando zu entbinden und von der Armee abzurufen, da er den Untergang des Staates unwiderruflich vor Augen sehe." Friedrich antwortet ihm hierauf (Hohendorf an der Katzbach den 9. August 1760 französisch): „Mein lieber Bruder, Es hält nicht schwer Leute zu finden, welche dem Staate in der Zeit der Gefahr und des Unglücks dienen, ein dauernder Ruhm wird durch die Ausführung schwieriger Aufgaben begründet, je mehr sie es sind, desto mehr Ehre. Ich kann daher nicht glauben, daß dasjenige, was Sie schreiben, Ihr Ernst ist. Es ist gewiß, daß weder Sie, noch ich in der gegenwärtigen Lage für die Ereignisse verantwortlich sind; allein sobald wir alles, was in unsern Kräften steht, gethan haben, wird unser eignes Gewissen und das Publikum uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was die gegenwärtige Lage meiner Angelegenheiten betrifft, so wird es, allem Anscheine nach, in wenigen Tagen zur Entscheidung kommen. Wir werden uns für die Ehre und für das Vaterland schlagen, ein jeder wird das Unmögliche zum Gelingen thun, die Mehrzahl der Feinde erschreckt mich nicht, doch kann ich trotz aller günstigen Umstände, für den Ausgang nicht einstehen."

Eine der schwersten Prüfungen für Friedrich's Seelenstärke war es, daß der Prinz Heinrich, der geliebte Bruder, den er überall auszeichnete und den er noch bei der Rückkehr aus Schlesien nach dem letzten Feldzuge vor seinen Generalen und höheren Offizieren mit den Worten begrüßt hatte: „er ist von uns Allen der Einzige, der keinen Fehler gemacht hat", daß dieser treuste Waffengefährte ihn verlassen wollte. Die ruhigen und ernsten Worte, mit denen Friedrich den Bruder an die Ehre und an die Pflicht: sich für das Vaterland zu schlagen, erinnert, verfehlten ihre Wirkung nicht. Prinz Heinrich brach sogleich mit seinem Corps aus Sachsen auf nach Schlesien, wo er noch zur glücklichen Stunde eintraf, um das, von dem tapfern Tauentzien bis auf's äußerste gegen Loudon vertheidigte Breslau zu ent-

setzen*). Demungeachtet befand sich der König in sehr gefahrvoller Lage. Sein kleines Heer von 30,000 Mann hatte er in der Nähe von Liegnitz versammelt, drei östreichische Heere unter Daun, Loudon und Lacy, 90,000 Mann stark und ein russisches unter Soltikof von 80,000 Mann umkreisten wie gierige Raubthiere die, von ihnen mit lüsternem Blicke verfolgte, potsdammsche Wachparade, über welche sie am 15. August gemeinschaftlich herzufallen sichre Verabredung getroffen hatten. Diesmal aber sah Friedrich sich besser vor, als bei Hochkirch. Von dem Vorhaben der Feinde unterrichtet verließ er während der Nacht so geräuschlos als möglich das Lager bei Liegnitz, ging über das Schwarzwasser und besetzte die Höhen von Pfaffenhofen. Loudon war ebenfalls in der Nacht aufgebrochen, um der Erste auf dem Platze zu sein. „Der Loudon soll sich wundern", sagte Friedrich zu dem Major von Hundt von Zietens Husaren, welcher ihm den nahen Vorbeimarsch des Feindes meldete, „wenn er das Nest leer finden wird; nun kommt, Kinder, wir wollen ihm zeigen, wohin die Vögel geflogen sind." Der Morgen des 15. August dämmerte blutigroth, als Friedrich den Befehl zum Angriff gab. Der Prinz Heinrich, an der Spitze seiner Kürassiere, General Krokow mit den Dragonern, Zieten mit seinen Husaren warfen sich ungestüm auf die, auf dem Marsche begriffenen, Colonnen Loudons und der Generalmajor Fürst Franz Adolf von Bernburg drang an der Spitze seines Infanterie-Regiments in die feindlichen Reihen, um sich die silbernen Litzen und Borten wieder zu verdienen, welche der König diesem Regimente wegen schlechter Haltung vor Dresden hatte abtrennen lassen. Die Schlacht von Liegnitz (15. August 1760) währte von des Morgens 3 Uhr bis 6 Uhr; die Oestreicher verloren 6000 Gefangene, 3000 Todte, 82 Kanonen und 23 Fahnen; sie wurde auf der berühmten Feldflur von Walstatt geschlagen, auf welcher 1241 die Mongolen unter Oktai-Chan mit den tapfern Schlesiern und Deutschen zusammentrafen und am 26. August 1813 der General Blücher den Sieg an der Katzbach über die Franzosen erfocht, wonach ihm später der Ehrentitel eines

---

*) Der als Dichter und Philosoph berühmte Lessing, welcher sich in Tauentziens Dienst als Secretair befand, sagt irgendwo von ihm: „Und wäre der König so unglücklich geworden, daß er seine ganze Armee unter einem Baume hätte versammeln können, so würde Tauentzien gewiß mit unter diesem Baume gestanden haben.

Fürsten von Walstatt ertheilt wurde. — „Das Regiment Bernburg hat sich brav gehalten!“ rief der König nach geendeter Schlacht dem Fürsten von Bernburg zu, als das Regiment vorbeimarschirte; er befahl Halt zu machen, ritt vor die Fronte, grüßte mit dem Hute und sagte: „Ich bedanke mich bei den Herren Offizieren, bei den Unteroffizieren und Soldaten und nun, ihr Kinder, sollt ihr auch die Litzen und Borten wieder haben.“ Da trat der Flügelmann, der lange Fausser vor, präsentirte das Gewehr und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Ich danke Ew. Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen und wieder unser gnädiger König sein werden.“ Das Regiment rief dem Könige ein Lebehoch und von allen Schlachten wirkte vielleicht keine so günstig auf den Geist der Soldaten, als diese. Daß die Reihen des Heeres so gelichtet worden waren, hatte wenigstens den Vortheil, daß die Unzuverlässigen davongelaufen waren und Friedrich desto zuverlässiger auf diejenigen, welche in so bösen Tagen treulich bei ihm ausgehalten hatten, zählen konnte.

Die glückliche und schnelle Entscheidung der Schlacht bei Liegnitz wurde vornehmlich dadurch herbeigeführt, daß der Wind den Donner der Kanonen in entgegengesetzter Richtung von Daun und Lacy, welche nur eine Meile vom Schlachtfelde entfernt lagerten, davon trug, ohne daß diese das Mindeste vernahmen. Dem Könige selbst erschien dieser Sieg wie ein Wunder; in bester Laune schreibt er an d'Argens den 17. August: „Gott ist stark in den Schwachen! wiederholte uns jedesmal der alte Bülow, so oft er uns Anzeige davon machte, daß die Kurprinzessin von Hessen guter Hoffnung sei; diesen schönen Spruch wende ich auf unsere Armee an. Die Oestreicher 80,000 Mann stark, wollten 35,000 Preußen einschließen. Wir haben Loudon geschlagen und die Anderen haben uns nicht angegriffen. Mein Rock und meine Pferde sind verwundet, ich selbst war bis jetzt unverwundbar. Niemals waren wir größeren Gefahren ausgesetzt, niemals hat es uns fürchterlichere Anstrengungen gekostet. Und was wird das Ende unserer Arbeit sein? Ich komme immer auf den schönen Vers des Lucrez zurück:

„Glücklich, wem es vergönnt im Tempel der Weisen zu wohnen!“

Haben Sie Mitleid, lieber Marquis, mit einem armen Philosophen, welcher auf ganz besondere Weise aus seiner Sphäre gerissen wurde u. s. w. Sprechen Sie mir nicht von Gefahren; das letzte Gefecht kostet mich einen

Rock und ein Pferd und dafür ist der Sieg wohlfeil erkauft. — — Ob ich diesen Krieg überleben werde weiß ich nicht, aber wenn es geschehen sollte, bin ich fest entschlossen, den Ueberrest meiner Tage in der Einsamkeit, in dem Schooße der Philosophie und Freundschaft zu verleben."

Nur auf kurze Zeit hatte der König sich von den, ihn umdrängenden, Feinden befreit, deren Angriffe er nur durch geschickte Stellungen und Bewegungen abzuwehren im Stande war. „Ich brate", schreibt er d'Argens den 18. September, „an einem langsamen Feuer, ich bin wie ein Körper, dem man jeden Tag ein Glied abschneidet. Der Himmel steh uns bei! Wir haben es sehr nöthig. Sie sprechen immer von meiner Person. Sie sollten doch wohl wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, daß ich mich für mein Vaterland schlage, um es zu retten, wenn es noch möglich ist."

Während Friedrich es als seine Hauptaufgabe ansehen mußte, die großen, ihm gegenüberstehenden, Heere in Schach zu halten, war es ihm nicht möglich, Berlin gegen einen Ueberfall zu schützen, welchen die russischen Generale Tottleben und Czernjschew mit 20,000 Mann in Gemeinschaft mit dem östreichischen General Lacy ausführten. Einige Tage hatte die kleine Garnison unter Anführung des verwundeten General Seidlitz die Stadt vertheidiget; am 8. October capitulirte sie und zahlte 1,500,000 Thaler Brandschatzung und 200,000 Thaler Douceurgelder an Tottleben. In den Berlinischen Nachrichten (Spenersche Zeitung) war früher einmal Tottleben „ein Avanturier genannt worden, welcher, nachdem er von Sr. Majestät dem Könige so viele unverdiente Gnade genossen, zum Feinde übergegangen sei und sich durch Verwüstung Dero Länder hervorthue." Der General ließ die beiden Zeitungschreiber Krause und Kretschmer deshalb auf die Hauptwache setzen und verurtheilte sie zu funfzigmal Spießruthenlaufen, gewiß eine grausame Strafe für Solche, die nur politische Artikel, — Theater- und andere Recensionen gab es noch nicht, — geschrieben hatten. — Als der siebenzigjährige Krause seine Kleider, und seine Perrücke ablegte und fußfällig um Schonung bat, nahm der, zur Execution commandirte, Offizier es auf sich, den beiden geängstigten Zeitungschreibern die Strafe zu erlassen. In Berlin selbst wurde ziemlich gute Ordnung gehalten; in Charlottenburg aber plünderte ein sächsisches, zu den Oestreichern übergegangenes, Regiment das Schloß, zerschlug alle Statuen und verwüstete

den Garten. Der König eilte über Bunzelwitz, Jauer, Guben herbei und noch vor seiner Ankunft zog der feindliche Schwarm mit reicher Beute am 12. October auf und davon. Hätte Berlin eine wohlbewaffnete Bürgerschaft und eine Schützengilde gehabt, welche von den beiden kaiserlichen Adlern Krone, Scepter und Reichsapfel eben so gut als beim Vogelschießen herunterzuholen den Muth gehabt hätte, dann würde sich die Stadt vertheidiget haben. Allein daran dachte man damals so wenig, daß d'Argens vielmehr den Bürgern über ihre ruhige Haltung die größte Lobrede hält. „Während der Belagerung" — schreibt er dem Könige den 19. October — „und nach der Uebergabe hörte ich die Bürger, das gemeine Volk und den Adel ausrufen: was wird unser guter und lieber König sagen! In der That hörte ich nicht einen einzigen sich über sein eignes Schicksal beklagen, der allgemeine Gegenstand blieb immer: der gute liebe König. Erhalten Sie sich ja, Sire, für so ruhige und brave Leute, wie Ihre Unterthanen sind."

Der König war so großmüthig, die zwei Millionen Brandschatzung, welche die Russen erhoben hatten, auf seine Rechnung zu nehmen und der Stadt nach und nach in aller Stille wieder zu erstatten.

Nach der Befreiung Berlins führte der König sein Heer aus den Sandsteppen der Mark nach den gesegneteren Fluren des Sachsenlandes und besetzte am 31. October Leipzig, wo die Reichsarmee die Quartiere räumen mußte. Daun und Lacy folgten mit 60,000 Mann ihm nach, die Reichstruppen zogen Verstärkungen an sich, die Russen bedrohten Berlin mit einem zweiten Besuche. Alle Hülfsquellen waren erschöpft, in den Magazinen keine Vorräthe, in den Arsenalen weder Geschütze, noch Munition, die in den Reichsländern geworbenen Recruten gelangten nicht zu dem, bis auf ein kleines Häuflein geschmolzenen, Heere, Schlesien, die Neumark, Pommern, Preußen und Cleve waren von den Feinden besetzt. In Wien, Paris und Petersburg glaubte man der Unterwerfung und Vernichtung des, bis zur Ohnmacht erschöpften, Gegners gewiß zu sein; die nächsten Verwandten, der Prinz Heinrich an der Spitze, die Minister, die Magistrate, der hohe Adel, die Geistlichkeit, alle Freunde nah und fern drangen in den König, sich in das Unvermeidliche zu fügen und den übermüthigen Kaiserinnen Friedensanträge zu machen. — Friedrich blieb unerschütterlich. „Nie werde ich", schreibt er den 24. October 1760 an d'Argens, „den Augenblick sehen, der

mich nöthiget, einen nachtheiligen Frieden zu schließen, keine Ueberredung, keine Beredsamkeit werden mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, sollte dieser Trost dem Schicksale, das mich verfolgt, noch zu süß scheinen, mein Unglück zu endigen wissen, wenn es sich nicht mehr ertragen läßt. Immer handelte ich meiner inneren Ueberzeugung und jenem Gefühle der Ehre gemäß, die alle meine Schritte leiten; mein Betragen wird stets mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, die reiferen Jahre meinem Vaterlande aufgeopfert, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter verfügen zu können. Ich habe es Ihnen gesagt und ich wiederhole es Ihnen: nie wird meine Hand einen entehrenden Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen, oder ein ehrenvolles Ende zu finden. — — Seit Erschaffung der Welt zählt man, wie angenommen wird, fünftausend Jahre. Diese ganze Zeit hindurch hat das Stückchen brandenburgisches Land existirt, bevor ich auf der Welt war, es wird ebenso nach meinem Tode fortbestehn. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts und so lange man noch daran mit Vergnügen arbeitet, wird die Masse durch Minister und Fürsten regiert werden. Das läuft ziemlich auf Eins hinaus: ein wenig mehr Thorheit, ein wenig mehr Weisheit, der Unterschied ist so gering, daß die Volksmasse ihn kaum bemerkt. Wiederholen Sie mir also, lieber Marquis, das Geschwätz der Höflinge nicht länger, bilden Sie sich nicht ein, daß die Vorurtheile der Eigenliebe und Eitelkeit mich blenden, oder mich auch nur im Geringsten zur Aenderung meiner Gesinnung veranlassen könnten. Nicht eine Handlung der Schwäche ist es, sein unglückliches Leben zu enden, es ist eine überdachte Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in welchem uns niemand schaden und nichts unsere Ruhe stören kann, der glücklichste für uns ist.

Wenn Alles uns verläßt in hoffnungsloser Noth
Dann wird das Leben Schmach und eine Pflicht der Tod!"

Der Feldmarschall Daun hatte seine Armee, 64,000 Mann stark, auf das linke Elbufer geführt und am 1. November eine feste Stellung auf den Süptitzer Höhen bei Torgau genommen.

Der König beschloß, ihn hier anzugreifen. „Ich verlange", sagte er zu den bei ihm am 2. November versammelten Generalen, „keines Einzelnen Meinung, sondern will Ihnen nur sagen, daß Daun morgen angegriffen werden soll. Er steht zwar in einer guten Stellung, allein, wenn wir ihn schlagen, wird seine Armee nach meiner Disposition entweder in die Elbe gesprengt, oder gefangen und dadurch der Krieg, dessen jedermann überdrüssig ist, geendigt werden."

Die Schlacht von Torgau am 3. November 1760 war die letzte, aber auch die blutigste des Krieges, welcher jedoch mit ihr sein Ende noch nicht erreichte. Unerschrocken, wie immer, hatte auch diesmal der König sich den größten Gefahren ausgesetzt, sich bald zu Fuß an die Spitze eines Bataillons gestellt, um die feindlichen Batterien zu stürmen, bald zu Pferd an die Angriffe der Reiterei sich angeschlossen. „Die Oestreicher schießen uns heut das Wort vom Munde weg", sagte er zu dem Generale Syburg, „es ist ein wahres Pelotonfeuer von Kanonen." Am härtesten wurde der Kampf bei Erstürmung der Süptitzer Höhen. Von einer Musketenkugel getroffen, sank der König mit dem Ausrufe: „ich bin todt!" besinnungslos vom Pferde. Bald aber erholte er sich wieder; er hatte nur eine Quetschung erhalten, die Kugel war durch den Pelz und die Kleider bis auf den Brustknochen durchgedrungen, ohne ihn zu verwunden*). Kaum war ihm die Besinnung zurückgekehrt, verlangte er auch sogleich wieder nach seinem Pferde und führte das Corps des Generals Hülsen zu einem dritten Angriffe vor. Die Nacht machte auf dieser Seite dem Gefecht ein Ende; der König sammelte seine Schaaren, um ihnen für die Erneuerung der Schlacht am folgenden Tage einige Erholung zu gönnen. Er selbst nahm sein Nachtquartier in der kleinen Dorfkirche zu Elsnig, wo er sich gezwungen sah, die Stufen des Altars zum Kopfkissen zu wählen. Die Oestreicher traten spät am Abend den Rückzug nach der Elbbrücke an; Daun war verwundet worden und hatte Befehl gegeben, die Truppen auf das rechte Elbufer zu führen. Kaum wurde der alte Zieten diesen Marsch gewahr, so stürzte er sich mit seinen Husaren aus dem Busche, in welchem er verborgen stand, hervor, die Generale Tettenborn, Saldern und Hülsen unterstützten seinen Angriff, der Oberstlieutenant von Möllendorf und

*) Diese Kugel wird auf der Königl. Kunstkammer in Berlin aufbewahrt.

Major v. Lestwitz entschieden mit einigen Bataillons durch Erstürmung des schon brennenden Dorfes Süptitz die Schlacht, die gegen 10 Uhr in der Nacht endete. Der König giebt in seinem Schlachtbericht den eignen Verlust auf 13,000 Mann, den der Oestreicher auf 20,000 Mann an. Die Preußen hatten 50 Kanonen und 27 Fahnen erobert. General Hülsen besetzte am anderen Tage Torgau, die Oestreicher zogen nach Dresden und von da nach Böhmen zurück.

Der König sendete Eilboten mit der Siegesnachricht nach Berlin und Breslau. In den schlesischen Städten und Festungen, welche sich noch in seiner Gewalt befanden, befahl er ein feierliches Te Deum unter Glockengeläut und Kanonendonner anzustimmen, damit die Kunde von dem Siege bis in die Erbstaaten, ja bis zur Hofburg der Kaiserin erschallen sollte.

An die vertrauten Freunde sind die Mittheilungen über den Sieg in sehr bescheidenem Tone abgefaßt. „Meine Contusion" — schreibt er an d'Argens den 10. November aus Meissen — „war nicht gefährlich. Die Kugel hatte einen Theil ihrer Kraft verloren, weil sie einen dicken Pelzrock und eine sammetne Uniform, die ich trug, durchdringen mußte; so konnte das Brustbein ihrer Gewalt widerstehn. Indessen gestehe ich Ihnen, daß mich dies wenig kümmerte, da Sieg oder Tod mein einziger Gedanke war. — Ich habe die Oestreicher bis an die Thore von Dresden getrieben. Mitten unter so vielen Widerwärtigkeiten habe ich keinen anderen Beistand, als meine Philosophie; sie ist ein Stab, auf den ich mich stütze und mein einziger Trost in diesen Zeiten der Unruhe und Umwälzung. Sie sehen, mein lieber Marquis, daß mein Glück mich nicht übermüthig macht; ich sage Ihnen genau, wie es mit uns steht; die Welt denkt vielleicht anders und läßt sich von dem Glanze blenden, welchen ein Sieg von sich strahlt.

Beneidet sind wir in der Ferne,
Hier aber seufzen wir!

Wie ich es auch anfange, ich erliege unter der Menge meiner Feinde. Dies eben ist mein Mißgeschick, dies die eigentliche Ursache der vielen Unglücksfälle, die ich nicht vermeiden konnte; mit einem Worte: ich sehe so schwarz, als ob ich tief im Grabe läg."

Nur einem so innigvertrauten Freunde, wie d'Argens, theilt Friedrich ohne Rückhalt mit, was er fürchtet und was er hofft; gegen andere verbirgt er

seinen Kummer, oder scherzt sogar darüber. An seine „gute Mama" Camas in Berlin schreibt er aus Neustadt den 11. November: „Wir sind wie die Narren gelaufen, ganz aufgeblasen von unserem Siege, um zu versuchen die Oestreicher aus Dresden zu jagen. Sie haben von ihren Bergen herab uns ausgelacht; ich bin wie ein Schulbube zurückgelaufen und habe mich aus Verdruß in einem der verwünschtesten Dörfer von ganz Sachsen verkrochen. — Es ist dies, ich schwör' es Ihnen, ein wahres Hundeleben, welches, Don Quixote ausgenommen, außer mir noch niemand geführt hat. All dies Getreibe, all diese Unordnung, die nie endet, hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum wieder erkennen würden. Auf der rechten Seite sind meine Haare ganz grau, meine Zähne zerbrochen und fallen mir aus, ich habe Falten im Gesicht, wie die Falbalas eines Damenkleides, den Rücken gekrümmt wie ein Trappist. — Mir ist nichts übrig geblieben als das Herz, dies hat sich nicht geändert und wird, so lange ich athme, die Gefühle der Achtung und einer zärtlichen Freundschaft für meine gute Mama bewahren." —

Aus den entfernten Provinzen gingen bei dem Könige bessere Nachrichten ein, als er sie erwarten durfte. Der Herzog Ferdinand hatte nach dem Siege bei Minden (den 1. August) diese Stadt besetzt und die Franzosen genöthiget, nach dem Rheine zurückzukehren; durch die Absendung eines Corps von 12,000 Mann nach Sachsen hatte er sein Heer zu sehr geschwächt, um den Feinden folgen zu können, zumal der Befehlshaber der englischen Reiterei, Lord Sackville sich den Befehlen des Herzogs nicht fügte und so zweideutig benahm, daß er später abgerufen, in London vor ein Kriegsgericht gestellt und von der Armee ausgeschlossen wurde. Einen glücklichen Streifzug unternahm der Erbprinz von Braunschweig nach Fulda, welches der Herzog Karl von Würtenberg, ein geschworner Feind des Königs, mit 12,000 Mann Reichstruppen besetzt hielt. Der Herzog und seine Offiziere gaben den schönen Fuldaerinnen eben einen Ball, als der Ruf: „Die Preußen sind vor den Thoren!" die Freuden des Abends auf sehr empfindliche Weise störte. In eiliger Flucht rettete sich der Herzog, der in den Tanzschuhen zu Pferde steigen mußte; die sämmtlichen Magazine wurden eine Beute der Preußen.

Der tapfre Vertheidiger Colbergs, der zum Obersten beförderte v. der Heyde, dessen wir schon einmal Erwähnung thaten, hatte in diesem Jahre einen noch heftigeren Angriff, als in dem vergangenen, zu bestehen. Von der

Seeseite bedrohte eine russisch-schwedische Flotte die Stadt, von der Landseite ein Heer von 15,000 Russen. Auch diesmal unterstützte die tapfre Bürgerschaft den braven Commandanten und als zum Entsatze der General Werner mit seinem Husarenregimente erschien, zog die feindliche Land- und Seemacht ab und Colberg war dem Könige erhalten. Diese schöne That wurde durch eine Denkmünze verewigt, welche Friedrich dem tapfern Commandanten mit nachstehendem Schreiben aus Meissen den 22. März 1761 überschickte. „Mein lieber Oberster von der Heyde; Die ruhmwürdige Defension, so Ihr zu wiederholten Malen von der Euch anvertrauten Festung Colberg gethan habt, und welche Euch sowohl bei der jetzigen Welt eine wohlmeritirte Reputation zu Wege gebracht hat, als auch alle meine gnädige Erkenntlichkeit verdient, hat mich bewogen, das Andenken davon durch gegenwärtige Medaille bis auf die späteste Nachwelt bringen zu lassen, welche Ihr hierbei von Mir empfangen habt u. s. w."

---

20. Friedrich im Lande der Lateiner. — Unterredung mit Gellert. — Die Freibataillons. — Eröffnung des Feldzuges 1761. — Der König macht Kriegspläne und Recensionen. — Buturlin in Züllichau; — geht über die Oder und kehrt wieder um. — Schweidnitz von Loudon erobert. — Der Hochverräther v. Warkotsch. — Bündniß Friedrichs mit den Ungläubigen. — Falschmünzerei. — Cato's letzte Worte.

Das nächste Ziel des Feldzuges: sichre Winterquartiere in Sachsen, war erreicht, zwei große Schlachten hatte Friedrich gewonnen und fühlte sich glücklich, sein bescheidenes Studierstübchen in Leipzig aufschlagen zu können. „Geben Sie doch gefälligst", schreibt er an de Catt nach Berlin, „dem kleinen Beausaubre den Auftrag, mir einen vollständigen Cicero, einen Xenophon, eine gute Logik von Portroyal, Voltaire's pucelle und seinen pauvre diable zu schicken." Leipzig galt damals für ein deutsches Paris, welches nicht allein in der Mode, sondern auch in den schönen Wissenschaften den Ton angab, worin Gottsched, dessen Bekanntschaft mit dem Könige wir bereits angeführt haben, seinen Landsleuten den guten Geschmack beizubringen, sich angelegen sein ließ. Auch während seines diesjährigen Winterquartiers, welches der König sich in dem Apelschen Hause eingerichtet hatte, ließ er die

berühmtesten Professoren der Universität sich vorstellen, um neue interessante Bekanntschaften zu machen. Wie es ihm damit ergangen, darüber giebt er der Herzogin von Gotha in einem Briefe aus Leipzig den 13. Januar 1761 Nachricht. „Ich befinde mich", schreibt er ihr, „seit vier Wochen in dem Lande der Lateiner; zu meinem Vergnügen habe ich hier sämmtliche Professoren der Universität die Revüe passiren lassen; ich habe deren drei oder vier voll Verdienst und schöner Kenntnisse gefunden, unter andern einen Professor des Griechischen, welcher mir mehr Urtheil und Geschmack zu besitzen geschienen hat, als man sonst bei den Gelehrten unserer Nation antrifft; allein unter der Menge habe ich Einen gefunden, welcher Molière nicht entgangen sein würde, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte. Dieser bewunderswürdige Herr erzählte mir mit der feierlichsten Magisterwürde, daß er sechzig Bände in Folio zur Welt gebracht, von denen er alle drei Monat zwei veröffentlicht habe. Ich entgegnete ihm: Aber, mein Herr, Sie besitzen ja die Universalwissenschaft? — So ist es auch, antwortete er. — Aber, mein Herr, sagte ich, alle drei Monat Zwei Bände in Folio, bedenken Sie das wohl, ich würde nicht einmal die Zeit haben, sie nur zu lesen und wie waren Sie im Stande sie auszuarbeiten? — Das kommt alles, — sagte er mit der Fingerspitze an seine Stirn deutend, — hier heraus. — Und, fügte einer seiner mitleidigen Collegen hinzu, aus dem Wörterbuche von Moreri, von Chambres und aus allen existirenden Wörterbüchern, welche unser Herr College zusammengeschmolzen hat. — Ganz recht, bemerkte der gelehrte Herr, ich habe sie sämmtlich umgegossen, allein ich habe sie ganz vortrefflich zurecht gemacht, denn ich habe sie sämmtlich verbessert. — Möge der Himmel Sie, Madam, und mich in diesem und allen kommenden Jahren unseres Lebens vor Schriftstellern bewahren, welche Väter von 60 Bänden in Folio sind. Meine Einbildungskraft ist noch bis auf diesen Augenblick so betroffen davon, daß ich bei dem Anblick eines Buches zittre, es sei denn, daß es in Duodecimo gedruckt ist. Ich bitte um Ihre gewohnte Nachsicht wegen der Späße, die ich Ihnen schreibe; ich glaubte, daß in der gegenwärtigen Zeit dies die einzigen Neuigkeiten wären, die man melden und empfangen kann, ohne Mißstimmung zu veranlassen u. s. w."

Eine angenehmere Bekanntschaft, als mit jenem Folianten-Professor war es, welche Friedrich während dieses Winterquartiers mit dem berühmten und

beliebten Fabeldichter Gellert machte. Der Dichter selbst hat das, mit dem Könige damals gehabte, Gespräch aufgezeichnet, aus welchem wir das Bemerkenswerthe hier mittheilen wollen:

Der König. Er ist der Fabeldichter Gellert?

Gellert. Zu Ew. Majestät Befehl; ich habe einige Erzählungen geschrieben und bin Professor der Moral.

Der König. Professor der Moral? Das thut in unsern Zeiten sehr noth; es sind sehr schlimme Zeiten, nicht wahr?

Gellert. Zu Ew. Majestät Befehl, sehr schlimme Zeiten, zumal in dem armen Sachsen.

Der König. Meint er, daß es bei uns besser aussieht, dann wär ich gewiß zu Haus geblieben; aber ein Professor braucht sich darum nicht zu kümmern. Er muß es machen, wie ich, sieht er, ich lese hier den Tacitus und kümmre mich nicht um die Welthändel und den Krieg.

Gellert machte dem Könige, welcher ihm die französische Uebersetzung des Tacitus rühmte, bemerklich, daß es auch eine gute deutsche Uebersetzung davon gäbe. Der König beklagte sich über die Armuth der deutschen Literatur, welche nichts aufzuweisen habe, was einem Tacitus, Virgil oder Lucrez an die Seite zu stellen sei.

Gellert. Es gab eine Zeit, wo auch die Römer nichts aufzuweisen hatten, was man dem Herodot oder Homer hätte an die Seite stellen können. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Jahrhundert der Deutschen, vielleicht hat ihnen noch ein August, ein Ludwig XIV. gefehlt.

Der König. Wie? Er möchte wohl in ganz Deutschland nur Einen Augustus haben?

Gellert. Ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.

Der König nöthigte Gellert, welcher von schwächlicher Gesundheit war, sich niederzusetzen und das Gespräch wurde vertraulicher. Friedrich erkundigte sich nach der Ursache seiner Krankheit, ob es die gewöhnliche Gelehrtenkrankheit sei, die er sich durch vieles Sitzen am Schreibtische zugezogen, wogegen er ihm als die besten Mittel ein Reitpferd, Rhabarber und Reisen empfahl. — Der Dichter erlaubte sich zu bemerken, daß ihm seine Mittel dies nicht

erlaubten. „Ja, das ist wahr", sagte der König, „es fehlt uns Gelehrten in Deutschland immer an dem Besten."

Gellert. Wenn Ew. Majestät nur Deutschland den Frieden geben wollten, dann würde . . . .

Der König. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ihrer drei wider mich.

Gellert. Ich bekümmre mich mehr um die alte, als um die neue Geschichte *).

In Betreff der deutschen Schriftsteller rügte der König, daß sie alle schwerfällig im Canzeleistile des Reichshofraths schrieben, es gäbe aber nichts Langweiligeres, als den „Stylum curiae." Gellert stimmte hierin dem Könige vollkommen bei und erhielt jetzt die Aufforderung von ihm, eine seiner Fabeln herzusagen. Gellert declamirte nach einigem Besinnen die bekannte Fabel von dem „klugen Maler in Athen."

Der König bezeugte dem Dichter seinen Beifall: „Das ist recht schön, sagte er; Er hat so etwas Coulantes (Fließendes) in seinen Versen, das versteh ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gellert. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

Friedrich entließ den Dichter auf das Freundlichste und bat ihn, noch öfter wieder zu ihm zu kommen. „Gellert", äußerte er später, „ist der einzige deutsche Dichter, der zur Nachwelt gelangen wird, er hat zwar nur in einer kleinen Gattung, aber in dieser mit Glück gearbeitet." Noch während seines Winteraufenthaltes in Leipzig schickte er Gellert eine in dessen Manier, in französischer Sprache gedichtete, Fabel, die Violine, deren Inhalt bekanntlich ist, daß ein Narr einen berühmten Violinspieler auffordert, auf drei, zwei, einer und zuletzt ohne Saite zu spielen, wovon er die Anwendung auf diejenigen gemacht wissen will, die ihm anmuthen, den Krieg, den er gut

---

*) Das ist wohl eins der bezeichnendsten Worte zur Characterisirung der damaligen deutschen Stubengelehrten; die Wogen des Krieges schlagen sieben Jahre lang an ihr Thor und an ihr Ohr, allein sie hören nichts davon, sie studiren die alte Geschichte.

mit vier Heeren, leidlich mit drei und zweien, in äußerster Noth mit einem geführt hat, jetzt ohne Heer zu führen:

„Unmögliches müßt ihr uns nicht befehlen,
Die Kunst erliegt, wenn ihr die Mittel fehlen."

Die Unterhandlungen, welche Friedrich während des Winters an verschiedenen Höfen einzuleiten versucht hatte, blieben ohne Erfolg: „dem Könige" — so schreibt er selbst in der Geschichte des Krieges — „blieben nur zwei Bundesgenossen, durch deren Beistand er sich mit Ehren aus diesem traurigen Kriege ziehen konnte: Tapferkeit und Ausdauer!" Die gewaltsamen Maßregeln zur Verstärkung des Heeres trafen insbesondere das Kurfürstenthum und die Herzogthümer Sachsen sehr hart. Der König schrieb Contribution und Rekruten aus und gab die strengsten Befehle zur Beitreibung derselben. Die verwittwete Herzogin von Weimar hatte sich an ihn mit der Bitte gewendet, ihr Land mit der Gestellung der ausgeschriebenen 150 Rekruten zu verschonen. Ihr Gesuch blieb unberücksichtiget; in dem Befehl, welchen Friedrich deshalb dem Commandanten eines preußischen Freibataillons in Erfurt, Major v. Anhalt, (Leipzig den 3. März 1761) ertheilte, heißt es: „Ihr sollt Euch daran nicht kehren, sondern vielmehr machen, daß Ihr diese 150 Rekruten aus den dortigen Landen an guten Mannschaften bald und je eher je lieber zusammenbekommt, indem wir solche indispensablement haben müssen und es nicht anders sein kann, da solche absolut erfordert werden." — Durch die Freibataillons ließ der König in den Reichslanden Contributionen und Lieferungen aller Art eintreiben, wobei es mit der Disciplin nicht allzustreng genommen wurde. „Bei Erfurt herum" — so heißt es in einer an den Major v. Anhalt gerichteten Ordre — „können die Regimenter sich etwas Douceur thun, welches ich, jedoch ohne Excesse, erlauben will; absonderlich können sie sehen, ob sie noch Pferde für mich vor die Artillerie kriegen können, wenn nämlich dergleichen noch da sind; sind solche nicht da, so muß es bleiben."

Die Aussichten auf den Frieden verschwanden wiederum, die stillschweigende Uebereinkunft eines Waffenstillstandes während des Winters wurde von Daun, welcher mit 60,000 Mann in Sachsen und von Loudon, welcher mit einem eben so starken Heere in Schlesien lagerten, durch Angriffe auf die preußischen Vorposten schon im März für aufgehoben erklärt, ein deutsches

28*

Reichsheer von 30,000 Mann rückte aus Franken, und ein russisches von 70,000 Mann unter General Buturlin von der Weichsel gegen die Neumark heran. Der König hatte kaum einige dreißigtausend Mann beisammen, mit denen er den Feldzug des sechsten Jahres (1761) eröffnete. „Ich unternahm" — schreibt er im April an d'Argens — „diesen Feldzug wie ein Mann, welcher, ohne schwimmen zu können, sich kopfüber in die Fluthen stürzt. — Bei der großen Anzahl meiner Feinde bleibt mir nichts andres übrig, als die Augen offen zu behalten und den Krieg von einem Tage zum andern zu führen. Jetzt aber will ich Ihnen meine Ansicht über das neue Trauerspiel Voltaire's (Tancred) mittheilen." Friedrich schreibt nun eine geistreiche Beurtheilung dieses Trauerspiels, an welchem er tadelt, daß es mehr ein Operntert, als eine Tragödie sei. Die Trommeln vor seinem Fenster erinnern ihn, daß er noch einen anderen Beruf habe, als den des ästhetischen Kritikers „In Wahrheit, lieber Marquis", fügt er hinzu, „ich schäme mich meines Briefes. Ich, der ich daran denken sollte, mich zu schlagen und meinen Feldzug zu machen, schreibe Ihnen hier eine Auseinandersetzung neuer Werke, die im Druck erschienen sind. Dieß erinnert mich an das treffende Wort einer Hofdame, welche zu Ludwig XIII., der sehr geschickt im Perlenaufreihen war, sagte: Sire, Sie sind ein Meister in allen Künsten, nur nicht in Ihrer eigenen." —

Der Prinz Heinrich übernahm wieder die Vertheidigung Sachsens und der König ging zu Anfang Mai's nach Schlesien, um hier die Vereinigung der Russen und Oestreicher zu verhindern. Auch Friedenseröffnungen wurden auf Veranlassung Frankreichs wieder in Aussicht gestellt und schon bestimmte man Augsburg für einen Congreß. „Ich werde" — schreibt Friedrich den 13. Mai an d'Argens — „den Congreß beschicken, allein ich glaube eben so wenig daran, als an die Transsubstantiation. — Wir haben einen kleinen Vortheil gegen die Reichstruppen gehabt, allein es lohnt nicht davon zu reden. So lange wir nicht so ein Stücker dreißigtausend niedermachen, sind alle unsere Vortheile eine wahre Lumperei. — Nun zur Literatur. Ich urtheile über Voltaires neustes Trauerspiel, wie Sie, es gehört durchaus nicht zu seinen guten Stücken. Die Zueignung an die Pompadour ist von einem Schufte, der kalt und warm bläßt und dessen Schmeicheleien und Beleidigungen für Geld zu haben sind. Mit allem Lesen aber kann ich die Unruhe meines

Geistes nicht stillen. Ein Jeder muß sein Loos erfüllen und sich dem Schicksal unterwerfen, welches die Begebenheiten an der Kette führt und die Menschen zwingt, sie unvermeidlich über sich ergehen zu lassen. Das schmeckt stark nach Calvinismus. Giebt es eine Vorherbestimmung, oder giebt es keine? ich weiß es nicht. Ich glaube gar nicht, daß sich die Vorsehung mit unsern Elendigkeiten abgiebt, allein ich weiß ganz zuverlässig aus eigner Erfahrung, daß die Menschen durch die Umstände zum Ergreifen ihrer Partei gezwungen werden, daß sie auf die Zukunft keinen Einfluß haben, daß ihre Entwürfe ein Spiel des Windes sind und daß oft das Gegentheil von dem geschieht, was sie sich einbildeten und vorsetzten. — Ich leide und werde bald dem, von tausend Uebeln heimgesuchten, Hiob ähnlich sein. Adieu, lieber Marquis, behalten Sie mich lieb, denn ich bin ein guter armer Teufel und vergessen Sie mich nicht." —

Der König hatte sein Heer in Schlesien auf 50,000 Mann gebracht, mit denen er den ganzen Juni hindurch in der Nähe von Schweidnitz im Lager bei Kunzendorf stand. Er mußte täglich auf einen Angriff Loudons gefaßt sein, der jedoch nicht eher etwas unternehmen wollte, als bis Buturlin, welcher in und bei Züllichau sich auf der Hühnerjagd und bei einem Fläschchen Grüneberger weidlich vergnügte, zu ihm gestoßen sein würde. Kein Corps stand dem Könige zu Gebot, durch welches er den Marsch der Russen hätte aufhalten können, mit ruhiger Fassung sah er aufs Neue einer großen Entscheidung entgegen. „Verläßt mich" — schreibt er (Kunzendorf den 3. Juni) an d'Argens — „das Glück nicht, so werde ich mich, so gut es gehen will, aus der Affaire ziehn. Allein wie soll es werden, wenn ich auch in dem nächsten Jahre noch auf dem Seile tanzen und den Salto mortale machen muß, sobald es Ihren Apostolischen, Allerchristlichsten, Allermoskowitischsten Majestäten zu sagen beliebt: Springen Sie, Markgraf! Ach! wie hartherzig sind die Menschen. Man sagt: Du hast ja Freunde. Ja, schöne Freunde, die mit übereinandergeschlagenen Armen zu einem sagen: In der That, ich wünsche Ihnen alles nur mögliche Gute. — „Aber ich ertrinke! so werft mir doch ein Seil zu!" O nein, Sie werden nicht ertrinken. „Gewiß, im Augenblicke sink' ich unter!" „O, wir hoffen das Gegentheil; sollte es indeß geschehen, so seien Sie versichert, wir werden Ihnen einen schönen Grabstein setzen!" — Sehen Sie Marquis, so ist die Welt, so lauten die schönen Complimente, mit denen

man uns überall abfindet. — Ihre philosophische Seele bedarf keines stärkenden Zuspruches. Sie wissen, daß die Welt ein wandelbares Ding ist und daß die Begebenheiten, wie die Bilder in der laterna magica vorüberziehen. Es erfolge also was da wolle, man muß mit frischer Gleichgültigkeit zusehn, wo alles, was entsteht, die Bestimmung hat, daß es auch zu Ende geht. Das ist das Schicksal alles Guten und Bösen, was dem Menschen begegnet; es ist auch das unsre. Ein jeder Tag lehrt uns sterben, selbst der Schlaf ist uns ein Vorbild des Todes. — Im Vergleich mit dem Weltall und der Weltgeschichte bedeutet der Krieg, den wir führen, nicht mehr, als ein Krieg der Frösche und Mäuse."

Buturlin war am 12. August über die Oder bei Leubus gegangen, er konnte sich mit Loudon die Hand reichen, um den König zu erdrücken, allein dieser hatte sich in ein wohlverschanztes Lager bei Bunzelwitz zurückgezogen, wo ihn die, ohnehin auf einander eifersüchtigen, Generale nicht anzugreifen wagten. Der Mangel an Lebensmitteln veranlaßte Buturlin, am 16. September wieder auf das rechte Ufer der Oder zurückzukehren. Friedrich verließ jetzt sein Lager, um von der Trennung der feindlichen Heere Vortheil zu ziehen. Kaum aber war er zwei Tagemärsche weit von Schweidnitz entfernt, überfiel Loudon diese Festung den 1. October und zwang sie zur Uebergabe. Er vermied es, sich mit dem Könige in eine Schlacht einzulassen und zog sich in ein festes Gebirgslager bei Freiburg zurück, so daß Friedrich schon zu Anfang Novembers seinen Truppen Winterquartiere anweisen konnte. Er selbst bezog in dem Dorfe Woiselwitz an der Ohlau eine bescheidene Wohnung bei dem Bauinspector Bruckampf. Hier war es, wo ein schlesischer Edelmann in Gemeinschaft mit einem katholischen Pfaffen durch Verrath den König in Feindes Hand zu bringen den verbrecherischen Plan machte. Der Baron Heinrich Gottlob v. Warkotsch, funfzig Jahr alt, katholischer Confession, Erbherr von Schönbrunn, Ober- und Niederrosen bei Strehlen, welcher dem Könige 1756 den Unterthaneneid geschworen hatte, machte ihm mehrmals seine Aufwartung in Woiselwitz. Durch den katholischen Pfarrer Schmidt in Siebenhuben hatte er sich in Verbindung mit dem östreichischen Obersten von Wallis gesetzt, welchem er nach einem Besuche bei dem Könige am 29. November ausführliche Nachricht über die Lage und Bewachung des Hauptquartiers gab und ihm die Wege und Mittel anzeigte, sich des Königs zu



L. Loffler inv.   L. Anst v. H. Delius

bemächtigen. Den Brief, welcher diese verrätherische Mittheilung enthielt, gab Warkotsch seinem Jäger, Kappel mit Namen, zur Bestellung an den Pater Schmidt. Kappel, welcher den Verrath ahnete, brachte, obschon er selbst Katholik war, den Brief dem lutherischen Pfarrer in Schönborn, welcher ihn öffnete und den Jäger damit eiligst zum Könige schickte. Warkotsch und Schmidt wurden verhaftet; beiden gelang es jedoch zu entkommen. Das von der Oberamtsregierung in Breslau gegen beide Hochverräther gefällte Erkenntniß vom 22. März 1762 verurtheilte Warkotsch zum Verlust des Adels, Zerbrechung seines Wappens durch den Scharfrichter, Confiscation des Vermögens und dazu: lebendig geviertheilt zu werden. Schmidt wurde zur Enthauptung und Viertheilung seines Leichnames verurtheilt. Da man ihrer nicht habhaft werden konnte, wurde die Hinrichtung an ihren Bildnissen den 11. Mai 1762 in Breslau vor dem Oberamthause auf einem dazu besonders erbauten Schaffotte vollzogen. „Um die Bildnisse wird es nicht schade sein" — sagte der König, als er das Urtheil unterzeichnete — „sie sind wahrscheinlich eben so schlecht, wie die Originale." —

Zu Anfang Decembers nahm der König sein Winterquartier in Breslau; das Heer blieb in der Umgegend von Strehlen.

Von den christlichen Kaiserinnen und Königen bekriegt, hatte Friedrich, wie schon erwähnt, mit den Ungläubigen Bundesgenossenschaft geschlossen. Osman III., Großherr der hohen Pforte, hatte durch einen Vertrag vom 22. März 1761 sich verbindlich gemacht, ein Heer von 10,000 Mann bei Belgrad zu versammeln und von Kerim-Gherai, Groß-Chan der Tartarei, traf bei dem Könige eine Gesandtschaft ein, mit welcher ein Vertrag über die Stellung von 16,000 Bogenschützen abgeschlossen wurde, die bis zum März des folgenden Jahres in Oberschlesien eintreffen sollten. Wir haben die Bekanntschaft mit den kalmukkischen Horden bereits zur Zeit des großen Kurfürsten gemacht, wo sie verwüstende Einfälle nach Preußen machten; sie würden selbst als Freunde schlimme Gäste geworden sein. Nach der Schlacht von Zorndorf hatte Friedrich zu dem Minister Finkenstein, als ein Trupp gefangener Kosaken vorbei transportirt wurde, geäußert: sieht Er, mit solcher Canaille muß ich mich herumschlagen! Und nun sah er sich gezwungen mit noch weit ärgerer Bande Bundesgenossenschaft zu schließen. Was blieb ihm aber anderes übrig, nachdem selbst England ihm untreu geworden war.

Hier hatte eine Partei die Oberhand gewonnen, welche den König von Preußen zwingen wollte, sich den Bedingungen, welche Frankreich und Oestreich ihm stellten, zu fügen. Bei Eröffnung des Parlaments im December 1761 hatte zwar Georg III. erklärt: „er werde die Bundesgenossenschaft mit dem Könige von Preußen aufrecht erhalten", worauf das Unterhaus in seiner Antwort erwiderte: „Wir können die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unseres Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern; von ganzem Herzen und ohne Verzug bewilligen wir die Hülfsgelder zu seiner Unterstützung." Nachdem aber William Pitt seinen Platz als erster Minister dem Grafen Bute hatte einräumen müssen, hörte die Zahlung der Subsidien auf. „Der Graf Bute" — bemerkt Friedrich in der Geschichte des siebenjährigen Krieges — „schmeichelte sich, hierdurch den König von Preußen in die Nothwendigkeit zu versetzen, in jede Friedensbedingung einzuwilligen, welche das britische Ministerium ihm vorzuschreiben für gut finden würde. Der Engländer glaubte: Geld vermöge Alles und dies sei nirgend anderswo als in England." Wenn auch nicht Alles, so wußte doch Friedrich aus eigner Erfahrung, daß Geld sehr viel vermöge und sich immer neue Quellen klingender Münze zu eröffnen war eine Hauptaufgabe und Lebensfrage für ihn. Wir erwähnten bereits, wie der König durch Einschmelzung und Umprägung des englischen Goldes seine Geldmittel mehr als verdoppelte. Um seine eignen Landesmünzsorten bei diesen Operationen nicht völlig zu entwerthen, vielmehr den Feinden dadurch einen empfindlichen Verlust zu bereiten, ließ der König die sächsischen, polnischen, russischen, danziger und andere Münzstempel nachmachen und falsches Geld damit prägen, dessen Gehalt so gering war, daß ein sächsischer Augustd'or, welcher für fünf Thaler ausgegeben wurde, kaum einen Werth von zwölf guten Groschen hatte. Der Kronschatzmeister des Königs von Polen war bestochen worden, um dem falschgeprägten Gelde die Einfuhr nach Polen „ohne Visitation an der Grenze" zu gestatten; den Generallieutenant v. Tauentzien in Breslau hatte der König mit der Ausführung seiner Befehle beauftragt. Es wurden in Breslau, Berlin und Magdeburg polnische Tympfe (Achtgroschenstücke) zu 3 Groschen ausgeprägt; andere Münzsorten noch niedriger und zwar die königliche Ordre vom 17. November 1761 lautet: „nach den russischen und danziger Stempeln sehr accurat und gut, so daß sie

von den echten nicht zu unterscheiden und bei dem Einkaufe der Remonte-Pferde und des Getreidehandels und sonsten zu gebrauchen seien. General Tauentzien soll die Ausprägung dieses falschen Geldes nicht nur in Breslau, sondern auch in Berlin und Magdeburg mit der größten Force und so zu sagen Tag und Nacht poussiren, sonsten wir wegen gedachten Einkaufs in die größte Verlegenheit gerathen würden." — Ueber das besondere Abkommen mit dem Schutzjuden und Hofjuwelier Veitel Ephraim, welchem der König die Münzstätte zu Berlin theilweise in Pacht gegeben hatte, sind die näheren Bedingungen nicht genau bekannt geworden, allein bekannt genug war es, daß auch das Bildniß des Königs für den Gehalt der Münzen nicht mehr Gewähr leistete; man nannte die Drittel Stücke Ephraimiten und sang von ihnen:

Von außen schön, von innen schlimm,
Außen Fritz und innen Ephraim.

Dresden war in der Gewalt der Feinde geblieben, Daun hielt Sachsen, Loudon Oberschlesien, Glatz und Schweidnitz besetzt; Colberg war endlich der Uebermacht der Russen erlegen und hatte sich den 16. December ergeben. Es schien sich für den König in dem nächsten Jahre der letzte verhängnißvolle Kampf vorzubereiten; wie er ihn zu bestehen gedachte, spricht er in dem, von ihm im Lager zu Strehlen (December 1761) geschriebenen, Gedichte: „Cato's von Utika letzte Worte" aus. Dem Beispiele dieses letzten freien Römers zu folgen, war er fest entschlossen:

Genug davon; ihr Freunde, mir das Schwert,
Ich führt' es nie, die Bürger zu verderben,
Ich focht mit ihm für Vaterland und Heerd,
Nun will ich's mit dem eignen Blute färben.
Was zaudert ihr und haltet mich zurück?
Meint ihr, ich sollte nicht die That vollführen?
In meinem Willen nur ruht mein Geschick,
Es führen zu dem Tode tausend Thüren.

Der euch ein treuer Freund, ein Vater war,
Den wollt ihr lebend zu den Feinden schicken?
Ein freier Bürger unter feiger Schaar
Soll Cato, wie ein Sclav' Triumphe schmücken?

Besinnung, Freunde, daß wir uns verstehn,
Ein Weiser nimmt den Tod aus freien Händen;
Sehn wir das Vaterland in Schmach vergehn,
Der Feige lebt, es weiß ein Held zu enden.

---

21. Elisabeth stirbt. — Peter III., Kaiser. — Friede und Bündniß mit Rußland. — Friede mit Schweden. — Die Neuerungen Peters; — er wird entthront und erdrosselt. — Katharina II., Kaiserin; — ruft das russische Hülfscorps zurück. — Friedrich erobert Schweidnitz. — Prinz Heinrich siegt bei Freiberg. — England schließt einseitig Friede mit Frankreich. — Entrüstung des Königs; — vertraulicher Briefwechsel darüber mit der Herzogin von Gotha. — Der Friede zu Hubertusburg den 15. Februar 1763. — Die Heimkehr nach Berlin.

Das Jahr 1762 begann mit einem glücklichen Ereigniß für Friedrich; die Kaiserin Elisabeth von Rußland starb plötzlich den 5. Januar 1762. Den Thron bestieg Peter III., Sohn der Großfürstin Anna und des Herzogs Karl Friedrich von Schleswig-Holstein. Peter III. hatte schon als Großfürst keinen Hehl aus seiner großen Verehrung für Friedrich gemacht; er trug einen Ring mit dessen Bildniß, studirte seine Schriften und wendete in der Stille seinen Einfluß an, um die Operationen der russischen Generale zu lähmen. Der König hatte dem jungen Zar mit Uebersendung des schwarzen Adlerordens in einem verbindlichen Schreiben zu seiner Thronbesteigung Glück gewünscht und Peter III. schickte zu Anfang Februars einen seiner Adjutanten, Baron v. Gudowitz, an Friedrich, um ihm die Versicherungen seiner Freundschaft zu überbringen. Obwohl sich hierdurch die günstigsten Aussichten für den Frieden eröffneten, gab sich der König doch nicht voreiligen Hoffnungen hin. „O, was für eine herrliche Sache ist die Erfahrung!" schreibt er (den 22. Januar 1762) an d'Argens. „In meiner Jugend war ich unbesonnen, wie ein junges Pferd, das ohne Zügel auf einer Wiese umherspringt; aber nun? nun bin ich bedachtsam geworden, wie der alte Nestor. Doch ich bin auch grau, vom Kummer aufgenagt, mit Schwachheiten belastet; mit einem Worte, ich tauge zu nichts in der Welt mehr." — Selbst nachdem der Abgeordnete des russischen Zar's bei ihm gewesen war, bleibt der König noch immer besorgt um die Zukunft: „Ach! lieber Marquis", schreibt er dem Freunde (den 18. Februar), „wann werde ich nicht mehr auf dieser verwünschten Galeere sein!

Hier unter dem Monde, ich gestehe es, kann man keine närrischere Rolle spielen, als wenn man politischer Steuermann, oder ein General-Romanheld ist. Schreiben Sie mir, ob man in Berlin froh ist." Hierüber war der Marquis im Stande, dem Könige die beruhigendsten Nachrichten zu geben, denn schon damals ließen die Berliner so leicht keine Gelegenheit vorbei, die sich ihnen zu patriotischen Festgelagen und Zweckessen darbot. „Man lebt hier in größter Freude", meldet d'Argens dem Könige aus Berlin den 1. März, „die Reichen geben Feste, der Mittelstand hält Gastereien. Ueberall erschallen tausend Segenswünsche für Sie und für den Zar von Rußland, und Sie müssen beide dreihundert Jahr alt werden, wenn die Wünsche in Erfüllung gehn, die man mit dem Glase in der Hand für Sie thut." Diese Nachrichten thun dem Herzen des Königs wohl. „Die Freude der Berliner" — antwortet er (Breslau den 6. März) — „hat sich meiner Seele mitgetheilt; ich empfand einen Vorschmack von dem Gefühle, das ich haben werde, wenn der allgemeine Friede geschlossen sein wird. Die Nachrichten aus Petersburg sind so, wie wir sie nur wünschen können, die Gewitterwolken zertheilen sich und wir können hoffen, wieder einen heitern Tag zu sehn, den Sonnenstrahlen verschönen. Ich schicke Ihnen beigeschlossen ein Mährchen, „die beiden Wanderer", eine Allegorie. — Mit der Hoffnung erwacht in mir wieder der Lebensmuth und ich denke Sie nun doch noch vor meinem Tode in Sanssouci wieder zu sehn, wo wir ruhig und ohne in periculo Mortis — in der Dodesbouteille — zu sein, philosophiren wollen." —

Am 16. März wurde zu Stargard in Preußen ein Waffenstillstand mit Rußland und am 7. April in Stralsund mit Schweden abgeschlossen. Der Friede mit Rußland wurde den 5. Mai zu Petersburg, der mit Schweden den 22. Mai zu Hamburg abgeschlossen. Peter III. machte sich außerdem verbindlich, dem Könige unter dem General Czernjschew ein Hülfs-Corps von 15,000 Mann in den nächsten Monaten nach Schlesien zu senden. „Der russische Kaiser ist ein göttlicher Mann, dem ich Altäre errichten muß!" schreibt Friedrich dem Freunde in seiner vollen Freude über die günstige Wendung seines Schicksals. Der Marquis sorgt für philosophische und literarische Unterhaltung und der Briefwechsel nimmt wieder einen heitern Charakter an. D'Argens hatte dem Könige ein pariser Spottbild auf die Jesuiten geschickt, auf welchem der Präsident des Parlamentes mit einem Siebe

dargestellt war, wie er die Spreu von dem Weizen sondert, wobei die Jesuiten, welche damals aus Frankreich vertrieben wurden, als Spreu dem Winde preisgegeben werden. „Sie haben mir" — antwortet ihm der König (den 8. Mai) — „das beste Ragout von der Welt für meinen Tisch geschickt; ich zeigte ihren Kupferstich auf die Jesuiten vor; ein jeder brachte seinen Einfall dabei an und wir lachten herzlich, was seit den Trübsalen, die wir erlitten haben, etwas Seltnes in meinem Hause ist. Die Franzosen sind doch närrische Kerls! Ich liebe die Feinde, die Stoff zum Lachen geben und hasse meine grämlichen, von Stolz und Unverschämtheit aufgeblasenen Oestreicher, die zu nichts taugen, als Gähnen zu erregen."

Die Kriegs- und Friedensangelegenheiten verhinderten den König nicht, sich fortwährend mit ernsten literarischen Studien zu beschäftigen; jetzt nimmt ihn die Geschichte der Päpste ganz in Anspruch. „Ich bin" — schreibt er dem Freunde — „jetzt bei der Entstehung der großen Kirchenspaltung der abendländischen von der griechischen Kirche und möchte glauben, daß von Constantin dem Großen bis auf Luther die ganze Welt blödsinnig gewesen sei. Man stritt in einem unverständlichen Rothwälsch über ungereimte Visionen und die Kirche befestigte ihre irdische Gewalt dadurch, daß Fürsten und Völker leichtgläubig und albern waren."

In beschleunigten Märschen näherte sich ein russisches Hülfs-Corps unter Czernischew der Oder, um in Schlesien zu der Armee des Königs zu stoßen, die außerdem einen ansehnlichen Zuwachs dadurch erhielt, daß der Zar die kriegsgefangenen Preußen, wohl bewaffnet und bekleidet, dem Könige zuführen ließ. Sogleich nach seiner Thronbesteigung führte Peter III. bei seinem Heere preußische Uniformirung ein und bat den König, ihn zum Chef eines preußischen Regiments zu ernennen. Das Infanterie-Regiment Itzenblitz wurde ihm zugetheilt und erhielt den Namen Regiment Kaiser, wogegen Friedrich Oberst des zweiten Regiments Moskowsky wurde. Auch aus der Türkei wurde der Anmarsch eines großen Hülfsheers verkündiget und Maria Theresia, welche am Schluß des letztvergangenen Jahres sich so mächtig glaubte, daß sie 20,000 Mann entlassen hatte, befand sich in größerer Verlegenheit, als je vorher. „Eine sanfte Stille" — schreibt Friedrich dem Freunde den 28. Mai — „findet sich in meiner Seele wieder ein und das Gefühl der Hoffnung, von dem ich seit sechs Jahren Abschied genommen hatte, tröstet mich

für Alles, was ich bisher erlitten habe. Denken Sie nur an unsre Lage. Der Staat lag in den letzten Zügen, wir warteten nur auf die letzte Oelung, um den letzten Seufzer auszuhauchen. Jetzt hab ich zwei Feinde vom Halse und meine Armee wird zu ihrem rechten Flügel 20,000 Russen, zu ihrem Linken 20,000 Türken erhalten. Das sind also zwei Kaiser, die mir als Capläne assistiren werden, eine Messe vor der Königin von Ungarn zu lesen und sie zur Absingung eines de profundis „aus tiefer Noth schrei ich zu dir" zu zwingen. Doch das ist Scherz; im Grunde meines Herzens ruf ich mit dem Weisen aus: O Eitelkeit! Eitelkeit! Alles ist eitel! Alle jene politischen, ehrsüchtigen und eigennützigen Possen müßten so hinfällige Wesen, wie wir sind, nicht in Bewegung setzen. Allein Vorurtheile und Täuschungen regieren die Welt und ob wir gleich wissen, daß es nach einer kurzen Pilgerschaft um unser Leben gethan sein wird, so können wir einen heimlichen Trieb, der uns für Ruhe und Ehre empfindlich macht, doch nicht ganz los werden. Ich beichte Ihnen aus dem Innersten meines Herzens, mein lieber Marquis." — Dieser theilt dem Könige ausführliche Berichte über alle Freudenfeste mit, die man in Potsdam und Berlin anstellte, mehrere Tage waren die Residenzstädte glänzend erleuchtet und als ein Beispiel, wie die Freude die Menschen wahnsinnig machen könne, führt er an, daß ein Prediger seiner Gemeinde angekündigt habe: in Versen zu predigen, was er auch gethan und darauf geisteskrank geworden sei.

Die siebenzigjährige Freundin, die gute Mama Camas, säumte nicht, dem Könige einen herzlichen Glückwunsch zu schreiben. Friedrich antwortet ihr (den 27. Juni) „— Wird alles ehrenvoll geendet sein, wie will ich dann den Himmel segnen, Sie wieder zu sehn, meine gute Mama, um Sie zu umarmen. Ja, ja, ich sage umarmen, denn Sie haben keinen anderen Liebhaber in der Welt, als mich; Sie können mich nicht eifersüchtig machen und ich habe das Recht, als Preis meiner standhaften Liebe und meiner Anhänglichkeit einen Kuß zu verlangen; machen Sie sich darauf gefaßt. Finette*) mag darüber sagen, was ihr beliebt und wenn sie vor Aerger bersten sollte, denn seit ihr Herzog todt ist, hat sie keinen mehr, der sie küßt. Adieu meine gute Mama. Verzeihen Sie mir die Armseligkeiten, die ich Ihnen schreibe;

---

*) Ein Windspiel? oder ein Kammerkätzchen? war nicht zu ermitteln.

nur weil ich allein bin, weil ich Sie liebe und mich mit Ihnen unterhalte, vergesse ich für eine Zeit lang meine Noth."

Mit lautem „Hurrah! Fuoder Fuoderwitz!" begrüßten die russischen Regimenter den König, als er über die, von Czernischew ihm zugeführten, Regimenter auf dem Schlachtfelde von Leuthen bei Lissa am 30. Juni Heerschau hielt. Allein noch bevor Friedrich diese, ihm so willkommenen, Bundesgenossen gegen den Feind führen konnte, hatte in Petersburg eine gewaltsame Umwälzung statt gefunden; Peter III. war entthront und erdrosselt worden. Durch seine allzugroße Vorliebe für preußische Einrichtungen, die er sofort auf russischen Boden verpflanzen wollte, verletzte er den Nationalstolz des Adels in hohem Grade; durch andere Neuerungen zog er sich den Haß der Offiziere, der Geistlichkeit und der Bauern zu. Das Garderegiment der verstorbenen Kaiserin wurde aufgelöst, ein deutsches Regiment trat an dessen Stelle; der Kaiser trug den Stern des schwarzen Adlers, den ihm Friedrich verehrt hatte, er ließ die Münzen nach preußischem Muster prägen, schaffte die Tortur ab, beschränkte den willkührlichen Gebrauch des Kantschu, hob die geheime Polizei-Canzelei auf, übertrug die Verwaltung des Vermögens der Geistlichkeit und des heiligen Synods der Staatsbehörde und legte den Bauern eine Kopfsteuer auf. Verderblicher aber, als der Unwille der gesammten Nation, wurden für ihn die gereizte Eitelkeit und das verletzte Ehrgefühl seiner Gemahlin, welche er auf schonungslose Weise gekränkt hatte*). Es war dem ganzen Hofe bekannt, daß die Gräfin Elisabeth Woronzof die Maitresse des Kaisers war und deshalb nie von der Kaiserin empfangen wurde. An seinem Geburtstage aber (den 21. Februar 1762) zwang Peter seine Gemahlin, der Gräfin den ihr verliehenen St. Katharinen-Orden vor versammeltem Hofe zu überreichen. Die Kaiserin, welche durch ein noch ausschweifenderes Leben, als ihr Gemahl, der sonst gerühmten deutschen Zucht und Sittsamkeit wenig Ehre machte, fühlte sich durch jene Zumuthung auf's tiefste verletzt und war gern bereit, sich mit den Großen des Reichs wider ihren Gemahl zu verschwören. Während einer Lustpartie, welche Peter nach Oranienbaum

*) Die Gemahlin Peters III., Sophie Auguste Friederike, war die Tochter des Prinzen Christian August von Anhalt Zerbst, welcher preußischer General war. Sie war geboren zu Stettin den 2. Mai 1729.

gemacht hatte, wurde er des Thrones für verlustig erklärt und seine Gemahlin am 9. Juli in Petersburg als Katharina II. zur Kaiserin ausgerufen. Peter war nicht entschlossen genug, um an der Spitze seines holsteinschen Regimentes den Sturm zu beschwören; er unterwarf sich dem Willen der Kaiserin, welche ihren Gemahl den Händen der Verschwornen überließ. Auf dem kleinen Landhause des Hettmanns Rusomowsky zu Mopsa legten der Fürst Baratinsky, der Graf Alexis Orlof und der Graf Templof ihre verruchten Hände an das geheiligte Haupt des Zar's und erwürgten Peter III. auf unmenschliche Weise am 17. Juli 1762.

Katharina hatte sogleich nach ihrer Thronbesteigung Czernischew den Befehl zugehen lassen: sich von dem Könige zu trennen und die russische Armee nach Polen zurückzuführen. Friedrich erlangte indessen von dem russischen Feldherrn, daß er noch drei Tage in seiner Stellung verblieb. Diese Zeit benutzte der König zu einem Angriff auf das, unter Daun's Befehl bei Schweidnitz aufgestellte, Heer, welches er am 21. Juli von den Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf vertrieb und ihm siebzehn Kanonen abnahm. Daun, welcher von der Abberufung Czernischews nichts wußte und besorgte, daß ihn die Russen umgehen würden, trat den Rückzug nach dem Gebirge an. Czernischew beschenkte der König mit einem, reich mit Edelsteinen besetzten, Ehrendegen zur Belohnung dafür, daß er ihm drei Tage lang — wenn auch nur als Zuschauer, einen so wesentlichen Dienst geleistet hatte. Daun kehrte, als er den Abzug der Russen erfuhr, wieder zurück zur Beschützung von Schweidnitz, wurde jedoch zum zweiten Male zum Rückzuge gezwungen. Die Belagerung von Schweidnitz nahm jetzt die Thätigkeit des Königs so sehr in Anspruch, daß er an d'Argens (den 15. August) schreibt: „Der Vers, welchen Sie in meinem letzten Gedichte tadeln, soll gewiß verbessert werden; es ist eine Kleinigkeit, aber ich bitte um Aufschub bis zu Ende der Belagerung; jetzt schränke ich meine ganze Thätigkeit auf diese Unternehmung ein. Glauben Sie mir, ein junger Mann hätte dabei vollauf zu thun; was für ein Leben nun für einen armen, alten Mann, der abgenutzt und verfallen ist, wie ich, dessen Gedächtniß abnimmt und der seine Sinne und seine Geisteskräfte dahin schwinden sieht. Alles in unserem Leben hat seine Zeit! In meinem Alter, lieber Marquis, sind Bücher, Unterhaltung, ein guter Großvaterstuhl und eine warme Stube Alles, was mir noch übrig zu wünschen bleibt und wenige

Augenblicke darnach kommt das Grab." Die Festung ergab sich am 9. October. Kaum hatte der König hierdurch in Schlesien wieder eine Vormauer gegen Daun gewonnen, so mußte er nach dem sächsischen Erzgebirge eilen, wo der Prinz Heinrich dem General Serbelloni, welcher ein Heer von Oestreichern und Reichstruppen befehligte, gegenüberstand. Serbelloni hatte kaum Nachricht von dem Anmarsche des Königs, als er am 20. October einen Angriff auf das Lager der Preußen bei Freiberg unternahm, der jedoch durch die Entschlossenheit und geschickte Führung des Prinzen Heinrichs zu einem glänzenden Siege für die preußischen Waffen ausschlug, mit welchem der siebenjährige Krieg beschlossen wurde. Der König schickte den General v. Kleist*) mit einem Frei-Corps von 6000 Mann auf Brandschatzung in die Reichsländer, um die süddeutschen Fürsten zu zwingen, ihre Truppen von dem östreichischen Heere abzurufen.

Die von England mit Frankreich am 2. November zu Fontainebleau abgeschlossenen Friedenspräliminarien, denen zufolge der Herzog Ferdinand am 14. November einen Waffenstillstand mit dem Prinzen Soubise abschloß, sah der König, da man ihn zu den Verhandlungen nicht hinzugezogen hatte, als einen von England an ihm verübten Verrath an und ließ durch seinen Gesandten in London dagegen protestiren. Unredlicher Weise hatte der englische Minister Bute den französischen Truppen keine Frist bestimmen lassen, binnen welcher sie genöthiget sein sollten, die Cleveschen Besitzungen des Königs zu räumen.

Am offenherzigsten spricht der König seine Entrüstung über das Benehmen des Englischen Ministeriums in seinen Briefen an die Herzogin von Gotha aus, welche sich um so mehr für diese Angelegenheit interessirt, als die Prinzessin von Wales (die englische Kronprinzessin) ihre Schwägerin war, durch welche sie Einfluß auf den Abschluß des Friedens zu gewinnen hoffte.

„Die Herren Engländer" — schreibt er der Freundin, Leipzig den 6. December 1762 — „verrathen mich nun vollends, der arme Herr Mitchell ist vom Schlage gerührt worden, es ist dies ein entsetzlicher Umstand, allein ich

*) Unter den historischen Merkwürdigkeiten der Königl. Kunstkammer in Berlin befindet sich ein reich mit Silber beschlagener Ehrensäbel, welcher dem General v. Kleist während des siebenjährigen Krieges verliehen wurde.

werde nicht mehr darüber sprechen." Die Herzogin gerieth außer sich über das Wort „Verräther", sie glaubte die Engländer in Schutz nehmen zu müssen. Friedrich antwortet ihr (Leipzig den 11. December): „Ich erkenne Ihre Güte und Ihre Nachsicht, meine angebetete Herzogin, diese sind es, die mich allzu dreist machen und mich zuweilen derselben unwürdig erscheinen lassen. Die einzige Eigenschaft, die ich besitze, ist: einen Instinct zu haben, welcher das Verdienst kennt und eine Seele, welche die Tugend ehrt; dies ist es, was mich, sobald ich die Ehre hatte Sie kennen zu lernen, Ihnen unterthan gemacht hat, dies ist es, was mich auf Zeitlebens an Ihre Person fesselt. Ach! Madam, ein Wort, nur flüchtig hingeworfen, hat Ihnen mehr Sorge gemacht, als es sollte; wie sehr bereue ich es, dies Wort hingeworfen zu haben. Um Ihnen eine Vorstellung von meiner Lage England gegenüber zu geben, so werden Sie wissen, Madam, daß unsere Verträge sehr verschieden sind von dem Benehmen, welches das britische Ministerium gegenwärtig gegen mich beobachtet. Es war darin bestimmt, daß weder Friede, noch Waffenstillstand ohne Zustimmung seiner Verbündeten gemacht werden sollte. Das Uebrige betraf eine feierliche und gegenseitige Gewährleistung aller unserer Besitzungen. Ich bin der Einzige von den Verbündeten Englands, dessen Interessen es aufopfert, denn die Franzosen sind im Begriff, sich in den Besitz des Herzogthums Cleve zu setzen und Herr Bute unterhandelt nach allen Seiten hin, um mir Feinde zu erwecken und mich zu einem erniedrigenden und nachtheiligen Frieden zu zwingen. Sie würden der Prinzessin von Wales nicht so herbe Wahrheiten sagen können, ohne daß sie sich dadurch verletzt fühlen dürfte, deshalb halte ich es für das Beste, nicht davon zu sprechen, um so mehr, als die Interessen Deutschlands und die der protestantischen Religion Argumente sind, auf welche der verwünschte Bute nichts giebt. Er hat sogar erklärt: man müsse als Grundsatz aufstellen, daß England bei jeder Gelegenheit seine Alliirten den National-Interessen aufopfern müsse. Was bleibt uns, Madam, nach diesem noch zu sagen übrig, außer: daß ein Verräther, welcher auf die Gefühle der Ehre und Rechtschaffenheit Verzicht leistet, Treulosigkeiten ohne zu erröthen unter dem Schutze der Ungestraftheit, welche ihm sein Amt verleiht, begehen kann." So aufrichtig aber auch die Verehrung war, welche Friedrich für die Herzogin hegte, so war er doch nicht im Stande, auf ihre Fürbitte, Erlaß der Kriegscontribu-

tionen in ihren und den weimarischen Landen zu bewilligen. In Beziehung hierauf antwortet er ihr: „Hundertmal fällt mir jener Brief Heinrichs IV. ein, in welchem er einem seiner Freunde schreibt, er möge ihm Geld verschaffen, da sein Wamms zerrissen sei, er weder Sattel noch Pferd habe und seine Dienerschaft Geld von ihm verlange, ohne daß er wisse, woher er es nehmen solle. Man versteht dergleichen Dinge nicht, bevor man sich nicht in derselben Lage befunden hat und sich fast wie der heilige Crispin dahin gebracht sieht, das Leder zu stehlen, um den Armen Schuhe zu geben. Dies, Madam, ist der Grund von so manchem strengen Verfahren und traurigen Manövers, zu denen mich eine gebieterische Nothwendigkeit zwingt." — Aus der Antwort der Herzogin möge Folgendes hier eine Stelle finden, um uns einen Blick in das theilnehmende Gemüth und den entschlossenen, politischen Charakter dieser edlen Freundin unseres Königes thun zu lassen. „Ich bin", schreibt sie ihm (Gotha den 13. December 1762), „außer mir über das unerhörte Benehmen des britischen Ministeriums; es heißt dies die königliche Würde sehr gering achten, wenn man seinen Herrn gegen Treu und Glauben der eingegangenen Verbindlichkeiten handeln läßt. Es ist unmöglich, daß die Sachen so bleiben können, ohne daß sie die allerschlimmsten Folgen nach sich ziehn. Mir scheint es, man müsse alle Mittel, welche die Klugheit anräth, versuchen, um die beiden größten protestantischen Häuser in Deutschland zu versöhnen, da von der Verbindung dieser beiden einzig und allein unser Heil in Deutschland abhängt. Ew. Majestät ersuche ich, mir zu erlauben, an die Prinzessin von Wales zu schreiben, nicht wie ich es früher entworfen, sondern so, wie es Ew. Majestät gefallen und Sie mir es vorschreiben würden. Vielleicht fänden Ew. Majestät es angemessener, daß der Herzog diesen Schritt thut, weil ein Brief von ihm weit eher dem Könige und Mylord Bute mitgetheilt werden würde und weil man unter dem Titel des Bruders mit noch größerer Freiheit zu sprechen wagt, obgleich dies im Ganzen auf dasselbe hinauslaufen würde. In diesem Falle, wie in dem ersteren, hätten Ew. Majestät nichts zu risquiren, weder für das Geheimniß, noch für die Discretion. Wir sind Ihnen so unverletzlich treu ergeben, daß Ihr Interesse uns eben so theuer ist, wie unser eigenes. Verfügen Sie über uns, Sire, was wir thun sollen, geben Sie uns die Skizzen zu dem Briefe und eine Instruction, welche wir gewissenhaft befolgen werden. Wenn die

Aufrechthaltung der protestantischen Religion und der deutschen Freiheit die Geister nicht für uns gewinnt, welche zur Maxime ihr National-Interesse nehmen, dem sie Treu und Glauben aufopfern, so könnte man ihnen wenigstens bemerklich machen, daß dasselbe Interesse aufs äußerste gefährdet wird, wenn England das Festland aufgeben wollte und den Wiener Hof an Macht und Besitzungen zunehmen ließe. Ew. Majestät habe ich wegen der Länge meines Briefes unterthänigst um Verzeihung zu bitten; die Ihrigen, Sire, sind anbetungswürdig und interessiren mich über alle Begriffe, ich liebe sie unaussprechlich und fühle mich dadurch unendlich geschmeichelt. Wie sehr mir Ihr Schicksal zu Herzen geht, das vermöchte ich nicht vollständig auszusprechen, allein ich verzweifle nicht. Ich gestehe, daß die gegenwärtige Lage Eurer Majestät eine schwere Prüfung ist, allein ich erwarte alles von Ihrem unerschöpflichen Genie, von Ihrer Weisheit, von Ihrem Muth."

Der König bleibt auf so offenes Geständniß der liebenswürdigen und entschlossenen Freundin die Antwort nicht schuldig. „Wenn die Spuren der Tugend und Freundschaft" — schreibt er ihr aus Leipzig den 18. December 1762 — „von der Welt verschwunden wären, so würde man die geheiligte Stätte derselben, Madam, in Ihrem Herzen finden. Was könnte es Gefälligeres und Dienstfertigeres geben, als die Eröffnungen, welche Sie, Madam, mir zu machen geruhen. Ja, Madam, Sie sind würdig, große Reiche zu beherrschen und durch Ihr bewunderswürdiges Beispiel das Benehmen der Souveraine zu reformiren, die fast sämmtlich durch eine erbärmliche Politik geleitet werden, welche, was ihr äußerer Charakter Imposantes und Geheiligtes hat, brandmarkt. Sie wollen mich unterstützen, Sie schlagen mir die Mittel vor, allein gestatten Sie, daß ich meiner Seits Ihre edelmüthigen Absichten nicht mißbrauche. Diese Angelegenheit, meine Theure, ist so delikat und die großen Herren sind bis ins Kleinste so empfindlich für dasjenige, was die Beurtheilung ihrer Handlungen betrifft, daß ich fürchte, es möchte auch der gemäßigteste Brief des Herzogs die Empfindung seiner Schwester, der Prinzessin von Wales, erkälten und die Früchte Ihres guten Willens durch Plackereien von Seiten Englands, oder durch ein kaltes Zurückziehen der Prinzessin von Wales belohnt werden, welches nothwendig Ihren Interessen schaden würde. Dies sind, meine angebetete Herzogin, die Gründe, welche mich verhindern, von Ihrem gefälligen Anerbieten Gebrauch zu machen. Man soll niemals

sagen, daß ich Ihnen geschadet, noch weniger, daß ich Sie mit Verwandten entzweit habe, deren Freundschaft Ihnen von Werth sein muß." Die Herzogin entgegnet, daß, wo es darauf ankomme, dem allgemeinen Besten, oder der Freundschaft einen Dienst zu erweisen, man sich nicht durch Privatrücksichten müsse zurückhalten lassen. Der König nimmt jetzt ihre guten Dienste an und bezeichnet ihr die Herzöge von Cumberland, Newcastle und Devonshire als diejenigen, welche, verbunden mit Pitt, sich an die Spitze der Opposition gestellt haben, um Bute zu stürzen, obschon dieser als Günstling des Königs eine, für ihn — Friedrich — gefährliche, Stellung behaupten werde. Hierauf theilt die Herzogin dem Könige den Entwurf zu dem für die Prinzessin von Wales bestimmten Schreiben mit; der König antwortet, Leipzig den 27. December 1762: „Madame, Ich bin ganz durchdrungen, meine göttliche Herzogin, von Ihrem edlen und großmüthigen Verfahren, ich sage Ihnen tausend Dank für den Entwurf des Schreibens, welches Sie mir mitzutheilen geruhten. Mag dasselbe den Erfolg haben, den wir uns davon versprechen, oder mag es ohne Nutzen sein, ich empfinde deshalb nicht weniger den Preis Ihrer gefälligen Freundschaft und Ihre löblichen Absichten und ich segne den Himmel, der, während er auf der einen Seite zu meiner Verfolgung Feinde erweckt, mich auf der anderen Seite himmlische Freunde finden läßt, deren edelmüthige Freundschaft und hohe Tugend der Welt ewig als Vorbild und Beispiel dienen sollten.

Wenn das Benehmen eines Bute mir Gefühle des Widerwillens gegen das menschliche Geschlecht einflößt, so versöhnen Ihre Tugenden, meine angebetete Herzogin, mich mit einem Geschlechte, welches Sie hervorbringen konnte. Allein warum haben nicht alle Menschen das Herz und das Gemüth der Herzogin von Gotha? Ich würde an diesen Zügen das Ebenbild des Schöpfers erkennen, welcher die Menschen sich ähnlich machen wollte. Dadurch würde die Gesellschaft liebenswürdiger, die reine Freundschaft würde das Wesen derselben sein und gegenseitige Dienste würden ihre Banden fester schließen.

Ich überlasse mich diesen süßen Träumereien; unglücklicher Weise, meine angebetete Herzogin, würden Sie mehr Bewunderung als Nachahmung erwecken. Was mich betrifft, so werde ich es für das größte Glück meines Lebens achten, daß ich dasselbe in einem Jahrhundert empfing, dem Sie an-

gehören, vornehmlich aber, daß ich Ihre kostbare Freundschaft besaß und so aufrichtige Beweise derselben erhielt. Könnte ich Ihnen doch, Madam, den ganzen Umfang meiner Dankbarkeit zeigen, sie wird nur mit meinem Leben enden, welches bisher so nutzlos und meinen Freunden nur zur Last war; ich war noch nicht im Stande diesen Freunden durch die That meine Empfindungen zu zeigen, indessen bitte ich Sie, Madam, auf mich, wie auf Ihren Ritter zu zählen, der sich ganz Ihrem Dienste gewidmet hat, und wie auf ein von Dankbarkeit durchdrungenes Herz, welches Ihnen für alles Gute, das Sie ihm erweisen wollten, auf ewig verschuldet bleibt. Es ist nur Ihre Bescheidenheit, welche mich verhindert, Ihnen über Ihre Persönlichkeit alles zu sagen, was ich denke; mein Geist ist so davon erfüllt, daß es mir zuverlässig begegnen wird, daß wenn man zu mir über Krieg, Politik, Finanzen spricht, ich, anstatt darauf zu antworten, mich in Lob über diese Herzogin ergehen werde, welche den ersten Platz in den Gedanken eines jeden geistigen Wesens einnehmen muß, im Fall es die Tugend liebt.

Sie haben Mich zu Ihrem Enthusiasten gemacht, Madame, und ich finde ein so süßes Glück darin, mich diesem Eindruck hinzugeben, daß ich keine Anstrengung mache, den Erfolg davon zu hemmen. Allein man muß diejenigen, welche sich ein so vollkommenes Recht auf unsere Achtung erworben haben, nicht langweilen. Ich erspare Ihnen daher, Madame, alles, was ich mich nicht enthalten kann gegen alle Welt auszusprechen, ich erspare Ihnen alle die Wünsche, die ich in Betreff des neuen Jahres für Sie hege, nicht weil ich sie unterdrücke, sondern weil Wünsche Ihnen zu nichts dienen und ich Ihnen meine Gesinnungen durch die That beweisen möchte. Dies sind keineswegs Complimente, sondern buchstäblich bin ich mit der aufrichtigsten Freundschaft und höchsten Achtung u. s. w."

Der Abschluß eines, für Friedrich ehrenvollen, Friedens mit Oestreich, war jedoch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht von einem englischen Minister, oder einem französischen Cardinal abhängig; der König hatte wiederum in Sachsen und Schlesien für den nächsten Winter festen Fuß gefaßt und wenn auch Katharina II. das russische Heer zurückgerufen hatte, so erkannte sie doch den, von Peter III. mit Friedrich geschlossenen, Frieden als gültig an. Von sämmtlichen Bundesgenossen verlassen, durfte Maria Theresia nicht hoffen, den Kampf „auf eigne Faust" mit Glück weiter fortzuführen.

Außerdem waren, wie Friedrich bemerkt, „hunderttausend Türken an den Grenzen von Ungarn ein sehr einleuchtender Grund, der noch so kriegerisch gesinnten Staatskanzlei in Wien friedliche Gesinnungen einzuflößen.“ Die Kaiserin nahm die Vermittelung des Kurprinzen von Sachsen, welcher während des Krieges immer in Dresden geblieben war, an und am 24. November wurde ein Waffenstillstand zwischen Oestreich und Preußen zu Tharandt abgeschlossen. Bald darauf traf bei dem Könige in seinem Hauptquartiere zu Meissen im Auftrage des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, der Geheime Rath v. Fritsch ein, um Eröffnungen über die Geneigtheit der Kaiserin Königin zum Frieden zu machen. Der König erklärte sich gern bereit, dazu die Hand zu bieten; gegen Ende Decembers begannen in dem zum Congresse bestimmten sächsischen Jagdschlosse Hubertusburg der königlich-kaiserliche Hofrath v. Callenbach, der preußische Geheime Legationsrath v. Herzberg und der sächsische Geheime Rath v. Fritsch die Friedensunterhandlungen. Anfänglich bestand der östreichische Hof sehr hartnäckig auf den Besitz von Glatz, fügte sich aber endlich der als unwiderruflich ausgesprochenen Erklärung des Königs: auch nicht ein Dorf von Demjenigen abzutreten, was ihm in dem Dresdner und Berliner Frieden zugesichert worden sei. — Die Kaiserin sah sich gezwungen nachzugeben; der Friede wurde am 15. Februar 1763 zu Hubertusburg geschlossen. Die wesentlichsten Artikel desselben waren:

1) Beide kriegführende Theile entsagen gegenseitig allen Ansprüchen auf die Staaten und Länder des andern Theils, namentlich Oestreich allen Ansprüchen auf die Besitzungen, welche es an Preußen 1742 und 1745 abgetreten hat.

2) Die Kaiserin Königin giebt die Grafschaft Glatz sammt allen von ihr und ihren Verbündeten eingenommenen Gebieten des Königs zurück.

3) Die Kaiserin Königin verbürgt dem Könige von Preußen alle seine Staaten und dieser der Kaiserin ihre Besitzungen in Deutschland.

4) Das deutsche Reich ist in alle Artikel des Friedens mit eingeschlossen.

Geheimer Artikel. Der König von Preußen verspricht: dem Erzherzoge Joseph seine Stimme zur römischen Königswahl zu geben.

Mit dem Kurfürsten von Sachsen, welcher als König von Polen während der sieben Kriegsjahre in Warschau seinen Leib gut gepflegt hatte, wurde ein besonderer Friede geschlossen; er enthält die Bestätigung des Dresdner

Friedens. Das arme Sachsen mußte für die Abtrünnigkeit und eitle Thorheit, welche ihre Auguste verführt hatte, die Königskrone Polens zu erbuhlen, hart büßen. „Kaum verlassen wir“ — schreibt Friedrich an d'Argens den 1. März — „die Städte, kaum haben wir die Dörfer geräumt, so erscheint auf der Stelle die sächsische Execution und schreit: Bezahlt! bezahlt! der König von Polen braucht Geld! Das Volk fühlt das Unmenschliche in diesem Verfahren, es befindet sich im Elende und anstatt ihm Erleichterung zu verschaffen, beschleuniget man sein Verderben.“ In noch grelleren Farben schildert der König den Zustand Sachsens in den Briefen an die Herzogin von Gotha. „Man erwartet“ — schreibt er ihr aus Dahlen den 19. Februar — „die Rückkehr des Hofes nach Dresden, wie ein Hagelwetter, welche das wenige, vom Mißwachs verschonte, Getreide niederschlägt, wie ein Gewitter, wie die Pest, welche die Großen und das Volk auf gleiche Weise trifft, alles verwüstet und ausrottet.“ Wie anders war die Aufnahme, welche Friedrich bei seiner Heimkehr erwarten durfte! Am 5. März wurde der Friede auf den öffentlichen Plätzen Berlins durch einen Herold verkündiget. „Viele Tausende“ — schreibt d'Argens an diesem Tage des Volksjubels an den König — „umgeben den Herold des Friedens und das Jauchzen und Freudengeschrei dieser Menge schien mir rührender, als die harmonischste Musik. Gewiß, Ihr Volk liebt Sie zärtlich, und Sie verdienen es, das muß ein doppeltes Vergnügen sein.“ Der Marquis meldet nun von großen Zurüstungen der Berliner, den König im Triumph einzuholen. Die Kaufmannschaft uniformirte sich blau mit Goldstickerei und machte sich beritten; an diese Gesellschaft will der Marquis sich anschließen. „Ich nehme“ — schreibt er dem Könige — „das Pferd des guten Vater Suarez, welches von sanftmüthigem Naturell, gelassen und vollkommen würdig ist, einen alten Philosophen zu tragen; ich setze mich nicht der geringsten Gefahr aus.“ Der König gerieth über diese Cavalcade des kränklichen Marquis in große Besorgniß und antwortet ihm eiligst aus Dahlen den 10. März: „Ich bitte Sie um Gottes Willen, kommen Sie mir nicht zu Pferd entgegen, es könnte Ihnen im Gedränge ein Unglück zustoßen, was mich unendlich betrüben würde. Ich bin ja doch überzeugt, daß Ihnen meine Zurückkunft Freude machen wird, wozu also das Uebrige, wovon Sie nur Ungelegenheit, oder sonst etwas Uebles haben könnten. Ueberdem kann ich nicht eher, als zwischen 7 und 8 Uhr des

Abends eintreffen; was wollen Sie so spät in freier Luft machen? Sie werden sich nur Schnupfen, Husten und mehr dergleichen holen. Nein, mein lieber Marquis, erwarten Sie mich in meinem Zimmer, da werde ich Sie sehn und sprechen können, welches für uns beide ein schicklicheres Vergnügen sein wird, als jene halsbrechende Reiterei, die mich Ihretwegen nur ängstigen würde. — Bleiben Sie nur gesund und vergessen Sie einen Philosophen nicht, der verdammt ist, ein so herumstreifendes Leben, wie der ewige Jude zu führen." Der guten Mama Camas, der er von dem Abschluß des Friedens sogleich Nachricht gegeben, kündigt er nun auch (Dahlen den 6. März) seine Heimkehr an. „Ich werde Sie also wiedersehen, meine gute Mama, und ich hoffe, daß dies zu Ende dieses Monats, oder zu Anfang des Aprils geschehen wird, und daß ich Sie eben so wohl wieder finden werde, wie ich Sie verlassen habe. Mich werden Sie gealtert und fast schwachsinnig geworden finden, grau wie meine Esel, alle Tage einen Zahn verlierend, durch die Gicht halb invalid, allein Ihre Nachsicht wird die Schwäche des Alters ertragen und wir wollen von vergangenen Zeiten schwatzen." Der König kehrte auf weitem Umwege über Schlesien, wo er in Schweidnitz, Breslau, Neisse und Glogau die Festungsanlagen beschaute, nach Berlin zurück. Um dem öffentlichen Empfange auszuweichen, hatte er durch die Zeitungen seine Ankunft für den 2. April ankündigen lassen; „den ersten April will ich nicht ankommen", schreibt er an d'Argens, „die Berliner Witzbolde würden sich über mich lustig machen und sagen: der König ist in den April geschickt worden."

Wie geheim er aber auch den Tag seiner Zurückkunft gehalten hatte, dennoch standen eine große Anzahl treuer Bürger zu seinem Empfange mit Fackeln an dem Frankfurter Thore und riefen ihm ein jubelndes Lebehoch entgegen, als er am 30. März Abends nach 8 Uhr mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig und dem Generale Lentulus hereinfuhr.

Im ganzen Königreiche wurde am 4. April das Friedensfest durch eine kirchliche Feier und frohe Gelage gefeiert. Der König ließ vor einer kleinen Gesellschaft von Freunden ein, von dem Kapellmeister Graun componirtes, Te Deum in der Schloßkapelle zu Charlottenburg zu einer stilleren Feier dieses großen Ereignisses aufführen.

In sieben Schlachten: bei Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz, Torgau hatte das Heer unter des Königs eigner


Gez. v. J. Loeffler
Lith. Anst. v. H. Delius

Anführung den Sieg erfochten, in dreien: bei Kollin, Hochkirch, Kunersdorf war es geschlagen worden. Von seinen Generalen erfochten der Herzog Ferdinand bei Crefeld und Minden und Prinz Heinrich bei Freiberg den Sieg; geschlagen wurden die Generale Lehwald bei Großjägerndorf, Bevern bei Breslau, Wedell bei Palzig, Fink bei Maxen, Fouqué bei Landshut.

„Gebe der Himmel", so schließt der große König die, von ihm selbst niedergeschriebene, Geschichte des siebenjährigen Krieges, „wenn anders die Vorsehung sich mit ihren Blicken zu menschlichen Armseligkeiten herabläßt, daß das unveränderliche und blühende Glück dieses Staates die Fürsten, welche ihn künftig beherrschen werden, vor dem Unglücke und den Trübsalen bewahre, die Preußen in diesen Zeiten der Zerrüttung und der Unruhen erlitten hat, damit sie nie gezwungen sind, zu den gewaltsamen und traurigen Hülfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, deren man sich zu bedienen genöthiget war, um den Staat gegen den eroberungssüchtigen Haß der europäischen Fürsten zu erhalten, welche das Haus Brandenburg vernichten und Alles, was Preußen hieß, auf ewig vertilgen wollten."

---

22. Sorgen in Sans-souci. — August III. stirbt. — Friedrichs Bündniß mit Rußland 1764; — Beide erklären sich für die republikanische Regierungsform und für das Wahlreich in Polen; — Stanislaus Augustus Poniatowski, König; — ein Ermahnungsschreiben Friedrichs an ihn; — Bedrückung der Dissidenten durch die katholische Partei; — der Fürst Karl Radziwill an der Spitze der Protestanten; — Conföderation der katholischen Partei in Bar; — Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und der hohen Pforte. — Der Kaiser Joseph II. in Neisse; — Friedrich im kaiserlichen Lager bei Austerlitz; — für Oestreich giebt es kein Schlesien mehr; — die erste Theilung Polens 1772; — Danzig hält sich tapfer.

Mit innigem Behagen bezog Friedrich nach ruhmvoll beendigtem Kampfe sein schöngelegenes Gartenhaus Sans-souci bei Potsdam. Die schönen Hoffnungen aber, die sich mit dem Namen „Ohne Sorge" verbanden, die während der Kriegsjahre so lebhaft empfundene Sehnsucht nach einem stillen Plätzchen, um der Philosophie, den Musen und der Freundschaft sein Leben ungestört widmen zu können, wurden nur in sehr beschränkter Weise erfüllt. Zunächst nahm der Staat die angestrengte Thätigkeit des Königs in Anspruch.

Die Cultur des Bodens und die Arbeit erkannte er als die vorzüglichsten Quellen des Wohlstandes an und für sie mußte vor allen anderen gesorgt werden. Es wurden von dem Heere 37,000 Mann entlassen, um zu ihren verödeten Dörfern zurückzukehren; 35,000 Pferde und viele tausend Wispel Saatkorn wurden an die Bauern derjenigen Provinzen, die besonders gelitten hatten, vertheilt; in Schlesien, Pommern und der Neumark wurden auf Kosten des Staats in den nächsten Jahren 15,000 neue Häuser gebaut und an baaren Unterstützungen erhielten: Schlesien nach und nach 3 Millionen Thaler, Pommern und die Neumark 1,400,000 Thaler, Preußen 800,000 Thaler, Cleve 100,000 Thaler und außerdem wurden der Stadt Berlin die 2 Millionen Brandschatzung, welche Tottleben erhoben, nach und nach zurückgezahlt. Zur Unterstützung des Gewerbfleißes, des Handels, der Hafen- und Kanal-Bauten wurden ebenfalls große Summen verwendet und vor allem mußte das Heer in schlagfertigem Stande erhalten, Festungen theils wiederhergestellt, theils neu angelegt, die Zeughäuser und Magazine gefüllt werden. Neben dem Nützlichen wurde dem Schönen Aufmunterung und Unterstützung zu Theil. Der Prachtbau des neuen Palais bei Potsdam, auf welchen acht Millionen Thaler verwendet wurden, beschäftigte Baumeister, Bildhauer, Maler und eine Menge Handwerker. Zu diesen Sorgen für die innere Wohlfahrt des Staates gesellten sich bald nicht minder wichtige für die auswärtigen Verhältnisse.

Am 4. October 1763 starb zu Dresden König August III. von Polen; der Thron war erledigt, die Krone als Spielball und Zankapfel verkäuflichen Wählern im Innern und eroberungslustigen Feinden von außerhalb zu beliebiger Beute überlassen.

Friedrich, der weder in dem, treulos an ihm gewordenen, England, noch in dem übermüthigen Frankreich, am wenigsten aber in dem, auf seine Macht eifersüchtigen, Oestreich Bundesgenossenschaft zu finden hoffen durfte, näherte sich jetzt der Kaiserin Katharina II. von Rußland und es wurde durch die Vermittlung ihres Günstlings, des ersten Ministers des Grafen Panin, den 11. April 1764 ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, in welchem beide Mächte sich ihre Länder garantirten und im Fall eines Angriffs mit Truppen und Geld einander Hülfe zu leisten versprachen. In diesen Vertrag wurde auch ein Artikel in Betreff Polens aufgenommen, dessen Ohnmacht und Zer-

würfniß im Innern die, allerdings schlaue, Cabinetspolitik dieser beiden Höfe am sichersten dadurch zu verewigen glaubte, wenn sie für den Fortbestand der dortigen republikanischen Verfassung sorgen würde. „In Erwägung" — so heißt es in diesem Vertrage — „daß es im gemeinschaftlichen Interesse Ihrer Majestäten des Königs von Preußen und der Selbstherrscherin aller Reussen ist, daß die Wahl der polnischen Krone frei bleibe und daß keine Familie sich des Thrones dieses Landes als eines erblichen bemächtige, verpflichten sich die genannten Majestäten durch diesen geheimen Artikel gegenseitig auf die feierlichste Weise, nie zuzugestehen, daß man die Republik ihres freien Wahlrechtes beraube. Sie verpflichten sich ebenfalls durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel den Entwurf der Begründung eines erblichen Thrones in diesem Lande zu bekämpfen, mit Gewalt ein jedes Unternehmen dieser Art zu unterdrücken und übereinstimmend zu handeln, mit den Waffen in der Hand, sofern es nothwendig sein sollte, um die Verfassung und die Grundsätze der polnischen Republik zu erhalten." Der König erwies sich darin gefällig gegen die Kaiserin, daß er sich bereit erklärte: die Wahl des, bei ihr in hoher Gunst stehenden, Stolnick von Lithauen: Stanislaus Augustus Ciolecк von Poniatowski mit bewaffneter Hand zu unterstützen. Ein russisches und preußisches Heer rückten an die Grenzen der Republik; den 7. September 1764 wurde Stanislaus Augustus gewählt und am 25. November 1764 gekrönt. Friedrich wünschte ihm Glück dazu in einem Schreiben, welches vortreffliche Lehren enthielt: „Ew. Majestät", heißt es in diesem Schreiben, „müssen bedenken, daß, da Sie Ihre Krone durch Wahl und nicht durch Geburt erhalten haben, die Welt aufmerksamer auf Ihre Handlungen sein wird, als auf die irgend eines andern Fürsten in Europa und das ist nicht mehr als billig. Von Dem, welcher die Krone der Geburt verdankt, erwartet man nicht mehr, obschon vielmehr zu wünschen wäre, als das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind. Aber von Dem, welcher von seines Gleichen von einem Unterthan zum Könige erhoben, von Dem, welcher freiwillig gewählt worden über Die zu regieren, die ihn wählten, erwartet man Alles, was nur irgend eine Krone verdienen und zieren kann. — Ein König durch Geburt, der seines Standes unwürdig handelt, ist blos eine Satire auf sich selbst; aber ein gewählter König, der seiner Würde nicht gemäß handelt, beschimpft auch seine Unterthanen."

Stanislaus entsprach keineswegs den Erwartungen, welche Friedrich von ihm gehegt hatte, zumal in Beziehung der freien und ungekränkten Religionsübung, welche Rußland den nichtkatholischen Christen in Polen, den sogenannten Dissidenten, gesichert wissen wollte. Friedrich ließ in Gemeinschaft mit Katharina II. eine energische Vorstellung bei dem Reichstage in Warschau einreichen, worin verlangt wurde: „die sogenannten Dissidenten von der bisherigen höchst ungerechten Bedrückung und von der Gewaltthätigkeit der dasigen katholischen Clerisei und deren Anhänger zu befreien und denselben ihre vormals rechtlich erhaltenen Privilegien und Freiheiten zurückzugeben.“ — Der russische Gesandte in Warschau, Fürst Repnin, brachte ein Verbündniß (Conföderation) der Dissidenten zu Stande, an deren Spitze sich der Fürst Carl Radziwill, ein Protestant, stellte. Der Reichstag wurde zur Anerkennung der Rechte der Dissidenten gezwungen, allein die fanatischen katholischen Priester streuten, wie Friedrich in seinen Geschichtsbüchern berichtet, „das Gerücht aus, Rußland wolle im Einverständniß mit dem Könige von Polen die katholische Religion aufheben; alles sei verloren, wofern man nicht die Waffen ergreife und wenn es noch eifrige und rechtgläubige Katholiken gebe, so müßten alle herbeieilen, um ihre Altäre zu schützen. Das Volk, dieser blödsinnige Haufe in Polen, der nur dazu gemacht scheint, sich von Denen leiten zu lassen, die sich die Mühe geben, ihn zu betrügen, ließ sich ohne Mühe von den Priestern verführen, die Sache der Religion wurde das Feldgeschrei, der Fanatismus bemächtigte sich der Gemüther und die Großen bedienten sich der Schwärmerei ihrer Leibeigenen, um das fremde Joch abzuwerfen, ohne den eignen Sclaven die Freiheit zu geben. Außerdem mischte sich nun auch Frankreich in diese Angelegenheit und da es ihm an Geld und Macht fehlte, einen Krieg zu erklären, begnügte sich der Premier-Minister Herr v. Choiseul damit, französische Emissäre auszusenden, welche die Polen aufhetzen mußten, ihre Freiheit zu vertheidigen*).“ Unter französischem Einflusse kam die katholische Conföderation von Bar in der Woywodschaft Podolien gegen den König Stanislaus zu Stande, welche jedoch durch russische Truppen auseinander gesprengt und bis auf türkisches Gebiet verfolgt wurde.

*) Glaubt man nicht ein Blatt aus der Geschichte des Aufstandes in Polen vom Jahre 1845 zu lesen?

Diese Verletzung der Grenzen veranlaßte den Sultan Mustapha III., an Rußland den 30. October 1768 den Krieg zu erklären, welcher sofort ausbrach. Der Fürst Gallitzin führte als Generalissimus ein russisches Heer über den Dniester und die Vortheile, welche er in dem nächstfolgenden Jahre über die Türken erfocht, erweckten in dem Wiener Cabinet die Befürchtung, daß sich Rußland in der Moldau und Wallachei festsetzen werde. Dies veranlaßte den kaiserlichen Hof zu einer Annäherung an Preußen, welche schon längst von dem Kaiser Joseph II.*), einem enthusiastischen Verehrer Friedrichs, gewünscht worden war. Sein heißester Wunsch, die persönliche Bekanntschaft des großen Königs zu machen, wurde ihm endlich erfüllt, der Fürst Kaunitz und Maria Theresia gaben seinen dringenden Bitten nach und gestatteten ihm, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein dem Könige im August 1769 einen Besuch in Neisse zu machen. Da es bei diesem Besuche nicht auf diplomatische Verhandlungen abgesehen war, keine Geheimen Räthe, sondern nur Generale sich in dem beiderseitigen Gefolge befanden, war die Unterhaltung aufrichtig, offen und wurde sogar zutraulich. „Der König" — so erzählt Friedrich selbst — „sagte dem Kaiser: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an, denn er würde die Vereinigung zweier Häuser bewirken, die nur zu lange Feinde gewesen wären und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, einander eher beizustehen, als zu vernichten. Der Kaiser antwortete ohne Zögern: für Oestreich giebt es kein Schlesien mehr." Dieses freundliche Entgegenkommen des Kaisers gab Veranlassung, daß beide Fürsten einen Vertrag unterzeichneten, in welchem sie ihr Ehrenwort verpfändeten, mit aller Treue den bestehenden Frieden erhalten zu wollen. Die Besorgniß vor der anwachsenden Macht Rußlands war es vornehmlich, was Friedrich jetzt veranlaßte, sich näher an Oestreich anzuschließen. „Preußen" — bemerkt der König in seinen Schriften — „fühlte noch die Schläge, die ihm Rußland in dem letzten Kriege beigebracht hatte; es stimmte gar nicht mit dem Interesse des Königs überein, an der Vergrößerung einer so furchtbaren Macht selbst zu arbeiten. Es blieb nur ein doppelter Weg übrig: entweder dem Laufe ihrer unermeßlichen Eroberungen Einhalt zu thun, oder,

*) Franz I. starb den 18. August 1765; sein Sohn folgte ihm als deutscher Kaiser und Mitregent in den Erbstaaten.

welches das klügste war, auf eine geschickte Art zu suchen, ob man davon Vortheil ziehen könne."

Noch inniger wurde das Verhältniß beider Fürsten bei einer zweiten Zusammenkunft im Lager bei Neustadt und Austerlitz in Mähren, wohin der König einer Einladung des Kaisers im September 1770 gefolgt war. Diesmal hatte sich auch der Fürst Kaunitz eingefunden und zwar in der Absicht, des Königs Ansichten und Gesinnungen in Betreff Rußlands auszuforschen. Ohne Rückhalt erklärte Kaunitz, „wie nothwendig es sei, sich den ehrgeizigen Plänen der Russen zu widersetzen und daß die Kaiserin es niemals zugeben werde, daß die russischen Heere über die Donau gingen, oder der petersburger Hof Eroberungen mache, wodurch Rußland ein Nachbar von Ungarn werde. Die Verbindung Preußens mit Oestreich sei der einzige Damm, welchen man dieser überströmenden Fluth, die ganz Europa zu überschwemmen drohe, entgegensetzen könne." Friedrich beobachtete gegen Kaunitz, den er „für einen alten Fuchs" hielt, die nöthige Zurückhaltung, suchte sich dagegen desto mehr in dem Vertrauen des Kaisers zu befestigen, der seine vollkommenste Achtung gewann. „Ich komme" — schreibt er den 16. September 1770 an Voltaire — „von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen und habe hier den Kaiser gesehen, welcher sich anschickt, in Europa eine große Rolle zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe erzogen und hat den Aberglauben von sich geworfen, ist in Prunk aufgewachsen und hat einfache Sitten angenommen, wird mit Weihrauch überschüttet und ist bescheiden geblieben, hat Pedanten zu Lehrern gehabt und besitzt dennoch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen und ihr Verdienst zu schätzen." —

Da Friedrich es diesmal abgelehnt hatte, mit Oestreich gemeinschaftlich sich den Fortschritten der russischen Waffen zu widersetzen, suchte der Fürst Kaunitz die östlichen Grenzen durch eine friedliche Eroberung, welche er zunächst für eine geographische Belustigung und Uebung der Ingenieurs ausgab, zu erweitern und sicher zu stellen. Der türkische Minister Ismail Raif hatte dem kaiserlichen Botschafter in Constantinopel (1770) eine Note übergeben, worin gesagt wurde: „Sobald die Russen aus Polen vertrieben sein werden, dann wird es allein von dem Belieben des kaiserlichen Hofes abhängen, entweder einen andern König auf den polnischen Thron zu setzen, oder Polen mit der Pforte zu theilen." Unter dem Vorwande, die

Grenzen zwischen Ungarn und Polen genauer zu bestimmen und die Landkarten zu berichtigen, schickte die Kaiserin eine Anzahl Feldmesser unter hinreichender Bedeckung nach Polen und ließ bei dieser Gelegenheit die Woywodschaft Zips, auf welche sie Ansprüche vom Jahre 1412 geltend machte, militairisch besetzen.

„Es scheint", äußerte die Kaiserin Katharina II., als der Prinz Heinrich von Preußen ihr diese Nachricht in Petersburg mittheilte, „es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken braucht, um ein Stück Land aufzuheben. Will der Wiener Hof in jenem Königreiche für sich zugreifen, so haben die andern ein gleiches Recht dazu." Sobald Friedrich von diesen Ansichten Katharina's Kenntniß erhalten hatte, ließ er dem Wiener Hofe eröffnen: „Rußland empfinde nicht die mindeste Unzufriedenheit über die Besitzergreifung des Zipser Comitats, rathe vielmehr der Kaiserin, sich in jener Gegend von Polen nach ihrer Zuträglichkeit auszubreiten, welches sie mit desto weniger Gefahr thun könne, weil ihr Beispiel von den übrigen benachbarten Mächten dieses Königreichs nachgeahmt werden würde."

Auf eine Anfrage des Petersburger Hofes in Wien wegen der Besitznahme von Zips, wurde die Antwort ertheilt, daß man diese Gespannschaft wieder räumen werde, sobald die russischen Truppen aus Polen zurückgezogen sein würden. Friedrich war sehr bald entschlossen, hierbei nicht den theilnahmlosen Zuschauer zu spielen; er war der Einzige von allen andern, welcher berechtigte Ansprüche auf eine, durch die Könige von Polen von dem deutschen Ordensgebiete in Preußen losgerissene, Provinz erheben konnte. „Bei einer Angelegenheit von dieser Art" — dies sind des Königs eigne Worte — „mußte man sich nicht durch Kleinigkeiten abschrecken lassen. Man konnte vorhersehn, daß der Wiener Hof seine Ansichten ändern würde, sobald Rußland und Preußen völlig einverstanden wären, weil die Oestreicher es vorziehen würden, auch ihrer Seits bei der Betheiligung zu gewinnen, als sich den Zufällen eines Krieges mit einer so mächtigen Partei auszusetzen. Hierzu kam, daß die Kaiserin Königin, die keinen Bundesgenossen, als Frankreich hatte, damals von keiner Seite auf Beistand rechnen konnte. Um so günstige Umstände zu benutzen, beschloß der König, die Angelegenheit der Theilung Polens mit Eifer zu betreiben."

Seine Anträge in Petersburg fanden anfänglich an dem ersten Minister, Grafen Panin, einen entschiedenen Gegner, obwohl der König in dem, unter

dem 14. Juni 1771 dem dortigen Hofe übergebenen, Theilungsplane diesem freie Hand gelassen hatte. Der König verlangte für seinen Antheil: Pommerellen mit Danzig, den Strich von Großpolen diesseits der Netze, das Bisthum Ermeland, die Starosteien Marienburg und Culm. „Es war schwer" — bemerkt Friedrich — „mit den Russen zum Schluß zu kommen; der Theilungsplan, welchen dieser Hof nach Berlin schickte, war seltsam abgefaßt. Aller daraus entstehende Vortheil war für Rußland, alle Gefahr für Preußen; man bewilligte freilich den größten Theil von dem polnischen Gebiete, welches der König verlangt hatte, allein die Erwerbung der Russen war wenigstens zweimal so groß. Dies veranlaßte eine neue Gegenerklärung vom Könige von Preußen, dessen Bemühungen es endlich gelang, daß Rußland einige seiner übermäßigen Forderungen aufgab. Der Berliner Hof theilte diese günstige Nachricht unverzüglich dem Wiener Hofe mit; jetzt sah man seit langer Zeit zum ersten Male den Fürsten Kaunitz mit heitrem Gesicht erscheinen." —

Die Zerwürfnisse in dem Königreiche Polen gaben den fremden Mächten ganz freie Hand; die Conföderation der katholischen Partei in Bar hatte den 8. August 1770 den Thron für erledigt erklärt und am 3. November 1771 hatten drei unternehmende Conföderirte: Lukawski, Strawinski und Kosinski den König Stanislaus aus Warschau entführt. Zwar gelang es diesem, sich mit dem Säbel, den er einem der Verschwörer entriß, zu befreien, allein die Entführung gab Rußland und Preußen einen erwünschten Vorwand, die Grenzposten zu verstärken, worauf den 17. Februar 1772 der Theilungsplan zwischen diesen beiden Mächten unterzeichnet wurde. Kaunitz drang jetzt in die Kaiserin, die wohlfeil zu gewinnende Beute nicht den andern beiden Adlern allein zu überlassen; allein Maria Theresia, welche, wie Friedrich bemerkt: „nicht mehr jene Thatkraft und Festigkeit besaß, von welcher sie in ihrer Jugend so viele Beweise gegeben hatte, bebte diesmal zurück." Sie bat Kaunitz mehrmals um Bedenkzeit in einer so gewissenhaften Sache und schrieb ihm folgenden Bescheid: „Als alle meine Länder angegriffen wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, stützte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Allein in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß betheuern, daß Zeit-

lebens mich nit so beängstiget befunden, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Schauspiel geben, wenn wir um ein ellendes Stück von Pohlen oder von der Moldau und Wallachei unsre Ehre und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merk woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum laße ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehn." Der Fürst Kaunitz nahm keine Rücksicht auf die Bedenklichkeiten der Kaiserin; er ließ dem Könige durch den kaiserlichen Gesandten in Berlin, van Swieten, einen Theilungsplan Polens vorlegen, welchem Friedrich, obschon er die Art und Weise, wie Oestreich sich dabei bedacht hatte, unverschämt fand, seine Zustimmung gab und dem Petersburger Cabinet zur Mitunterzeichnung empfahl. „Mit großer Hartnäckigkeit" — erzählt Friedrich — „bestand der Wiener Hof auf den Besitz der Stadt Lemberg und auf die Salzwerke von Wieliczka. Da die Sachen so weit gediehen waren, mußte man eilen sie abzuschließen, wenn man nicht auf die ganze Theilung verzichten wollte; eine allzugroße Genauigkeit, womit man bei dieser Gelegenheit die verschiedenen Antheile hätte ausgleichen wollen, würde endlose Streitigkeiten verursacht haben. Unausbleiblich hätten andere Mächte sich diese Mißverständnisse zu Nutze gemacht und alle bis dahin angewandte Mühe wäre vergeblich gewesen." Als der Kaiserin Maria Theresia der endlich zu Stande gekommene Theilungsvertrag von dem Fürsten Kaunitz vorgelegt wurde, mußte dieser alle seine Beredtsamkeit anwenden, um die gewissenhafte Frau zur Unterzeichnung zu bewegen; allein sie fügte ihrem „placet" die prophetischen Worte hinzu: „weillen so viele und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

In dem Theilungsvertrage, welcher zu St. Petersburg den 5. August 1772 unterzeichnet wurde, erhielt Rußland: polnisch Liefland, die Woiwodschaft Witepsk, Plock und Minsk zum großen Theil und die Woiwodschaft Mscislav, im Ganzen 35,000 Geviertmeilen; Oestreich die Zipser Gespannschaft, die Woiwodschaft Krakau zur Hälfte, die Woiwodschaften Sendomir, Roth-Rußland, Belz, Pocucie zum Theil und ein Stück von Podolien, im Ganzen 25,000 Geviertmeilen, Land genug, um daraus die beiden Königreiche Galizien und Lodomirien zu bilden. Preußen's bescheidener Antheil

war: polnisch Preußen mit Ausschluß der Städte Danzig und Thorn, Großpolen diesseits der Netze, im Ganzen 631 Geviertmeilen mit der sehr geringen Bevölkerung von 505,000 Bewohnern. Der König ließ die neuerworbenen Landestheile durch preußische Truppen besetzen, die Grenztafeln mit dem preußischen Adler wurden eingepflanzt und am 27. September huldigten in der Burg des ehemaligen deutschen Ritterordens zu Marienburg die dahin beschiedene Landstände dem Könige von Preußen.

Friedrich empfand über diese, auf so friedlichem Wege gemachte, Eroberung eine besondere Genugthuung. „Wenn man", schrieb er damals (den 1. November 1772) an Voltaire, „durchschnittene und getrennte Besitzungen vereinigen kann, um aus seinem Lande ein Ganzes zu machen, so kenne ich keinen der Sterblichen, der nicht mit Vergnügen daran arbeiten würde. Bemerken Sie wohl, daß diese Angelegenheit ohne Blutvergießen abgegangen ist und daß die Encyklopädisten in Paris nicht gegen die besoldeten Räuberbanden declamiren, noch andere dergleichen Redensarten anbringen können, deren Beredtsamkeit niemals Eindruck auf mich gemacht hat. Ein wenig Dinte mit Hülfe einer Feder hat alles vollbracht und Europa wird pazificirt werden, zum wenigsten von den letzten Unruhen."

Dem Könige Stanislaus Augustus wurde von den drei verbündeten Mächten zu beliebiger Mittheilung an den Reichstag die Anzeige gemacht: „daß die drei hohen Alliirten zur Verhütung ferneren Blutvergießens und zur Wiederherstellung des Friedens in Polen, sich einverstanden hätten, gewisse unzweifelhafte Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen, weshalb sie ihn aufforderten, einen Reichstag zu berufen, welcher sich mit ihnen über die neuen Grenzen vergleichen möchte." Stanislaus protestirte in seiner Antwort vom 17. September 1772 gegen die Theilung und berief die Landboten zu einem Reichstage nach Warschau, welcher am 19. April 1773 eröffnet wurde. Die russische Partei, an deren Spitze der Graf Adam Lodzia Poninski stand, brachte die wenigen vaterländisch gesinnten Landboten zum Schweigen, der Reichstag ertheilte zur gewaltsamen Zerreissung des eignen Vaterlandes seine Zustimmung. Der Vertrag über die, an die Krone Preußen abgetretenen, Landestheile wurde von dem Bischofe von Cujavien Anton von Ostrowski und neunundachtzig Landboten den 18. September 1773 unterzeichnet.

„Die Polen" — sagt Friedrich in der Geschichte seiner Zeit — „welche man für die allerleichtsinnigste und frivolste Nation in Europa halten muß, schmeichelten sich ohne Grund, das Werk der drei Mächte in Kurzem zu vernichten. Diese Köpfe ohne Logik raisonnirten folgendermaßen: „der Feldzug für die Russen in der Türkei ist in diesem Jahre nicht günstig gewesen, im folgenden werden sie zu Grunde gerichtet werden, dann wird der Großherr an der Spitze seiner Janitscharen in Rußland eindringen, Moskau und Petersburg in Asche legen, die Kaiserin vom Throne stürzen und die Trümmer dieses weiten Reichs zwischen sich und den Polen theilen." Von dem allen erfolgte indessen das Gegentheil. Rußland zwang durch den Fortschritt seiner Waffen die hohe Pforte den ihr nachtheiligen Frieden zu Kainardsche den 21. Juli 1774 zu unterzeichnen, wodurch jenes Reich sein Gebiet aufs Neue erweiterte. Oestreich hielt sich für verpflichtet das, durch jene Vergrößerung gestörte, Europäische Gleichgewicht dadurch wieder herzustellen, daß es einige polnische Erdenklöße mehr in seine Wagschaale warf. „Unterdessen" — erzählt Friedrich — „verbreitete sich in Polen ein neues Gerücht; die Nation beklagte sich laut, weil man erzählte: die Oestreicher und Preußen fänden gar kein Maaß in der Erweiterung ihrer Grenzen. Diese Klagen waren nicht ohne Grund; die Oestreicher bedienten sich einer ganz unrichtigen Landkarte von Polen, auf welcher die Namen der beiden Flüsse Sbruza und Podhorza verwechselt waren und erweiterten unter diesem Vorwande ihre Grenzen um ein Beträchtliches. — Der König glaubte sich berechtiget, ein Gleiches zu thun, er erweiterte seine Grenzen gleichfalls und schloß die alte und neue Netze in den Theil von Pommerellen, den er bereits in Besitz genommen hatte, nachträglich mit ein." Das hierdurch gewonnene Gebiet wurde „der Netzedistrict" genannt; er umfaßte 139 Geviertmeilen mit 150,000 Einwohnern, und die dortige Landschaft huldigte dem Könige zu Inowraclaw den 22. Mai 1775.

Vergebens hatte Friedrich schon bei dem ersten Theilungsplane die Stadt Danzig für sich in Anspruch genommen; diese aber, die schon in manchem blutigen Kampfe ihre Unabhängigkeit behauptet hatte, rüstete sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und da außerdem Rußland dem Könige den Besitz derselben nicht gönnte, mußte er darauf Verzicht leisten. Mit richtigem Blicke hatte er erkannt, „daß sich die Stadt dem Besitzer der Weichsel und des Dan-

ziger Hafens (Neufahrwasser) mit der Zeit doch unterwerfen würde." Katharina wollte, wie der König bemerkt, absichtlich diesen Dorn in dem Fuße ihres Bundesgenossen stecken lassen, weil die Streitigkeiten des Königs von Preußen mit Danzig ein immer bereit liegender Vorwand zur Schikane bleiben würde, dessen sich Rußland augenblicklich bedienen könnte, sobald sich das gute Vernehmen zwischen beiden Mächten veränderte.

Im Besitze der Weichsel und Nogat, der Vorstädte von Danzig und des Hafens an der See war Friedrich im Stande, der einzig auf den Handel angewiesenen Stadt die beiden nothwendigen Lebenswege der Einfuhr und Ausfuhr zu jeder Zeit abzuschneiden. An Veranlassung zu gegenseitigen Reibungen fehlte es nicht, bis endlich am 22. Februar 1784 durch einen Vergleich festgestellt wurde, daß der Stadt der Ausfuhrhandel zur See ausschließlich, die Einfuhr seewärts über Neufahrwasser beiden Theilen gemeinschaftlich gehören sollte.

---

23. **Der König bringt die „polnische Wirthschaft" in Ordnung; — schreitet bewaffnet ein gegen die Willkühr des Kaisers; — Briefwechsel mit Joseph II. — Der bairische Erbfolgekrieg, auch der Zwetschkenrummel oder der Kartoffelkrieg genannt; — Friedrich rühmt, daß es in Berlin mehr Schreibefreiheit giebt als in Paris; — nimmt die Verfassung Würtenbergs gegen dessen Herzog in Schutz; — stiftet den deutschen Fürstenbund; — Anerkennung der Unabhängigkeit der Freistaaten Nordamerika's.**

Der König hatte, schon bevor der polnische Theilungsvertrag abgeschlossen und unterzeichnet worden war, im October 1771 den Kammer-Präsidenten Domhardt eine schriftliche Instruction über die Verwaltung der zu erwerbenden Provinz mitgetheilt und im Mai 1772 den Präsidenten des Generaldirectoriums Roden mit einer Anzahl Kriegsräthe und Feldmesser nach Marienwerder geschickt, um die Vermessung des Landes, die Abschätzung der Güter und Vertheilung der Contributionen vorläufig anzuordnen. Er selbst traf am 4. Juni 1772 in Marienwerder ein. Seine erste Frage an den Präsidenten war: „Aber mein lieber Roden, wo hat er sich so dick gefressen?"*) Die

*) Nach einer eigenhändigen Aufzeichnung Roden's.

Fleischtöpfe des gesegneten Werders mochten hierzu den besten Beitrag geliefert haben; da Roden erklärte: es komme von vielem Sitzen, sagte ihm der König: er wolle ihm Gelegenheit schaffen, sich Bewegung zu machen. Er beauftragte ihn: 6 Wochen im Ermeland, 2 zu Marienburg, 6 im Culmerland, 3 an der Netze und 6 in Pommerellen zur Aufnahme des Landes zuzubringen, damit schon vor der Besitznahme alles in Ordnung gebracht sei. Bereits im Juni dieses Jahres wurden vier Kammern zur Verwaltung des neuerworbenen Landes eingerichtet und Domhardt zum Ober-Präsidenten derselben ernannt.

Unter der „polnischen Wirthschaft" war jene Landschaft, welche an Fruchtbarkeit des Bodens und Vortrefflichkeit der Viehzucht gegenwärtig zu den gesegnetesten in Europa gehört, gänzlich vernachlässiget worden; Friedrich wendete ihr sogleich nach der Besitznahme seine landesväterliche Fürsorge zu. Er führte preußische Rechtspflege ein, hob die Leibeigenschaft der Bauern auf, begünstigte die Einwanderung deutscher Colonisten, ertheilte den Dissidenten gleiche Rechte mit den Katholiken und half und unterstützte, wo es fehlte. Das Vertrauen zu dem Könige von Preußen war so groß, daß die Besitzerin der Lubcozinischen Güter, Frau von Skorzewska, den mit der Abgrenzung des Netzdistricts beauftragten Geheimen Rath Brenkenhoff bat, die Grenzpfähle ein Paar Meilen weiter landeinwärts zu rücken, damit ihre Güter in die preußische Grenze eingeschlossen würden. — Eine der großartigsten Arbeiten, welche der König zum Besten des Landes sogleich in Angriff nehmen ließ, war der Bromberger Kanalbau, durch welche die Brahe mit der Netze und hierdurch die Weichsel mit der Oder verbunden wurden.

Fast noch mehr, als diese neue Provinz, nahmen die alten Provinzen die Sorge des Königs in Anspruch, welcher sich die, in einem Reiche von so großem Umfange unausführbare, Pflicht aufgelegt hatte: durch Cabinetsordern als Alleinherrscher zu regieren. Mitten aus dieser angestrengtesten, der Verwaltung seines Staates im Innern zugewendeten, Thätigkeit wurde Friedrich durch drohende Uebergriffe, welche sich der kaiserliche Hof erlaubte, herausgerissen, und noch einmal gezwungen, zu den Waffen zu greifen.

Mit dem Tode des Kurfürsten Maximilian III. (den 20. December 1778) erlosch die bairische Kurlinie; die Erbfolge in dem Herzogthume Baiern ging auf den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz als Haupt der älteren

Wittelsbachschen Linie über. Schon vor dem Tode Maximilians III. hatte der Kaiser Joseph II. mit Karl Theodor, welcher ohne unmittelbaren Erbnachfolger war, einen Vertrag abgeschlossen, Kraft dessen alle Ansprüche Oestreichs auf das Herzogthum Baiern anerkannt und dasselbe an den Kaiser abgetreten wurde; das Land wurde von einem östreichischen Heere besetzt. Gegen jenen Vertrag und dessen Vollziehung erhob der Herzog Karl von Zweibrücken als nächster, erbberechtigter Verwandter Widerspruch; auch Kursachsen und Mecklenburg machten Ansprüche auf Baiern geltend und Friedrich II. übernahm es, die Sache der, in ihren Rechten gekränkten, Fürsten und die Verfassungen des Reichs gegen das eigenmächtige Verfahren des Kaisers zu vertreten. Da man in Wien die Vermittlung Friedrichs zurückwies, zog dieser ein Heer von 30,000 Mann in Schlesien zusammen, welches vereint mit 18,000 Mann Sachsen zum Einrücken in Böhmen im April 1778 bereit stand. Der König selbst verließ Berlin den 6. April, um sich nach Breslau zu begeben und sich an die Spitze seines Heeres zu stellen. Krank und hinfällig war der große König aus dem siebenjährigen Kriege zurückgekehrt; er war jetzt um sechzehn Jahre älter und von allen Beschwerden des Greisenalters heimgesucht. Anstatt einer begeisternden Anrede, wie wir sie ehedem aus seinem Munde beim Aufbruche zum Feldzuge vernahmen, erließ er an seine Generale, welche eben so gebrechlich, wie er selbst waren, einen Parolebefehl, in welchem er sagt: „Mein schwächliches Alter erlaubt es mir nicht, so zu reisen, wie ich es in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen und Sie haben die Freiheit, eben dergleichen zu thun; aber am Tage der Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen und meine Generale, hoffe ich, werden meinem Beispiele folgen." —

Joseph II. war, zu derselben Zeit von Wien nach Mähren abgereist, um den Oberbefehl über das kaiserliche Heer zu übernehmen. Eingedenk des schriftlichen Ehrenwortes, welches er einst dem Könige gegeben, schrieb er ihm aus Ollmütz den 13. April eigenhändig: „Mein Herr Bruder. Wenn ich es bis jetzt unterlassen habe, einem Versprechen, welches wir sowohl zu Neisse als zu Neustadt beiderseitig unter uns verabredeten, nachzukommen, nämlich einer dem anderen graden Weges selbst zu schreiben, so geschah es, weil ich, auf alle Ereignisse vorbereitet, warten wollte, bis ich von der Hauptstadt und folglich von Allem, was Feinheit und Staatskunst anzeigen könnte,

entfernt wäre, um Ew. Majestät meine Gedanken zu eröffnen, die ich für unsere wahren Vortheile viel angemessener halte, als jeden Zwist, den wir unter einander haben könnten." Der Kaiser bittet dem Vergleichs-Entwurfe, welchen er seinem Schreiben beigefügt hat, eine geneigte Aufnahme zu schenken und ihn, im Falle der Genehmigung, sogleich zu unterzeichnen, wodurch allem weiterem Uebel vorgebeugt werden könne. In diesem Vergleiche muthete der Kaiser dem Könige in dem ersten Artikel zu: den zwischen dem Kaiser und Karl Theodor abgeschlossenen Vertrag und die Besitzergreifung der bairischen Provinzen durch Oestreich als rechtmäßig anzuerkennen. Friedrich antwortete aus dem Dorfe Schönwalde bei Silberberg den 14. April 1778: „Mein Herr Bruder, Ich habe den Brief, den Ew. Kaiserliche Majestät an mich zu schreiben die Güte gehabt haben, mit dem größtmöglichsten Vergnügen erhalten. Ich habe hier weder Minister, noch Schreiber bei mir und so werden Ew. Kaiserlichen Majestät sich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen müssen, der redlich und freimüthig über einen der wichtigsten Gegenstände schreibt, welchen die Politik seit langer Zeit dargeboten hat. Niemand wünscht wohl mehr als ich Frieden und gutes Vernehmen zwischen den europäischen Mächten zu erhalten; aber jedes Ding hat seine Grenzen und es giebt Fälle, die so schwierig und verwickelt sind, daß der gute Wille allein nicht hinreicht, um Ruhe und Frieden aufrecht zu erhalten. Ew. Kaiserlichen Majestät erlauben, daß ich Ihnen den wahren Standpunkt unserer gegenwärtigen Angelegenheit auseinander setze. Die Frage ist: kann ein Kaiser nach seiner Willkür mit den Lehen des Reichs schalten? Bejaht man dies, so werden alle diese Lehen den Timaren (Paschaliks) in der Türkei gleich, die nur auf Lebenszeit verliehen sind und über welche der Sultan nach dem Tode des Besitzers nach Gutdünken schaltet. Dies aber ist den Gesetzen, dem Herkommen und den Gewohnheiten des Reichs gänzlich zuwider. Kein Fürst wird zu diesem Beginnen die Hand bieten, jeder wird sich auf das Lehnrecht berufen, welches diese Besitzungen seinen Nachkommen zusichert und keiner wird dazu beitragen, die Macht eines Despoten zu begründen, der über kurz oder lang ihn, oder seine Nachkommen der, seit undenklichen Zeiten besessenen, Länder berauben kann. Das hat denn auch die einstimmige Klage aller deutschen Reichsstände über die gewaltsame Art, womit Baiern überfallen und eingenommen worden ist, veranlaßt. Ich, als Mitglied des

Reichs und da ich den westphälischen Frieden durch den Hubertusburger Tractat auf's Neue bestätiget habe, sehe mich unmittelbar verbunden, die Vorrechte, Freiheiten und Gerechtsame des deutschen Reichs aufrecht zu erhalten, so wie auch die kaiserlichen Wahlcapitulationen, durch welche der Gewalt des Reichsoberhauptes Grenzen gesetzt werden, um vorzubeugen, daß er das Uebergewicht seiner Würde nicht mißbrauche.

Dieses, Sire, ist die wahre Lage der Sache. Mein persönliches Interesse kömmt dabei gar nicht in Anschlag; aber ich bin überzeugt, Ew. Majestät selbst würden mich für einen feigherzigen, Ihrer Achtung unwürdigen, Mann halten, wenn ich die Rechte, Freiheiten und Gerechtsame, welche wir, die Kurfürsten und ich, von unsern Vorfahren ererbt haben, niederträchtiger Weise aufgäbe." Der König lehnt die ihm, von dem Kaiser gemachten, Vorschläge ab und fügt am Schlusse hinzu: „Sollte ich irgendwo im Ceremoniel gefehlt haben, so bitte ich Ew. Majestät um Verzeihung, aber, bei meiner Ehre, auf vierzig Meilen in die Runde ist hier niemand, der mich darin unterrichten könnte.

Der Kaiser versuchte in seiner Antwort dem Könige die Gerechtigkeit seiner Ansprüche nochmals auseinander zu setzen und verwahrt sich gegen die ihm gemachten Beschuldigungen: „Aus den angeführten Gründen" — schreibt er — „welches lauter erwiesene Thatsachen sind, glaube ich, werde Ew. Majestät völlig überzeugt sein, daß das Wort „Despotismus", dessen Sie sich bedienen und welches ich mindestens eben so sehr als Sie verabscheue, hier nicht am rechten Orte ist." Er betheuert, wie hoch ihm an der Erhaltung des Friedens gelegen sei, wie er aber auch mit 200,000 Mann bereit stehe und sehr gern von Friedrich auch noch als General zu lernen wünsche.

Da der Kaiser weder den billigen Vorschlägen, noch den ernsten Abmahnungen des Königs Gehör schenkte, wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Bereits bei seiner Abreise von Potsdam hatte der König den Ausbruch eines neuen Krieges mit Oestreich für unvermeidlich gehalten, die Reserveregimenter mußten sich marschfertig halten, aus allen Provinzen wurden die Rekruten einberufen, die Magazine gefüllt, die Festungen versorgt. Sämmtlichen Verwaltungsbehörden war die größte Sparsamkeit empfohlen; in der Einschränkung des eigenen Hofhalts ging der König mit gutem Beispiele voran und brachte selbst seine Lieblingsneigungen zum Opfer, wodurch zuweilen

auch andere hart betroffen wurden. An den Intendanten der Schauspiele von Arnim erließ er den 30. März 1778 folgendes Cabinetsschreiben: „Die gegenwärtigen Conjuncturen lassen ernsthaftere Scenen erwarten; man kann sehr wohl der komischen entbehren und dies ist der Grund, weshalb Ich den sämmtlichen Schauspielern und Schauspielerinnen meines französischen Theaters ihre Gehalte und Pensionen entziehe. Das Eure ist ebenfalls mit einbegriffen und nachdem Ihr sämmtliche Comödianten verabschiedet habt, wird es ganz in Eurem Belieben stehn, Eure ganze Sorgfalt Euren Liebschaften zu widmen." —

Friedrich rückte den 5. Juli bei Nachod, Prinz Heinrich mit einem zweiten Heere über Rumburg und Gabel in Böhmen ein. Kaum erscholl die Nachricht davon in Wien, so fertigte die Kaiserin eiligst den Freiherrn v. Thugut mit neuen Vorschlägen und einem, von mütterlicher Besorgniß ihr eingegebenen, eigenhändigen Schreiben, Wien den 12. Juli 1778, an den König ab. „Mein Alter und meine Gesinnungen zur Erhaltung des Friedens", schreibt sie, „sind allgemein bekannt, und ich kann Ihnen keinen deutlicheren Beweis davon geben, als durch den Schritt, den ich jetzt thue. Mein mütterliches Herz wird mit Recht beunruhigt, indem ich zwei meiner Söhne und einen Schwiegersohn bei der Armee sehe. Ich thue diesen Schritt ohne Vorwissen des Kaisers, meines Sohnes, und ich erbitte mir darüber, der Erfolg mag sein, welcher er will, gegen jedermann Verschwiegenheit."

In dem Vergleiche, welchen die Kaiserin beigefügt hatte, beschränkte sie ihre Ansprüche auf einen Länderumfang in Baiern von einer Million Einkünfte. Friedrich beantwortete das Schreiben in den verbindlichsten Ausdrücken und Thugut kehrte mit annehmbaren Gegenvorschlägen nach Wien zurück. Als der Kaiser von diesen Unterhandlungen Kenntniß erhielt, schrieb er seiner Mutter aus Jaromirs den 18. August in gereiztem Tone über das Benehmen der „philosophischen Majestät von Preußen". „Ich war", schreibt er der Kaiserin, „schon Anfangs mit der von Ew. Majestät hierbei bezeigten Schonung gegen die Anmaßungen Preußens nicht einverstanden und halte dafür, daß Oestreich die Offerte und alle die Aufopferungen, deren sich Ew. Majestät zur Wiederherstellung des Friedens begeben wollten, in einem eigenen Manifeste dem unparteischen Europa vor Augen legen sollte. Die Bande sind nun entzwei, die uns an einen Fürsten gefesselt haben, der die

Kunst besaß, sich Freunde in der Nähe seines Thrones zu verschaffen. Wir müssen auf's Neue versuchen, welchen Erfolg unsere Waffen gegen einen Feind unseres Hauses haben und sehen uns genöthiget, Menschenblut zu vergießen, das der König in seinen Schriften, aber niemals auf dem Schlachtfelde zu schonen gewußt hat."

Dem Tone nach zu urtheilen, welcher in diesem Briefe herrscht, dürfen wir dem Kaiser die Unschicklichkeiten zutrauen, die in einem, von ihm aus Jaromirs im Juli 1778 an den König gerichteten, Schreiben vorkommen. „Mir deucht", heißt es darin, „es sei Ihnen zu sehr in Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General sind, daß Sie 200,000 Mann geübter Truppen und einen Obersten gehabt, der über die Werke Cäsars de bello Gallico einen Commentar geschrieben hat. Dies hat die Vorsehung außer Preußen noch verschiedenen anderen puissancen auch gegeben. Wenn Ew. Majestät Vergnügen daran finden, 200,000 Mann auf das Schlachtfeld zu führen, so komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Versuche wiederholen, ob sie ein glücklicher General sind, so bin ich bereit Ihrer Begierde zu kämpfen ein Genüge zu leisten und was endlich die Schriftstellerei im Gebiete der Kriegskunst betrifft, da könnte ich Ew. Majestät von mir noch ein Paar Generals nennen, die auf Pension stehn und aus langer Weile die Mémoires des Grafen von Sachsen commentiren u. s. w." Der Krieg begann, ohne daß es beiden Theilen rechter Ernst damit war; nur die Vorposten beunruhigten sich gegenseitig, das preußische Heer lagerte den Sommer hindurch in Böhmen, dessen reiche Erndte nach den Magazinen Schlesiens gebracht wurde, wohin das Heer im September nachfolgte. Der König beschäftigte sich in gewohnter Weise mit literarischen Arbeiten. An d'Alembert in Paris sendet er eine, zum Vorlesen in der Akademie der Wissenschaften in Berlin bestimmte Lobrede auf Voltaire, welcher am 3. Mai 1778 gestorben war. „Da haben Sie meine Lobrede auf Voltaire, die zum Theil in den Lägern entworfen, zum Theil in den Winterquartieren ausgefeilt wurde. Die Akademie wird, ich fürchte, manches an dem Ausdruck zu tadeln finden; allein wie wär' es wohl möglich, in Böhmen gut welsch zu reden? Genug, ich that, was ich konnte; das Werk ist dessen, den es preisen soll, nicht würdig, indessen benutzte ich die Schreibefreiheit, um zu Berlin öffentlich etwas zu sagen, was man sich in Paris kaum in das Ohr zu

sagen getraut." In Beziehung auf den Krieg, welchen er eben unternommen hat, schreibt er: „So drückend auch für mein Alter die Last des Krieges ist, so werde ich sie dennoch munter tragen, wenn ich nur durch meine Anstrengung den Frieden und die Ruhe Deutschlands begründe. Man muß den despotischen Grundsätzen einer willkührlichen Regierung einen Damm entgegensetzen; man muß einer übermäßigen Ehrsucht, die keine anderen Grenzen kennt, als eine Gewalt, die stark genug ist, ihr Einhalt zu thun, einen Zaum anlegen, das heißt: es muß zum Schlagen kommen."

Glücklicher Weise kam es nicht dazu; den vereinten Vorstellungen der Gesandten Rußlands und Frankreichs in Wien gelang es, den kaiserlichen Hof zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Am 8. März 1779 wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen. Bevollmächtigte versammelten sich in dem Schlosse zu Teschen im östreichischen Schlesien und hier wurde am 13. Mai der Friede unterzeichnet. Der Kaiser erklärte den zu München den 3. Januar 1778 mit Karl Theodor geschlossenen Vertrag für ungültig, entsagte seinen Ansprüchen auf Baiern bis auf das sogenannte Innviertel, einen Landstrich von 40 Geviertmeilen zwischen der Donau, dem Inn und der Salza und belehnte den Kurfürsten von der Pfalz mit dem böhmischen Lehen in der Oberpfalz. Sachsen erhielt sechs Millionen Gulden Entschädigung für seine Ansprüche und Mecklenburg begnügte sich mit dem privilegium de non appellando. Großmüthig that Friedrich auf jede Entschädigung Verzicht, obschon ihm dieser, zum Schutze der deutschen Reichsverfassung unternommene, Krieg einige zwanzig Millionen Thaler gekostet hatte. Da in diesem Kriege die Heldenthaten hauptsächlich auf die Plünderung der Kartoffelfelder und den Ueberfall der Zwetschken- oder Pflaumenbäume in Sachsen und Böhmen beschränkt blieben, so führt derselbe in dem Munde des Volkes die Namen: der Zwetschkenrummel, oder der Kartoffelkrieg; in den Geschichtsbüchern wird er der bairische Erbfolgekrieg genannt.

Nicht aber nur die Verfassung des deutschen Reichs und die Gerechtsame der deutschen Fürsten fanden in Friedrich einen Schutzherrn gegen die übermächtige Willkür Oestreichs, auch die Verfassung einzelner deutscher Staaten und die Gerechtsame des Volkes vertheidigte er nachdrücklich gegen die Uebergriffe der, eine unbeschränkte Herrschaft anstrebenden, kleineren Fürsten Deutschlands. Der Herzog Karl von Württemberg, derselbe, den wir bereits als

einen geschwornen Feind Friedrichs während des siebenjährigen Keieges kennen gelernt haben, war zur katholischen Kirche übergetreten und hatte sich einem sittenlosen und ausschweifenden Lebenswandel ergeben. Seine Gemahlin, eine Markgräfin von Baireuth sah sich gezwungen, auf eine Trennung der Ehe zu klagen und die Landstände hatten (1764) bei dem Reichshofrathe in Wien eine Klage wider den Herzog wegen Verletzung der Landesverfassung und der Gerechtsame der protestantischen Kirche eingereicht. Zu gleicher Zeit hatten sie die Fürsprache Friedrichs in Anspruch genommen und dieser beauftragte seinen Gesandten v. Rhod (Mai 1765) „dem Fürsten Colloredo, Kaiserlichen Minister, die rechtlichen Vorstellungen deshalb zu erneuen und ihm gerade heraus zu erklären, daß er, der König, über die Einschränkung des Herzogs in seinem despotischen Verfahren ein promptes und unparteiisches Erkenntniß des Reichshofrathes erwarte und daß, wenn solches nicht erfolge, er sich mit allem Ernste darwidersetzen, die Stände überhaupt, insonderheit aber in der Conservation des Kirchengutes, protegiren und solche Maßregeln vorkehren werde, wodurch den Ständen und dem armen Lande Hülfe und Erleichterung geschafft werden könne." — An den Kaiser richtete Friedrich in dieser Angelegenheit noch ein besonderes Schreiben, worin er den Herzog anklagt: „er habe gegen den Geist und Buchstaben der Reverse, welche er nach dem Beispiele seiner Vorfahren eigenhändig unterzeichnet hätte und den beschworenen Verfassungen des Landes zuwider, indem er bösen Rathschlägen Gehör geliehen, mit unumschränkter Willkür herrschen gewollt." — An den Grafen Schulenburg, seinen Gesandten in Stuttgart, schrieb der König in dieser Angelegenheit, Berlin den 26. Juli 1766: „Mein Plan ist noch immer derselbe, der nämlich, die Irrungen in Württemberg endigen zu sehn und die alte, gute Verfassung des Landes wieder herzustellen. Finden Sie den geringsten Widerstand, so sprechen Sie im hohen Tone und zeigen Sie dem Herzoge die Zähne." In einem Erbvergleiche vom 27. Februar 1770 erkannte endlich der Herzog Karl die alte Landesverfassung an, deren Erhaltung bis auf den heutigen Tag Württemberg vornehmlich dem ernsten Zuspruche Friedrichs II. verdankt.

Die Macht, welche dem Könige seine allgemeine Popularität in Deutschland verlieh, das Zutrauen, welches die kleineren deutschen Fürsten, zumal in Norddeutschland, zu ihm faßten, veranlaßten ihn, jetzt den schon früher ent-

worfenen Plan zu einem Sonderbunde im deutschen Reiche, zum Schutze gegen die drohende Uebermacht des Kaiserhauses wieder aufzunehmen. Er beauftragte unter den 31. März 1778 sein Cabinetsministerium: „einen Plan zu einer Association der Kreislande des deutschen Reichs auszuarbeiten". Das Ministerium, dessen Seele Graf Herzberg war, legte dem Könige schon unter dem 3. April die Grundlinien zu einem solchen Bündnisse vor, zu welchem man vorläufig nur den westphälischen und niedersächsischen Kreis, überhaupt nur protestantische Reichsstände, heranzuziehen gedachte; der Zustimmung Englands für Hannover und sogar Frankreichs glaubte man zum voraus versichert sein zu können. „Demnach halten wir dafür", heißt es in dem Gutachten, „daß man sich zuvörderst damit begnügen müsse, eine allgemeine Vereinigung der am besten gesinnten Fürsten und dann die der Kreise zu Stande zu bringen, um dem Despotismus des Wiener Hofes eine Uebereinstimmung auf dem Reichstage und in dem Reiche entgegen zu setzen, welche nach Umständen und je nachdem sich die Fürsten durch eine größere Anzahl auswärtiger Mächte unterstützt sehen, noch engere Verbindungen und wirksamere Maßregeln hervorrufen kann. Wir übergeben diesen Plan der höheren Ansicht Ew. Majestät und erwarten Dero allergnädigsten Befehle, ob wir darin weiter handeln sollen." So lange der Wiener Hof nach schneller Beendigung des bairischen Erbfolgekrieges dem Könige und den deutschen Reichsfürsten gegenüber eine bescheidene Haltung annahm, ließ Friedrich jenen Plan wieder ruhen; als aber Joseph II. im Jahre 1784 noch einmal den Versuch machte Baiern zu erwerben, diesmal auf dem friedlichen Wege eines Tauschhandels, indem er dem Hause Kurpfalz die östreichischen Niederlande dafür aufdringen wollte, verschob es Friedrich nicht länger, den mit Herzberg ausgearbeiteten Entwurf durch seine Gesandten und Residenten verschiedenen anderen Höfen mittheilen zu lassen.

„In Erwägung" — so lautet dieser Entwurf — „verschiedener seither eingetretener Umstände, welche die Freiheit von Deutschland, mit welcher die von ganz Europa wesentlich verbunden ist, bedrohen, haben die Fürsten, welche diesen Verein eingehen, nöthig gefunden, zu dem Mittel zu schreiten, zu welchem sie durch das Herkommen so vieler Jahrhunderte und durch die klare Bestimmung der Reichsgesetze genugsam berechtiget sind, nämlich ein Bündniß unter sich zu errichten, welches zu Niemandes Beleidigung gereichen,

sondern lediglich den Endzweck haben soll, die bisherige gesetzmäßige Verfassung des deutschen Reichs in ihrem Wesen und Bestande zu erhalten. Nach diesen Grundsätzen verbinden sich die Fürsten auf ihr altdeutsches fürstliches Ehrenwort, alle und jede, sowohl die hierin verbundene, als auch jede andere Reichsstände, bei ihrem rechtmäßigen Besitzstande durch alle rechtliche und mögliche Mittel zu erhalten und gegen jede widerrechtliche Gewalt sie zu schützen u. s. w." Der König von England als Kurfürst von Hannover und der Kurfürst von Sachsen schickten zu Ende Juni's 1785 Bevollmächtigte nach Berlin, um den Fürstenbund zum Abschluß zu bringen und ihren Beitritt zu erklären. Als der sächsische Bevollmächtigte, Graf Sinzendorff, bei dem Könige sich entschuldigte, daß er der französischen Sprache nicht mächtig sei, antwortete ihm Friedrich: „Sie müssen wissen, Herr Graf, daß ich, als ein deutscher König, diese deutsche Angelegenheit mit einem deutschen Staatsmanne nicht anders, als auf gut deutsch verhandeln werde."

In dem zunächst zwischen diesen drei Fürstenhäusern den 23. Juli 1785 abgeschlossenen Bunde gelobten sie: „kräftigst dahin zu arbeiten, daß die Reichsversammlung in gesetzmäßiger Thätigkeit erhalten, die Recurse erledigt und alle unerhebliche Weiterungen vermieden werden sollten; desgleichen für Erhaltung der Reichsgerichte bei gesetzmäßiger Ordnung und für Beförderung einer ganz unparteiischen Rechtspflege zu wachen. Ein jeder Reichsstand, ohne Unterschied der Religion, sollte dieser Verbindung beizutreten eingeladen und mit freundschaftlichem Vertrauen aufgenommen werden." Von den Kurfürsten des Reichs traten außer Sachsen und Hannover nur noch der geistlich-katholische von Mainz hinzu; von den anderen Reichsfürsten: der Markgraf von Baden, die Fürsten von Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, der Landgraf von Hessen-Cassel, der Markgraf von Anspach-Baireuth, die Herzöge von Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, Braunschweig-Wolfenbüttel und der Herzog Friedrich von York als evangelischer Fürstbischof von Osnabrück.

Aus dem deutschen Reichskörper — wie selbst in officiellen Schriften das heilige römische Reich deutscher Nation sich nannte — war längst die Seele entflohen. Nicht zum Vorwurfe, zum hohen Verdienste um das Vaterland wollen wir es dem großen Könige anrechnen, daß er die noch gesunden

Glieder zu retten suchte und der Verwesung überließ, was ihr längst anheimgefallen war.

Zu derselben Zeit ging die Weltgeschichte in der neuen Welt mit unerträglichen Zuständen, welche die alte Welt ihr aufgelegt hatte, zu Gericht und auch hierbei finden wir Friedrich II. als Beisitzer mit Ehren genannt. Englands Colonien in Nordamerika erklärten den 4. Juli 1776 ihre Unabhängigkeit von dem Mutterlande und erfochten sich unter Washington in einem denkwürdigen Freiheitskriege die Anerkennung Englands als Republik der vereinigten Nordamerikanischen Freistaaten, feierlich bestätiget in dem, am 3. September 1783 abgeschlossenen, Frieden. „Damals" — so sagte noch am 28. März 1826 vor versammeltem Congreß zu Washington der Präsident John Quincy Adams — „damals, in der Kindheit unserer politischen Existenz war ein großer und philosophischer, obschon unumschränkter, europäischer Souverain der Einzige, bei welchem unsere Abgeordneten mit ihren liberalen und erleuchteten Grundsätzen Eingang fanden." In der That war Friedrich von sämmtlichen Fürsten der alten Welt der erste, welcher den Freistaat der neuen Welt als einen souverainen und unabhängigen Staat anerkannte und mit ihm ein Freundschaft- und Handel-Bündniß abschloß.

---

24. Friedrichs letzte Lebensjahre; — er läßt für Voltaire ein Todtenamt halten; — das neue Gesangbuch; — Duldung; — Lobrede auf das Evangelium und auf Martin Luther; — strenge Justiz; — der Müller-Arnoldsche Prozeß; — der Bettler und der Fürst sind gleich vor dem Gesetz; — Justiz-Reform.

Immer einsamer wurde es auf dem Lebenswege Friedrichs, welcher weniger in dem Kreise seiner Familie und eines nachwachsenden Geschlechtes, als in dem Umgange mit seinen philosophischen Freunden nach den Arbeiten und Mühen des Tagewerkes Erholung fand.

Der schmerzlichste Verlust für den König war der des Marquis d'Argens, welcher 1771 zu Aix im südlichen Frankreich starb. Der König gab Auftrag, ihm dort ein Grabdenkmal mit der einfachen Inschrift: „Des Irrthums Feind, der Wahrheit Freund" zu errichten, wozu er eine Summe von gegen 20,000 Thaler angewiesen hatte. Die katholische Priesterschaft zu Aix,

welche einem Philosophen solche Ehre nicht gönnte, verweigerte die Erlaubniß zur Errichtung des Denkmals.

Der in Paris den 30. Mai 1778 erfolgte Tod Voltaire's berührte das Herz des Königs bei weitem weniger, doch hielt er sein Andenken in Ehren und beschützte es gegen Verunglimpfung. „So sehr sich auch" — schreibt er den 1. Mai 1780 an d'Alembert — „Ihre theologische Brut Mühe giebt, Voltaire nach dem Tode zu beschimpfen, so sehe ich darin weiter nichts, als das ohnmächtige Streben einer neidischen Wuth, welche ihre eigenen Urheber mit Schande bedeckt. Mit allen den Mittheilungen ausgerüstet, die Sie mir dazu geschickt haben, beginne ich jetzt in Berlin die merkwürdige Unterhandlung wegen einer Seelenmesse für Voltaire, und obschon ich keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe, so wird man doch für die seinige eine Messe lesen." Am Jahrestage seines Todes 1780 wurde in der katholischen Kirche zu Berlin ein feierliches Todenamt gehalten: „zur Erlösung der Seele Voltaire's aus dem Fegefeuer." Die Marmorbüste des gefeierten Dichters hatte der König in Paris bestellt. Als der Bildhauer ein Modell einschickte mit einer antiken Frisur und einem Lorbeerkranze erklärte Friedrich, daß er es angemessener finde, Voltaire mit einer Lockenperrücke nach dem Leben darzustellen. Die Büste wurde in der Akademie der Wissenschaften aufgestellt.

Duldsamkeit in Allem, was den Glauben und die Religion betraf, blieb der unerschütterliche Grundsatz Friedrichs bis an sein Ende. Wie er sich selbst von niemand Zwang anthun ließ, gestattete er auch einem jeden nach seiner Façon (man könnte es „Fassung" übersetzen) selig zu werden. Als im Jahre 1785 vier Gemeinden in Berlin gegen die Einführung eines neuen Gesangbuches bei dem Könige eine Bittschrift einreichten, erhielten sie folgenden Bescheid: „Se. Majestät unser allergnädigster Herr, kennen den großen Werth einer vernünftigen Toleranz in Religionsgebräuchen zu genau, um auf die, von den hiesigen vier Gemeinden eingegebenen Beschwerden wegen Neuerungen Rücksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen. Höchstdieselben haben es sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unveränderlichen Gesetze gemacht, jedem Dero Unterthanen völlige Freiheit zu lassen, zu glauben und seinen Gottesdienst zu verrichten, wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten

Sitten nachtheilig sein müssen. Höchstdieselben wollen daher auch, daß in den Kirchen kein Zwang in Ansehung des Catechismi noch Gesangbuches herrschen, sondern ein jeder Glaube hierunter ganz freie Hände haben und behalten soll. Vermuthlich ist der neue Catechismus, so wie das neue Gesangbuch verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienste angemessener, weil so viele andere Gemeinden, bei welchen so in allgemeinem Rufe stehende Männer sich befinden, ihnen den Vorzug eingeräumt haben. Gedachte vier Gemeinden haben daher sich gänzlich zu beruhigen, da, wie bereits gedacht, ihnen sowohl, als einem jeden ihrer Mitunterthanen ganz frei steht, zu glauben und zu singen, was sie wollen." (Eigenhändige Nachschrift des Königs) „ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, stehet einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle welder" oder dergleichen dummes und thörigtes zeug mer." —

Diese Duldung in Glaubenssachen empfahl Friedrich vornehmlich seinen philosophischen Freunden in Frankreich, gegen die er den wahren Inhalt der Lehre Jesu in seinen Briefen und Abhandlungen in Schutz nahm. In seiner Kritik des Systems der Natur (von dem Baron Hollbach) heißt es: „Wie kann der Verfasser mit Wahrheit sagen: die Religion verursache alles Unglück der menschlichen Gesellschaft? Um sich richtiger auszudrücken, hätte er bloß sagen müssen: der Ehrgeiz und der Eigennutz der Menschen mißbrauche diese Religion zum Vorwande, um die Welt zu beunruhigen und Leidenschaften zu befriedigen. Was kann man, wenn man aufrichtig ist, an der in den zehn Geboten enthaltenen Sittenlehre tadeln? Stände in dem Evangelium nur die eine Lehre: Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht, so würde man zugeben müssen, daß diese wenigen Worte den Kern aller Moral enthalten. Und lehrt nicht Jesus in seiner vortrefflichen Bergpredigt Verzeihung der Beleidigungen, Barmherzigkeit und Menschenliebe? Wie kann also der Verfasser die christliche Religion beschuldigen: sie sei Schuld an der Verderbniß der Sitten? Wohl aber könnte er der Priesterschaft darüber Vorwürfe machen, daß sie den Glauben, äußerliche Gebräuche, Büßungen und Ablaß, den sie verkaufen, an die Stelle der gesellschaftlichen Tugenden, guten Werke, eines unsträflichen Gewissens und einer wahren Sinnesbesserung gesetzt haben, daß sie vom Eide loszusprechen sich anmaßen und die Gewissen zwingen wollen, u. s. w.

Das Zeugniß des eigenen Geistes, gewonnen durch vernünftiges Nachdenken und gründliche Kenntniß der Ueberlieferung, erkannte Friedrich als die Errungenschaft der deutschen Kirchenreformation an, für welche er sich mit größter Entschiedenheit aussprach. „Diese große Revolution der Geister" — sagt er in seiner Vorrede zu Fleury's Kirchengeschichte" — ,mußte früher oder später kommen, weil von einer Seite die Anmaßung keine Grenzen kannte, von einer andern Seite der Geist nur bis zu einem gewissen Grade aushält. Ein sächsischer Mönch, muthig bis zur Verwegenheit, von starkem Gemüth, unternehmend genug, um die Gährung der Geister zu nützen, war das Haupt der Partei, die gegen ganz Rom auftrat. Dieser Bellerophon schlug die Chimäre zu Boden und die Verzauberung war gebrochen. Sieht man nur auf seine groben Ausfälle, so erscheint Martin Luther nur als ein wüthender Mönch, ein barbarischer Schriftsteller eines noch ungebildeten Volkes. Wenn man mit Recht seine Schmähungen und seine unzähligen Beleidigungen tadelt, so muß man bedenken, daß die, für die er schrieb, mehr seine Verwünschungen, als seine Gründe verstanden. Betrachten wir aber das Werk der Reformatoren im Ganzen, so müssen wir gestehen, daß der Menschengeist ihrer Arbeit einen Theil seiner Fortbildung zu danken hat; sie befreiten uns von einer Menge Irrthümer, die den Geist unserer Väter verdunkelten. Da sie ihre Gegner vorsichtig machten, erstickten sie neuen Aberglauben, bevor er laut wurde, und weil man sie verfolgt hatte, wurden sie duldsam. Unter dem heiligen Schutze dieser Duldung, welche in den protestantischen Staaten ihre Heimath fand, konnte die Vernunft sich entfalten, konnten denkende Männer die Philosophie anbauen und die Grenzen der Wissenschaft erweitern. Und hätte Luther weiter nichts gethan, als die Fürsten und Völker von der knechtischen Sclaverei befreit, in welcher sie die Herrschaft der römischen Päpste hielt, er hätte verdient, daß man ihm Altäre errichtete, wie einem Befreier des Vaterlandes."

Wir haben schon früher erwähnt, wie sehr angelegentlich der König sich der Reform der Gesetzgebung und Rechtspflege annahm. Die Kriegsjahre hatten seine Thätigkeit hierin unterbrochen, allein nach wiederhergestelltem Frieden war eine seiner vornehmsten Sorgen: eine unparteiische Rechtspflege, woraus sich die Abfassung eines allgemein gültigen und verständlichen, der Bildung des Volkes angemessenen, Landrechtes als unabweisbare Forderung

der Zeit ergab. Bei dem unsichern und willkührlichen Zustande der Rechtspflege darf es uns nicht befremden, wenn wir den König ebenfalls oft willkührlich einschreiten sehen; nur daß wir bei ihm immer den besten Willen: dem Unterdrückten Recht zu verschaffen, voraussetzen dürfen. An den Großkanzler v. Fürst schickte er 1770 die Bittschrift eines, angeblich in seinem Rechte gekränkten, Bürgers von Frankfurt mit der Vorbemerkung: „Ich werde den Herrn ihre Administration einmal examiniren lassen, denn mir deucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel mehr, als die Justiz. Ich habe den Menschen gesprochen, er ist nicht toll, aber fünf werden nicht mehr vor gerade angenommen, wer nicht gerade gehen wird, den werde ich tüchtig auf die Finger kloppen."

Für's Erste war schon dadurch viel gewonnen, daß die Justizbeamten wußten, daß der König einem jeden, auch dem geringsten Unterthanen, Zutritt zu sich gestattete. Eine Linde unter einem der Schloßfenster in Potsdam wurde die Bittschriften-Linde genannt; hier stellten sich, so oft der König in dem Schlosse anwesend war, die Bittsteller auf und waren sicher, vorgelassen zu werden. Selbst in dem Falle, daß seine Güte gemißbraucht worden war, wollte er, daß mit Schonung der Bescheid ertheilt werde. Als der Großkanzler darauf antrug, einen Bauer wegen muthwilligen Supplizirens mit Gefängniß zu bestrafen, schrieb ihm der König: „Es ist meinen Gesinnungen zuwider, dergleichen arme Bauersleute deshalb gleich in das Gefängniß werfen zu lassen und ob sie schon öfters Unrecht haben, so kann ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen." — Friedrich gewann durch diese und ähnliche Befehle und deren Ausführung jenen Ehrentitel, welchen einst Casimir I. von Polen rühmlich führte, den eines Bauernkönigs, und ein jeder aus diesem damals so sehr bedrückten Stande durfte mit Gewißheit darauf rechnen, bei dem Könige Gehör zu finden.

An einem heißen Sommertage, den 21. August 1779 hatten sich zwei arme Bauersleute, ein Mann mit seiner Frau, in Potsdam unter der Bittschriften-Linde eingefunden und vom frühen Morgen an sehnsüchtig nach dem Fenster geblickt, welches man ihnen als dasjenige bezeichnete, aus dem der König zu winken pflegte. Der Vormittag war vergangen, der heiße Mittag vorüber, der Abend rückte heran, aber noch immer hatte der alte Fritz sich nicht gezeigt. Da fuhr unerwartet ein Wagen vor, die Heiducken sprangen

von dem Tritt, den Wagenschlag zu öffnen, — der König kam von einer Spazierfahrt zurück. Seinem Blicke waren die armen Bauersleute nicht entgangen, er nahm ihre Bittschrift an und da die Frau dabei bemerkte, daß noch lange nicht alles darin stehe und sie noch viel mehr sagen könne, beschied der König die Leute am folgenden Morgen zu sich. Die beiden Leute waren der Müller Arnold und seine Frau, gewesene Eigenthümer der noch heutigen Tages existirenden Krebsmühle bei Pommerzig (Züllichau-Schwiebusser Kreis). Sie beklagten sich über den Besitzer des Rittergutes, einen Grafen Schmettau, welcher ihnen das Wasser zur Mühle abgeleitet habe, um einen Karpfenteich anzulegen und sie, da sie mit ihrer Abgabe an Korn als Erbpacht in Rückstand gekommen, gewaltsam und mit Prügeln aus ihrem Eigenthume habe herauswerfen lassen. Vergebens hätten sie sich an die neumärkische Regierung (welche damals die Befugnisse eines Oberlandesgerichts hatte), vergebens an den Großkanzler gewendet, überall wären sie zurückgewiesen worden und nähmen ihre letzte Zuflucht nun unmittelbar zur Gnade und Gerechtigkeit des Königs. Friedrich fragte die Leute genau aus, ließ ein Protokoll darüber aufnehmen und theilte der Regierung zu Cüstrin mit, daß er diese Sache durch eine unparteiische Commission wolle untersuchen lassen, zu welcher er den Obersten v. Heuking bestimmt habe, dem die Regierung jemanden aus ihrer Mitte beigeben möge. Die Regierung ernannte dazu den Regierungsrath Neumann. Beide Commissarien begaben sich sofort nach Pommerzig, konnten sich jedoch in ihren Ansichten nicht vereinigen. Der Regierungsrath hielt die frühere Ansicht der Regierung aufrecht; der Oberst berichtete dem Könige, daß dem Müller durch den Grafen Unrecht und Gewalt geschehen sei. Friedrich schenkte dem Obersten mehr Vertrauen, als dem Regierungsrathe und erließ deshalb an die Neumärkische Regierung unter dem 29. September folgendes Rescript: „Se. K. M. v. Preußen u. s. w. lassen der Neumärkischen Regierung auf deren Bericht vom 27. d. über die Beschwerden des Müllers Arnold, die von dem Obersten von Heuking jetzo untersucht und sehr begründet befunden worden, hierdurch dero äußerstes Mißfallen und zugleich zu erkennen geben, daß sie nicht einen Schuß Pulver werth sind. Hätten sie die Sache selbst und besser und gründlicher untersucht, und nach Recht und Billigkeit abgemacht, so hätten Höchstdieselben nicht nöthig gehabt, andre Leute dahin zu

schicken. Es ist ja wider alle gesunde Vernunft in der Sache zu Werke gegangen, denn nimmt man dem Müller das Wasser weg zum Karpfenteich und er kann nicht mahlen, so kann er ja auch nicht seine Abgaben entrichten, sondern er muß vielmehr Vergütigung haben. Statt dessen ist mit dem Arnold auf eine so harte und unverantwortliche Weise verfahren und er und seine Frau nicht nur geprügelt und in das Gefängniß geworfen, sondern überdem den Leuten all das Ihrige weggenommen worden. Das ist ja nicht zu verantworten! Se. Majestät werden Sie alle zum Teufel jagen und andre dahin setzen, denn sie sind nicht das Brod werth. Vor jetzt aber wird der Regierung hierdurch auf das Nachdrücklichste anbefohlen, die Sache mit dem Arnold sogleich in Ordnung zu bringen, ihn sofort gänzlich klaglos zu stellen und allen seinen Beschwerden ohne den mindesten Anstand abzuhelfen, wonach sie sich also stricte zu achten hat." Die Regierung schickte eine dritte Untersuchungs-Commission nach Pommerzig und da das Gutachten derselben mit dem der früheren übereinstimmte, der Müller sich deshalb nochmals an den König wendete, gelangte die Sache auf dem Wege Rechtens an das Kammergericht in Berlin. Sehr dringlich empfahl der König diese Angelegenheit zur schleunigen Abmachung. Der große Actenstoß wurde aus Cüstrin durch eine Eilfuhre herbeigeschafft und der Präsident des Kammergerichts schrieb sie dem Kammergerichtsrath Ransleben d. 7. Dec. mit dem Auftrage zu, schon am folgenden Tage darüber zu referiren. Dies geschah und das Kammergericht faßte seinen Spruch dahin ab: „daß die Beschwerde des Arnold zu verwerfen und die Sentenz der Regierung zu Cüstrin lediglich zu bestätigen sei." Die Gründe waren dem Erkenntniß ausführlich beigefügt. Der Präsident und die anwesenden fünf Räthe fanden für gut, dem Könige nicht das vollständige Erkenntniß, sondern nur einen kurzen Bericht zu schicken, worin angezeigt wurde: das Kammergericht habe die Sache abgemacht und das Urtheil der Neumärkischen Regierung zur Publication übersendet. Auf das Verlangen des Königs: ihm das vollständige Erkenntniß mitzutheilen, antwortete der Präsident: „Wir haben so erkannt und dies muß Ew. Majestät genügen, denn im Codice Fridericiano steht, daß der Richter an Cabinetsordres sich nicht kehren soll. Allerdings hatte Friedrich an die Spitze seiner Gesetzbücher die wichtigste aller Bestimmungen für Rechtssicherheit in einer absoluten Monarchie gestellt: „Machtsprüche, oder solche

Verfügungen der oberen Gewalt, welche in streitigen Fällen ohne rechtliche Erkenntniß ertheilt worden sind, können weder Rechte noch Verbindlichkeiten bewirken."

Der König drang nun darauf, ihm das vollständige Erkenntniß mitzutheilen und gewann daraus die Ueberzeugung, daß das Kammergericht dieser Sache nicht die erforderliche gründliche Untersuchung gewidmet, namentlich eine nähere Ermittelung des Wasserverhältnisses als nothwendig anerkannt hatte, ohne bei dem Erkenntnisse hierauf Rücksicht zu nehmen. Friedrich befahl nun dem Großkanzler v. Fürst, noch an demselben Tage (d. 11. Dec.) Mittags 2 Uhr mit den 3 Räthen, welche das Urtheil gefällt hatten, bei ihm auf dem Schlosse in Berlin zu erscheinen. Der Großkanzler begab sich zur festgesetzten Stunde mit den drei Räthen Ransleben, Friedel und Graun in das Schloß. „Der König", erzählt Ransleben in seinem, über diese merkwürdige Scene hinterlassenen Berichte — „saß mitten in einem kleinen Zimmer von einem Fenster, so daß er uns gerad ansehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin das Feuer brannte. Er hatte einen schlechten Hut auf, welcher nach Form der Predigerhüte dreieckig geformt war, einen Ueberrock von mordoré Moll oder Sammet, schwarze Beinkleider und Stiefeln, die ganz in die Höhe über die Knie gezogen waren. Er war nicht frisirt; drei kleine Banken mit grünem Tuche beschlagen standen vor ihm, worauf er die Füße liegen hatte. Er hatte eine Art von Muffe oder Rouleau vor sich, in welchem er die eine Hand hatte, woran er große Schmerzen zu haben schien, in der andern hielt er die Arnoldsche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl, zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldene Dosen, reich mit Brillanten garnirt, aus welchen er von Zeit zu Zeit Tabak nahm. Außer uns war in dem Zimmer noch der Geh. Cabinetsrath Stellter, der an einem Pulte stand und sich zum Schreiben fertig machte. Der König sah uns an und sagte: Tretet näher! worauf wir noch einen Schritt vorwärts thaten, so daß wir nicht zwei Schritte von ihm entfernt waren. Er frug uns drei: Seid ihr diejenigen, welche die Arnoldsche Sentenz gemacht haben? Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir ja sagten."

Der König begann nun ein Verhör, oder vielmehr nur ein Examen über die allgemeinen, diesen Rechtsfall betreffenden Fragen: ob man einem Bauer Pferd und Pflug, einem Müller das Wasser nehmen dürfe und den-

noch verlangen, daß sie ihre Verbindlichkeiten erfüllen sollten; er machte der Regierung zu Cüstrin und dem Kammergerichte den Vorwurf, daß sie seinen Namen cruell gemißbraucht und rief dem Großkanzler zu, daß er ihn zum Teufel jagen werde, worauf dieser sofort das Zimmer verließ. Mehrmals hob der König den Krückstock wider die drei Räthe auf und sie würden die nähere Bekanntschaft mit diesem königlichen Scepter gemacht haben, hätten nicht die Gichtschmerzen dem Herrscherarm Fesseln angelegt. Endlich entließ der König die drei Räthe, eilte ihnen jedoch nach, holte sie auf der Treppe ein, befahl ihnen zu warten und ließ sie durch einen Adjutanten nach dem Stadtgefängniß bringen. Am folgenden Tage erschien das über das Verhör der Kammergerichtsräthe bei dem Könige aufgenommene Protokoll in den Berliner Zeitungen; am Schlusse desselben hatte Friedrich ein kräftiges Postscriptum hinzugefügt, in welchem es heißt: „Se. Königl. Majestät werden in Ansehung der wider den Müller Arnold in Cüstrin gesprochenen und von dem hiesigen Kammergericht approbirten, höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justiz-Collegien in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind und dem alle Justiz gewährt werden muß. Indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich und bei solchen Gelegenheiten muß nur nach der Justiz verfahren werden, ohne Ansehn der Person. Danach mögen sich die Justizcollegien in allen Provinzen nur zu richten haben und wo sie nicht mit der Justiz und ohne alles Ansehn der Person und des Standes grade durchgehn, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie die Diebesbanden, vor die kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüthen, die sind ärger als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung u. s. w."

Vergegenwärtigen wir uns die damaligen Zustände der Rechtspflege in

dem gesammten heiligen römischen Reiche von dem Reichs-Kammergericht in Wetzlar und dem Reichshofrathe in Wien an bis zu dem geringsten Gerichtshofe, oder wie es bezeichnender genannt wird — der Gerichtshalterei des kleinsten Edelmannes in Deutschland, so finden wir aller Orten Willkühr der Gerichtsherrn, Bestechlichkeit der Richter, Unterdrückung der Armuth, zumal des Bauernstandes. Unbeschreiblich war daher der Jubel, mit welchem die von ihren Bürgermeistern gequälten Bürger, und die von ihren Gerichtsherren gemißhandelten Bauern durch ganz Deutschland einen solchen Befehl des Königs von Preußen vernahmen. In ganzen Schaaren sammelten sich unter den Fenstern des Königs auf dem Schloßplatze in Berlin die armen Bauern aus den Marken und Pommern mit Bittschriften in den Händen und riefen: „es lebe unser König, der dem armen Bauer zu seinem Rechte hilft." Während aber Friedrich durch dies Verfahren den höchsten Grundsatz des Rechtes: Gleichheit vor dem Gesetz aussprach, verletzte er zugleich die von ihm selbst an die Spitze seines Gesetzbuches gestellte: Unabhängigkeit der Gerichtshöfe von Machtsprüchen des Königs.

Durch einen Cabinetsbefehl vom 11. Dec. befahl der König dem Cabinetsminister v. Zedlitz über die in Cüstrin und Berlin zur Haft gebrachten Regierungs- und Kammergerichtsräthe von dem Criminal-Collegium erkennen zu lassen, wobei er in vorgreifender und drohender Weise hinzufügte: „Ich gebe Euch hierbei auf, daß mindestens auf Festungsarrest und Cassation erkannt wird, wobei ich Euch zugleich zu erkennen gebe, daß wenn es nicht mit aller Strenge geschieht, Ihr sowohl, wie das Criminal-Collegium, es mit mir zu thun kriegen werdet."

Der Minister beauftragte den Criminalsenat des Kammergerichts mit der Vernehmung des Präsidenten v. Rebeur und der andern Räthe; da er jedoch überzeugt war, daß kein Grund zu einer Verurtheilung vorliege, suchte er durch eine begütigende Auseinandersetzung den König darauf vorzubereiten, daß die Angeklagten freigesprochen werden würden. Hierauf antwortete ihm der König: „Es ist mir Euer Bericht vom 20. d. wegen des, über die arretirten drei Räthe abzufassenden Urtheils zwar zugekommen, aber meint ihr denn, daß ich Eure Advocatenstreiche nicht kenne? und daß ich nicht weiß, wie man eine üble Sache verbessern und durch Hyperbeln vergrößern, oder verkleinern kann, wie man es à propos findet. Das Federzeug versteht nichts. Wenn

Soldaten etwas untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den graden Weg auf den Grund der Sache und da wissen die andern denn immer einen Haufen daran auszusetzen. Allein ihr könnet es nur gewiß sein, daß Ich einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als allen Euren Advocaten und Rechten. Also, werdet Ihr hierin nicht nach meiner Ordre gehen, so nehme ich einen andern in Eurer Stelle, denn davon gehe ich nicht ab; also dürft Ihr das nur sagen. Ich sehe wohl, daß sie sich fürchten und nicht gerne wollen, daß welche bestraft werden. Und müsset Ihr nur wissen, daß Euer miserabler Styl, den Ihr da anbringt, nicht den geringsten Eindruck auf Mich macht. Hiernach nun könnt Ihr Euch richten und sagen, ob Ihr nach Meiner Ordre gehn wollt, denn davon gehe Ich keines Weges ab. Ich bin u. s. w. Berlin d. 28. Dec. 1779.

Eigenhändige Nachschrift:

Der Herr wirdt mihr nichts weiß machen, Ich kenne alle Advocaten-streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein exempel nöthig, weillen die canaillen enorm von Meinem Namen Mißbrauch gemacht haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justiziarius, der chicaniren thut, muß härter, als ein Straßenräuber bestraft werden, denn man vertraut sich dem ersteren an und vor letzteren kann man sich hüthen."

Der Minister v. Zedlitz überschickte hierauf unter d. 31. Dec. das von dem Criminal-Senate abgefaßte Erkenntniß mit einem Schreiben, worin er versichert, „daß er die Gnade Sr. Majestät des Königs jederzeit für das höchste Glück seines Lebens erachtet; daß er sich jedoch derselben für unwürdig erkennen müßte, wenn er eine Handlung gegen seine Ueberzeugung vornehmen könnte. Er bittet den König aus den beigefügten Gründen des Erkenntnisses zu erwägen, wie er, der Minister, außer Stande gewesen, ein condemnatorisches Urtheil zu fällen." Dies von dem Präsidenten und zehn Räthen des Criminal-Senats unterzeichnete Erkenntniß war mit würdigem Freimuth und in dem Bewußtsein richterlicher Unabhängigkeit abgefaßt, allein dem Inhalte wie der Form nach mangelhaft. Was zunächst die Form betrifft, so hatte der Minister dasselbe nicht, wie eine Verordnung vom 12. Jan. 1771 für den Fall, daß der Verurtheilte ein Staatsbeamter sei, vorschrieb, dem gesammten Ministerio zur Bestätigung vorgelegt, dann an das Kammergericht zurückgehen, mit dem großen Siegel versehen und mit den üblichen Eingangsworten:

„Wir Friedrich II., König u. s. w." versehen lassen, sondern dasselbe nur als ein rechtliches Gutachten eingereicht.

Dem Inhalte nach war das Erkenntniß in sofern auf Schrauben gestellt, als darin erklärt wird: „der Criminal-Senat wolle nicht behaupten, daß schlechterdings keine andere Entscheidung der Sache, als diese, möglich gewesen, oder noch sei. Möglich sei es, daß in der dritten Instanz anders entschieden werde, allein bei der Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen sei es auch dann noch zweifelhaft, ob der erste, oder der letzte Richter die Sache am besten getroffen habe. Bei der allgemeinen menschlichen Schwachheit könne hieraus dem Richter kein Verbrechen gemacht werden. Besonders hervorgehoben wird nun noch, daß der Kammergerichtsrath Ransleben in Berlin und der Regierungsrath Scheibler in Cüstrin ganz gewiß außer Verantwortung seien, da diese darauf gedrungen, daß der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger untersucht werden müßte."

Der König erließ Tages darauf (d. 1. J. 1780) folgendes Cabinetsschreiben: „Mein lieber Etatsminister v. Zedlitz. Es befremdet mich sehr, aus Eurem Schreiben am gestrigen Tage zu ersehen, daß Ihr Euch weigert, wider die, in der Arnoldschen Sache arretirten, Justizbediente Meiner Ordre gemäß ein Urtheil abzufassen. Wenn sie also nicht sprechen wollen, so thu Ich es und spreche das Urtheil nachstehender Maßen. Erstlich soll der Cüstrinsche Regierungsrath Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminal-Collegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen und dahin votirt hat, daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtiget, und daß daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchiret werden müßte, des Arrestes entlassen sein, und auf seinen Posten nach Cüstrin zurück gehen; desgleichen soll auch der Kammergerichtsrath Ransleben, welcher nach dem Inhalte des Gutachtens bei der Sache sich alle Mühe gegeben, um alle vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teiches mit einer sichtbaren Unparteilichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrestes entlassen werden. Was hingegen die andern arretirten Justizbedienten betrifft, so werden solche hiermit cassirt und zum einjährigen Festungsarrest condemnirt. Ueberdem sollen sie den Werth der Arnoldschen Mühle

sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bei dieser Sache verursacht worden, nach der, von der Neumärkischen Kammer dazu anzufertigenden Taxe aus ihren eigenen Mitteln bezahlen und solchergestalt soll der Müller Arnold völlig in integrum restituirt werden. Welches also ohne Anstand Ihr besorgen werdet. Uebrigens will ich Euch nur sagen, wie es mir lieb ist, daß ich Euch bei dieser Gelegenheit so kennen gelernt habe und werde nun schon sehen, was ich weiter mit Euch mache; Wonach Ihr Euch also richten könnt und bin sonsten Euer wohlaffectionirter König" (eigenhändig) Fickfackereien bei den Herren, weiter nichts.

Vergebens wendete sich der Minister noch einmal an die Gnade des Königs; er erhielt den kurzen Bescheid, daß es bei dem gegebenen Befehl sein Bewenden habe. Die Kammergerichtsräthe Graun und Friedel und der Fiskal Schlecker unterwarfen sich dem Machtspruche und erklärten: „daß, da die Entscheidung von Sr. Königl. Majestät Hochselbst erfolgt, sie keinen höheren Richter in dieser Zeitlichkeit wüßten und daher die, in ihrer Person getroffenen, Verfügungen erdulden müßten." Die verhafteten Regierungsräthe reichten eine kurze Vertheidigungsschrift ein, allein der Minister v. Zedlitz beschied sie dahin, „daß eine weitere Vertheidigung gegenwärtig, wo kein richterliches Erkenntniß, sondern die eigene Entscheidung „Unserer Allerhöchsten Person vorhanden" nicht stattfinden und sie daher wohl thun würden, sich den beiden Kammergerichtsräthen zu conformiren." — Sie thaten es und wurden sämmtlich unter militairischer Begleitung d. 7. Jan. 1780 nach der Festung Spandau gebracht.

Unterdessen hatte der Müller Arnold am 20. Dec. 1779 von seiner Mühle wieder Besitz genommen und die verurtheilten Räthe mußten ihm 984 Thlr. 12 Gr. 10 Pf. Entschädigung zahlen, worüber der König den, von dem Müller Arnold unterzeichneten, Empfangschein ihm einzusenden verlangte. Als die Minister dies (d. 10. Juli 1780) thaten, fügten sie die allerunterthänigste Bemerkung hinzu: daß die in Spandau sitzenden Justizbeamten den Müller Arnold befriedigt hätten, er also, weil Se. Maj. Höchstselbst ihn in die Mühle wieder einsetzen lassen, in integrum restituirt sei." Der König nahm die darin enthaltene Anspielung auf seinen Machtspruch ungnädig auf und schickte den Ministern ihre Anzeige mit folgender Randnote zurück: „sie sollen sich in Ihre Sachen Meliren, ich werde schon ordres geben, wenn es Zeit ist." Noch

vor Ablauf der ihnen von dem Könige zuerkannten Strafzeit wurden die verhafteten Räthe d. 5. Sept. aus dem Gefängniß entlassen, erhielten jedoch ihre Stellen nicht wieder *).

An die Stelle des entlassenen Großkanzlers v. Fürst berief der König den Justizminister der Provinz Schlesien, v. Carmer, welcher sich die schon früher (1774) angeregte Justizreform aufs Neue sehr angelegen sein ließ. Er erhielt durch einen Cabinetsbefehl vom 14. April 1780 den Auftrag: ein neues allgemeines subsidiarisches Gesetzbuch für die gesammten Staaten zu entwerfen. „Da nun," heißt es in diesem Befehle, — „fast eine jede Meiner Provinzen ihre besondere Verfassung, Statuten und Gewohnheiten hat, welche sehr von einander unterschieden sind, so muß für eine jede derselben ein eigenes Gesetzbuch gesammelt und alles darin eingetragen werden, wodurch sich die Rechte der einen Provinz von denen der andern unterscheiden." Das Aufrechthalten der besonderen Provinzialrechte war der schwerfällige Hemmschuh, der noch bis auf den heutigen Tag die fortschreitende Ausbildung eines allgemeinen preußischen Gesetzbuches gehemmt hat.

Der Großkanzler legte dem Könige zu Anfang des Jahres 1781 den ersten Theil des Corpus juris Fridericiani, welcher die Prozeß-Ordnung enthält, vor, dessen Genehmigung unter dem 26. April 1781 vollzogen wurde.

Der erste Theil des Gesetzbuches, aus welchem später das allgemeine Landrecht hervorgegangen ist, wurde anfänglich nur als ein Entwurf ausgegeben und es erschien zugleich eine Bekanntmachung des Großkanzlers vom 14. März 1784, in welcher es heißt: „Diese Sache betrifft eine der wichtigsten Angelegenheiten des ganzen Publikums; es ist also billig, daß man die Stimmen desselben vernehme. — — Es geschieht daher mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs, meines gnädigsten Herrn, daß ich diesen Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten und zwar jetzt

---

*) Unter dem Nachfolger Friedrich II. wurde dieser Prozeß wieder aufgenommen; das Gutachten des Kammergerichts vom 6. Nov. 1779 bestätigte Friedrich Wilhelm II. unter d. 14. Nov. 1786 und befahl: „den damals entlassenen Justizbedienten zu ihrer Consolation und Rechtfertigung in Unserm Allerhöchsten Namen anzudeuten, daß wir diejenigen unter ihnen, welche wiederum in unsere Dienste treten wollen, darin auf eine convenable Weise bei vorkommender Gelegenheit anderweit zu placiren Uns geneigt finden lassen werden." Die Räthe Graun und Neumann waren unterdessen gestorben. Die Entschädigungssumme zahlte der König zurück.

dessen ersten Theil, welcher die Rechte des Hausstandes enthält, dem Publikum übergebe und dessen sachverständige Mitglieder in und außerhalb Landes zur gründlichen, redlichen und freimüthigen Prüfung desselben feierlich auffordere." Für die besten eingehenden Abhandlungen wurden Preismedaillen ausgesetzt und für die Unparteilichkeit der Preisrichter spricht es, daß sämmtliche Preise, bis auf einen, welchen der Schriftsteller Hippel in Königsberg gewann, Ausländern zuerkannt wurden.

---

25. Friedrich sorgt für Kartoffelbau und Aufhebung der Leibeigenschaft; schickt deutsche Schulmeister nach den polnischen Provinzen; preußische Manier und österreichische Methode; will den Adel als besondere Race aufrecht erhalten; die Errichtung der Creditbanken.

Friedrich war als Kronprinz von seinem Vater, besonders während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Cüstrin, angehalten worden, sich mit der Landwirthschaft genau bekannt zu machen. Als König eines Landes, dessen Bevölkerung vornehmlich auf den Ackerbau angewiesen war, erkannte er in diesem die vornehmste Quelle des National-Reichthums und Wohlstandes, weshalb er demselben unausgesetzt seine Aufmerksamkeit und Aufmunterung und Unterstützung zuwendete. Auch hierbei hatte er mit Vorurtheilen und altem Herkommen vielfach zu kämpfen, so daß ihm die Einführung des Kartoffelbaues fast noch mehr, als die des neuen Gesangbuches zu schaffen machte. Bei dem Antritt seiner Regierung wurde diese Feldfrucht nur sehr sparsam als Gartengemüse gewonnen. Seit 1745 war Friedrich eifrig bemüht, durch Vertheilung von Saatkartoffeln, Anstellung von Gärtnern, Verbreitung gedruckter Anweisungen und durch Empfehlungen von den Kanzeln, den Kartoffelbau auf dem Lande zu heben. Es wurde nöthig, die Bauern durch die Landdragoner dazu anhalten zu lassen, daß sie die ihnen zugetheilten Kartoffeln pflanzten und bearbeiteten; selbst die Königl. Behörden waren so dagegen eingenommen, daß die Kurmärkische Kammer unter dem 27. Jan. 1764 ein Gutachten einreichte, in welchem sie auszuführen suchte: „die von Sr. Maj. beabsichtigte Ausdehnung des Kartoffelbaues in einem Lande, welches, wie die Mark Brandenburg, nicht einmal hinlänglich Getreide für seine Bevölkerung

baue, müsse zu dem drückendsten Mangel an Brodkorn und zur Hungersnoth hinführen." In der Altmark, Priegnitz, Mittelmark und Ukermark zusammen wurden im Jahre 1765 nicht mehr als 1653 Wispel, 13 Scheffel 12 Metzen gewonnen; gegenwärtig finden wir in diesen Provinzen einzelne Rittergüter, welche mehr als das Doppelte jenes Ertrages bauen.

Der Flachsbau, das Spinnen und Leinewandweben wurde ebenfalls von dem Könige in den Provinzen, wo dieselben vernachlässiget wurden, dringend empfohlen. „Ueberhaupt müßt ihr" — heißt es in einem, an die Kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer erlassenen Befehle — „die vornehmste Bemühung dahin gerichtet sein lassen, auch die Leute dahin instruiren, daß die Unterthanen und ihre Kinder die langen Abende im Herbst und im Winter nicht mit Faullenzen hinbringen, sondern wie in andern Provinzen geschieht, zum Spinnen und Weben anwenden und dadurch sich etwas schaffen, auch zu mehrerem Fleiße gewöhnt werden mögen, maßen die Faulheit der Kurmärkischen Unterthanen die einzige Ursache ist, daß dieselben sich in dürftigen Umständen befinden, in Reste sowohl bei den Kriegskassen, als bei den Amtsleistungen gerathen und dann immer Vorschuß bei den Magazinen suchen, da sie keine Nebenhandirung treiben wollen, allein auf den Ackerbau sehn, sich blos allein aus den Scheuern und dem Mehlsacke mit den ihrigen ernähren wollen, auf den Gartenbau nicht achten, woraus doch dieselben den größten Theil des Winters ihren Unterhalt mit nehmen sollten, da sie denn nicht nöthig haben würden, aus unserm Amte, oder aus den Magazinen Vorschuß an Getreide zu suchen."

Die Landwirthschaft wurde zu jener Zeit in keinem Lande mit größerem Erfolge betrieben, als in England. Der König schickte, wie dies schon früher geschehen war, tüchtige Landwirthe hinüber, um sich in den dort gemachten Erfahrungen zu unterrichten, neu erfundene Ackergeräthe und brauchbare Sämereien mitzubringen, welche sich zur Verpflanzung auf preußischen Boden eigneten. Viel des Brauchbaren und Nützlichen brachten sie mit, allein was halfen englischer Kohl und Rüben, was alle die vortrefflichen Düngungsmittel und Ackergeräthe, so lange die Pflanze, ohne die selbst der fruchtbarste Boden Wüste bleibt, so lange Freiheit der Person und des Eigenthums von Altengland nicht mit herüber verpflanzt wurde.

In der Kurmark, Pommern, Schlesien und Ostpreußen waren die Bau-

ern mit sehr geringen Ausnahmen nicht freie Eigenthümer ihrer Güter, sondern standen zu dem Rittergutsbesitzer des Dorfes im Verhältnisse der Erbunterthänigkeit und Hörigkeit. Diesem mußte der Bauer fünf Tage in der Woche mit seinen Pferden und Gesinde Dienste leisten und konnte jederzeit von ihm von Haus und Hof fortgejagt werden und nach seinem Tode verfügte der Edelmann über das Gut. Günstiger stellte sich das Verhältniß derer, welche ihre Güter in Erbpacht hatten; schlimmer derer, die in dem ehemals polnischen Westpreußen lebten, wo ihnen die Leibeigenschaft noch drückendere Fesseln anlegte.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich „die Rechte der Menschheit", über welche man damals erst in sehr wenigen christlichen Staaten zum Bewußtsein gekommen war, das Wort genommen. In seinem Versuche über die Regierungsformen sagt er: „Es giebt in den meisten Staaten Europa's Provinzen, wo die Bauern der Scholle angehören und Knechte ihrer Edelleute sind; dies ist unter allen Zuständen unstreitig der unglücklichste und der, wogegen sich die Menschheit am meisten empört. Gewiß ist kein Mensch geboren, um Sklave von seinesgleichen zu sein. Man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch und man glaubt, es sei nichts als guter Wille nöthig, um diesen barbarischen Gebrauch abzustellen, aber die Sache verhält sich anders; es kommt dabei auf alte Verträge zwischen den Eigenthümern des Landes und den neuen Einwohnern desselben an. Der Ackerbau wird, jenem Vertrage gemäß, durch die Dienste der Bauern bestellt; wollte man also jene abscheuliche Gewohnheit mit einmal abschaffen, so würde die Landwirthschaft einen tödtlichen Streich erleiden und man müßte zum Theil den Adel für den Verlust, den er an seinem Einkommen litte, entschädigen."*) Der König hatte oft genug Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß es für ihn eine schwere Aufgabe sei, die märkische und pommersche Ritterschaft aus Vorurtheil und Unrecht herauszutreiben, als es für die ersten Hohenzollern gewesen, ihre Burgen und Raubschlösser zu zerstören. Als er bei seiner Anwesenheit in Pommern 1763 den traurigen Zustand der dortigen Bauern nä-

*) Erst nachdem die Stürme der ersten französischen Revolution ausgetobt und der Himmel der öffentlichen Meinung sich auch bei uns aufgeklärt hatte, wurden diese Grundsätze durchgeführt. Friedrich Wilhelm III. verkündigte in dem Gesetz vom 9. Oktober 1810: „Nach dem Martini-Tage giebt es in Meinem Lande nur freie Leute."

her kennen lernte, dictirte er dem Geh. Finanzrath Brenkenhoff sechsundzwanzig Punkte am 23. Mai 1763 in die Schreibtafel, zur Verbesserung der drückenden Verhältnisse des Bauernstandes. „Es sollen" — so lautet einer dieser Punkte — „absolut und ohne das geringste Raisonniren alle Leibeigenschaften, sowohl in Königlichen, Adeligen, als Stadteigenthums-Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft worden und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren würden, so viel möglich mit Güte, und wenn es nicht anders gehe, mit force dahin gebracht werden, daß diese von Sr. Maj. festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde." Allein weder mit Güte, noch mit Gewalt drang hier der König durch. Die pommersche Ritterschaft unterzeichnete zu Demmin d. 29. Juni 1763 eine Gegenvorstellung, in welcher sie ausführte, daß eine eigentliche Leibeigenschaft in Pommern nicht bestehe, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit aber zur Folge haben würde, daß die Bauern die Güter verlassen und der König keine Rekruten mehr würde ausheben können, weshalb sie unterthänigst bitten, sie bei ihren Privilegien zu schützen. —

War es nicht möglich, die Bauern der Ritterschaft zu freien Eigenthümern zu machen, so trug der König Sorge, daß dies wenigstens auf den Königl. Aemtern geschehe. In einem, an das Generaldirectorium unter dem 20. Februar 1777 erlassenen Befehle wird dasselbe beauftragt, „ohne Anstand zu verfügen, daß an allen Orten, wo es noch nicht geschehen, die, unter den Aemtern stehenden Kammergüter den Unterthanen erblich und eigenthümlich übergeben werden, dergestalt, daß solche von den Eltern auf die Kinder kommen und diese hiernächst in dem Besitze ihres, von dem Vater ererbten, Gutes gelassen werden." Die Aufhebung der Leibeigenschaft in den, durch die Theilung Polens dem Könige zugefallenen Provinzen ließ er sich ganz besonders angelegen sein. Schon vor der förmlichen Besitzergreifung ertheilte er dem Präsidenten Domhardt in Marienwerder dazu die nöthigen Befehle, welche das, für den germanischen Volksgeist ehrenvolle, Zeugniß enthalten, daß ihm das Gefühl und der Sinn für Freiheit eigen und eingebohren sei, wogegen die slavische Bevölkerung in der Knechtschaft Befriedigung finde. „Uebrigens glaube ich — schreibt Friedrich den 1. April 1772 an seinen Präsidenten — „daß die Einwohner besonders in Pommerellen, meist polnischer Nation sind und die ihnen zugedachte Wohlthat der aufgeho-

benen Leibeigenschaft nicht nach ihrem wahren Werthe erkennen und einsehen werden. Das sicherste Mittel, um diesen slavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit Teutschen zu meliren und wenn es anfänglich auch nur mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen kann." Auf Anstellung deutscher Dorfschullehrer nimmt der König ebenfalls schon jetzt Bedacht und schreibt während seiner Anwesenheit in Marienwerder (den 6. Juni 1772) dem Präsidenten: „dahin zu sehen, daß, um den gemeinen Mann desto eher von der polnischen Sklaverei zurückzubringen und der preußischen Landesart zuzuführen, Teutsche Schulmeister in den kleinen Städten und auf den Dörfern mit angesetzet und die Einwohner mehr und mehr mit Teutschen meliret werden müßten." Zu wiederholten Malen wird „die Anlegung von Landschulen sowohl in den protestantischen als katholischen Dörfern und deren Besetzung durch deutsche Schulmeister empfohlen. Der König will aus Oberschlesien dergleichen Lehrer kommen lassen, welche der polnischen und deutschen Sprache mächtig sind und hofft, daß die Rittergutsbesitzer seinem Beispiele folgen und auf ihren Dörfern ebenfalls Schulen anlegen werden. Durch Einwanderer aus dem Eichsfelde gedachte der König einige deutsche Musterdörfer gründen zu lassen. In einer Cabinetsorder aus Graudenz vom 7. Juni 1776 befiehlt er: „gleich ganze teutsche Dörfer unter dem groben und butten polnischen Zeuge anzulegen, damit das hiesige Volk um so besser sieht und gewahr wird, wie jene sich einrichten und wirthschaften." — Wo diese preußische Manier nicht ausreichte, befahl (den 20. Dezbr. 1779) Friedrich die östreichsche Methode in Anwendung zu bringen, um die Polen von ihrer alten Trägheit abzugewöhnen und ihre Wirthschaft besser einzulenken. „Wird das Volk nicht in einen anderen Schlender gebracht, kann die Provinz nie in einen bessern Wohlstand kommen." — Gesetzlich aufgehoben wurde hier die Leibeigenschaft durch ein Edict vom 8. Nov. 1773. In einem Schreiben an den Kammerpräsidenten von Goltz in Königsberg vom 1. August 1786, in welchem er diesen Aufträge wegen der Entwässerung der Tilsiter Niederung ertheilt, heißt es: „die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen alle die Güter eigenthümlich haben, weil sie keine Sklaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzt und auf ihren Gütern angesetzt

werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Difficultäten haben könnte." —

Finden wir nun den großen König in allen denjenigen Grundsätzen, aus denen allein sich eine vernünftige und gesetzliche Freiheit entwickeln konnte, der öffentlichen Meinung und dem Volksbewußsein in seinem Staate um ein halbes Jahrhundert voraus, so gab es doch noch ein Vorurtheil, welches zu jener Zeit so große Macht ausübte, daß selbst der freisinnigste aller Könige darin befangen blieb. Friedrich erkannte in dem Adelstande — jedoch ohne von ihm eine Ahnenprobe und verbriefte Stiftsfähigkeit zu verlangen — die vornehmste Stütze des Thrones, des Heeres und des Staates. Nur bei der Artillerie, bei der es auf wissenschaftliche Ausbildung ankam und bei den Husarenregimentern und Freibataillons, bei denen während des Krieges Raufbolde, die gute Schläger und verwegne Reiter waren, Aufnahme fanden, gab es Officiere bürgerlichen Standes. Mit gleicher Strenge wollte der König darauf gehalten wissen, daß die Rittergüter nur von Adeligen besessen würden. Während des siebenjährigen Krieges hatten jedoch die Rittergüter so große Lasten zu tragen, daß sie zum Theil sehr verschuldeten und den bürgerlichen Gläubigern von den Gerichten zugesprochen wurden. Der König befahl daher in dem Edict vom 17. Februar 1762: „weil es bei jetzigen Kriegszeiten nicht so genau genommen werden kann, auch Personen bürgerlichen Standes während des Krieges zu gestatten, adelige Güter kaufen zu können, doch sollen diese dann wenigstens einen ihrer Söhne dem Militärstande widmen und hergeben und solchen dergestalt erziehen, daß derselbe bei der Armee dienen und bei einer guten Conduite als Officier mit employirt werden könne." Nach wiederhergestelltem Frieden wurden sämmtliche Regierungen und Justiz-Collegia angewiesen, sobald der Concurs über ein verschuldetes adeliges Gut eröffnet werden müsse, dafür zu sorgen, daß solches Gut dem jedesmaligen Besitzer, so viel es nur immer rechtlicher Art nach geschehen könne, erhalten würde, aber niemals von Personen bürgerlichen Standes, sondern nach Vorschrift der Gesetze einzig und allein an Adelige verkauft würde."

Um den Bürgerlichen die Lust, Rittergüter zu kaufen, zu verleiden, wurde ihnen die Gerichtsbarkeit, der Zutritt zu den Land- und Kreistagen, das Kirchenpatronat vorenthalten, wozu der König (den 16. Februar 1775) noch

hinzufügte: „daß kein bürgerlicher Besitzer dergleichen Güter weder hohe noch niedere Jagd haben solle." Durch eine Cabinetsorder vom 15. Januar 1780 wurde bestimmt, daß die, den adeligen Gutsbesitzern gewährte, Accisefreiheit den bürgerlichen nicht zu Gute kommen solle. Endlich befahl der König durch eine Cabinetsorder vom 14. Juni 1785: „kein Mensch bürgerlichen Standes soll mehr die Erlaubniß haben, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen blos für die Edelleute sein und bleiben." Die nächste Folge hiervon war, daß „kein Mensch bürgerlichen Standes" auf ein adeliges Gut, selbst bei noch so großer Sicherheit, Geld lieh, wodurch die Rittergüter mehr und mehr verschuldeten oder herunterkamen, indem ihnen die Anleihe von Betriebscapitalien fast unmöglich gemacht wurde.

Auch der Nothanker, durch welchen in späterer Zeit so mancher schwerverschuldete Cavalier sich flott erhielt: „die Verheirathung mit vermögenden Bürgerstöchtern, war — zumal den Officiren — durch strengen königlichen Befehl abgeschnitten; dem großen Könige galten „Mißheirathen" für eine Beschimpfung des Adels und er erklärte sich in den stärksten Ausdrücken dagegen; der Adel galt ihm für eine besondere Menschenrace. Große Summen wurden zur Aufhülfe einzelner adeliger Familien aufgewendet und als diese Art der Unterstützung nicht mehr ausreichte, wurde, zuerst in Schlesien, 1769 die landschaftliche Creditbank errichtet, bei welcher die adeligen Rittergutsbesitzer gegen Pfandbriefe Geld auf ihre Güter geliehen erhielten. In der Kur- und Neumark wurden dergleichen Banken 1777, in Pommern 1780 errichtet; in den östlichen Provinzen erst unter der Regierung des Nachfolgers. —

---

26. Gewerbfleiß und Handel; Friedrich kein Freihandelsmann; der König-Philosoph ertheilt den Bauern Anweisung zum Mistmachen, den Lumpensammlern znm Sortiren der Lumpen; die asiatische Handelscompagnie soll ihm eine goldene Krone abliefern; Seehandlung; Assecuranzkammern; Königl. Bank; Helvetius der Philosoph und Goldmacher; Einführung der Regie; das Tabaks- und Kaffee-Monopol; die Kaffeeriecher; der König befiehlt ein auf ihn gemachtes Spottbild niedriger zu hängen.

Mit noch bei weitem größeren Schwierigkeiten, als bei der Verbesserung der Landwirthschaft hatte der König bei der Beförderung des Gewerbfleißes zu

kämpfen, denn hierbei galt es, eine Menge verschiedener Gewerbzweige ganz neu zu begründen und die neubegründeten gegen Concurrenz zu schützen. Als im Jahre 1783 der mit der Einrichtung der Regie (indirecten Steuern) beauftragte Geh. Rath Delaunay dem Könige eine Denkschrift, welche Vorschläge zur Gewährung größerer Handelsfreiheit enthielt, vorlegte, beschied ihn der König für den anderen Tag wieder zu sich, um ihm ausführlich seine Ansichten mitzutheilen. Er erkannte an, daß Delaunay in Betreff der Handelsfreiheit große Ansichten habe, allein damit sei es noch zu früh. Der Boden in den Marken, Pommern und Preußen sei nicht ergiebig genug, noch immer müsse aus Polen Getreide und Vieh eingeführt werden, eben so Oel, Wein und die überseeischen Producte Kaffee, Zucker, Gewürz, Baumwolle, wofür jährlich große Summen aus dem Lande gingen. „Wollte ich nun" fuhr der König fort, „meinen Unterthanen gestatten, fremde Fabrikwaaren, die freilich sehr nach ihrem Geschmack sein würden, einzuführen, was würde in kurzer Zeit, da der Luxus überall die Oberhand gewonnen, aus uns werden? Denn heut zu Tage will das geringste Dienstmädchen einen seidenen Faden an sich haben. Wir würden bald alles Geld ausgegeben haben, was wir für Leinewand und Holz, welches unsere einzigen Ausfuhr-Artikel sind, eingenommen haben würden. Ich muß also nothwendiger Weise auf die Bilanz (Vergleichung der Einfuhr mit der Ausfuhr) Achtung geben und meine Hand öffnen, nicht um an die Ausländer baares Geld zu zahlen, sondern es von ihnen zu erhalten. Was Sie mir von Handel und Industrie sagen, ist ganz gut, die Industrie ist die Säugamme eines Landes und der Handel die lebendige Seele eines Staats, allein dies findet nur in solchen Staaten statt, wo die Industrie die Grundfeste des Handels und der Handel der Geschäftsmann der Industrie ist. Alsdann haben Sie recht, alsdann ist der Wetteifer das beste Mittel zur Vervollkommnung des Gewerbfleißes. Aber hier zu Lande sind diese schönen Phrasen gestickte Röcke, die mich bald ins Spital bringen würden, denn die Industrie ist bei mir in vieler Hinsicht noch in der Wiege und der Handel in meinen Staaten ist bisher nichts weiter, als der Handlanger des fremden Handels." Er erklärt: den Industriellen seine besondere Gunst zuwenden zu wollen, „denn" — sagt er — „ich muß meinem Volke auf alle Fälle etwas zu thun geben, und so viel ist doch gewiß, daß ein Fabrikant zweitausend Hände beschäftigen kann, wenn ein Handelsmann kaum zwanzig beschäftiget.

Ich prohibire, so viel ich kann, die fremden Waaren, weil dies das einzige Mittel ist, daß meine Unterthanen sich dasjenige selbst machen, was sie nicht anders woher bekommen können. Ich gestatte ausschließlich Privilegien (Monopole, Patente), weil mehrere Personen sich nicht mit einem und demselben Gegenstande hinlänglich beschäftigen können; finde ich, daß der Gewinn der Einzelnen zu ansehnlich wird, so hebe ich das Privilegium auf, damit Concurrenz entsteht. — Ich habe einen schlechten Boden, also muß ich den Bäumen, die ich pflanze, mehr Zeit gönnen, um Wurzel zu schlagen und stark zu werden, eh ich Früchte von ihnen verlangen kann. — Lassen Sie das Volk über meine strengen Verbote schreien, und sorgen Sie nur dafür, daß kein Schmuggel statt findet. Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen sichern Absatz hätte." Für die unentbehrlichsten Bedürfnisse fehlte es damals noch an Werkstätten in Preußen, erst damals entstanden Ankerschmieden, Bandfabriken, Handschuhfabriken, Kattundruckereien, Papiermühlen, Wachsbleichen, Zuckersiedereien und noch viele andere Fabriken. Es wurden auf die besten Arbeiten von Gegenständen, welche jetzt zu den allergewöhnlichsten gehören, z. B. Ziegelsteine, Sensen und Sicheln rc. ansehnliche Preise ausgesetzt und neuangelegte Fabriken mit sehr beträchtlichen Summen unterstützt. Die in der Kurmark gewährten Unterstützungen beliefen sich während der Jahre nach dem Kriege auf 2,444,715 Thaler. Wohl niemals hat sich ein König und zumal einer, welcher zugleich Philosoph, Dichter und Feldherr war, so um das Einzelne in jedem Zweige der Haus-, Land- und Staatswirthschaft bekümmert, wie Friedrich. Die Amtleute der Domainen mußten ihm jedes Jahr einige funfzig ihnen zugeschickte Fragen beantworten, unter anderen: „Wie es mit den Mistgruben der Bauern stehe? Ob die Hinteräcker gut gedüngt werden? Ob die Wiesen zu gehöriger Zeit geschont werden? Ob ein Nachtwächter vorhanden? Ob Sperlingsköpfe abgeliefert werden? u. s. w. Eben so war in dem Bereich des Gewerbfleißes dem Könige nichts zu gering, daß er sich nicht darum bekümmerte und nicht eher ruhte, bis er irgend einen noch fehlenden Zweig der Industrie zum Grünen und Blühen in seinen Staaten gebracht hatte. Um von vielen hundert Gegenständen nur einen zu nennen, wollen wir der neun bis zwölf, zum Theil eigenhändigen, Cabinetsordern gedenken, in welchen er befiehlt, den Lumpensammlern Anweisung zu ertheilen, damit sie den Papierfabrikanten den nö-

thigen Bedarf an Lumpen zuführen. „Dann müssen" — heißt es in einem Befehl vom 30. Septbr. 1780 — „es auch solche Leute sein, die mit den Karren umherfahren und die Lumpen in den Städten und auf dem Lande einkaufen und den Leuten Schwamm dafür geben, zum Feuer anmachen, damit nicht so viele leinene Lumpen zu Zunder verbrannt werden, welches Ihr also alles in Betracht ziehen und darauf denken müßt, wenn Ihr einen ordentlichen Plan von der Sache machen wollt." Zehnmal kommt der König immer wieder auf die Lumpen zurück. „Das Sortiren der Lumpen betreffend" schreibt er dem Geh. Finanz-Rath Ursinus — „so können Höchstdieselben ihm nicht vorhalten, wie Sie seinen Bericht weder gehauen noch gestochen finden. — Wenn seinem Anführen nach die hiesigen Papiermühlen das Sortiren der Lumpen, so kein Kinderwerk ist, sondern accurate Arbeit erfordert, recht verständen, so müßten dieselben nothwendig besseres und recht gutes Papier machen." Dem Könige war aus seinem eigenen Bedarf nicht unbekannt, daß gutes Brief- und Zeichnen-Papier nur aus England, Holland und der Schweiz bezogen wurde. Da er sich nun täglich überzeugte, daß es in Preußen eben so vortreffliche Lumpen, wie in irgend einem Lande gebe, verbot er die Ausfuhr derselben und gab Auftrag, einen geschickten Papierfabrikanten aus Holland oder Frankreich kommen zu lassen. „Was zunächst" schreibt er d. 24. Nov. 1780 an den Geh. Finanzrath Tarrach, „wegen der anzulegenden Papiermanufactur anlangt, so ist mir dies all ein Thuend, wer das anlegt, er mag heißen Peter, Hans oder Kunz, wenn es nur recht vernünftig und in aller Ordnung angelegt wird. — Auf die Lumpen kommt Alles an." Der König hat aus den ihm eingereichten Berichten ersehen, daß in Berlin mindestens 40,000 Thaler jährlich allein für Druckpapier außer Landes gehen*) Ein Franzose Namens Dubois erhielt zur Anlage einer Papierfabrik in Spechthausen in wenigen Jahren einige funfzig tausend Thaler Vorschüsse. Der König hatte Veranlassung, unzufrieden mit ihm zu sein und jagte ihn fort; die Fabrik besteht noch jetzt unter der Firma Gebrüder Ebart in blühendem Zustande. —

Daß nur die Theilnahme an dem Welthandel seinen Staat aus der abhän-

*) Es ist dies ungefähr die Summe, welche gegenwärtig die Verleger der Vossischen und Spenerschen Zeitung in Berlin für Druckpapier ausgeben.

gigen Unbedeutenheit zu einer europäischen Macht erheben könne, hatte schon der große Kurfürst erkannt. Friedrich II. nahm, wie wir bereits erwähnten, nach der Erwerbung Ostfrieslands jenen Gedanken seines großen Ahnherrn wieder auf. Er erklärte (1751) Emden zu einem Freihafen und ertheilte der, von dem Ritter de la Touche gestifteten Asiatischen Handels-Compagnie ein Privilegium auf funfzehn Jahre.*) Da sich ein Ritter — vielleicht nur ein Glücksritter — an die Spitze des Unternehmens gestellt hatte, gestattete der König „der Noblesse und Personen von Stande" daran Theil zu nehmen. Der Sclavenhandel wurde ihr verstattet. „Bei Eroberungen, welche die Compagnie macht, tritt ihr", so lautet die Concession, „der König seine Rechte ab, eben so bei der Entdeckung von Gold- und Silberminen, jedoch soll sie in diesem Falle dem Könige den Eid der Treue zu leisten und ihm eine goldene Krone, 100 Mark schwer, zu überreichen gehalten sein." Später wurden noch zwei dergleichen Handels-Compagnien errichtet und die Seehandlungs-Gesellschaft d. 14. Oct. 1772 durch Unterzeichnung von 2400 Actien, eine jede zu 500 Thlr. begründet. Das Vertrauen dazu war so gering, daß der König sich genöthigt sah, sich mit 2100 Actien dabei zu betheiligen. Zwei andere, den Großhandel fördernde, Institute waren die d. 1. Jan. 1765 errichtete Assecuranzkammer und die den 17. Juni desselben Jahres in Berlin errichtete Königl. Giro- und Lehnbank. Waren nach dieser Seite hinaus die Gedanken des Königs auf das Weite und Große gerichtet, so hielt er doch zu sehr noch an der beschränkten Ueberlieferung von seinem Vater her fest: „daß das Geld im Lande bleibe, das sei der lapis philosophorum" und so sehr er in jeder andern Beziehung den Ehrennamen eines Freigeistes in Anspruch nahm, so verfiel er doch, was das Goldmachen betraf, ebenfalls den ihm vorgespiegelten Künsten der Adepten seiner Zeit, Finanzkünstlern, bei denen, obschon sie am hellen Tage die Schätze heben wollten, dennoch nicht Alles mit rechten Dingen zuging. Einer dieser Goldmacher, ein französischer Philosoph und Generalpächter der Finanzen, Helvetius, berühmt und verfolgt wegen seines freisinnigen Buches „de l'esprit" (1765), fand willkommene Aufnahme bei Friedrich II., welcher, durch ihn veranlaßt, das Ge-

*) Erst wenn die deutschen Nordseehäfen zur neuen deutschen Hanse gehören werden, wird von einem deutschen Welthandel und deutscher Marine die Rede sein.

neraldirectorium (d. 14. April 1766) von der Verwaltung der Accise entband und dieselbe unter der Benennung „Administration générale des Accises et peages“ einem Inspecteur général und fünf Regisseurs übergab, welche er nebst einer Menge Unterbeamten aus Frankreich verschrieben hatte. Es war diese Gelderpressungs-Behörde der in Frankreich eingeführten Regie nachgebildet, nur daß dort die Einnahmen verpachtet waren, während hier die Beamten Gehalt (ein Regisseur erhielt 12,000 Thlr.) von dem Könige erhielten und die Einnahmen abliefern sollten. Anfänglich täuschten diese Goldmacher den König durch ähnliche Kunststücke, wie ihre Vorgänger. Jene ließen Kupfer in den Schmelztiegel werfen und fischten zu freudigstem Erstaunen Gold heraus; diese baten nur einige allergnädigste Cabinetsordres zu unterzeichnen und lieferten dafür klingend Courant ab. Bald aber wurde der König, nicht allein an dem lauten „Raisonniren des Publikums,“ sondern an seinen eigenen Kassen gewahr, welchen bösen Händen er sich und das Wohl des Landes anvertraut hatte. Er gab den mehrmals wiederholten Vorstellungen seiner Minister nach und schrieb den 1. Dec. 1784 an den Minister v. Werder: „Ich habe Euren Bericht vom gestrigen datum wegen der untersuchten Beschwerde des gewesenen General-Inspectors Pagan wider die General-Accise-Administration erhalten und Euch darauf zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch Schurkenzeug ist, die Franzosen, das kann man verjagen, wenn man will, und wenn man das thut, so verdient man nichts an sie. Was diesen Pagan betrifft, so kann er nur weggejagt werden, wobei ich Euch noch sage, daß ich überhaupt darauf denke und suchen werde, Mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen und sie los zu werden, welches Ich Euch zur Antwort melden wollen, als Euer wohlaffectionirter König.“ —

Hinter der fortgeschrittenen geistigen Entwickelung war die der sinnlichen Bedürfnisse nicht zurückgeblieben, neben den Künsten und Wissenschaften hatte sich auch der verfeinerte Genuß ausgebildet. Zur Zeit des großen Kurfürsten redete ein pommerscher Bauer einen Herrn des Gefolges, welcher Taback rauchte, „gnädger Herr Düvel (Teufel)“ an, weil er glaubte, er fresse Feuer. Unter Friedrich I. lernte man in Berlin zuerst (1721) Kaffee trinken, jedoch wurde er nicht in dem Haushalte genossen, sondern in einem, von einem Franzosen eingerichteten Kaffeehause, welchem zur Aufmunterung

seines Geschäfts jährlich sechs Haufen Holz zum Kaffeebrennen geliefert würden. Friedrich ertheilte den hinterpommerschen Landständen auf ihre Beschwerde wegen der von dem Kaffee erhobenen Accise einen Bescheid, in welchem es heißt: „Uebrigens sind S. K. M. Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden, mithin können die Leute fortan eben so gut mit Biersuppe erzogen werden; das ist viel gesünder als der Kaffee.“

Nachdem nun Taback und Kaffee beinahe eben so sehr zum Lebensbedürfniß geworden war, wie das Salz, so hielt der König dafür, jene eben so wie dieses zu einer Einnahmequelle für die Königl. Kasse zu machen. Der Handel mit Taback und Kaffee wurde für ein Monopol der Krone erklärt und nur in gestempelten Paqueten verkauft. Ungebrannter Kaffee wurde nur an einige bevorzugte Stände verabfolgt, das Publikum mußte gebrannten Kaffee kaufen und damit es niemand wage, eingeschmuggelten Kaffee in seinem Hause zu rösten, wurden Kafferiecher angestellt, welche in den Häusern und Küchen nach dem verrätherischen Aroma umherschnüffelten. Die Berliner ließen es auch hierbei nicht an Witzworten und Spöttereien fehlen. Eines Tages kam Friedrich die Jägerstraße entlang geritten; er bemerkte am Fürstenhause einen Auflauf und der Adjutant, den er abschickte, sich zu erkundigen, was es dort gebe, brachte voll Entrüstung den Bescheid: man habe etwas auf Sr. Majestät allerhöchste Person angeschlagen. Der König ritt nun selbst heran und fand, daß man ihn anstatt auf dem Schimmel, auf einem Schemel sitzend, mit einer Kaffeemühle zwischen den Knieen dargestellt hatte. „Hängt es doch niedriger“, rief der alte Fritz, „daß sich die Leute nicht den Hals ausrecken müssen“; hiermit ritt er, von dem Jubel des Volks begleitet, dem Schlosse zu. Der wahrhaft große König fühlte sich über jede Beleidigung erhaben: „Ich denke“, schrieb er den 2. März 1772 an Voltaire, „über die Satire, wie Epictet: sagt man etwas Böses von dir und es ist wahr, so bessere dich; sind es aber Lügen, so lache darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmre mich nicht um die Kläffer, die auf der Landstraße bellen.“

---

27. Volksschulen; gelehrte Schulen; Friedrichs Abhandlung über die deutsche Literatur; ein Urtheil Friedrichs über Goethe und Goethe über Friedrich; Musik; Erwerbungen für die Kunstsammlungen; der Philosoph von Sanssouci.

Nicht Ackerbau, Handel und Gewerbe galten dem Könige für die alleinigen Quellen des Volkswohlstandes; so ergiebig sich diese auch erweisen mögen, sie bleiben unzureichend, wenn sie nicht als Mittel für die geistige und sittliche Ausbildung dienen, das Volkswohl ruht auf dem Volksunterrichte und diesem widmete Friedrich, zumal nach dem beendeten Kriege, die größte Aufmerksamkeit. Mit der Nachricht, daß der Abschluß des Friedens zu Hubertusburg in naher Aussicht stehe, schickte er an den Minister Dankelmann (Februar 1763) acht sächsische Dorfschulmeister mit dem Auftrage, vier davon in der Kurmark, vier in Hinterpommern anzustellen. Im August 1763 sogleich nach seiner Rückkehr nach Berlin, schrieb er dem Minister: wie er zu seinem höchsten Mißfallen selbst wahrgenommen, daß das Schulwesen und die Erziehung auf dem Lande bisher in äußersten Verfall gerathen und insonderheit durch die Unerfahrenheit der mehresten Küster und Schulmeister die jungen Leute auf den Dörfern in Unwissenheit und Dummheit aufwachsen. Er forderte in einem Schreiben vom 9. Juni 1771 den Minister Derschau auf, ihm einige Dörfer in Vorschlag zu bringen, in welchen er für nöthig halte, den Schullehrern eine Zulage zu bewilligen. Unter das ihm eingereichte Verzeichniß schrieb er eigenhändig: „die Oerter sind ganz gut ausgesucht. Die schlechten Schulmeisters sindt Schneiders die Meisten und müßte man sehen, ob man sie nicht in kleinen Städten könnte schneidern lassen, oder wie man sie sonsten unterbringe, damit die Schulen besser in guthem Stande kommen könnten, was eine interessante Sache ist."

In der, an den Minister von Zedlitz den 5. Sept. 1779 erlassenen Cabinetsorder, welche der König einem der Secretaire aus dem Stegereife dictirte, heißt es in Beziehung auf den Volksunterricht: „daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und Moral den jungen Leuten lehren ist recht und gut und müssen sie davon nicht abgehn, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen, denn die evangelische Religion ist die Beste und viel besser als die katholische, darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion

behalten. Im Altenburgischen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind da alle so ordentlich und vernünftig. Wenn man von dorten könnte Schulmeister kriegen, die nicht so theuer wären, so würde das sehr gut sein. Ihr werdet sehn, wie das zu machen steht; sonsten ist es auf dem platten Lande genug, wenn sie ein bischen Lesen und Schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Secretairs und so was werden."

Ueber den Unterricht in den sogenannten gelehrten Schulen hat der König seine Ansicht ebenfalls sehr bestimmt ausgesprochen und hier empfahl er vornehmlich Logik, Rhetorik, alte Sprachen, Geschichte und Mathematik. Schon in den kleineren Schulen sollte der Unterricht in der Logik beginnen, um sie an geordnetes Denken zu gewöhnen, „denn" heißt es in der Cabinetsorder, „der am besten raisonnirt, wird immer weiter kommen, als einer, der falsche Schlüsse macht. — Lateinisch müssen die jungen Leute absolut lernen, von dem Lateinischen und Griechischen geh ich durchaus nicht ab. Und was die Philosophie betrifft, die muß von keinem Geistlichen gelehrt werden, das ist eben so als wenn ein Jurist einen Officier die Kriegskunst lehren soll." —

Bei der Mittheilung so manches trefflichen Wortes Friedrichs in Prosa und Versen haben wir unser Bedauern ausgesprochen, daß seine Werke aus einer fremden Sprache, die des Königs Muttersprache war, in die seines eigenen Volkes erst übertragen werden müssen. Die Anerkennung aber ist Deutschland seinem größten Könige schuldig, daß er den Mangel einer deutschen Literatur schmerzlich empfunden, daß er sich selbst und den deutschen Fürstenhöfen seiner Zeit den verdienten Vorwurf gemacht hat, durch ihre Vorliebe für die französische Sprache die deutsche zurück gesetzt zu haben und daß er mit prophetischem Worte, im Vertrauen auf den urkräftigen Geist des deutschen Volkes, ihm eine Nationalliteratur verkündiget. Er selbst schrieb einige Jahre vor seinem Tode (1780) eine Abhandlung „sur la littérature Allemande." „Erst seit kurzem" — heißt es darin, „haben die gebildeten Männer Muth gewonnen, in ihrer Muttersprache zu schreiben und erröthen nicht Deutsche zu sein. Man sieht, daß in den Geistern sich eine Umwandlung vorbereitet, man hört wieder von dem Ruhme des Volks sprechen, man bestrebt sich, die Nachbarn zu erreichen, man will sich den Weg zum Parnaß, wie den Weg zur Unsterblichkeit bahnen. — Um nichts zu vergessen, was un-

sere Fortschritte aufgehalten hat, mache ich auf den geringen Gebrauch aufmerksam, den man von der deutschen Sprache an den meisten deutschen Höfen gemacht hat. Dies sind die Fesseln, die uns hemmten, mit unsern Nachbarn gleichen Lauf zu halten. Immer haben die, welche später kommen, ihre Vorgänger übertroffen; dies kann bei uns schneller, als man glaubt, geschehen, wenn die Fürsten Geschmack an den Wissenschaften gewinnen, wenn sie die, welche sich damit beschäftigen, ermuntern und diejenigen loben und belohnen, die das Bessere leisten. Wir werden unsere classischen Schriftsteller haben, jeder wird sie lesen und sich daran bilden, unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit wahrer Lust (avec délice) sprechen und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen gebildet ist, durch die Vorliebe für unsere guten Schriftsteller sich von einem Ende Europa's zu dem anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich schon. Ich kündige sie euch an, sie erscheinen schon, ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich stehe, wie Moses und sehe das gelobte Land von fern, ich werde es aber nicht betreten." Als Friedrich diese Worte schrieb, zeigte sich schon das Morgenroth der Glanzepoche der deutschen Literatur in einzelnen lichten Purpurstreifen. Von Lessing, Wieland, Klopstock, Herder, Goethe und Schiller waren schon einzelne Gedichte, Schauspiele und Romane erschienen; nur von „Götz von Berlichingen" nahm Friedrich noch Kenntniß, fand aber dies Trauerspiel, da er befangen in dem französisch-classischen Geschmack war, eben so ungenießbar wie Shakespeare's Stücke. Mit tiefgefühltem Schmerze, aber edlem Stolze beklagt Schiller die deutsche Muse:

„Von dem größten deutschen Sohne
„Von des großen Friedrichs Throne
„Ging sie schutzlos, ungeehrt.
„Rühmend darf's der Deutsche sagen,
„Höher darf das Herz ihm schlagen:
„Selbst erschuf er sich den Werth."

Ein milderes Urtheil spricht Goethe aus; „der erste wahre und eigentliche Lebensgehalt" sagt er, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein, oder schal werden, die nicht auf dem menschlich ersten ruht,

auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können."

Von den andern Künsten erfreute sich die Musik der vorzüglichen Gunst des Königs, da er selbst Componist und Virtuos war. Auf der Bühne herrschte die italienische Oper, unter deren Einfluß die deutschen Componisten, welche Friedrich dabei anstellte, ihre besten Werke geschrieben haben. Selbst die geistliche Musik jener Zeit, z. B. der Tod Jesu von Graun, hat viel italienische Färbung, zumal in den großen Arien. Der König, dessen Geschmack durch die gute Kammermusik seiner vortrefflichen Kapelle sich in deutscher Schule ausgebildet hatte, war derjenigen Musik, welche damals als die neue italienische in Aufnahme kam, so abgeneigt, daß er sie nur „Musik für Kneipen" (musique de cabaret) nannte. Die erste Frage, welche er an den, 1775 von Königsberg nach Potsdam als Kapellmeister berufenen Reichardt that, war: Ist er in Italien gewesen? „Als ich", erzählt Reichardt, „dies verneinte, fiel mir der König mit stärkerem Tone in die Rede und sagte: das ist sein Glück, hüt' er sich vor die neuen Italiener, denn so 'n Kerl schreibt ihm wie die Sau." Daß Reichardt dem Könige diese Worte in den Mund gelegt habe, um seiner eigenen Verachtung der Italiener Luft zu machen, dürfte nicht unwahrscheinlich sein. Nur so viel ist gewiß, daß der König die Arien von Graun und Hasse besonders liebte, auch 1782 sich eine Abschrift von Mozart's Belmonte und Constanze kommen ließ.

In der Baukunst, Bildhauerei und Malerei huldigte der König in dem, was er zum Schmucke seiner Gärten, Schlösser und öffentlichen Plätze arbeiten ließ, dem französischen Modegeschmacke seiner Zeit, allein dies machte sein Urtheil nicht irre in Beziehung auf die wahrhaften Kunstwerke alter und neuer Zeit. Die schönsten antiken Bildwerke in Marmor und Bronze, und eben so die geschnittenen Steine, welche dem Königlichen Museum zur größten Zierde gereichen, verdanken wir Friedrich II., welcher als einen würdigen Hüther dieser Heiligthümer den berühmten Winkelmann, aus Stendal gebürtig, aus Rom hierher berief, der aber in Triest durch Mörderhand ein beklagenswerthes Ende fand.

War Friedrich auch bei Erwerbungen von Gemälden nicht so glücklich,

wie bei den Skulpturen, so erkannte er doch in Titian, Correggio und Rubens die ersten Meister des Colorits an und was er von ihnen werthvolles erwerben konnte, ließ er sich nicht entgehen.

Aus allen Beschäftigungen und Mühsalen des thätigen Herrscherberufes, aus allen Genüssen, welche die Kunst und die Natur ihm in reichem Maße darboten, kehrte Friedrich immer wieder mit reinster Befriedigung zu der Wissenschaft zurück, welche er neben sich auf den Thron erhoben hatte, zur Philosophie. Als unter den Stürmen des Krieges die Wogen der Schlacht donnernd über ihm zusammenschlugen, war sie der Rettungsanker, an dem er sich fest hielt; ihr dankte er, daß er sich selbst nie verlohr, durch sie war er, — um was Napoleon ihn beneidet, am größten im Unglück, im Glück bescheiden; denn ihm war, was keinem Weltbezwinger vor ihm gelang, das Schwerste gelungen, sich selbst zu bezwingen. Nicht Krone, Purpur und Waffenmacht, nicht der Ruhm der Großthaten, noch der Jubelruf huldigender Völker, selbst nicht das stillere Glück der Liebe, der Freundschaft und jedes reinen Lebensgenusses verleihen dem Geiste die Freiheit, welche allein zum Frieden führt:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
„Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

---

28. Der Staat als Maschine; Organismus; System; Verfall des Heeres; die letze Heerschau; Marquis Lafayette und Graf Segür; Erkrankung des Königs 1785; die Leibärzte und der Küchenzettel; der letzte Ritt auf dem Schimmel; der König bittet um einen Nachtwächterposten; stirbt den 17. August 1786; Friedrichs Testament; Leichenbegängniß.

Die Geschichte wird Friedrich II. die Anerkennung, daß er ein großer Staatsmann war, nicht versagen, sobald sie ihn von dem Standpunkte, welchen damals sowohl die Staatswissenschaft, als auch das Bedürfniß seines Staats einnahmen, beurtheilt. Allein dieser Standpunkt war selbst ein mangelhafter, über den die spätere Zeit hinausgegangen ist. Zu jener Zeit galt es für die höchste Aufgabe, den Staat zu einer möglichst vollkommenen Maschine einzurichten, in welcher ein Rad in das andere greife, von einem einzigen Punkte aus Ein Triebwerk das Ganze in Bewegung erhalte; das

untergeordnete Moment der historischen Ueberlieferung, das starre Festhalten am Alten und Veralteten, am Gewesenen und Verwesten war wohl aufgegeben, allein noch war man nicht dazu fortgeschritten, den Staat als einen lebendigen Organismus, in welchem in jedem Punkte das Leben pulsirt, noch weniger als ein aus den Gedanken hervorgegangenes und sich ewig neugestaltendes System zu betrachten.

Die Staatsmaschine aber mußte nothwendig ins Stocken gerathen, sobald der Werkmeister, welcher die bewegende Seele derselben war, hinfällig und schwach wurde. Mit trüben Ahndungen sah Friedrich daher der Zeit, die nach ihm kommen werde, entgegen. An dem Heere, welches zu einer Muster-Exercir-Maschine für ganz Europa ausgebildet worden war, erkannte Friedrich zuerst, daß die Seele daraus gewichen und es dem Verderben anheim fallen werde. Nach seiner Rückkehr von den Herbstübungen in Schlesien schrieb er an den General der Infanterie von Tauenzin, Potsdam den 7. Sept. 1784: „Schon bei Meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch und jetzt will Ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist, als jetzt; wenn ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thaddensche Regiment gleicht nicht den unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee; Rothkirch und Schwarz taugen nicht viel, Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß ich einen Officier von Meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanöver werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen; Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern; Hagen hat einen elenden Commandeur und Euer Regiment ist nur mittelmäßig u. s. w." Mit den Generalen, welche das große Manöver ausführten, war der König eben so unzufrieden; jedem einzelnen weist er unverzeihliche Fehler nach und fügt hinzu: „Ich bin nicht Willens, durch die lacheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb Ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn Ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führt und vier Tage zuvor, ehe Ich ins Lager komme, mit den unwissenden Generals manöuvrirt und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist. Das Regiment v. Arnim und das Garnison-Regiment v. Kanitz machen den Feind und wer alsdann seine Schuldigkeit

nicht erfüllt, über den lasse ich Kriegsrecht halten; denn ich würde es einer jeden puissance verdenken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr metier bekümmern, im Dienste zu behalten. General Erlach sitzt noch vier Wochen im Arrest; auch habt Ihr diese Meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspection bekannt zu machen."

Im folgenden Jahre hielt der König wiederum Heerschau in Schlesien, fühlte sich jedoch zu angegriffen, um große Feldmanöver vor sich ausführen zu lassen. Unter den ausgezeichneten Fremden, welcher dieser Heerschau beiwohnten, befanden sich der Marquis La Fayette und der Graf Ludwig Philipp Segür, welche unter Washington für die Freiheit der Nordamerikaner gefochten hatten. Graf Segür ging als französischer Gesandter nach Petersburg und hat uns von Friedrich in wenigen Worten ein wohlgetroffenes Bild hinterlassen. „Mit der lebhaftesten Neugier" — schreibt er — „betrachtete ich diesen Mann, der groß an Genie, klein von Gestalt, gekrümmt und gleichsam unter der Last seiner Lorbeeren und seiner langen Mühen gebeugt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Knie hinaufreichenden langen Stiefeln, seine mit Taback bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch imponirendes Ganze. An dem Feuer seiner Augen erkannte man, daß sein Geist nicht gealtert hatte. Ungeachtet er sich wie ein Invalide hielt, fühlte man doch, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen würde; trotz seiner kleinen Gestalt erschien er dennoch größer, als alle andere Menschen." Bei dieser Heerschau überraschte den König am 29. August ein heftiger Gewitterregen während des Vorbeimarsches der Regimenter. Ohne sich den Mantel umhängen zu lassen, blieb er sechs Stunden lang zu Pferde und kam ganz durchnäßt in sein Quartier. Nachdem er sich hier rasch umgekleidet hatte, empfing er bei Tafel seine Gäste in der heitersten Laune. Am Abend trat ein Fieberfrost ein, worauf er jedoch so wenig achtete, daß er am nächsten Morgen wieder bei dem Manöver erschien. Die Folgen blieben nicht aus. Nach seiner Rückkehr nach Sanssouci wohnte er noch am 10. September den Uebungen der Artillerie in Berlin bei und begab sich von hier nach Potsdam, wo die Herbstübungen am 21. September ihren Anfang nehmen sollten. In der Nacht vom 18ten zum 19. September wurde er von einem heftigen Brustkrampfe befallen, zu welchem am folgenden Tage noch heftige Gichtschmerzen in den Füßen hinzutra-


Lith. Anst. v. H. Delius.

ten. Obwohl er sich von diesem Anfalle erholte und den ganzen Winter hindurch ununterbrochen arbeitete und die Staatsgeschäfte führte, so traten doch bedenkliche Zufälle ein, welche den Aerzten keinen Zweifel ließen, daß sich eine Brustwassersucht ausbilde. Er litt so sehr an Schlaflosigkeit, daß er sich bis spät in die Nacht vorlesen und schon um vier Uhr des Morgens die Cabinetsräthe rufen ließ, welche ihren Vortrag über die eingegangenen Sachen halten und seine Befehle ausfertigen mußten. „Mein Zustand" sagte er ihnen eines Morgens, „nöthiget mich Ihnen diese Mühe zu machen, lange wird es ja doch nicht dauern. Es geht mit mir zu Ende; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Den Staatsminister v. Herzberg sah er täglich bei sich und wenn die vier Aerzte, welche ihn behandelten (Theden, Selle, Cothenius, Frese) eintraten, mußte der Küchenmeister den Küchenzettel zur Durchsicht und Genehmigung vorlegen. „In dies Recept" pflegte Friedrich zu sagen, „muß man die Aerzte nur dann mitsprechen lassen, wenn sie unsere Gäste sind." Der König liebte eine gute Tafel und nahm auf die streng anempfohlene Mäßigkeit keine Rücksicht. Den von der Herzogin von Braunschweig nach Sanssouci abgeschickten Leibarzt Dr. Zimmermann ertheilte der Kammerdiener Schöning auf sein Befragen: wie Se. Majestät es mit der Diät zu halten pflege? die Antwort: Ihre Majestät essen gar zu gern die unverdaulichen Speisen; wenn dann Erbrechen, oder sonst etwas erfolgt, dann sagen Ihre Majestät: da haben wir die Folgen von den schädlichen Medizinflaschen." Wie wenig sich der kranke König beim Essen schonte, bemerkte zu nicht geringem Erstaunen Dr. Zimmermann, als er am 30. Juni zur Tafel befohlen wurde: „Der König aß heute," so berichtet der Leibarzt, „sehr viel Suppe von der allerstärksten und aus den allerhitzigsten Sachen ausgepreßten Bouillon, wozu er noch einen großen Eßlöffel voll gestoßener Muskatblüthe und Ingwer nahm. Er aß sodann ein gutes Stück boeuf à la Russienne, das in Franzbranntwein gedämpft war; hierauf polenta, ein italienisches Gericht aus türkischem Weizenmehl, Parmesankäse, Knoblauchsaft, welches fett in Butter gebacken wird. Endlich beschloß der König, indem er seinen herrlichen Appetit lobte, mit einem ganzen Teller A a l p a s t e t e, die so hitzig und gewürzhaft war, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken." Es sind noch Kü-

chenzettel bis wenige Tage vor erfolgtem Tode vorhanden, deren zwölf, von sechs verschiedenen Köchen bearbeitete, Schüsseln von des Königs Hand Abänderungen und Zusätze enthalten.

In diesem Jahre hatte er früher als gewöhnlich sein Gartenschloß Sanssouci bezogen, nachdem er die Wintermonate in dem Schlosse in Potsdam zugebracht. Ohne das Gutachten seiner Aerzte einzuholen, ließ er am 17. April früh vorfahren und nach einer weitern Spatzierfahrt über Kaputh nach Baumgartenbrück, wohin er sich frische Pferde bestellt hatte, ließ er vor Sanssouci anhalten und erklärte hier zu bleiben. Im Mai, Juni und Juli machte er noch öfter kleine Spatzierritte auf dem alten Schimmel Condé, welchen er zum letzten Male am 4. Juli bestieg. Seit dem Juni war es dem Könige nicht mehr möglich zu liegen; er brachte die Nächte fast immer schlaflos auf seinem Lehnsessel zu. Niemals hörte man ihn klagen, sein starker Geist erhob ihn über irdisches Leid, selbst der gute Humor blitzte noch manchmal auf. Zu dem Herzoge von Kurland, welcher ihn zu Anfang des August einen Besuch machte, sagte er: „Sollte bei Ihnen ein Nachtwächterposten offen werden, so vergessen Sie mich nicht, ich habe jetzt vortrefflich gelernt des Nachts zu wachen."

Als der König nach einer sehr qualvollen Nacht vom 14ten auf den 15. August am Morgen eingeschlummert war und erst um 11 Uhr aufwachte, war er unwillig, daß man ihn so lange habe schlafen lassen. Er arbeitete hierauf mit den Cabinetsräthen, unterzeichnete mehrere Befehle, dictirte dem Minister Herzberg einige Depeschen und ertheilte dem General Rodich die Dispositionen zu dem Manöver. Am 16ten war er nicht mehr im Stande, die Cabinetsräthe zum Vortrage anzunehmen; die Besinnung verließ ihn jedoch keinen Augenblick, auch unterhielt er sich noch während der Nacht vom 16. zum 17ten mit den beiden treuen Kammerdienern und dem Regiments-Chirurg Engel, der bei ihm wachte, und befahl: man solle ihn um 4 Uhr wecken. Als um Mitternacht sein Lieblingswindspiel unruhig wurde, von dem Stuhle herabsprang und dem Könige die Hand leckte, sorgte er für das treue Hündchen, ließ es wieder auf den Stuhl heben und zudecken. „Wenn man mich begraben wird" schrieb er einst an d'Alembert, „werde ich noch ein lächelndes Gesicht zeigen." So geschah es: Donnerstag den 17. August 1786 schloß der große König seine Augen für immer; jeder Zug des Erdenschmerzes

war getilgt, heitrer Friede, Sieg und Versöhnung ruhten auf der Stirn des Verklärten. *)

Der König hatte sein Testament eigenhändig in französischer Sprache und, um dem Staate keine Gebühr zu entziehen, auf einen Achtgroschen-Stempelbogen niedergeschrieben, am 8. Januar 1769 unterzeichnet und dem regierenden Herzoge Carl von Braunschweig als Testamentsvollstrecker zu eigenen Händen übergeben. „Unser Leben" — so lautet es — „ist ein rascher Uebergang vom Augenblicke unserer Geburt zu dem unseres Todes. Während dieses kurzen Zeitraumes ist der Mensch bestimmt, für die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Führung der öffentlichen Angelegenheiten gelangte, habe ich mich mit allen Kräften, welche mir die Natur verliehen und nach meinen schwachen Ansichten bestrebt, diesen Staat, welchen zu regieren ich die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen. Den Gesetzen und der Gerechtigkeit verschaffte ich die Herrschaft, ich brachte Ordnung und Bestimmtheit in die Finanzen und erhielt die Armee in jener Kriegszucht, welche ihr den Vorrang vor allen übrigen Truppen Europa's verliehen hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir einen ewigen Vorwurf zu machen haben, wenn ich das, was meine Familie betrifft, vernachlässigen würde. Um also den Veruneinigungen, welche unter meinen Verwandten über meine Verlassenschaft entstehen könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen.

1. Ich gebe gern und ohne Klage diesen Hauch des Lebens, der mich beseelt, der gütigen Natur, die ihn mir geliehen und meinen Körper den Elementen, aus welchen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher beerdiget werden, ohne Prunk, ohne Aufwand, ohne Pomp; ich will weder secirt, noch einbalsamirt werden, man soll mich in Sanssouci oben auf den Terassen in eine Gruft beerdigen, welche ich für mich habe zurichten lassen. Der Prinz Moritz von Nassau wurde eben so in einem Gehölze nahe bei Cleve beerdiget. Sollte ich während des Krieges, oder auf der Reise sterben, so darf man nur meinen Körper in dem

*) Seine Todtenmaske ist im Privatbesitz der Familie des Dr. H. Meyer in Berlin; ein zweiter Abguß befindet sich auf der Königl. Kunstkammer.

nächsten Orte beisetzen und ihn während des Winters nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen. *).

2. Meinem geliebten Neffen, Friedrich Wilhelm als ersten Thronfolger hinterlasse ich das Königreich Preußen, die Provinzen, Lande, Schlösser, Festungen, Kriegsvorräthe, Zeughäuser, die von mir erworbenen und eroberten Lande, alle Kronjuwelen, welche sich in den Händen der Königin und seiner Gemahlin befinden, die Gold- und Silberservice, die in Berlin sind, meine Landhäuser, die Bibliothek, das Medaillen-Cabinett, die Gemäldegallerie, die Gärten u. s. w. Außerdem hinterlasse ich ihm den Schatz mit dem, was sich am Tage meines Todes darin befinden wird, als ein, dem Staate angehörendes Gut, welcher nur zur Vertheidigung, oder Unterstützung des Volkes dienen soll. **)

3. Sollte ich etwa einige kleine Schulden hinterlassen, welche zu bezahlen der Tod mich verhindert hätte, so soll mein Neffe sie tilgen. Dies ist mein Wille.

4. Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich ihre bisherigen Einkünfte mit einem Zuschuß von 10,000 Thaler jährlich, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. Unter dieser Bedingung hat die Königin sich verpflichtet meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Aufenthaltsort findet, den ich ihr als Residenz anweisen könnte, so begnüge ich mich damit dem Namen nach Stettin als solche zu bezeichnen; doch verlange ich zugleich von meinem Neffen, daß er ihr eine angemessene Wohnung im Schlosse zu Berlin überlasse und daß er ihr diejenige Hochachtung bezeige, welche ihr als Wittwe seines Oheims und als Fürstin, deren Tugend sich nie untreu geworden ist, gebührt.

5. Nun zur Allodial-Verlassenschaft (Privatvermögen des Königs). Nie war ich weder geizig noch reich; ich habe also nicht über großes Vermögen zu verfügen. Ich habe die Einkünfte des Staats als die Bundes-

---

*) Wenn man die Terassen von Sanssouci hinaufgestiegen ist, findet man zur rechten Hand die Grabsteine, unter welchen die Gebeine der Windspiele des Königs liegen. Unmittelbar daneben hatte Friedrich sich seine Ruhestätte ausgewählt.

**) In dem Staatsschatze befanden sich 60 bis 70 Millionen gemünztes Geld und 120 goldene, mit Brillanten besetzte Dosen im Werthe von 1½ Million Thaler.

lade des Herrn betrachtet, welche nie eine ungeweihte Hand berühren durfte; die öffentlichen Einkünfte wurden nie zu meinem Privatgebrauche verwendet, die jährlichen Ausgaben für mich haben nie die Summe von 220,000 Thaler überstiegen; daher läßt meine Verwaltung mir ein ruhiges Gewissen und ich würde nicht fürchten davon öffentliche Rechenschaft abzulegen.

6. Ich ernenne meinen Neffen Friedrich Wilhelm zum Universalerben meines Allodialvermögens unter der Bedingung, daß er folgende Legate auszahle:

Das größte dieser Legate, 200,000 Thaler erhält der Prinz Heinrich. Der zweite Bruder des Königs, Prinz Ferdinand 50,000 Thaler. Die Schwestern zum Theil 10,000 Thaler jährliche Einkünfte, zum Theil nur 10,000 Thaler baar." Außerdem erhielten sämmtliche nächste Verwandte Ringe, Dosen, Ungarwein, Wagen und Pferde.

Dem Nachfolger wurden „die braven Officiere der Armee,. welche den Krieg mitgemacht haben", die Cabinetssecretaire, „welche über viele Dinge Aufschluß geben können, die selbst die Minister nicht wissen", der Geh. Kämmerier und die Garderobediener bestens empfohlen.

Einem jeden Stabsofficiere von seinem eigenen Regimente, von dem von Lestwitz und von der Garde du Corps wurde eine goldene Denkmünze, „die auf Veranlassung unserer Siege und der Vortheile, welche die Truppen unter meiner Anführung erfochten haben, geprägt worden ist", bestimmt. Ein jeder Soldat dieser Regimenter erhielt zwei Thaler. „Ich empfehle" — so lautet der Schluß dieses denkwürdigen letzten Willens — „ich empfehle meinem Nachfolger in der Person seiner Oheime und Tanten und aller Anverwandten sein Geblüt zu achten. Der Zufall, welcher bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt, allein deshalb hat man durchaus nicht mehr Fähigkeit, um König zu sein, als die andern. Ich empfehle allen meinen Anverwandten in guter Einigkeit zu leben und ihre persönlichen Interessen dem Besten des Vaterlandes und dem Wohle des Staats zum Opfer zu bringen. Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich meinen Geist aushauchen werde, werden für das Wohl dieses Reichs sein. Möchte es doch allezeit mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert

werden, möchte es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, der am gerechtesten verwaltete in Beziehung auf seine Finanzen und durch ein Heer, welches nur für Ehre und edlen Ruhm glüht, der am tapfersten vertheidigte Staat sein. Möchte dies Reich sich blühend erhalten bis an das Ende der Tage." —

Die Bestimmung des Testaments in Betreff der von Friedrich II. gewählten Grabstätte wurde nicht ausgeführt. Noch an demselben Tage, an welchem er verschieden war, wurde der Leichnam auf einem, mit acht Pferden bespannten, Leichenwagen unter dem Geleit von 24 Unterofficieren zu Fuß und den Generalen v. Rodich und Grafen Schwerin zu Wagen nach dem Schlosse in der Stadt gebracht, an dessen Portale vier Obersten den Sarg empfingen; Unterofficiere trugen ihn in das Audienzzimmer, wo er unter einem Thronhimmel auf ein Paradebett gestellt wurde. Nicht Krone, Scepter, Reichsschwerdt und die anderen Reichsinsignien umgaben, wie sonst üblich, den König; auf einfachem Sessel lagen der Krückstock, der Feldherrndegen und die Schärpe.

Am folgenden Tage, den 18. August 1786 des Abends 8 Uhr wurde der Sarg, begleitet von der Geistlichkeit, den Hofstaaten, den Officieren der Garnison, dem Magistrate und der Bürgerschaft von Potsdam nach der Garnisonkirche gebracht und hier in dem Grabgewölbe, in welchem Friedrich Wilhelm I. ruht, unter Orgelspiel und dem Choralgesang: „Dein sind wir Gott in Ewigkeit" beigesetzt.

Am 9. September fand das feierliche Leichenbegängniß statt. Das Regiment des Königs und die übrige Besatzung von Potsdam war in Parade aufgestellt. In der Kirche wurde eine lateinische, von dem Marchese Lucchesini gedichtete, von dem Kapellmeister Reichardt componirte Trauer-Cantate aufgeführt. Die Gedächtnißpredigt wurde über die, in dem Buche der Chronika Cap. 18, V. 8. befindlichen Worte:

> „Ich habe Dir einen Namen gemacht, wie die Großen Namen haben auf Erden"

gehalten und der Segen unter dem Donnergruße der Kanonen und des Gewehrfeuers gesprochen.

Nirgend tritt uns die Erinnerung an die großartigen Schöpfungen, wie

an die bescheidene Lebensweise Friedrichs in so unmittelbarer Nähe entgegen, als wenn wir an einem schönen Frühlingstage zwischen den hochstämmigen, in Fülle der Frucht und Blüthe prangenden, Orangenbäumen, die Terassen von Sanssouci ersteigen, unter deren Glasfenstern Trauben und Südfrüchte edelster Art gezogen werden. Das Arbeitszimmer, das Zimmer in welchem der große König lebte und starb, ist so erhalten worden, wie er es verließ, die Bücher, aus denen er in den letzten Lebenstagen sich vorlesen ließ, der Schreibtisch mit reichlichen Dintenflecken und die von den Windspielen zerrissenen Ueberzüge und Vorhänge, nun selbst ein Spiel des Windes, stehen noch unberührt; die Uhr, die mit dem letzten Athemzuge des Königs, abgelaufen war, auf dem Kamin. — Prachtvoller sind die mit Bildsäulen geschmückten Façaden und die mit Bildern verzierten Zimmer des von ihm gebauten Neuen Palais, in welchem insbesondere ein gewölbter Saal von einer Größe, wie kein Zweiter in der Welt existirt, zu den Wunderwerken der neueren Baukunst gezählt werden muß. Auch das enge, dunkle Haus, in welchem die irdische Hülle Friedrichs ruht, wird der Wandrer, der nach Potsdam kommt, nicht unbesucht lassen; der Sieger von Jena ließ sich am 25. Oct. 1806 diese Grabhöhle aufschließen und mit entblößtem Haupte sagte er zu seinen Begleitern: „Ehrfurcht vor den Manen eines großen Mannes.“ Napoleon nahm den Degen, welchen man auf den Sarg gelegt hatte und schickte ihn, in der Meinung, daß es der Degen sei, welchen er in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen geführt, nach dem Hôtel der Invaliden in Paris, wo er mit großer Feierlichkeit unter den dortigen Trophäen aufbewahrt wurde. Als Blücher 1814 ihn dort zurückforderte, hatten die Invaliden ihn vernichtet; statt dessen schickte der Feldmarschall 1815 den Degen, mit welchem Napoleon die Schlacht von Bellealliançe verloren hatte, nach Berlin und zum Schmuck der Grabstätte Friedrichs des Großen zehn, in den Schlachten erbeutete, französische Adler.

Ein würdiges Denkmal: „Friedrich II. zu Pferd, eine kolossale Statue in Erz, umgeben von den Helden des Krieges und Friedens seiner Zeit, im Auftrage Friedrich Wilhelms III. von Rauch erfunden und modellirt, ist bereits so weit vollendet, daß die Aufstellung derselben in Berlin demnächst erfolgen wird. Eine noch glänzendere Auferstehung aber, als in Marmor

und Erz feiert der Geist des großen Königs in dem Erscheinen seiner Werke in neuer, würdiger Prachtausgabe, veranstaltet auf Befehl Friedrich Wilhelms IV.

Möge dieser, in verhängnißvollen Tagen heraufbeschworene Geist von dem Throne bis zur Hütte erkannt, gewürdiget und in das Leben eingeführt werden; er ist der Geist der Freiheit, des Muthes, der Vaterlandsliebe.

Unter diesem Zeichen wirst du siegen!

Kurd Christoph Graf Schwerin,

Königl. Preuß. Feldmarschall,

geboren den 26. October 1684, gestorben den 6. Mai 1756.

Der Künstler, welcher den Auftrag: das Denkmal Friedrichs II. für Berlin anzufertigen, in genialer Weise ausgeführt hat, stellt uns den großen König dar in seiner Kriegskleidung, hoch zu Roß und rings umher erblicken wir die Helden, welche im Krieg und Frieden ihm treulich zur Seite standen. Dem von dem berühmten Bildhauer gegebenen Vorbilde uns anschließend, haben auch wir aus dem glänzenden Gefolge, welches den König auf seiner Siegesbahn begleitete, einige der hervorragendsten Männer ausgewählt, mit deren Lebensereignissen unsere Leser näher bekannt zu machen wir uns zur Aufgabe gestellt haben.

Den Zug dieser Heldenschaar eröffnet:

Kurd Christoph von Schwerin,

geboren auf Schloß Löwitz bei Anklam in dem damals schwedischen Vorpommern den 26. October 1684. Sein Vater war Ulrich v. Schwerin, Erbherr auf Wussefen und Ducherov, Erbküchenmeister im Herzogthum Pommern, Schloßhauptmann zu Alt-Stettin und Königl. Schwedischer Regierungsrath; seine Mutter: Anna Lucretia v. Ramin aus dem Hause Stolzenberg.

Der Knabe bezeigte so große Lust zum Kriegerstande, daß ihn sein Vater, als er kaum dreizehn Jahr alt war, zu seinem Bruder, dem hessischen Generallieutenant Dettleff v. Schwerin, welcher Inhaber eines holländischen

Regiments war, nach dem Haag schickte. Die Ausstattung, welche der Vater dem Sohne mit auf Reisen gab, bestand in einem Thaler und einer Ohrfeige als Ritterschlag mit den herkömmlichen Worten: „Dies leide von keinem wieder!“ Der Oheim in dem Haag fand den pommerschen Junker noch nicht ausgebildet genug, um ihn sofort bei seinem Regimente eintreten zu lassen; er schickte ihn noch drei Jahre nach dem nahgelegenen Leyden, um in den neuern Sprachen, Geschichte, Mathematik und andern Wissenschaften unterrichtet zu werden. Ein älterer Bruder: Bernd Dettleff, war Oberstlieutenant in des Oheims Regiment und in dessen Compagnie trat Kurd 1700 als Fähndrich ein. Das deutsche Kaiserhaus wurde zu der Zeit mit dem Könige von Frankreich wegen der Erbfolge in Spanien in einen Krieg verwickelt, bei welchem England und Holland auf der Seite des Kaisers standen. Marlborough und Eugen machten sich damals einen berühmten Namen und unser Kurd v. Schwerin hatte das Glück, unter dem großen englischen Feldherrn in den Schlachten von Donauwörth (den 2. Juli 1704) und Hochstädt (den 13. August) sich die Sporen zu verdienen; den 10. Sept. 1705 erhielt er das Patent als Hauptmann und die Compagnie seines, bei dem Sturm auf Donauwörth gebliebenen, Bruders.

Ohne daß die Veranlassung näher bekannt geworden ist, nahm der General v. Schwerin noch während des Krieges den Abschied aus dem Dienste der Generalstaaten, überließ sein Regiment einem andern und zog sich auf sein Gut Putzar in Pommern zurück, wohin ihn sein Neffe, welcher ebenfalls den holländischen Dienst aufgab, begleitete.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin sah sich damals durch den Anmarsch eines dänischen Heeres genöthiget, zur Vertheidigung seines Landes und um zugleich auch seinen Verbindlichkeiten als Bundesgenosse Schwedens zu genügen, seine gesammte Waffenmacht aufzubieten und sehr willkommen war ihm der, aus Marlboroughs und Eugens Schule so eben heimgekehrte junge Schwerin, welcher von ihm den 30. November 1706 zum Oberstlieutenant und schon im nächstfolgenden Jahre (den 2. Nov. 1707) zum Obersten und Inhaber eines Regiments ernannt wurde.

So sehr ihn aber sein Beruf hinaus in das bewegte, kriegerische Leben führte, blieb seinem Herzen der Wunsch nicht fremd, für häusliches Glück sich einen stillen Heerd zu gründen. Er vermählte sich den 15. Juli 1708 mit

Ulrike Eleonore, zweiten Tochter des schwedischen Generallieutenants Freiherrn v. Krassow aus dem Hause Pansewitz auf Rügen. Zwei Söhne und eine Tochter, welche aus dieser Ehe geboren wurden, starben in früher Kindheit, so daß kein unmittelbarer Erbe bei dem Tode des Vaters vorhanden war.

Wir erinnern uns aus der Geschichte des nordischen Krieges, daß Karl XII., König von Schweden, nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Pultawa (den 8. Juli 1709) auf türkischem Gebiet, in der Nähe von Bender sein Lager aufgeschlagen und von hier aus in Verbindung mit dem Großherrn und dem Könige von Polen den Krieg gegen Rußland bald zu erneuern gedachte. Die schwedische Armee in Mecklenburg wurde von dem Feldmarschall Grafen Steenbock befehliget, in dessen Hauptquartier in Schwaan sich unser Schwerin befand. In dem Gefecht bei Gadebusch (den 20. Dec. 1712) trug er wesentlich zur glücklichen Entscheidung des Tages bei und hatte sich außerdem das Vertrauen Steenbocks in so hohem Grade erworben, daß er den Herzog von Mecklenburg bat, zu erlauben, ihn mit einer geheimen Sendung von hoher Wichtigkeit nach Bender an den König zu senden. Die Erlaubniß wurde ertheilt und Schwerin ging über Berlin, Wien (4. Januar 1713) nach Jassy, der Hauptstadt der Moldau, von wo aus er dem Könige seine Ankunft meldete, von diesem aber, weil der Pascha von Bender ihm die anfänglich gewährte Gastfreundschaft aufgekündiget hatte, den Befehl erhielt, vorläufig in Jassy zu bleiben. Hier wurde Schwerin auf Befehl des Fürsten der Moldau verhaftet, jedoch nur in der guten Absicht, ihn gegen die Türken, welche seine Auslieferung verlangen könnten, in Schutz zu nehmen. Nach einigen Wochen erhielt er seine Freiheit wieder, worüber er dem Herzoge Friedrich Wilhelm vom 24. Februar einen Bericht erstattet, in welchem er klagt: „daß er ohne Geld sei und seit Wien die Kleider noch nicht habe wechseln können, so daß er eine sehr sonderbare Figur hier spiele und keiner wisse, was er eigentlich vorstelle."

Es vergingen noch mehrere Monate, bevor Schwerin dem Könige seine geheimen Aufträge mittheilen konnte, was erst in Demitocca, wohin sich Karl XII. von Bender gewendet hatte, geschah. Hier erhielt Schwerin den 5. Nov. 1713 seine Abfertigung und kehrte nach beinahe zehnmonatlicher Abwesenheit nach Mecklenburg zurück, wo unterdessen der Herzog Friedrich Wilhelm (den

31. Juli 1713) gestorben war, welchem **Karl Leopold** in der Regierung folgte. Unter den deutschen Kleintyrannen seiner Zeit zeichnete dieser Herzog sich durch Verletzung der landständischen Verfassung und Gewaltthätigkeit der schwersten Art aus. Diejenigen vom Adel, welche Widerspruch auf dem Landtage erhoben, ließ er durch russische Soldaten, die er in Sold genommen, von ihren Gütern vertreiben, oder in Gefängnisse werfen; auf offner Landstraße wurde auf seinem Befehl Menschenraub vollführt und ungescheut und ungestraft von einer zuchtlosen Soldateska Gewaltthaten verübt, die an die trostlosen Zeiten erinnerten, als **Wallenstein** Herzog von Mecklenburg war. Das Heer hatte er auf 15,000 Mann gebracht und den Oberbefehl darüber dem Obersten Schwerin ertheilt, welchen er den 3. Sept. 1718 zum General-Major ernannte. Die Ritterschaft hatte bei den Reichsgerichten und bei dem Kaiser selbst wegen gewaltsamer Beraubung und Bedrückung Klage erhoben, und Friedrich Wilhelm I. von Preußen, den wir doch nicht als einen Freund und Beschützer landständischer Verfassung und Rechte kennen gelernt haben, hatte den Herzog sehr ernstlich ermahnt, von so willkührlichem Verfahren abzustehen. Die Reichsgerichte erkannten den Herzog der Verletzung seiner Landesverfassung für schuldig und der Kaiser übertrug den Herzögen von Hannover und Braunschweig die Execution. Ein Heer von 13,000 Mann unter dem hannöverschen General v. Bülow ging am 25. Februar über die Elbe bei Zollenspieker und Artlenburg und rückte in Mecklenburg ein. Der Herzog machte sich eiligst davon und suchte Schutz bei dem Könige von Preußen. Schwerin wurde, obschon ihm der Herzog den Befehl zurückgelassen, jedes Zusammentreffen mit den Reichstruppen zu vermeiden, dennoch auf seinem Rückzuge nach Schwerin den 5. März 1719 bei Walsmühlen in ein Gefecht mit einer Abtheilung hannöverscher Reiterei verwickelt, welches er ehrenvoll bestand und wofür ihn der Herzog (den 8. März) das Patent als Generallieutenant ertheilte. Dieser Sieg hielt jedoch die Fortschritte des Executionsheeres nicht auf; der Herzog fügte sich dem strengen Spruche des Reichshofrathes, entließ sein Heer und eine kaiserliche Commission wurde zur Verwaltung des Landes und Untersuchung der Beschwerden in Rostock niedergesetzt. Auch Schwerin wurde zur Verantwortung vorgeladen, zog sich jedoch auf seine Güter zurück, ohne weiter beunruhigt zu werden. In den Frieden zu Stockholm vom 1. Februar 1720 erwarb Preußen

das schwedische Pommern bis an die Peene und Schwerin, welcher dadurch preußischer Unterthan geworden war, trat (den 10. April) in die Dienste Friedrich Wilhelms I. als General-Major. Da gerade kein Regiment erlediget war, übertrug der König den, auch in Staatsgeschäften erfahrenen, General (1721) eine diplomatische Sendung als Gesandter an den Hof des Königs von Polen. Nach seiner Rückkehr (den 12. Januar 1723) erhielt er das Infanterie-Regiment Schwendy, welches sein Standquartier in Frankfurt a. d. O. hatte, wohin sich Schwerin begab.

Als die jesuitische Priesterpartei in Warschau 1724 jenes Trauerspiel in Thorn vorbereitete, dessen wir oben gedachten *), sendete der König Schwerin nach Warschau mit dem Auftrage, bei dem Könige und dem Reichstage Protest gegen die so ungerecht gesprochenen Todesurtheile einzulegen. Leider hatte dieser Einspruch nicht den gehofften Erfolg; die katholische Partei drang durch, das Blut der protestantischen Märtyrer mußte fließen. Daß sich Schwerin auch auf dieser Sendung die Zufriedenheit des Königs erworben haben muß, erfahren wir daraus, daß er ihm sein Bildniß schenkte — vielleicht von ihm selbst gemalt — und die Amtshauptmannschaft zu Jerichow in Altenplatow, deren Einkünfte 500 Thaler betrugen, ertheilte. Von den häuslichen Zerwürfnissen der Königlichen Familie, welche in der, von dem Kronprinzen versuchten, Flucht (1730) ihren Gipfelpunkt erreichten, hielt Schwerin sich fern. Er gehörte nach der Freilassung des Kronprinzen zu den wenigen, welche mit ihm in Verkehr standen, ohne daß der König dies übel vermerkt hätte. Ein Hautboist von Schwerins Regiment, Namens Fredersdorf, welchen sich der Kronprinz, als er nach Ruppin versetzt worden war, für sein Regiment ausbat, erwarb sich so großes Vertrauen bei dem späteren Könige als Geh. Kämmerier, daß wir seiner in der Lebensgeschichte Friedrichs II. öfter Erwähnung gethan haben.

Friedrich Wilhelm I. ernannte Schwerin den 30. Mai 1731 zum Generallieutenant und zum Ritter des schwarzen Adlerordens.

In Mecklenburg hatte der Herzog Karl Leopold aufs Neue so große Ungebühr verübt, daß der Reichshofrath die Regierung des Landes dem jüngeren Bruder Christian Ludwig übertrug und zu dessen Schutz rückten wie-

*) Th. I. S. 573.

derum hannöversche Truppen in das Land. Karl Leopold hatte sich unterdessen an den König von Preußen gewendet, welcher ohne Auftrag des Kaisers zwei Regimenter zu Pferd und eins zu Fuß unter Schwerins Befehl in Mecklenburg einrücken ließ. Zwar verbaten sich, sowohl der Kaiser, als der zu Rostock versammelte Landtag die Anwesenheit der ungebetenen Gäste, allein Schwerin quartirte sich ungefragt ein; erst nachdem der starre Sinn des Herzogs Karl Leopold gebändiget und er für immer auf das feste Haus Dömitz beschränkt worden war, zog Schwerin mit den preußischen Truppen (Februar 1734) wieder aus Mecklenburg ab.

Hatte sich nun auch Schwerin durch sein rasches und rücksichtloses Einschreiten in Mecklenburg dem Könige empfohlen, so war Friedrich Wilhelm doch von so strengen Grundsätzen in Betreff häuslicher Zucht und Sitte, daß er einen Verstoß seines Generals dagegen nicht ungeahndet ließ.

Man hinterbrachte dem Könige, daß die Wittwe des Staatsministers v. Knyphausen in sehr vertrautem Umgange mit dem Grafen Schwerin lebe und drei Jahre nach ihres Mannes Tode von einem Knaben entbunden worden sei. Der Tribunal-Präsident v. Cocceji trug bei dem Könige darauf an, einen so skandalösen Wandel dem Consistorium zur Bestrafung zu überweisen; dieser aber fand es angemessener, der reichen Wittwe ihren Fehltritt mit einer Geldstrafe von 12,000 Thaler büßen zu lassen. Schwerin, der überdem an den Versammlungen des Tabacks-Kollegiums keinen besondern Gefallen fand, zog sich seitdem von dem Hofe zurück und war, obschon er seine Stellung als General nicht aufgab, vornehmlich mit der Verbesserung seiner Güter beschäftiget, welche sich durch verschiedene Ankäufe zu einer großen Herrschaft erweiterten. Dem Rittergute Kummerow hatte der König bei einem Besuche im Jahre 1733 den Namen Schwerinsburg ertheilt und ihm einige städtische Gerechtsame verliehen, wofür der Besitzer die Verpflichtung hatte, dem Könige alljährlich ein gemästetes Kalb zu schicken. Außer Schwerinsburg besaß Schwerin in dem Anklamschen Kreise: Wusseken, Stretense, Drevelow, Panschow, Löwitz, Wietstock, Ducherow, Neuendorf, Kurdshagen, Muggenburg, Thurow und Teterin. Vergebens machte er bei dem Könige seine wohlbegründeten Ansprüche auf das Gut Spantikow geltend, welches durch Heirath (1634) an einen Grafen Steenbock als Pfand gekommen, 1677 von dem großen Kurfürsten dem General Boguslaw v.

Schwerin zu Lehn gegeben, allein nach dem Frieden von St. Germain wieder den Steenbocks überlassen werden mußte. Als durch den Stockholmer Frieden (1720) dieser Theil Pommerns an Preußen kam, verkaufte die Familie Steenbock ihre Ansprüche an Friedrich Wilhelm I. für 50,000 Thaler, welcher Spantikow als königliches Kammergut in Besitz nahm. Er verstattete nun zwar dem Grafen Schwerin seine Rechtsansprüche geltend zu machen, allein der Tribunal-Präsident Cocceji scheint persönliche Rücksichten hier eingemischt zu haben und ertheilte ein Gutachten, wodurch das Gesuch Schwerins als unstatthaft zurückgewiesen wurde.*) Um ihn einigermaßen dafür zu entschädigen, ernannte er ihn zum Droste der, der Krone Preußen verpfändeten, Aemter in Mecklenburg und 1739 zum General der Infanterie. Durch die öftere Abwesenheit von seinem Regimente waren bei demselben, welches bisher immer für ein Normal-Regiment gegolten hatte, Unordnungen eingerissen und es kam, durch ein, von neun Schotten angestiftetes, Complott, zu einem blutigen Exceß, in dessen Folge das Kriegsrecht schwere Strafen verhing. Der König behielt sich, wie er es in solchen Fällen öfter zu thun pflegte, die Entscheidung und Bestimmung der Strafen vor. Die Rädelsführer verurtheilte er zum Galgen, einige minder Betheiligte zu dreitägigem Spießruthenlaufen auf Leben und Tod! Welch ein Zeitalter der Barbarei! Den ersten Tag schon durch tausend und aber tausend Ruthenstreiche der Rücken und die Schultern blutrünstig gehauen, am zweiten Tage noch einmal durch die Gasse der Höllengeißel geführt — und am dritten Tage noch einmal; — die Striehmen des losgehauenen Fleisches hingen von den Schultern herab, es fließt kein Blut mehr aus den geronnenen Wunden, das unglückliche Schlachtopfer wird, da es sich nicht mehr aufrecht erhalten kann, auf eine Karre gebunden, langsam durch die Reihen der zu Henkersknechten entwürdigten Vaterlandsvertheidiger gefahren, und wehe dem, der nicht zuhaut, die Profoße und Korporale controliren mit geschwungenem

---

*) Schwerin erneute unter Friedrichs II. Regierung seine Rechtsansprüche und es erfolgte ein Spruch des Kammergerichts; Friedrich aber ertheilte ihm die Bestätigung nicht und verschloß die Acten mit seinem Cabinets-Siegel. Friedrich Wilhelm III. verstattete 1820 der Familie Schwerin, den Prozeß wieder aufzunehmen und es kam 1832 zu einem Vergleiche, durch welchen dieselbe Spantikow zurückerhielt nebst ausreichender Geldentschädigung.

Rohrstock, die Lieutenants und Hauptleute mit der Fuchtel und lassen es an Ermunterung durch Fluch und Prügel nicht fehlen.

Der König war ganz betreten über das Unglück, daß das Regiment dadurch einige schöne Kerle verlieren würde. In dem Trostschreiben an Schwerin vom 10. December 1739 fügt er eigenhändig hinzu: je suis faché de tout ce malheur qui vous arrive cette année; Dieu vous préserve dans l'avenir! Er macht ihm Hoffnung, daß er bei denjenigen, welche die dreitägigen Spießruthen glücklich überstanden haben würden, Gnade vor Recht will ergehen lassen; sie sollten nicht zeitlebens auf der Festung bleiben, sondern wieder in das Regiment eintreten dürfen. — — —

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms I. (den 31. Mai 1740) erhielt Schwerin von Friedrich II Befehl, sich zur feierlichen Bestattung (22. Juni) des verstorbenen Königs in Potsdam einzufinden, wobei ihm die Auszeichnung zu Theil wurde, das Reichspanier zu tragen. Friedrich hatte schon als Kronprinz Schwerin als erfahrenen Feldherrn und Staatsmann hochgeachtet und zeichnete ihn jetzt durch die Ernennung zum Feldmarschall (30. Juni) und Erhebung in den Grafenstand (31. Juli) aus. Mehr noch zeichnete der jugendlich unternehmende König ihn dadurch aus, daß er ihn sogleich nach Empfang der Nachricht von dem, am 20. October 1740 erfolgten Ableben Kaiser Karls VI. nach Reinsberg beschied, um hier mit ihm und dem Minister Podewils gemeinschaftlich zu berathen, was zu thun sei. Uns ist bereits aus dem Leben Friedrichs II. bekannt, wie rasch sein Entschluß gefaßt, wie überraschend er ausgeführt wurde. Podewils sagt zwar von dem Könige: „er sei sein eigener erster Minister und lasse seinen Räthen nur den Ruhm des Gehorsams", allein Friedrich fand in der Zustimmung zwei so erfahrener Männer, wie Podewils und Schwerin, eine Gewähr für den kühnen Entschluß: von dem gefürchteten, mächtigen Kaiserhause mit dem Degen in der Hand die, seinen Vorfahren ungerechter Weise entrissenen, schlesischen Fürstenthümer zurückzufordern. Da der Fürst Leopold von Dessau zu sehr den Ton eines Hofmeisters dem Könige gegenüber annahm, außerdem auch mit Schwerin in gespanntem Verhältniß lebte, ließ Friedrich jenen zurück und übertrug für den Fall, daß er nicht selbst gegenwärtig bei dem Heere sein könnte, Schwerin den Oberbefehl, wodurch sich „der alte Dessauer" allerdings gekränkt fühlen mußte.

Dem Einmarsche in Schlesien (16. December 1740) stellte sich kein Widerstand entgegen; Schwerin war dem Könige vorangezogen und er sicherte durch gedruckte Patente, welche er überall anschlagen ließ, den Einwohnern Schutz der Person und des Eigenthums zu. Die Preußen wurden nicht wie Eroberer und Feinde, sondern wie Freunde und Befreier, zumal von der protestantischen Bevölkerung, empfangen. Nach einem kurzen Besuche, welchen Schwerin im Gefolge des Königs, jedoch ohne Truppen, in Breslau gemacht hatte, führte er eine Abtheilung des Heeres über Frankenstein gegen Neisse, an dessen befestigte Thore er jedoch eben so, wie an die von Glatz, vergebens anklopfte. Er begnügte sich damit, beide Festungen einzuschließen, um seinen Marsch ungefährdet nach Oberschlesien fortsetzen zu können. Der König kehrte zu Ende des Jahres nach Breslau zurück; Schwerin führte während seiner Abwesenheit den Oberbefehl in Schlesien. Noch war der Frühling nicht da, als Friedrich bereits wieder im Felde erschien, um den Besitz Schlesiens die ehernen Würfel zu werfen. Der erste entscheidende Tag war der 10. April 1741, an welchem der Sieg bei Mollwitz, vornehmlich, ja wir dürfen sagen, allein durch Schwerins Geistesgegenwart und Anordnung gewonnen wurde. — Schon war die von dem General Schulenburg befehligte preußische Reiterei geworfen und in Unordnung gebracht, ihr Führer selbst gefallen, es stand zu fürchten, daß die Schlacht verloren gehen werde. Vergebens hatte der König durch seinen Zuruf: „Brüder! Kinder! haltet euch brav! Verlaßt euren König nicht!" die Fliehenden aufzuhalten gesucht; er wurde mit fortgerissen und gerieth in große Gefahr. In diesem bedenklichen Momente hielten es Schwerin und die anderen Generale, insbesondere der Prinz von Anhalt, Golz und Hacke für das Beste, in den König zu bringen, das Schlachtfeld zu verlassen und für die Sicherheit seiner Person zu sorgen. Schwerin ertheilte ihm den Rath, sich nach Oppeln zu begeben und wie er dies nicht ohne große Gefahr auf dem langen Mollwitzer Schimmel ausgeführt, haben wir bereits oben (S. 83) erwähnt. Sobald Schwerin den König in Sicherheit wußte und die ferneren Anordnungen der Schlacht als unbeschränkter Feldherr treffen konnte, nahm diese bald eine günstige Wendung. Die bisher noch nicht ins Feuer geführten Infanterie-Regimenter des linken Flügels drangen vor, Schwerin flog von einem Bataillon zu dem andern und gab allen ein Beispiel heldenmüthiger Hingebung.

Auf die Frage einiger der höheren Officiere: wohin sie mit ihren Regimentern den Rückzug nehmen sollten? rief Schwerin ihnen zu: „auf den Leib des Feindes!" Dem Erbprinzen von Dessau ließ er durch seinen Adjutanten, Major v. Lepel mittheilen: „Der König habe ihm, Schwerin, das Commando übergeben. So schlimm die Sachen ständen, so hoffe er dennoch durch die Standhaftigkeit und den Muth des Fußvolkes zu siegen. Dies würde jedoch unmöglich sein, wenn das erste Treffen noch ferner besorgen müsse, von dem zweiten im Rücken beschossen zu werden, wie es eben geschehen sei; er müsse also Sr. Durchlaucht bitten und befehlen, hierüber Ordnung zu halten und dabei nicht vergessen, daß Sie über alles dieses dem Könige Rechenschaft zu geben schuldig sein würden." Der Erbprinz fühlte sich durch diesen Befehl, welcher zugleich einen schweren Vorwurf für ihn enthielt, verletzt und ließ Schwerin sagen: „Wegen desjenigen, was bisher geschehen und noch künftig geschehen würde, hätte er niemanden, als den König für seinen Richter anzusehen, bitte aber den Herrn Feldmarschall zu glauben, daß er alles thun werde, was die Ehre des Dienstes und die Würde seines Hauses ihm auferlege, ohne daß es nöthig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden. Uebrigens sei er von dem Muthe des Feldmarschalls versichert, er wünsche ihm zu seiner Hoffnung im voraus Glück und werde ihm nach Möglichkeit beistehen."

Schwerin ließ sich durch die, sehr zur Unzeit laut gewordene, Empfindlichkeit des Erbprinzen nicht in seinen Anordnungen stören; er ritt zu seinem Infanterie-Regimente heran, versicherte die Leute, daß der König gerettet sei, daß die Cavallerie die Schlacht in Unordnung gebracht und daß er jetzt die Entscheidung dem herzhaften Angriffe der Infanterie anvertraue. „Ihr werdet mich", rief er ihnen zu, „immer an eurer Spitze sehen, und mich so Gott will als brave Cameraden nicht im Stich lassen." Er befahl dem Fahnenträger des ersten Bataillons vor die Front zu treten, wo er zu Pferd neben dem Major Schulz hielt. Das Commandowort „Marsch!" ertönte, die Trommeln schlugen, die Pfeiffer spielten den Dessauer Marsch und wie auf dem Paradeplatze rückten die Linien vor. „Ich kann wohl sagen," berichtet ein östreichischer Officier darüber, „daß ich mein Lebtag nichts Prächtigers gesehen hab. Die Preußen marschirten mit der größten Haltung und so nach der Schnur, als wenn es auf dem Paradeplatze wäre. Das blankgeputzte Ge-

wehr machte in der Sonne den schönsten Effect und ihr Feuer ging nicht anders, als ein stetiges Donnerwetter." Dies stetige Donnerwetter seit Einführung des eisernen Ladestocks durch den alten Dessauer, gab dem preußischen Fußvolk eine große Ueberlegenheit durch das raschere Laden und Feuern. Ein von Schwerin angeordneter Angriff des rechten Flügels der Feinde durch den Markgrafen Karl von Brandenburg entschied die Schlacht; Neipperg, der verwundet worden war, trat gegen 7 Uhr des Abends den Rückzug an. Auch Schwerin war verwundet, eine Musketenkugel hatte das Gefäß seines Degens zerdrückt und die rechte Hand so bedeutend verletzt, daß er die Verfolgung des Feindes dem Erbprinzen von Dessau übertrug und sich in das Pfarrhaus nach Mollwitz begab, um sich verbinden zu lassen. Ein Adjutant des Erbprinzen wurde dem Könige nachgeschickt, um ihm den glücklichen Ausgang der Schlacht zu melden. So erwünscht auch dem Könige diese frohe Botschaft war, so vergaß er es doch Schwerin nie, daß dieser ihn gezwungen hatte, das Schlachtfeld vor dem entscheidenden Momente zu verlassen und ihn dadurch um das schöne Gefühl gebracht, die Freude des ersten Sieges als Mitfechter mit den andern zu theilen. Ueber diesen wichtigen Vorgang besitzen wir eine eigenhändige Aufzeichnung Schwerins, aus welcher wir folgendes mittheilen: „Als ich die preußische Cavallerie von der öftreichischen verfolgt sah, welches in dem Augenblicke geschah, wo ich die Anordnung am linken Flügel gemacht hatte und im Galopp nach dem rechten ritt, so hatte ich noch nichts von meiner kaltblütigen Hoffnung verlohren, daß die Infanterie noch alles redressiren könnte. Als ich aber den König mit im Gedränge der flüchtigen Cavallerie sah, so war es natürlich, daß mich dieser Anblick in eine Art von Bestürzung versetzte und dieses vorzüglich, weil ich mir keine andere Vorstellung von dieser Erscheinung in dem Augenblicke machen konnte, als daß der König durch übereilten Muth sich diese Gefahr selbst zugezogen. Dies gab Gelegenheit zu dem ersten Gedanken des Wunsches, daß er sich nicht gegenwärtig befinden möchte, denn ich hatte schon dazumal den Entschluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen, oder den Verlust nicht zu überleben. Meine Bestürzung wurde aber durch die Salve des zweiten auf das erste Treffen um ein Großes vermehrt, theils weil es mich von einer Armee, die so wie die preußische in Ordnung war, wo kein Schuß ohne Kommando vom Officiere des Pelotons geschehen mußte, sehr befremdete und

dann weil auch durch dies Feuer das erste Treffen sehr muthlos gemacht werden mußte, und von diesem Augenblicke an überzeugte mich mein Verstand und mein Herz von der Nothwendigkeit: meinen jungen König voller Muth und Ambition, der die Gefahr nicht kannte und um desto weniger scheuen würde, von meiner Seite zu entfernen. Das war der Grund meines Vorschlages: das Schlachtfeld zu verlassen. Wäre dieser Bewegungsgrund nicht blos und allein die persönliche Erhaltung des Königs gewesen, so war es sehr natürlich, daß der König keine größere Sicherheit, als bei der Armee finden könnte, denn wenn auch die Schlacht verlohren gegangen, so konnte keine andere Retirade, als über Oppeln genommen werden, wo dann eine, obgleich geschlagene, Armee noch immer Resourcen gefunden haben würde. Diejenigen, die mich wegen dieses Vorschlags tadeln, fordere ich auf, einen besseren zu sagen. Ich habe dieses dem König geschrieben und mündlich vorgestellt, er hat mir sein königliches Wort gegeben, daß ich als ein treuer Diener des Reichs recht gethan, und daß hierüber niemals die Rede sein sollte. Wie der König aber dieses befolgt, das weiß die ganze Armee: und wie dieser Vorschlag mein ganzes übriges Leben verbittert hat, daß nicht allein keine Gelegenheit vorbeiging, wo ich diesen Groll nicht empfand, sondern daß der König selbst Gelegenheit suchte, mich öffentlich in tort zu setzen." —

Erfreute sich auch seit dieser Schlacht Schwerin nicht mehr des früheren vertraulichen Umganges des Königs, so wurde ihm dennoch, wo es ein schwieriges Unternehmen galt, die Ausführung anvertraut. Die Stadt Breslau hatte, eben so wie die City von London und die innere Stadt Wien, das Recht zu behaupten gewußt: keine kaiserliche Besatzung aufzunehmen. Friedrich hatte das Recht anerkannt und nur gebeten: von Zeit zu Zeit einzelnen Bataillons den Durchmarsch zu gestatten. Als er aber jetzt erfuhr, daß alte Betschwestern und katholische Priester feierliche Vorbereitungen machten, um einer Schaar Oestreicher die Stadt zu überliefern, eilte er dem zuvorzukommen. Während eines Gastmahls in seinem Lager am 10. August, zu welchem er die Vorsteher der Bürgerschaft eingeladen, rückte Schwerin, unter dem Vorwande sein Regiment durchzuführen, in die Stadt ein, besetzte die Thore und entwaffnete die Stadtgarde. Am folgenden Tage berief er den Magistrat auf das Stadthaus, erklärte, weshalb der König es für nothwendig erachtet, den Umtrieben seiner Feinde zuvorzukommen und ihm Befehl

ertheilt, die Stadt zu besetzen, den König als Herzog von Schlesien auszurufen und die Bürger aufzufordern, den Huldigungseid zu leisten. Ohne Einspruch schwur der Magistrat sogleich den verlangten Eid; von hier begab sich Schwerin auf den Salzring, einen öffentlichen Platz, wo er die Bürgergarde vereidigte. Die Gilden, Zünfte und Gewerke leisteten den Huldigungseid am nächstfolgenden Tage; von den evangelischen Geistlichen, deren zuverlässige Gesinnung man kannte, wurde kein Eid verlangt; der katholische Clerus bat um Aufschub und wurde, da er sich beharrlich weigerte, in Strafe genommen. Die große Masse der Bevölkerung rief aus vollem Herzen: Es lebe König Friedrich II., Herzog von Schlesien! und Schwerin konnte dem Könige über die gute Gesinnung der Bürger die besten Versicherungen überbringen. —

In dem, zu Kleinschnellendorf den 9. October abgeschlossenen geheimen Vertrage überließ Maria Theresia dem Könige Schlesien, welches gänzlich von den Oestreichern geräumt wurde. Die Erblandshuldigung der versammelten Stände fand den 7. November in Breslau statt. Hier war es, wo in Ermangelung des böhmischen Reichsschwertes, der König statt dessen Schwerin seinen Degen gab, welcher den Knopf desselben den anwesenden Ständen zum Huldigungskuß reichte.

Da es sich bald ergab, wie wenig geneigt man in Wien sei, den geheimen Vertrag zu halten, ertheilte Friedrich von Berlin aus, wohin er im December zurückgekehrt war, Schwerin Befehl, nach Mähren einzurücken und dort Magazine für den nächsten Feldzug anzulegen. Diese Aufgabe war mit großen Schwierigkeiten verbunden und konnte nicht in dem Umfange ausgeführt werden, wie es der König für möglich gehalten. Als ihm daher bei seiner Ankunft in Olmütz Schwerin Bericht über die geringen Vorräthe, welche er bis jetzt aufzubringen im Stande gewesen, erstattete, mußte er von Friedrich sehr harte Worte hören, was ihn veranlaßte, zur Herstellung seiner Gesundheit um Urlaub zu bitten. Er erhielt ihn, jedoch mit der Weisung, sich nach Neisse zu begeben, wo ihm bald wieder ein wichtiger Auftrag zugetheilt wurde. Der König hatte mit Kursachsen den 1. Nov. 1741 ein Bündniß geschlossen, welchem zu Folge dieses, von den, demnächst zu erobernden, kaiserlichen Landen, ein gutes Theil von Böhmen und Oberschlesien erhalten sollte. Friedrich hatte die sächsischen Bevollmächtigten nach Neisse beschieden

und Schwerin nebst den Geh. Rath Nüßler beauftragt, die zukünftigen Grenzen zu verabreden. Da sich die Sachsen nicht einfanden, bat Schwerin, ihn von diesem Geschäfte zu entbinden und ihm zu erlauben, seinen Urlaub anzutreten, welches ihm der König in sehr gnädigen Ausdrücken bewilligte. „Ich wünsche", schreibt er ihm aus Selowitz den 3. April 1742: „bald gute Zeitungen von Euerm Retablissement zu haben, wozu Ihr alles mögliche beizutragen und mir öfters Nachricht davon zu geben habt." —

Während seiner Abwesenheit nahm General Walrawe, welcher sich durch Schwerin zurückgesetzt glaubte, Gelegenheit, ihn bei dem Könige, dessen ungnädige Gesinnung gegen den Feldmarschall bekannt war, in ehrenrühriger Weise zu verdächtigen. Wallrawe, welcher als geschickter Ingenieur-Officier mit der Befestigung Neisse's beauftragt war, machte dem König Anzeige, daß die oberschlesischen Stände dem Feldmarschall Schwerin aus Erkenntlichkeit für die Schonung, mit welcher er sie bei Vertheilung der Winterquartiere behandelt, 30,000 Thaler zu verehren Willens seien, welche Summe viel besser zum Festungsbau verwendet werden könnte. Der König schenkte dem Verläumder Glauben und schrieb an Schwerin, daß er über das, ihm von den oberschlesischen Ständen zugedachte, Geschenk bereits anderweitig verfügt habe. Obgleich sich nun Schwerin vollständig von jedem Verdachte reinigte, auch die oberschlesischen Stände erklärten, daß von einem solchen Geschenke gar nicht einmal die Rede gewesen, befahl der König dennoch den letzteren: zu dem Festungsbaue von Neisse die bewußten 30,000 Thaler aufzubringen. Schwerin hatte den König vergeblich um ein Commando bei der Armee gebeten; als er sich nach der Schlacht von Czaslau (den 17. Mai), an welcher er nicht Theil genommen, bei dem Könige meldete, wurde er kalt empfangen und begab sich hierauf mit Urlaub nach Karlsbad.

Nach dem zu Breslau, den 11. Juni 1742 geschlossenen, Frieden kehrte Schwerin, sobald seine Kur in Karlsbad beendet war, nach seinen Gütern in Pommern zurück, wo er zur Erinnerung an den Sieg vom 10. April einem seiner Vorwerke den Namen Mollwitz gab.

Auf den Rath seiner Aerzte besuchte Schwerin im folgenden Jahre die Bäder von Aachen, von wo er gestärkt zurückkehrte und den König auf einer Reise nach Schlesien begleitete. Seine Thätigkeit als Feldmarschall blieb bis zum Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges einzig und allein auf sein Re-

giment beschränkt. Er schickte dem Könige (1744) „taktische Bemerkungen über die Aufstellung und Bewegung der Infanterie" ein, worüber Friedrich seine Anerkennung aussprach, jedoch hinzufügte: „Inzwischen sollt Ihr Euer Regiment die Mouvements nur so machen lassen, wie ich solche denen Officiers, so von Eurem Regimente hier gewesen, gewiesen und gelernt habe." Bald darauf berief ihn der König nach Berlin, um seine Meinung über den bevorstehenden Feldzug zu vernehmen, bei dessen Eröffnung ihm der Oberbefehl über eines der drei Armee-Corps, die in Böhmen einrücken sollten, übertragen wurde. Zu Anfang Septembers hatte der König sein Heer vor Prag versammelt und am 11. d. M. wurde die Belagerung durch ein heftiges Bombardement eröffnet. Schwerin nahm ein Außenwerk auf dem Ziskaberge am folgenden Tage mit Sturm und nach sechstägiger Vertheidigung übergab der östreichische General Harth die Stadt und zog ab. Ein großer Uebelstand für die ferneren Kriegsunternehmungen war es, daß die beiden ersten Heerführer des Königs, Schwerin und der Erbprinz Leopold von Anhalt, aus persönlicher Feindschaft beständig entgegengesetzter Meinung waren. Schwerin, welcher seinem Gegner an Einsicht überlegen war, verletzte dabei den König oft durch die rücksichtslose Weise, in welcher er sich aussprach. In einem Kriegsrathe, zu welchem der König am 29. October beide zu sich beschieden hatte, äußerte Schwerin in gereizter Stimmung: „Ich habe es längst gesagt, daß es so kommen müsse, es mußte schlecht ablaufen." Der König gerieth ebenfalls in Aufregung und erwiderte: „Ich frage nicht, was er geglaubt hat, sondern was zu thun sei?" Da Schwerin nun seine früheren Anklagen wiederholte, ließ ihn der König stehn und beredete mit den anderen Generalen die weiteren Anordnungen. Prag ging wieder verloren und Friedrich führte sein Heer mit großem Verluste nach Schlesien zurück. Schwerin meldete sich wiederum krank und erhielt Urlaub, sich auf seine Güter zurückzuziehen. An dem Feldzuge des Jahres 1745, in welchem die siegreichen Schlachten bei Hohenfriedberg, Sorr, Großhennersdorf und Kesselsdorf geschlagen wurden, nahm Schwerin keinen Antheil und lebte in ländlicher Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, deren Bewirthschaftung er sich mit allem Eifer eines thätigen Landwirthes und Forstmannes angelegen sein ließ.

Das Schloß Schwerinsburg, welches der Feldmarschall bewohnte, hatte

er mit englischer Behaglichkeit (comfort) im Innern wohnlich und bequem zur Aufnahme für Gäste und zur Feier heiterer Feste eingerichtet. Die Familie war, obschon er selbst keine Kinder hatte, oft so zahlreich bei ihm versammelt, daß die Räume kaum ausreichten, alle unterzubringen. Von allen diesen Festen das Freudenreichste war der Geburtstag seiner hochbetagten Mutter, welcher die seltene Gnade vom Himmel zu Theil wurde, in vollständiger Kraft der Gesundheit das hohe Alter von zweiundneunzig Jahren zu erreichen. Sie war Mutter von vierzehn Kindern und zählte an hundert Enkel und Urenkel, welche sich in großer Anzahl zum Geburtstage bei ihr versammelten. „Es war", erzählt davon ein Augenzeuge, „ein rührendes Schauspiel, bei solchen Gelegenheiten zu sehen, wie der alte Feldmarschall nach den ersten Glückwünschungen mit dieser zahlreichen Familie zu den Füßen seiner theuren Mutter hinkniete und sie um ihren Segen bat; mit welchem Vergnügen sie sich dann sämmtlich zu Tische setzten und wie er nach aufgehobener Tafel mit dieser, von der ganzen Versammlung innigst geliebten, Frau einen Ball eröffnete, der bis in die späte Nacht fortgesetzt wurde, weil sie durch ihre ausnehmende Gefälligkeit und sorgliche Theilnahme jeden zur Freude ermunterte und selber um so vergnügter war, je aufgeweckter sie die Gesellschaft um sich her erblickte." *)

Schwerin war nicht verabschiedet, indessen beschränkte sich sein Dienst nur darauf, daß er von Zeit zu Zeit nach Frankfurt ging, um sein Regiment zu besichtigen. Das Mißverhältniß mit dem Könige war wohl besonders dadurch vermehrt worden, daß Schwerin wegen Zurückgabe des Gutes Spantikow klagbar geworden, der König ihm jedoch den Rechtsweg abgeschnitten hatte. Friedrich fühlte wohl, daß er sich den, von ihm vielfach gekränkten, Feldmarschall wieder versöhnen müsse und schrieb im Frühjahr 1747 an ihn. Schwerin kam nun nach Berlin, um Sr. Majestät seine Aufwartung zu machen. Der Ordensrath König hat folgende, von dem dazumal dienstthuenden Kammerhusaren Deybert ihm über Schwerins Aufwartung bei dem Könige gemachte, Mittheilung der Aufzeichnung für werth gehalten; wir theilen sie mit als ein Zeugniß dafür, was nicht Alles hier zu Land für Geschichte gegolten hat und zum Theil noch gilt. „Schwerin kam des Mor-

*) Stamfort, Charakter-Schilderung Schwerins.

gens 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs und sagte zu Deybert: Guten Morgen, mein Sohn; ist der König in seinem Zimmer und ist er schon angekleidet? — Ja, Ew Excellenz. — Ist er gut disponirt, habt ihr nichts Verdrießliches an ihm bemerkt? — Nein, Ew. Excellenz, ich werde ihm jetzt den Kaffee hineintragen. — Nun, sage er ihm noch nicht, daß ich hier bin. — Deybert trug den Kaffee hinein und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder ins Vorzimmer. — Nun, mein Sohn, ist der König noch immer guten Humors? — O ja, Ew. Excellenz. — So sag er ihm, daß ich hier bin. — Deybert ging zum Könige und meldete den Feldmarschall an. Der König antwortete nichts, nahm seine Flöte, ging auf und ab und phantasirte auf derselben wohl eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, steckte den Degen an und sagte zu Deybert: Laß den Feldmarschall hereinkommen. Deybert öffnete die Thür und winkte Schwerin mit der Hand näher zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: „Guten Morgen, Schwerin, wie geht es?" — und gab darauf dem Kammerhusaren einen Wink, sich zu entfernen. Deybert trat ab, blieb aber in dem Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen Schwerin und dem Könige immer lauter und endlich so heftig wurde, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimme auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so wurde die Unterredung sanfter und zuletzt leise. Die Thüre öffnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König mit einer heitern und zufriedenen Miene und der Monarch sagte zu ihm: „Ew. Excellenz essen zu Mittag bei mir." — Das gute Verständniß war nun völlig hergestellt. —

Seit dem Jahre 1750 finden wir Schwerin wieder von dem Könige bei wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Wir erwähnten oben der willkührlichen Erpressung von 12,000 Thaler, welche sich Friedrich Wilhelm I. gegen Frau v. Knyphausen erlaubt hatte. Es bedurfte nur einer leisen Erinnerung von Seiten Schwerins und Friedrich beeilte sich, jene Summe auf eine sehr zarte Weise wieder zu erstatten. Er veranstaltete ein Feldmanöver, bei welchem einige Regimenter einen, der Frau v. Knyphausen gehörenden, Wald besetzten. Nach beendetem Manöver schickte der König der Frau v. Knyphausen eine zierliche Cassette mit 12,000 Thaler in Gold „als Entschädigung für den, von seinen Soldaten in ihrem Walde angerichteten, Schaden", was nur als Vorwand diente, da nicht die geringste Verletzung gesche-

hen war. — Daß dadurch das zweideutige Verhältniß, in welchem diese Dame mit Schwerin gelebt, wieder zur Sprache kam, war nicht zu vermeiden, allein der Feldmarschall scheint in diesem Punkte über das, was die vornehme Welt „Vorurtheile des Bürgerstandes" zu nennen pflegte, sich hinweggesetzt zu haben. Er zeigte dies noch einmal in seinem hohen Alter in auffallender Weise. In seinem siebenzigsten Jahre wurde er Wittwer; seine treue Lebensgefährtin starb den 2. Juli 1754. Er beweinte ihren Verlust aufrichtig; von allen Freunden, selbst von dem Könige gingen Trostschreiben an den betrübten Wittwer ein. Dieser aber wußte sich mit einer mehr als christlichen Ergebung zu fassen und noch vor vollendeter Trauerzeit führte er eine zweite Gemahlin den 20. October desselben Jahres zum Traualtar. Es war dies Philippine Luise v. Wackenitz, die in jüngeren Jahren als Hofdame in Berlin nicht in dem Rufe der Sittsamkeit gestanden, jetzt aber als fromme Betschwester und Aebtissin des adelichen Fräuleinstiftes zu Barth in Vorpommern in stiller Zurückgezogenheit lebte. Schwerin machte durch diese, zu großer Ueberraschung seiner Familie, ohne vorgängige Verlobung und Anzeige rasch ausgeführte, Heirath ein früheres Unrecht wieder gut; denn für eine heimliche Tochter der Aebtissin hatte der Feldmarschall mit zärtlicher Vaterliebe gesorgt und sie mit reicher Aussteuer an seinen Adjutanten, Major v. Stedingk verheirathet.

Diese häuslichen Veränderungen hatten indessen keinen störenden Einfluß auf das Vertrauen des Königs zu ihm als getreuen Rathgeber und tapfern Feldherrn in der verhängnißvollen Zeit, in welcher Friedrich sich gezwungen sah, zum dritten Male für sein Anrecht auf Schlesien zum Schwerdte zu greifen. Von dem zwischen Rußland, Oestreich und Sachsen geschlossenen Bündniß längst unterrichtet, beauftragte Friedrich Schwerin, dem russischen Großmarschall Grafen Bestuscheff auf seiner Durchreise (zu Anfang Mai's 1755) durch Frankfurt Eröffnungen zu machen, um das gute Verhältniß mit der Kaiserin Elisabeth wieder herzustellen, was jedoch nicht gelang. Von größerem Gewichte war die Erwägung: ob unter gegenwärtigen Verhältnissen der König Frankreich oder England zum Bundesgenossen wählen sollte; die Zeit drängte, für eine von beiden Mächten mußte die Entscheidung getroffen werden. Im November 1755 traf der Herzog von Nivernois in Berlin ein, um dem Könige die Bedingungen vorzulegen, unter welchen Frankreich das

Bündniß zu erneuern Willens sei. Der König hatte zu dem Ministerrathe, in welchem diese Angelegenheit verhandelt wurde, auch Schwerin eingeladen. Sämmtliche Minister und eben so Schwerin stimmten dafür, das Bündniß mit Frankreich aufrecht zu erhalten, allein Friedrich erklärte sich entschieden dagegen, weil die Bedingungen, welche Frankreich ihm stellte, ihn völlig abhängig von dieser Krone machen würden. Einige Generale forderten in vertraulichem Gespräche Schwerin auf, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen, um den König für das Bündniß mit Frankreich zu stimmen. „Was ist zu thun!" gab Schwerin den Freunden zur Antwort, „ich habe Alles dem Könige noch heute früh gesagt und hinzugefügt, daß eine Verbindung mit Frankreich ein leichtes und das einzige Mittel bliebe, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. Der König versicherte mich, er sei meiner Meinung, aber er würde sich durch die Allianz mit Frankreich in den Fall setzen, von den Franzosen beständig als eine Macht des zweiten Ranges in Europa betrachtet zu werden; er sei es müde, diese Rolle zu spielen und wolle sich in die Klasse der ersten Mächte unseres Welttheils erheben. Was ist nun hierauf zu antworten? Nur in der Phantasie eines Dichters kann der Gedanke aufkommen, sich als König von Preußen mit Frankreich, Oestreich oder Rußland an Macht gleich zu schätzen, und bei einem gekrönten Poeten hat alles, auf kalte Vernunft gegründete Urtheil kein Gewicht."

Diesmal hatte allerdings „der gekrönte Poet" weiter gesehen, als sein Feldmarschall und seine Minister, auch überließ er sich keineswegs hierbei dichterischen Einbildungen, sondern suchte festen Boden in der Wirklichkeit dadurch zu gewinnen, daß er mit England den 16. Januar 1756 ein Bündniß abschloß.

Alles kam jetzt darauf an, den Feinden, welche bereits einen Vertrag über die Theilung Preußens verabredet hatten, mit gewaffneter Macht zuvorzukommen. Der König berief Schwerin den 23. Juni 1756 nach Sanssouci, wo er ihm und den Generalen Winterfeld und Retzow den Plan des Feldzuges, welchen er mit der Besitznahme Sachsens zu eröffnen gedachte, mittheilte. „Wenn einmal" — sagte Schwerin nach einiger Zögerung — „Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns heut lieber als morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen und in diesem kornreichen Lande Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern." Durch so

entschlossene Zustimmung seines Feldmarschalls wurde der König noch mehr in seinem Entschlusse befestiget und die Befehle zum Aufbruch wurden sofort an die verschiedenen Regimenter vertheilt. Schwerin erhielt den Oberbefehl über das schlesische Armee-Corps und nahm den 15. August sein Hauptquartier in Neisse. Der König war mit der Hauptarmee in Sachsen eingerückt, hatte Dresden besetzt, die sächsische Armee bei Pirna eingeschlossen und drang den 12. September über Außig in Böhmen ein, während Schwerin den 17. September von Glatz aus über Nachod einrückte. Mit kühnem Wagniß lieferte Friedrich, ohne Schwerins weiteres Vorrücken abzuwarten, oder ihn zu benachrichtigen, den Oestreichern unter Browne den 1. October die Schlacht bei Lowositz. In einem ausführlichen Berichte theilte er am folgenden Tage Schwerin die frohe Siegesbotschaft mit. Außerdem fügte er noch einige Verhaltungsregeln bei, wie man sich mit den Oestreichern schlagen müsse, welche jetzt sehr gewitziget seien und gegen die man nicht mehr mit einer bloßen Husarenmanier auskäme. „Von meinen Verlusten" — fügt er mit Wehmuth hinzu — „schreibe ich Ihnen mit Thränen in den Augen. Die Generale Lüderitz, v. Oertzen und Holzendorff sind todt. Ich will mich nicht weich machen durch Aufzählen dieser Verluste; allein dieser tour de force übertrifft noch den bei Sorr und alles, was ich von meinen Truppen gesehen habe. Nun werden sich die Sachsen ergeben müssen. Ich umarme Sie, mein lieber Feldmarschall, und rathe Ihnen auf der Hut zu sein (d'aller bride en main)."

Schwerin wünscht in seinem Antwortschreiben dem Könige von Herzen Glück zu der Schlacht, welche in sofern den Namen einer „königlichen" verdiene, als ein General, welcher sie unter solchen Umständen geliefert hätte, seinen Kopf dabei eingesetzt haben würde. Der Feldmarschall konnte den Mißmuth nicht verbergen, den er darüber empfand, daß der König ohne ihn einen so glänzenden Sieg erfochten hatte. Dem feinfühlenden Friedrich war dies nicht entgangen und es trat in das so schön ausgeglichene Verhältniß wieder die frühere Erkältung ein.

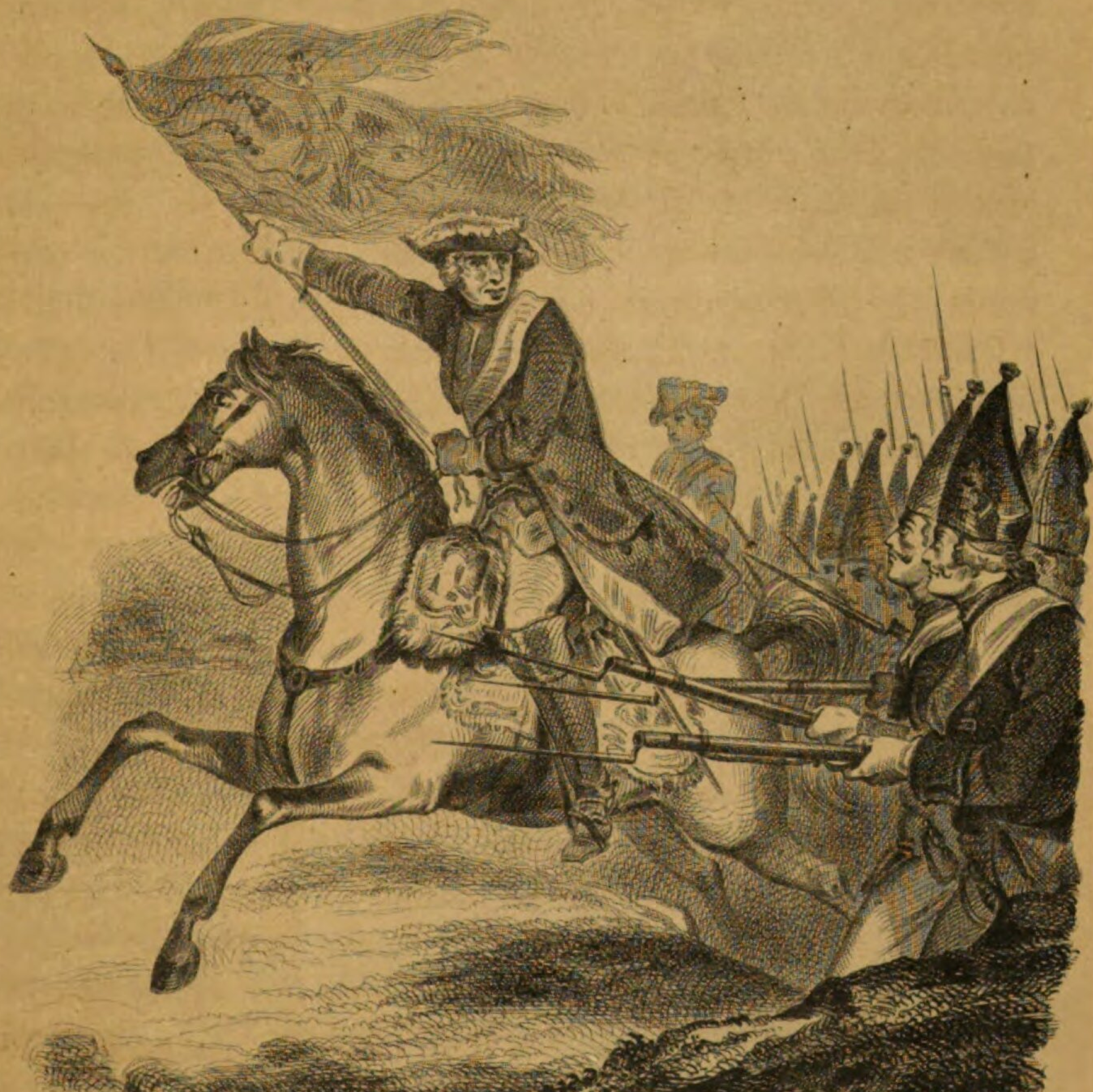
Schwerin erhielt Befehl, den 22. October aus Böhmen aufzubrechen und mit seinen Truppen Winterquartiere in der Grafschaft Glatz zu beziehen. Er hatte in dem feindlichen Lande für gute Verpflegung seiner Soldaten, zugleich aber auch für strenge Mannszucht Sorge getragen und sich dort einen so ehrenvollen Ruf in dieser Beziehung erworben, daß ihm der kaiserliche Feld-

marschall Browne seine Anerkennung dafür durch Uebersendung eines Fasses des besten Melnecker Weins bezeigte.

Schwerins Gesundheit, welche schon seit längeren Jahren schwankend war, wurde es noch mehr durch die Anstrengungen des Feldzuges, zumal er hier gänzlich der sorgsamen Pflege der treuen Gattin entbehrte. Trübe Vorahndungen bemächtigten sich seiner, das Traurigste, was einem Feldmarschall begegnen kann. Aus Neisse den 31. März 1757 schrieb er seiner Gattin: „Ich habe mich in etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von seiner Gnade dasjenige, was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der Feldmarschall Buddenbrock hat ehegestern seinen Lauf geendiget. Nichts wird ihn mehr in dieser Welt beunruhigen. Wie glücklich sind die bei Jesu Christo sind." — Zum Sammelplatz für sein, in Schlesien und Sachsen während des Winters cantonirendes Heer hatte der König zur Eröffnung des Feldzuges Prag bestimmt. Schwerin war am 18. April aufgebrochen und überschritt mit einer starken Abtheilung die Elbe am 19. April bei Trautenau; am 24sten traf er in Gitschin ein, wo er in dem Schlosse des Herzogs von Friedland, des einst gefürchteten Wallensteins, sein Hauptquartier nahm. Auf dem Marsche, den er in täglichem Gefechte mit den sich zurückziehenden Oestreichern auf Prag fortsetzte, wurde er aufs Neue von schwermüthigen Gedanken befallen und schrieb aus Jung-Bunzlau den 27. April an seine Gattin: „Gott der uns bisher augenscheinlich geführt, wird uns weiter zur Seite stehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muthe entgegensetzen, um mein Ziel selig zu beschließen und mit Ehren zu enden, warum ich Gott mit Inbrunst und daß er Dir Gesundheit geben und erhalten wolle, täglich anrufe." Bei dem weiteren Vorrücken hatten seine Truppen ein hartnäckiges Gefecht am 23. Mai bei Alt-Bunzlau mit den Croaten zu bestehen, in welchem Schwerin einen sehr treuen und tapfern Kriegsgefährten, den General Wartenberg, verlor. An demselben Tage war der König bereits auf dem weißen Berge bei Prag angekommen, zwei Tage harrte er vergebens auf das Eintreffen Schwerins und als dieser endlich am 5. Mai des Abends ihm seine Ankunft mit seinen ermüdeten Truppen auf dem bestimmten Lagerplatze melden ließ, erhielt er den Befehl, noch in der Nacht aufzubrechen, da morgen eine Schlacht geliefert werden solle. „Ich wußte nicht" — äußerte Schwerin gegen den Adjutanten

des Königs — „daß man den Tag einer Schlacht, wie den einer Wachparade zum voraus ansagen kann.“ Er gönnte seinen Soldaten nur einige Stunden Ruhe, brach schon um ein Uhr des Morgens auf, so daß er am 6. Mai acht Uhr früh bei dem Dorfe Prosek sich mit der Armee des Königs vereinigte. Den Gang der Schlacht bei Prag haben wir bereits in den Hauptzügen in dem Leben Friedrichs (Thl. II. S. 144) angegeben, wir verweisen unsere Leser darauf und nehmen hier nur Einiges, auf unseren Helden persönlich sich beziehendes, auf. *) Schwerin erhob in dem Kriegsrathe Bedenken gegen das Unternehmen einer Schlacht, er war der Meinung, diese zu vermeiden und vielmehr auf Wien los zu marschiren. Der König war für sofortigen Angriff der feindlichen Stellung und wieß Schwerins Bedenken mit dem Sprüchworte: „Frische Fische, gute Fische!“ zurück. Der zweiundsiebenzigjährige Feldmarschall fühlte sich gekränkt und erwiderte lebhaft: „Soll und muß denn grade heut eine Schlacht geliefert werden, so will ich die Oestreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe.“ Im Galopp sprengte er mit Winterfeld nach dem linken Flügel, um den Angriff auf den rechten der Oestreicher sofort zu beginnen. Aufgehalten durch einen morastigen Wiesengrund, welcher von den preußischen Generalen für fest genug gehalten worden war, um Truppen darüber zu führen, gerieth der Angriff auf Sterbeholy und Hostawitz in Unordnung, so daß General Winterfeld in seinem Berichte sagt: „er habe nur noch einen confusen Klumpen bei sich gehabt und weder durch Bitten, noch durch Drohungen auch nur einen einzigen Mann vermögen können, Halt zu machen und das Gesicht gegen den Feind zu richten.“ Winterfeld war bereits schwer verwundet, als Schwerin zu ihm herangeritten kam, die Fliehenden vergebens beschwörend, Halt zu machen. Der greise Feldmarschall riß dem Stabs-Capitain Rohr die Fahne aus der Hand, eine kleine Schaar Tapfrer sammelte sich um ihn, welche er mit dem Rufe: „Vorwärts! Kinder! folgt mir!“ gegen die feindlichen Batterien führte. Von fünf Kartätschenkugeln einer vollen Ladung mit einem Male getroffen, sank der tapfre Führer zerschmettert zu Boden, von der blutgetränkten Fahne bedeckt, die er im Tode noch krampfhaft festhielt. Einige Officiere sprangen herbei, den gefallenen Feldmarschall zu unterstützen, mehrere von ihnen, darunter sein Ad-

*) Seite 144 Zeile 13 von oben ließ statt 15. Mai: 5. Mai.



Gez. v. Loeffler Lith. Anst. v. H. Delius

jutant v. Platen wurden von dem mörderischen Kanonenfeuer niedergestreckt, der Feind drang vor und unter Tausenden von Leichen lag Schwerin entstellt und unerkannt. Der Tod des Feldmarschalls und mehrerer Generale und die Verwundung vieler commandirender Officiere hatte die Schlachtordnung der Preußen zum Schwanken gebracht. Mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart richtete Friedrich seinen Feldherrnblick auf den Brennpunkt der Schlacht, die Höhe bei Hloupetin; sie wurde im Sturmschritt mit dem Bajonet genommen und mit preußischen Kanonen besetzt. Diese eröffneten ein so wirksames Feuer, daß die Feinde den Rückzug antraten, welcher durch das Einhauen der Reiterei bald zur wildesten Flucht wurde. Der Sieg war erfochten, aber theuer erkauft. Die erste Meldung von dem heldenmüthigen Tode Schwerins hatte den König nicht aus seiner Fassung gebracht, der Schmerz wurde durch die Gefahr und die Anforderung des Momentes großer Entscheidung zurückgedrängt. Als aber der Sieg entschieden war, warf sich Friedrich seinem Bruder Heinrich, der ihm Glück wünschte, weinend an die Brust und rief mit bewegter Stimme: „Wir haben unsern Schwerin verloren!" Er verbarg sein Gesicht in seine Hände und vernahm nun die ferneren Meldungen, daß sich die Generale Manstein, Golz, Anhalt, Haudtcharmoy und der Prinz von Holstein unter den Gebliebenen befänden. An vierzigtausend Todte von beiden Seiten bedeckten das Schlachtfeld. Erst am folgenden Morgen gelang es, Schwerins Leichnam aufzufinden; er wurde unter einem Zelte niedergelegt und dann nach dem Kloster St. Margaretha getragen, hier einbalsamirt und in der Kirche vor dem Altare feierlich ausgestellt. Freunde und Waffengefährten kamen herbei, den geliebten Führer noch einmal zu sehen; auch der König erwies ihm die letzte Ehre eines gerührten Abschiedes. Als ein Neffe Schwerins, der als Adjutant an seiner Seite geritten, dem Könige das, mit dem Blute des Helden getränkte, Band des schwarzen Adlerordens überreichte, gab dieser es zurück und sagte: „die Familie Schwerin möge es zu ruhmvoller Erinnerung aufbewahren." — Der Leichnam wurde auf Befehl des Königs nach seiner Heimath gebracht. Der feierliche Zug nahm unter kriegerischem Geleit seinen Weg über Dresden nach Frankfurt an der Oder, wo er, von dem Magistrat, der Bürgerschaft und der Universität empfangen, von Glockengeläut und Chorgesang begrüßt, den 20. Mai eintraf. Die Stadt veranstaltete am 22. Mai ein Dankfest zur

Feier des bei Prag erfochtenen Sieges, welches durch die, an dem Sarge des Siegers gehaltene Rede des Doktors der Rechte, Professors Toll, zugleich zu einer erhebenden Trauerfeier wurde. Am folgenden Tage bewegte sich der Zug weiter fort nach Pommern, wo der Sarg in dem Erbbegräbniß der Familie von Wussekow bei Schwerinsburg beigesetzt wurde. —

Die verwittwete Gräfin Schwerin war in dem Testamente reichlich bedacht worden und starb in ihrem zweiundachtzigsten Jahre (1756) zu Anklam, wo sie in stiller Zurückgezogenheit gelebt hatte. Die Güter der großen Herrschaft erhielten zu gleichen Theilen drei Söhne des ältesten Bruders des Feldmarschalls, des preußischen Landjägermeisters Hans Boguslaw v. Schwerin.

Friedrich II. hat das Andenken Schwerins auf mehrfache Weise verewigt. In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges fügt er, nach Aufzählung des Verlustes an Mannschaft hinzu: „ohne den Marschall Schwerin, welcher allein mehr als zehntausend galt." Der Hofmaler Bernhard Rode führte im Auftrage des Königs ein, für die Garnisonkirche in Berlin bestimmtes, den Heldentod Schwerins darstellendes, Gemälde aus, welches im October 1761 daselbst aufgehangen wurde. Der Bildhauer Adam aus Nancy erhielt den Auftrag, ein Standbild Schwerins aus cararischen Marmor zu machen; sein Modell führte, da er während der Arbeit starb, der Bildhauer Michel aus Paris aus. Die Statue im wunderlich römischen Costüm, mit der preußischen Officiersschärpe um den nackten Leib, die Fahne in der Hand, wurde den 28. April 1769 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufgestellt.

Die ehrenvollste Anerkennung wurde dem Andenken Schwerins dadurch erwiesen, daß der Kaiser Joseph II. den 7. September 1776 auf der Stelle, wo er gefallen war, von einer Anzahl Grenadier-Bataillons und schwerer Geschütze ein Viereck bilden ließ, ihnen die Heldentugend des, im Kampfe gegen Oestreich gefallenen preußischen Feldmarschalls rühmte, und ihm zu Ehren mit Geschütz- und Gewehrfeuer eine dreimalige Salve geben ließ. Friedrich theilte die Nachricht davon dem Oberstallmeister Grafen Schwerin in einem, aus Potsdam den 22. September 1776 datirten Schreiben mit, in welchem es heißt: „Ich weiß nicht, ob Ihr bereits wisset, daß des römischen Kaisers Majestät das Andenken meines General-Feldmarschalls Grafen v. Schwerin in dem diesjährigen Lager bei Prag durch eine dreimalige Salve von fünf Grenadier-Bataillons an eben dem Orte und unter

eben dem Baume, gefeiert haben, unter welchen dieser tapfre Feldmarschall in der Schlacht am 6. Mai 1757 sein Leben für das Vaterland einbüßte. Eine so großmüthige Handlung erfordert wohl, daß die Familie Sr. Kaiserlichen Majestät ihre dankbare Ehrfurcht bezeige und ich hoffe dahero, daß Ihr als Aeltester Euch dieser Pflicht unterziehen werdet. In Hoffnung füge ich zugleich zu dergleichen Danksagungsschreiben einen Entwurf bei, welchen Ihr nur ins Reine setzen und sodann dies Schreiben nebst Anzeige seines Inhaltes dem Kaiserlichen Gesandten van Switen zu gefälliger Abgabe zustellen werdet."

Gegenwärtig befindet sich auf der durch Schwerins Tod geweihten Stelle ein Denkmal von rothgeflecktem Marmor, auf Veranlassung preußischer Officiere 1824 errichtet.

Dem Major der Berliner Bürgerwehr Blesson verdanken wir die Auffindung der Fahne, mit welcher in der Hand Schwerin den Heldentod starb. Sie befand sich in dem Kaiserlichen Arsenal in Petersburg, von wo sie 1838, als ein Geschenk des Kaisers Nikolaus I., an König Friedrich Wilhelm III. nach dem Berliner Zeughause gekommen ist*).

*) Hiernach ist die S. 145 gegebene Nachricht von dieser Fahne zu vervollständigen.

Der Feldmarschall Keith.

Jacob Keith, geb. den 11. Juni 1696 auf Castel Iverugie in Schottland, war der zweite Sohn des neunten Earl Marishal von Schottland und der Lady Mary Drummond, Tochter des Earl von Perth. Nachdem er durch Unterricht in dem Hause des Vaters die nöthigen Schulkenntnisse erworben, begab er sich nach Edinburg, um hier die Rechte zu studiren, jedoch nicht aus freier Neigung. „Ich begann," sagt er selbst, „die Rechte zu studiren, hauptsächlich aus Nachgiebigkeit für die Wünsche meiner Mutter; allein nur der Mündung der feindlichen Kanone gegenüber wird augenblicklich der Mann fertig, oder er stirbt ruhmvoll auf dem Schlachtfelde." Bald fand sich die ersehnte Gelegenheit, die Feder mit dem Degen zu vertauschen. Nach dem, am 12. August 1714 erfolgten, Tode der Königin Anna ging die Krone auf den Sohn der Stuartschen Prinzessin Kurfürstin Sophie von Hannover über, welcher als König Georg III. den Thron Großbritanniens bestieg. In Schottland rief die katholische Parthei den Prätendenten Jacob III. zum Könige aus, der Graf Mar erließ (den 3. Septbr. 1715) zu seinem Gunsten ein Manifest und unser Keith nebst seinem ältern Bruder fanden sich, obschon sie Protestanten waren, im Lager bei Perth bei dem Heere der Jacobiten ein. Für Georg III. erklärte sich jedoch nicht nur in England, sondern auch in Schottland eine mächtige Parthei, die letztere geführt von dem Herzoge von Argyle, welcher an Kriegserfahrung dem Grafen Mar bei weitem überlegen

war. Am 22. November 1715 kam es bei Dumblaine zu einem Treffen, in welchem die Königlichen siegten und das Heer der Jacobiten, zum großen Theile aus Bergschotten bestehend, gänzlich zersprengt wurde. Wir besitzen über dieses Treffen eine Denkschrift von unserem Keith, in welcher er sagt: „weder von der einen, noch von der anderen Seite wurde viel Ehre gewonnen; allein dies Gefecht war der vollständige Ruin unserer Partei." Die Bergschotten zerstreuten sich und gingen nach Haus. Als Grund davon giebt Keith an: sie hätten ihre wollene Playds (große Shawls, welche sie gewöhnlich über die linke Schulter mit einem Knoten unter dem rechten Arm zusammengerollt tragen), vor der Schlacht, um desto besser fechten zu können, abgelegt. Da sie geschlagen wurden, gingen ihnen ihre Playds verloren, die ihnen, da sie keine Beinkleider, sondern nur kurze Frauenröcke tragen, bei Regenwetter und auf dem Nachtlager unentbehrlich waren, zumal da zu Ende Novembers naßkaltes Winterwetter eintrat. *)

Die von Jacob III. am 2. Januar 1716 bei Petershead unternommene Landung war ohne Erfolg, er schiffte sich, ohne eine Schlacht zu wagen, zu Montrose mit dem Grafen Mar ein und das schottische Heer lief, von seinen Anführern verlassen, davon. Den beiden Brüdern Keith gelang es nach vielen glücklich überstandenen Gefahren mit noch hundert andern Anführern, von einem französischen Schiffe aufgenommen und nach Frankreich (den 12. Mai 1715) in Sicherheit gebracht zu werden.

Von St. Paul de Leon in der Bretagne begab sich der damals 19 Jahr alte Jacob Keith nach Paris. Hier gerieth er in so große Geldverlegenheit, daß er Kleider und Waffen, selbst sein Pferdegeschirr zu verkaufen sich gezwungen sah. „Ich war," erzählt er selbst, „entweder so schamhaft, oder so eitel, daß ich meine Noth niemand offenbaren wollte." Endlich nahm sich die in Paris lebende Mutter Jacobs III. und später dieser selbst aus der Ferne — er war auf päbstliches Gebiet ausgewiesen worden — hülfreich seiner an. Er widmete sich in Paris allerhand Studien, vornehmlich aber den Kriegswissenschaften. Die Versuche, 1717 in Dienste Karls XII., hernach in die Peters I. zu treten, waren nicht geglückt; er erhielt zu Anfang des folgenden

*) Als ich auf meiner Reise durch Schottland meinen Führer fragte: „regnet es denn hier immerwährend?" antwortete er mir: „nein, Herr, zuweilen schneit es."

Jahres eine Aufforderung, spanische Dienste anzunehmen, um einer beabsichtigten Expedition nach Sicilien sich anzuschließen. „Damals aber," erzählt er selbst, „war ich zu verliebt, um daran zu denken, Paris zu verlassen. Auch würde ich noch manches Jahr mit solchen Eitelkeiten verloren haben, — so groß war meine Leidenschaft, — wenn nicht andere Angelegenheiten mich in Anspruch genommen hätten." Diese bestanden in nichts Geringerem, als in einem, von dem Cardinal Alberoni in Madrid ausgehendem, Versuche, eine neue Landung des Prätendenten in Schottland zu unternehmen. Beide Brüder Keith begaben sich 1719 nach Madrid, wo sie mit Geld und Waffen reichlich versorgt wurden. Der ältere ging von St. Sebastian mit zwei spanischen Fregatten im März 1719 unter Segel nach den schottischen Inseln, wohin unser Keith, nachdem er nochmals in Paris mit den dortigen Jacobiten Abrede genommen, ihm von Havre de grace auf einem kleinen Schiffe nachfolgte, mit welchem er bei der Insel Lewis vor Anker ging. Unter den Jacobitischen Häuptern aber war Eifersucht und Zwiespalt entstanden. Lord Tullibardine erklärte, nicht eher den Feldzug in Schottland eröffnen zu wollen, als bis der Herzog von Ormond zur Unterstützung der Jacobiten mit der Spanischen Flotte an den Küsten Englands erschienen sein würde. Diese Flotte war durch einen Sturm zerstreut worden, so daß Lord Marishal sich gezwungen sah, den Krieg auf eigne Hand im Vertrauen auf die Erhebung der Hochländer zu beginnen. Diese leisteten jedoch dem an sie gerichteten Aufrufe keine Folge; ein kleines, von den Anführern zusammengebrachtes, Heer wurde von den englischen Truppen zerstreut und noch einmal sahen die Brüder Keith sich gezwungen, verkleidet und bettelarm ihrem Vaterlande in heimlicher Flucht den Rücken zuzukehren. — Nachdem sie sich einige Monate in den Hochlanden versteckt gehalten, schifften sie sich nach Holland ein, gingen auf verschiedenen Wegen nach Frankreich, wurden hier verhaftet, machten sich frei, trafen durch einen glücklichen Zufall später in Toulouse wieder zusammen und begaben sich von hier im Januar 1720 nach Genua, von wo sie über Livorno, Pisa, Florenz nach Rom gingen, um sich dem Prätendenten vorzustellen. Sie lernten ihn hier in seiner vollständigen Unbedeutendheit kennen und erhielten von ihm ein karges Reisegeld, um sich über Genua nach Spanien zu begeben; nach vielen Gefahren, die sie zu Lande und zur See bestanden, gelangten sie im Juli 1720 nach Madrid. Der ältere Bruder ver-

suchte noch einmal sein Glück in der Uebernahme von Geschäften des Prätendenten, die ihn nach Avignon führten; der jüngere suchte vergebens seine Ansprüche als Oberst in spanischen Diensten, wozu ihn Alberoni ernannt hatte, geltend zu machen. Er gerieth aufs Neue in die größte Verlegenheit. „Ich befand mich,“ schreibt er, „wie der Franzos sagt, wörtlich auf dem Straßenpflaster (sur le pavé), ich kannte niemand in Madrid und mich kannte auch niemand und hätte nicht mein Glücksstern den Admiral Cammock hierher geführt, welchen ich von Paris aus kannte, ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre.“

In Schottland betrieb, nachdem die Verhältnisse sich dort ruhiger gestaltet hatten, die Mutter angelegentlichst die Rückkehr der Söhne und es gelang ihr auch, es auszuwirken, daß die Regierung ihnen für die eingezogenen Güter eine Entschädigung gewährte. Nach Schottland zurückzukehren, widerriethen für jetzt noch die Freunde und Keith, welcher unterdessen durch Vermittelung eines Jesuiten sein Patent als spanischer Oberst erhalten hatte, ging auf einige Zeit nach Paris. Hier hatte er gehofft, glänzenden Vermählungsfeierlichkeiten beiwohnen zu können, allein Ludwig XV. sendete die spanische Infantin, die man ihm zur Gemahlin bestimmt hatte, da sie sich nicht seines Beifalls erfreute, zurück; ein Krieg beider Kronen schien unvermeidlich und Keith begab sich im Gefolge der Infantin nach Spanien (1725), wo ihm zur Erhebung seines Soldes als Oberst die Stadt Valencia angewiesen wurde.

Dem Unternehmen des Grafen de las Torres im Jahre 1727 gegen Gibraltar schloß Keith sich als Freiwilliger an; ein Commando wurde ihm nicht bewilligt, da es jetzt bei Hofe zur Sprache gekommen war, daß er Protestant sei. Das Ansinnen, zur katholischen Kirche überzutreten, welches Philipp V. ihm durch seinen Beichtvater machen ließ, lehnte er entschieden ab und bat den König um Empfehlungsbriefe an den Zar von Rußland, in dessen Dienste er zu treten wünschte. Durch Vermittelung des spanischen Gesandten in Moskau erhielt Keith eine Anstellung als General-Major in russischen Diensten, wohin er alsbald die Reise über Paris antrat. Er schiffte sich in Amsterdam im August 1728 ein und nach sechsundzwanzigtägiger Seereise erreichte er zu Anfang Septembers Kronstadt, von wo er sofort sich auf den weiten Weg nach Moskau an das Hoflager Peters II. begab. Dem jungen Zar sagte die Persönlichkeit des tapfern Schotten, welcher von einem

vielbewegten Leben zu erzählen wußte, zu, er theilte ihm den Befehl über zwei Regimenter zu Fuß zu und gab ihm auf drei Monat Urlaub, um sich mit der Landessprache und dem Exercitium bekannt zu machen. Durch seinen Eifer im Dienst hatte Keith sich bald die Freundschaft des Feldmarschalls Dolgorukii und durch dessen Empfehlung die Gunst des Kaisers erworben. Der, am 19. Januar 1729 durch die Pocken herbeigeführte, Tod Peters II. und der Sturz der Dolgorukii's übte keinen nachtheiligen Einfluß auf die Stellung Keiths aus. Die Herzogin Anna von Kurland, eine Nichte Peters des Großen, wurde unter Einfluß des Grafen Ostermann und anderer Großen des Reichs als Kaiserin ausgerufen und nahm die Krone als Selbstherrscherin aller Reussen feierlich an. Da tyrannische Regenten gewöhnlich zu fremden Dienern ein größeres Vertrauen haben, als zu den einheimischen, erhielt Keith den Befehl über das Ismailoffsche Garderegiment, was ihm an einem, an Intriguen reichen, Hofe eine Menge unterwürfige Schmeichler, aber auch eben so viele Neider und Feinde erweckte. Die Kaiserin richtete einen glänzenden Hofhalt ein, Feste folgten auf Feste, welche der Graf Biron, der allvermögende Günstling mit orientalischer Pracht anzuordnen verstand. Als die Kaiserin, zu Ende des Jahres 1731 den Hof nach Petersburg verlegte, blieb Keith in Moskau als Oberbefehlshaber der Truppen zurück und erhielt die Generalinspection der bei Smolensk, an der Wolga und dem Don befindlichen Kriegsmacht. Er trat im Juni 1732 eine Besichtigungsreise an, auf welcher er fünf Monate zubrachte, nach deren Verlauf er nach Petersburg ging, um der Kaiserin und dem Feldmarschall Münnich über die Unordnung und den schlechten Zustand von zwei und dreißig Regimentern, welche er besichtiget hatte, Bericht zu erstatten. Bei allen Ehren und Auszeichnungen, welche ihm hier zu Theil wurden, dachte er doch oft mit Wehmuth an sein Vaterland und daß er, als ein freier Schotte geboren, einer Beherrscherin von Sclaven dienstbar war. „Ich bin", schrieb er damals seinem alten Lehrer Dr. Martin, „in der That ein echter Schotte, erst klug hinterher; denn hätte ich Ihre Lehren mehr in mich aufgenommen, so würde ich eine bessere Figur in der Welt gespielt haben."

Nach König Augusts II. von Polen Tode (1. Februar 1733) erhielt Keith den Befehl über 6000 Mann, welche er von Moskau nach der Ukraine zu einem Einfall nach Volhynien führen sollte. Nachdem dies Land durch

die russischen Heerführer und Soldaten rein ausgeplündert und auf diese Weise zur Ruhe gebracht worden war, wurde Keith nach Petersburg gerufen, zum Generallieutenant ernannt und dem Grafen Lacy zugetheilt, welcher mit 20,000 Mann im Frühjahr 1735 aus Schlesien nach dem Rheine aufbrach, um das Heer des deutschen Kaisers, welcher sich im Kriege mit Frankreich befand, zu verstärken. Als die Russen am Rheine eintrafen, war bereits Waffenstillstand geschlossen und es hielt schwer, die nordischen Gäste zur baldigen Heimkehr zu bewegen. Im September 1736 traf Keith nach einem zögernden Marsche durch Deutschland, Mähren und Polen in der Umgegend von Kieff ein. Der Krieg Rußlands mit der Türkei war unterdessen ausgebrochen und unserem Keith der Oberbefehl über die Truppen in der Ukraine übertragen.

Bei der Belagerung der türkischen Festung Otschakoff im Juli 1737 erhielt Keith einen Schuß in den Fuß, wodurch er verhindert wurde, an der Erstürmung der Stadt den 13. Juli thätigen Antheil zu nehmen. Der Feldmarschall Münnich, welcher bei dieser Gelegenheit dem General Keith unausführbare Befehle ertheilt hatte, suchte sein Unrecht gegen ihn dadurch wieder gut zu machen, daß er nach der Einnahme der Festung ihm einen Besuch abstattete und zu ihm sagte: „Sie sind es vor allen anderen, dem wir den glücklichen Erfolg dieses großen Unternehmens danken"; worauf Keith ihm mit britischer Ruhe ganz kurz antwortete: „Schande, oder Ruhm, ich habe weder an dem einem, noch an dem anderen Antheil; ich habe nur Ihre Befehle streng vollzogen." Noch bevor er von seiner Wunde geheilt war, wurde ihm der Oberbefehl über die Grenzlinie von dem Dnieper zum Donetz gegen die Tataren anvertraut, wo er über 20,000 Dragoner zu gebieten und funfzehn große Feldschanzen zu besetzen hatte. Seine Wachsamkeit hielt die Tataren von feindlichen Einfällen zurück; die Kaiserin belohnte ihn durch die Ernennung zum General der Infanterie und schenkte ihm 5000 Rubel. Da er sich auf diesem beschwerlichen Grenzposten keine Ruhe gönnen konnte, verschlimmerte sich seine Wunde unter den ungeschickten Händen russischer Wundärzte in Poltowa. Hier nun wurde er auf das freudigste durch die Ankunft seines Bruders überrascht, welcher die weite und beschwerliche Reise von Valencia nach Poltowa unternommen hatte, um für die Pflege des Verwundeten Sorge zu tragen. Er drang darauf, daß Keith Urlaub zu einer Reise nach Peters-

burg nahm, wo die Leibärzte der Kaiserin ihm erklärten, daß nur das Abschneiden des Beines ihn vom Tode retten könne. Lord Marishal war anderer Meinung; er hielt dies für so wenig nöthig, daß er an die Kaiserin die Bitte richtete, zu gestatten, den kranken Bruder nach Paris bringen zu dürfen. Anna bewilligte dies sogleich, ließ ihm ein Reisegeld von 5000 Rubel anweisen und beurlaubte ihn in einer überaus gnädigen Abschiedsaudienz. Die Reise welche beide Brüder zu Ende des Jahres 1738 bei schon hereingebrochenem Winter antraten, war mit großer Beschwerde verbunden; Keith litt an einer offnen, schmerzhaften Wunde, in welcher die Kugel zwischen den Knochen zurückgeblieben war. Einige Ruhe gönnten sich die Reisenden in Berlin, wo Friedrich Wilhelm I., der selbst bettlägrig war, den verwundeten General in einer Sänfte abholen ließ, um die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, von welchem in dem Tabackscollegium und in den daselbst vorgelesenen Zeitungen so oft schon die Rede gewesen war. Der Kronprinz ließ ebenfalls die beiden Brüder sich vorstellen, welche er, bald nachdem er König geworden war, in seine Dienste berief.

Der Aufenthalt in Paris war von dem besten Erfolge; Keith wurde von der eingedrungenen Kugel befreit und sein Fuß zu vollständigem Gebrauche wieder hergestellt. Groß war jetzt die Sehnsucht beider Brüder nach ihrem Vaterlande, welches nicht mehr ihre Heimath war. Sie erhielten von dem Könige Georg II. sicheres Geleit, brachten in Schottland ihre Angelegenheiten in Ordnung, sahen ihre Verwandten und Freunde wieder und verließen England ungekränkt. Die ehrenvolle Ernennung zum Statthalter der Ukraine rief Keith nach Petersburg zurück, wo er für seine ausgezeichneten Dienste im Türkenkriege aus den Händen der Kaiserin einen reich mit Diamanten besetzten Degen erhielt. Die Provinz bedauerte sehr, daß er schon nach Verlauf eines Jahres wieder abgerufen wurde, da seine Redlichkeit und Menschlichkeit, bisher ungekannte Eigenschaften eines russischen Gouverneurs, ihm die allgemeinste Liebe und Achtung erworben hatten.

An dem Sturze des Günstlings der, am 28. October 1740 verstorbenen, Kaiserin Anna, des Herzogs Ernst von Kurland (Biron), so wie an der Erhebung ihrer Nichte, der Großfürstin Anna, Mutter des minderjährigen Kaisers Iwan, zur Regentin hatte Keith wesentlichen Antheil genommen, wofür diese ihn mit einem reich besetzten Ehrensäbel beschenkte und ihm den

Befehl über eine große Abtheilung des Heeres, welches unter Lacy in Schweden einrückte, anvertraute. Am 3. September 1741 kam es zum Treffen bei Wilmanstrand, dessen glücklicher Ausgang durch die Entschlossenheit und Einsicht Keiths herbeigeführt wurde; zur Belohnung dafür erhielt er eine jährliche Zulage von 3000 Rubel. In Petersburg wurden große Siegesfeste gefeiert, bald aber erfolgte hier wieder eine neue Pallastrevolution. Die Großfürstin Elisabeth, eine Tochter Peter I., welche sich bisher nur um ihre Liebschaften bekümmert hatte, wurde von ihrem Leibarzte Lestocq bewogen, Anna zu stürzen, die Petersburger Regimenter für sich zu gewinnen, und nach Verhaftung des jungen Kaisers, der Großfürstin Anna, deren Gemahls und des Feldmarschalls Münnich die Entthronung Iwans zu verkündigen und sich als Kaiserin ausrufen zu lassen. Auch Lacy und Keith erklärten sich für Elisabeth, huldigten ihr und ließen die, ihrem Befehle anvertrauten Truppen der neuen Gebieterin schwören. Zwei Garderegimenter aber, welche sich unter diesen Truppen befanden, verweigerten den Eid, empörten sich und verlangten die Köpfe aller ausländischen Offiziere. Keith, der wohl wußte, daß es hierbei vor allen anderen auf seinen Kopf abgesehen war, eilte zu den beiden Regimentern, faßte einen der Rädelsführer beim Kragen, befahl einen Popen zu rufen, den Rebellen zum Tode vorzubereiten, da er denselben vor ein Kriegsgericht stellen und sofort aufknüpfen lassen werde. Dies heroische Mittel war von bester Wirkung; die Regimenter kehrten zum Gehorsam zurück und bald führte Keith sie zu neuen Siegen gegen die Schweden in Finnland. Nach der Gefangennehmung des schwedischen Heeres in Helsingfors erhielt Keith den Alexander-Newskii Orden und verlegte sein Hauptquartier nach Abo. Eine russische Partei in Stockholm nahm in dem folgenden Jahre (1743) russische Hülfe in Anspruch und Keith führte das Wagstück aus, als schon die Winterstürme die Fahrt gefährlich machten, mit 11,000 Mann auf 30 Galeeren von Finnland nach Schweden überzusetzen. Nachdem er seine Truppen bei Sarmund ausgeschifft, eilte er nach Stockholm, wo er bei dem Könige Friedrich und bei dem Senate, welche die Russen gegen die Dänen und deren Partei in Schweden zu Hülfe gerufen hatten, die beste Aufnahme fand. Von dem Könige erhielt Keith als Neujahrsgeschenk 1744 einen mit Edelsteinen reich besetzten Degen mit goldenem Gefäß. Bei seiner Abberufung nach Rußland im Juni desselben Jahres erhielt er

einen zweiten, noch kostbareren Degen, das mit Brillanten besetzte Bildniß des Thronfolgers und 2000 Dukaten. Die Kaiserin Elisabeth empfing ihn bei seiner Rückkehr in Petersburg mit großer Auszeichnung, ertheilte ihm den St. Andreasorden, schenkte ihm einen Ehrensäbel, 2000 Rubel Zulage und ein Rittergut in Liefland auf Lebenszeit. Bei dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges, bei welchem Elisabeth auf die Seite Maria Theresia's getreten war, erhielt Keith 1745 den Oberbefehl über das russische Heer, welches in Liefland stand, bereit nach Preußen vorzudringen. Diese Auszeichnungen und Ehren erregten den Neid der russischen Generale und als ihm bald darauf ein jüngerer Offizier, Fürst Repnin, vorgezogen wurde, forderte und erhielt er seinen Abschied, mußte jedoch einen Revers unterzeichnen, in welchem er sich verbindlich machte, niemals weder direct, noch indirect gegen Rußland zu dienen. Nur der Gewalt nachgebend und aus Furcht, wenn er es nicht thue, nach Sibirien geschickt zu werden, unterzeichnete er und ging bald hernach auf einem englischen Schiffe unter Segel. Von Kopenhagen, wohin er sich zuerst begab, schrieb er an den König Friedrich II. und bot ihm seine Dienste an. Dieser antwortete ihm in der verbindlichsten Weise, lud ihn freundlichst zu sich ein und ernannte ihn zwei Tage nach seiner Ankunft in Berlin zum Feldmarschall mit 8000 Thaler Gehalt und ließ ihn 1800 Thaler für die Reisekosten erstatten; sein Patent wurde unter den 18. September 1747 ausgefertigt. Das Verhältniß zwischen dem Könige und ihm war sogleich vom ersten Tage an ein auf gegenseitiger Achtung beruhendes. Keith schreibt seinem Bruder in einem Briefe vom 28. October 1747: „Der König besitzt mehr Witz, als ich habe, um dir es zu erzählen; er spricht sicher und unterrichtet über alle Gegenstände und ich halte ihn für den besten Offizier seiner Armee. Er hat einige Personen um sich, mit denen er in der ungezwungensten Freundschaft lebt, allein er hat keinen Günstling, Freundlichkeit im Umgange gegen einen jeden ist ihm angeboren." Gern folgte Lord Marishal der Einladung seines Bruders und kam nach Potsdam, wo er ebenfalls sehr bald zu dem engeren Freundeskreise des Königs gehörte und später mit der Gesandtschaft in Paris beauftragt wurde. Von Keith sagt Friedrich in dem ersten Kapitel seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: „Der König machte eine gute Erwerbung an dem Marschall Keith, welchen er aus Rußland in seine Dienste zog. Er war sanft im Umgange, besaß Tugend und

gute Sitte, war in seinem Fache tüchtig und verband mit dem bescheidensten Wesen zugleich die heldenmüthigste Tapferkeit am Tage der Schlacht." — Im October 1749 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin, wodurch sein Gehalt auf 12,000 Thaler stieg. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

Die Erfahrungen, welche Keith in russischen Diensten gemacht hatte, waren dem Könige, da er ein neues Zusammenstoßen mit jener Macht voraussah, von großer Wichtigkeit. Der Feldmarschall, welcher den russischen Soldaten sehr hoch stellte, sprach sein freimüthiges Urtheil über den Unterschied der Preußen und Russen dahin aus: die Preußen seien die vortrefflichsten Soldaten des Morgens von 10 bis 12 während der Wachtparade, die übrige Zeit des Tages seien sie wie die anderen Menschen. Dagegen sei der Russe, sobald er einmal den Soldatenrock trage, nur Soldat. Der König wollte den Russen einen solchen Vorzug nicht zugestehn: „Die Moskowiter", bemerkte er, „sind ein Haufe Barbaren, Canaille, mit denen gut disciplinirte Truppen bald fertig werden." Ew. Majestät — erwiderte Keith — dürften bald Gelegenheit finden, die Bekanntschaft mit diesen Barbaren und dieser Canaille zu machen." Bemerkenswerth in Betreff der damaligen Finanzlage Rußlands ist es, daß Keith in einer Denkschrift, welche er hierüber dem Könige einreichte, die jährlichen Einkünfte Rußlands auf 11 Millionen 200,000 Rubel berechnet. Der König vernahm den guten Rath und das Urtheil des vielseitig gebildeten Feldmarschalls nicht allein im Fache des Krieges, er befragte ihn auch in allgemein politischen, staatswirthschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten. Er ließ sich von ihm die Verhandlungen des englischen Parlaments im Auszuge mittheilen, Pläne über Brückenbauten in Berlin vorlegen und beauftragte ihn im März 1756, mit den Malern Battoni, Constanze und Raphael Mengs wegen Bestellung von Gemälden in Unterhandlung zu treten.

Seit einigen Jahren schon litt Keith an Engbrüstigkeit und hatte auch in diesem Jahre Karlsbad besucht. Ein Brief des Königs vom 23. Juni, in welchem er ihm schrieb: „die Luft von Karlsbad fängt an ungesund für die Preußen zu werden und ich rathe Ihnen, bis zum 10. des künftigen Monats zurückgekehrt zu sein", überraschte den Feldmarschall um so mehr,

als er sich eben so wie Schwerin und Schmettau gegen das Wagniß eines Krieges ausgesprochen hatte; er kehrte unverweilt nach Potsdam zurück.

Am 29. August 1756 überschritt das preußische Heer die sächsische Grenze; der König behielt Keith bei sich im Hauptquartiere und ertheilte ihm nach dem Einmarsch in Dresden (den 9. September) den Auftrag, ihm wegen des überraschenden Besuches bei der Königin von Polen zu entschuldigen. Mit dem Anstande eines feinen Hofmanns entledigte sich Keith dieses Auftrages; in nicht so gefälligen Formen konnte ein zweiter Auftrag: der Königin die Schlüssel zu dem Archiv abzufordern, ausgeführt werden, wie dies bereits in der Geschichte Friedrichs II. von uns erwähnt worden ist. Während der König die Sachsen im Lager bei Pirna festhielt, rückte Keith mit einem Armee-Corps von 29 Bataillons und 70 Schwadronen nach Böhmen dem Feldmarschall Browne entgegen. Es galt hier eine rasche Entscheidung, da Friedrich wegen des Anmarsches der Franzosen gegen Wesel besorgt war. Keith suchte den König darüber zu beruhigen und schrieb ihm: „ich glaube nicht, daß Ew. Majestät in diesem Jahre etwas für Wesel zu besorgen haben, und das neue Jahr kann neue Gedanken bringen*), indessen werden Ew. Majestät sich Bahn gebrochen haben und ich hoffe, Sie werden sich aus dieser Verwirrung mit Ruhm und Ehren herausziehen."

Mit dem Plane Keiths, sich in Böhmen durch Verschanzungen und Verhaue gegen die Angriffe der Oestreicher zu sichern, ist Friedrich nicht einverstanden, da er vielmehr wünscht, daß der Feind unverweilt angegriffen werde. „Wenn Sie" — schreibt er an Keith den 25. September — „nicht überall zum Angriff übergehn, verderben Sie mir meine Truppen und wir verlieren die Ueberlegenheit, welche wir einer Hauffe Canaille gegenüber behaupten müssen." —

Für den Dienst führte es mancherlei Uebelstände herbei, daß Keith sich keine Kenntniß der deutschen Sprache verschafft und sich daher seiner Adjutanten als Dolmetscher bedienen mußte. Es kam vor, daß er Befehle gab, welche mißverstanden wurden, oder gegen den preußischen Felddienst Verstöße enthielten. „Die Commandos à tour de rôle", schreibt ihm Friedrich, „sind

*) D. h. die Franzosen werden das Bündniß mit den Oestreichern aufgeben.

in meiner Armee nicht gebräuchlich und es steht ihnen nicht zu, dieselben einzuführen"*).

Während der Schlacht bei Lowositz den 1. October 1756 befand sich Keith in unmittelbarer Nähe des Königs, welcher mit ihm die entscheidenden Anordnungen besprach. Als seine Truppen die Oestreicher mit dem Bajonnett angriffen und zurückschlugen, fragte er Keith: ob er noch immer der Meinung sei, daß die Preußen nur gute Soldaten des Morgens von 10 bis 12 wären? — eine Meinung, welche nach dieser Schlacht Keith als völlig unbegründet erkannte.

Der König übertrug, nach seinem Abmarsch nach Sachsen, Keith den Oberbefehl über das Heer, welches er in Böhmen zurückließ und unterrichtete ihn genau von seinem Unternehmen gegen die, im Lager bei Pirna eingeschlossenen Sachsen. Als Keith hierauf Befehl erhielt, aus Böhmen aufzubrechen, trat er mit seinem Landsmann, dem östreichischen Feldmarschall Browne, wegen Auswechslung der Gefangenen in Unterhandlung. In einer Zeit, wo die Cabinetspolitik, nicht das Interesse der Völker, über Krieg und Frieden entschied, war es möglich, daß zwei Heere deutscher Völker und Fürsten unter der Anführung zweier Engländer einander als Feinde gegenüberstanden.

Am 20. October brach Keith aus dem Lager bei Lowositz auf und stand, ohne verfolgt worden zu sein, am 30. wieder in Sachsen. Er selbst wurde von dem Könige nach Dresden beschieden, wo er mit ihm den weiteren Feldzugsplan verabredete. Er ließ, während er für den Winter sich nach Berlin begab, Keith in Dresden zurück, um hier die Bewegungen der Feinde an der Grenze und zugleich die nicht minder gefährlichen Umtriebe der Königin von Polen, welche nicht zu bewegen war, Dresden zu verlassen, zu beobachten. Mit Schwerin und Winterfeld, welche in Schlesien die Grenze gegen Böhmen und Mähren besetzt hielten, blieb Keith in genauer Verbindung. Der König empfahl ihm in einem Schreiben aus Peterswalde vom 18. October die größte Wachsamkeit, da es sich die katholischen Priester besonders angelegen sein ließen, Nachrichten aus Wien an den Dresdner Hof zu besorgen und die, unter die preußische Armee gesteckten, Sachsen und Oestreicher zur De-

*) Es ist wohl unnöthig zu bemerken, daß Friedrich an Keith nur französisch schrieb.

sertion zu verführen. Auch auf die Leute, welche Lebensmittel in das Lager brächten, empfiehlt der König genau Acht zu haben, da man in den Kuchen und Broden eingebackne Verführungsbriefe gefunden hatte.

Den Feldzug 1757 eröffnete der König mit dem Einmarsch seines Heeres aus Sachsen nach Böhmen. An der Schlacht von Prag den 6. Mai nahm Keith nicht unmittelbaren Antheil; er hielt in einer ausgedehnten Linie vom weißen Berge bis hinab zur Moldau die Stadt eingeschlossen und verlegte den Feinden den Rückzug nach Königssaal. Auf einen Brief, in welchem Keith dem Könige zu dem Siege Glück wünscht, antwortete ihm dieser den 9. Mai: „Sie haben Recht, mein lieber Marschall, bei den Verlusten, welche ich zu beklagen habe, an mein Schmerzgefühl zu denken und wer sollte dies nicht haben, wenn man so viele Freunde und brave Leute verliert, welche für den Staat in der blutigsten und entscheidendsten Schlacht, welche ich jemals erlebte, sich geopfert haben. Gern will ich mich und mein häusliches Leiden in diesem Augenblicke vergessen*), in welchem ich nur an das Vaterland denke."

Dem Könige war alles daran gelegen, sich der Stadt Prag zu bemächtigen, wozu er Keith dringend aufforderte. Allein diesem fehlte es an Truppen, an Belagerungsgeschütz und an Ingenieurs, um Laufgräben und Schanzen anlegen zu lassen. Friedrich wurde ungeduldig, daß der Angriff auf Prag nicht sogleich mit Nachdruck unternommen werden konnte; er spricht in einem Briefe an Keith vom 14. Mai deshalb große Besorgniß aus. Doch am folgenden Tage schon hat ihn die Antwort seines Marschalls beruhigt, und Friedrich schreibt dann, sich gleichsam entschuldigend, daß er in seinem letzten Briefe alles in zu schwarzem Lichte gesehen habe. „Wenn wir" — heißt es in diesem Briefe weiter — „vier Wochen Zeit gewinnen, wird es unsern Feinden in Prag an Lebensmitteln mangeln; zwei ihrer Magazine liegen unter unseren Batterien, unsere Bomben und glühenden Kugeln sollen sie sieben Tage lang amüsiren. Unser Herr Gott brauchte nur sechs Tage, um die Welt zu schaffen, wie Moses erzählt; ich glaube daher, daß sieben hinreichen werden, um den Oestreichern die halbverrückten Köpfe vollständig in Verwirrung zu bringen." — Dem Könige machte jetzt der Anmarsch eines

*) Die Mutter des Königs lag tödtlich erkrankt darnieder.

französischen Heeres große Sorge, worüber Keith in mehreren Briefen ihn zu beruhigen sucht, indem sie ja noch einen weiten Weg vom Niederrheine bis nach Böhmen zurückzulegen hätten.

Mehrmals hatte Keith heftige Ausfälle der kaiserlichen Besatzung von Prag zu bestehen, den heftigsten in der Nacht vom 23. zum 24. Mai, in welcher General Loudon mit zwölftausend Mann durchzubrechen versuchte. Keith warf ihn zurück, worüber der König ihm sehr erfreut den 24. schreibt: „Ich danke dem Himmel für den Vortheil, welchen Sie über den Feind davongetragen, zumal mit so geringem Verluste auf unserer Seite. Ich hoffe jetzt mehr als jemals, daß diese ganze Raçe von Prinzen und östreichischen Bettlern gezwungen werden wird, das Gewehr zu strecken u. s. w." Dieser Vortheil machte Keith glauben, daß er sicherer sei, als er war; die Ausfälle aus der Stadt und die Ankunft des Feldmarschalls Daun nöthigten Keith, die Belagerung Prags aufzuheben. Friedrich selbst fordert ihn in einem Schreiben vom 9. Juni auf, seine Batterien zu zerstören und das schwere Geschütz in Sicherheit zu bringen. Nachdem der König am 18. Juni die Schlacht bei Kollin gegen Daun verloren hatte, führte Keith den Rückzug von Prag nach Leitmeritz und weiter nach Budyn glücklich aus, welche letztere Stadt er am 22. Juni erreichte. Der König, welcher seinen Rückzug nach Alt-Bunzlau genommen hatte, suchte mit ihm in Verbindung zu bleiben, was durch die umherschwärmenden Panduren sehr erschwert wurde, welche gefürchteten Reiter Keith nöthigten, Budyn zu verlassen und den 25. Juni ein Lager zwischen Lowositz und Leitmeritz zu beziehen. Keith wurde mit jedem Tage über die Lage des Königs besorgter und schrieb ihm den 25. Juni: „Ew. Majestät haben noch eine schöne Armee, Sie haben in Ihrem Genie Hülfsquellen, welche sicher die anderen nicht besitzen und wenn sich außer den Oestreichern niemand anders einmischt, so stehe ich, ohne Prophet zu sein, dafür, daß der kleine Verlust wieder gut gemacht werden wird; allein ich fürchte, Sire, daß die Oestreicher uns hinhalten werden, bis ihre Verbündeten sie von der anderen Seite unterstützen, in welchem Falle es gewiß ist, daß es Ew. Majestät ohne Alliirte, ganz allein auf sich angewiesen, fast unmöglich sein wird, der gegen Sie vereinigten Macht Europa's zu widerstehn." Am Schluß spricht er die Hoffnung aus, daß, sobald die Oestreicher in die Ebene herabkämen, eine gewonnene Schlacht alles wieder gut machen könne."

Der König eilte, sich mit Keith bei Leitmeritz zu vereinigen; den Rückzug nach der Lausitz und nach Sachsen setzten beide auf verschiedenen Wegen fort. Der König brach den 20. Juli aus dem Lager von Leitmeritz mit 20,000 Mann auf, um den Prinzen von Preußen gegen die, unter dem Prinzen Karl von Lothringen andringende Hauptmacht der Oestreicher zu decken. Keith erhielt von dem Könige am 25. Juli aus Gohs den Befehl, Böhmen zu verlassen und den Rückzug nach Sachsen zu nehmen, Aus Pirna vom 27. Juli schrieb der König an Keith, daß, da es wohl geschehen könne, daß ihre Verbindung ganz unterbrochen werde, er ihm zum voraus Instructionen über den Weg, den er einzuschlagen habe, geben wolle. Er weist ihn an: über Stolpe und Bornstädtel nach Bautzen zu marschiren. Sehr dringend befiehlt er: „auf Bauerwagen für 9 Tage Brod und Branntwein und außerdem Ochsen für die ganze Armee und Pontons mitzubringen. Sollten andere Zwischenfälle eintreten, so überläßt er es der Einsicht des Feldmarschalls, nach eignem Gutdünken zu handeln. — In einem zweiten Briefe vom 27. Juli des Abends schrieb er an Keith: „In diesem Augenblicke erfahre ich, daß mein Bruder auf Bautzen marschirt ist, dies macht nothwendig, daß Sie, um sich mit uns zu verbinden, bei Dresden über die Elbe gehn. Bringen Sie dreißig Pontons mit, deren wir bedürfen. Wenn ich meinen Marsch nicht beeile, so werde ich meinen Bruder schwerlich einholen, ich glaube, daß sie bis Berlin laufen werden." — Am 29. vereinigte sich der König mit den Truppen seines Bruders bei Bautzen. Von hier schrieb er an Keith den 30 Juli: „Ich habe die Sachen hier in großer Verwirrung gefunden; entweder werde ich dem abhelfen, oder untergehn. Thun Sie alles nur Mögliche, was sich mit dem guten Zustande der Truppen verträgt, um sich mit mir zu vereinigen." Keith meldete dem Könige sein Eintreffen in Cotta den 31., worüber dieser sehr erfreut ist und ihn aus Weissenberg den 1. August auffordert, alles Mögliche daran zu setzen, um für die Armee auf 9 Tage Brod herbeizuschaffen. „Jetzt handelt es sich darum" — heißt es in diesem Briefe — „Alles für Alles einzusetzen. Retzow muß sich selbst übertreffen, noch ist unsere Lage nicht zum Verzweifeln, wenn ich nur Lebensmittel habe, dann hoffe ich die andern Schwierigkeiten, wie groß sie auch sind, zu überwinden. Lesen Sie meinen Brief Retzow vor, damit er erfahre, daß das

Schicksal des Staates von seiner Operation (Anschaffung der Lebensmittel) abhängt."

Allein es war nicht so leicht, in einem ausgebeuteten, von Natur dürftigen Lande, wie die Niederlausitz, Lebensmittel für ein Heer von 60- bis 70,000 Mann auf neun Tage zu beschaffen. Keith meldete dem Könige, daß er alles aufgeboten habe, um seine Befehle auszuführen, worauf Friedrich ihm den 8. August antwortet: „Sie haben, lieber Marschall, meine Meinung sehr wohl verstanden, ich bin der Ansicht Homers, welcher sagt: das Brod macht den Soldaten. Eine entscheidende Unternehmung kann ich nicht beginnen, bevor ich nicht Lebensmittel habe, welche die Grundlage einer jeden militairischen Expedition sind." Nachrichten von Besetzung Löbau's durch die Oestreicher machten den König über die Lage, in welcher er sich befand, mit jeder Stunde bedenklicher, er schickte an demselben Tage einen zweiten Brief an Keith, in welchem er schrieb: „ich werde Retzows langsame Arrangements nicht abwarten können, er muß das Unmögliche möglich machen, um Alles schleunigst auszuführen, denn die Annäherung des Feindes wird mich nöthigen, meine Maßregeln zu beschleunigen. Thuen sie daher, was nur Menschen möglich ist, um die getroffenen Maßregeln ausführen zu lassen." Eine Recognoscirung, welche der König selbst bis in die Nähe von Löbau machte, überzeugte ihn davon, daß nicht die große östreichische Armee, sondern nur eine Streifpartei dort angekommen sei. Der König giebt Keith in einem dritten Schreiben von diesem Tage davon Nachricht, damit er vor Anschaffung der Lebensmittel seine Stellung nicht verlassen möge. „Wir haben", fügt er in gewohnter scherzhafter Laune hinzu, „heut 15 von diesen saubern Burschen gefangen, von denen Sie nicht einen einzigen in Ihrer Küche als Bratenwender würden brauchen können." —

Die Beschaffung der Lebensmittel verzögerte sich indessen noch längere Zeit. In einem Briefe vom 11. October giebt der König Keith Nachricht, daß die ersten Wagen an diesem Tage eintreffen würden. Er schreibt in satirischem Tone über die Feldzugspläne des Marschalls Daun, welcher dabei irgend eine alte Betschwester zu Rath ziehen werde und wie man in Wien nur über die Einrichtung des für den König von Preußen bestimmten Gefängnisses in Verlegenheit sei. „O, wie angenehm wird es für mich sein", fügt er hinzu, „dieses arrogante Geschmeiß gehörig zu bürsten! Welch ein

Gewinn für die Menschheit, diese barbarischen Tyrannen zu erniedrigen, diese Feinde jeder Freiheit, welche Treu und Glauben nur so lange halten, als sie ihren Vortheil dabei finden, die nur milde aus Furcht, grausam immer aus Neigung sind. Wie ruhmvoll wird es für uns sein, Deutschland von dem Joche, welches seine Unterdrücker ihm bereiten, zu befreien, zumal, wenn man zu gleicher Zeit ihnen die Augen öffnen kann, welche jene Unterdrücker durch ihre Künste vernebelt haben. Was auch der Erfolg unserer Unternehmungen sein wird, immer ist der Versuch ruhmeswerth, das Vaterland zu retten, wenn keiner zu seiner Vertheidigung aufsteht. Wir werden es sein, durch welche die Freiheit und ihr Dasein noch Bestand haben, oder mit denen sie für immer untergehen wird."

Keith traf den 12. August mit seinen Truppen in Bautzen bei dem Könige ein, ward jedoch durch Krankheit hier zurückgehalten, als Friedrich am folgenden Tage gegen Daun aufbrach, dem er, aller Gegenrede seiner Generale zum Trotz, eine Schlacht liefern wollte. Keith, als er davon Nachricht erhielt, raffte sich auf, recognoscirte die Stärke und Aufstellung der Oestreicher und als der König, der sich freute, ihn wieder zu Pferd zu sehen, am 20. August fragte: „Nun, lieber Marschall, was meinen Sie zu unserem Vorhaben?" erwiderte Keith: — „Wenn Ew. Majestät den Ruhm Dauns vermehren wollen, so dürfte hier die beste Gelegenheit dazu sein." — Dem Könige mißfiel diese Antwort so sehr, daß er ohne ein Wort zu entgegnen, sein Pferd wendete und weiter ritt. Der Prinz Heinrich war ebenfalls der Ansicht Keiths und machte so dringende Gegenvorstellungen, daß der König seinen Plan, Daun anzugreifen, aufgab, den Herzog von Bevern und Winterfeld zurückließ und nach Sachsen und Thüringen aufbrach, wohin mit seinem Corps ihm zu folgen er Keith Befehl ertheilte. Aus Braunsroda bei Erfurt sendet Friedrich den 11. September an Keith die Marschroute für seine drei Colonnen nach Buttstädt. „Da es" — schreibt er ihm — „für mich jetzt nichts im Großen zu arbeiten giebt, muß ich's im Kleinen versuchen und werde wenigstens Lärm mit meiner Avantgarde machen, wenn es auch weiter nichts sagen will. Sie werden ein festes Lager in Buttstädt beziehen." Aus Erfurt vom 13. September schreibt er ihm: „Der Feind flieht; er hat diese Stadt aufgegeben und hält nirgends Stand. Die Reichs-

truppen laufen entsetzlich. Meine Dispositionen haben sich geändert: Sie, Forcade und Retzow kommen hierher ꝛc."

Das Vordringen eines französischen Heeres unter dem Herzoge von Richelieu nach Magdeburg und dessen Vereinigung mit dem Reichsheere unter dem Prinzen von Hildburghausen machten es nöthig, daß Friedrich sich wiederum der Saale näherte; Keith erhielt Befehl, Leipzig, welches noch einige alte Festungswälle hatte, zu besetzen und bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. „Sie werden", schrieb ihm der König aus Grochwitz den 22. October, „von diesen Leuten (den Oestreichern und Reichstruppen) in Leipzig nicht angegriffen werden, denn diese fürchten, die Stadt zu Grunde zu richten. Da sich aber unsere Feinde es nun einmal in den Kopf gesetzt haben, unsre Bekanntschaft zu machen, so schmeichle ich mir, daß es, indem ich auf sie los gehe, zu einer Schlacht kommen werde, welche mich von ihnen befreit." Die Besatzung, über welche Keith zu verfügen hatte, war nicht stärker, als 4000 Mann. Als der Prinz von Hildburghausen ihn zur Uebergabe auffordern ließ, gab er dem Parlamentair folgenden Bescheid: „Sagen Sie Ihrem Prinzen, der Marschall Keith sei von Geburt ein Schotte, durch Neigung und Pflicht ein Preuße und werde die Stadt so vertheidigen, daß weder die Schotten, noch die Preußen sich seiner zu schämen haben werden." — Hierauf beschied Keith den Stadtrath zu sich und theilte ihm mit, daß der Prinz von Hildburghausen ihn habe zur Uebergabe auffordern lassen, unter Androhung die Stadt in Brand zu schießen. Er rieth den Herren vom Rath: Abgeordnete der Stadt an den Prinzen zu schicken, welche ihn bitten möchten, keinen Angriff zu unternehmen, da er bei seiner Annäherung die Vorstädte sogleich niederbrennen lassen und sich unter den Trümmern der Stadt begraben würde. — Der Prinz wieß die Abgeordneten mit ihren Bitten um Schonung zurück und ließ Keith sagen: wenn er auch nur an ein einziges Haus von Leipzig Feuer lege, so werde er ganz Potsdam und Berlin in einen Aschenhaufen verwandeln. Keith gab dem Könige hiervon Nachricht und obschon damals die Oestreicher unter Haddik den Streifzug nach Berlin ausgeführt hatten, schrieb Friedrich seinem besorgten Marschall (Eulenburg, den 25. October.): „Seien Sie ganz ruhig, Hildburghausen wird Sie nicht auffessen, ich sage Ihnen gut dafür." Keith antwortet hierauf den 26.: „So eben erhalte ich den Brief Ew. Majestät, welcher mir Pulver, Kanonen und

alles, was ich brauche, ankündiget. Wenn ich dies Alles erst haben werde, dann wird derjenige, welcher mich aufzuspeisen Lust haben sollte, an mir einen sehr unverdaulichen Bissen finden."

Der König zwang am 28. October die Feinde, auf das linke Saalufer zu gehn, er selbst nahm sein Quartier in Weissenfels, von wo aus er Keith (den 1. November) dringend aufforderte, nach Merseburg oder Halle zu rücken. Keith hielt es für das Angemessenste, die Franzosen aus Halle zu vertreiben, allein Friedrich, welcher vergessen haben mochte, daß er selbst dazu Befehl gegeben, tadelt ihn wegen dieses Marsches und schreibt ihm vom 2. November: „Vor allem ist nothwendig, daß wir übereinstimmend handeln; ich versichre Sie, daß Ihr Marsch nicht nach meinem Sinne war." Der König glaubte am 2. November noch nicht, daß es nach wenigen Tagen zu einer entscheidenden Schlacht kommen werde. „Ich werde", schrieb er in einem zweiten Briefe von diesem Tage an Keith, „den Krieg à la pandoure führen, über die Saale gehn und Jagd auf Fouragewagen machen." — Er überläßt es Keith, entweder bei Merseburg über die Saale zu gehn, oder den Feinden den Uebergang über die Unstrut abzuschneiden. Keith meldete dem Könige am 3. November, daß er über die Saale bei Merseburg gegangen sei und erhielt von Friedrich auf einem Zettel folgende Nachricht: „Weissenfels den 3. November früh 6 Uhr. Ich gehe über die Saale und marschire auf Kaina, wir müssen uns vereinigen und mit ganzer Macht uns auf den Feind werfen; eine Schlacht wird alles entscheiden."

Keith traf zur guten Stunde mit fünf Bataillons auf dem Schlachtfelde ein und besetzte Reichertswerben. Die Franzosen unter Soubise rückten unbedachtsam vor, in der Meinung, die Preußen hätten den Rückzug angetreten. Keith brachte dem Könige Nachricht hiervon, worauf dieser zu ihm, auf die Feinde deutend, sagte: „Mein lieber Keith, diese ganze Gesellschaft ist unser; sie lassen sich die Flanque abgewinnen." Der König eilte, nach dem bei Roßbach erfochtenen Siege, den Feinden nach, die in aufgelößter Flucht nach Erfurt liefen. Er theilt Keith nähere Angaben über die glücklichen Erfolge mit und trägt ihm auf: Bülletins nach Leipzig, Magdeburg und Berlin zu befördern und Truppen nach der oberen Saale abzuordnen, um die zerstreuten Flüchtlinge einzufangen, zugleich aber das Gerücht zu verbreiten: die ganze Armee marschire auf Halberstadt. Keith schreibt dem Könige aus Freiburg

den 7. November: „Man wird Ew. Majestät nicht weniger tadeln, als Hannibal; denn niemals hat man die Verfolgung des Feindes lebhafter betrieben. Während Ew. Majestät die Gefangenen selbst machen, kaufe ich sie von den Bauern, welche mir sie fortwährend einbringen. Da Ew. Majestät mir sehr voraus sind, könnte ich wohl bis Punscherau vorrücken. Meine Truppen sind marschfertig, das verabredete Zeichen sind drei Kanonenschüsse." Seinem Bruder theilt er aus Merseburg in einem Briefe von 9. November einen ziemlich ausführlichen Bericht über die Schlacht bei Roßbach mit, welcher er nur den Namen eines „rout" zugestehen will *). Es wurden, wie er schreibt, eine große Anzahl Schweizer gefangen, welche nicht so gute Renner, wie die Franzosen seien (not so good runners as the French). Die Tapferkeit des Königs und der Prinzen rühmt er ganz besonders. „Prinz Heinrich", schreibt er, „ist in der Schulter durch eine Musketenkugel verwundet worden, indessen sind keine Knochen verletzt. Ich versichre dich, mit dieser königlichen Familie geht es zu Ende, wenn der Krieg noch längern wird, sie setzen sich der Gefahr zu sehr aus. In der letzten Schlacht hielt der König an einer gefahrvolleren Stelle, als alle seine Generale. Diesmal ist er noch glücklich davon gekommen, allein das nächste Mal dürfte es ihm nicht wieder so glücken und es könnte dann eine Katastrophe eintreten, an welche auch nur zu denken mich schon zittern macht."

Nach dem glänzenden Siege bei Roßbach war dem Könige nur eine ganz kurze Zeit zur Erholung vergönnt; die Reichsarmee und die Franzosen waren von ihm geschlagen, allein die Oestreicher waren unter Daun in Schlesien eingedrungen, und ihnen führte Friedrich am 16. November von Leipzig aus neunzehn Bataillons und achtundzwanzig Schwadronen in Eilmärschen entgegen.

Keith brach am folgenden Tage mit 4000 Mann von Merseburg auf, um über das Erzgebirge nach Böhmen zu marschiren und den Feinden glauben zu machen, daß sein Unternehmen auf Prag abgesehen sei. Er drang rasch vor und meldet dem Könige aus Postelberg den 28. November, daß er die Brücke bei Leitmeritz und mehrere andere Elbübergänge habe zerstören

---

*) rout nennt man in England einen Gesellschafts-Abend, bei welchem ein so großes Gedränge stattfindet, daß man in Gefahr kommt erdrückt zu werden.

lassen. Nachdem er verschiedene feindliche Magazine weggenommen hatte, kehrte er über Kommotau und Marienberg nach Sachsen zurück und traf den 5. November in Chemnitz ein. Seinen Hauptzweck hatte er vollständig erreicht; ein Corps von 15,000 Mann Oestreicher, welche bestimmt waren, nach Schlesien zu marschiren, hatten sich gegen ihn wenden müssen, wodurch es dem Könige gelang, bei Leuthen den 5. December den vollständigsten Sieg zu erfechten, von dem er Keith sogleich Nachricht gab und ihn aufforderte, die günstigen Umstände zu benutzen, um sich Prags zu bemächtigen; ein Unternehmen, an welches Keith jetzt nicht gehen konnte. Seinem Bruder schreibt er aus Chemnitz den 16. December: „Mein theurer Bruder, wir führen hier Schlachten auf, wie man anderwärts Opern aufführt; in dem letzten Monat drei, von denen wir zwei gewannen und eine verloren. Die letzte scheint mir entscheidend gewesen zu sein, der Verlust der Feinde ist unermeßlich. Kanonen, Wagen, alles ist genommen und an Todten, Gefangenen und Davongelaufenen beträgt ihr Verlust 20,000 Mann u. s. w."

Mit einem weiteren Rückmarsch Keiths nach Leipzig war Friedrich durchaus nicht einverstanden. „Dieser unglückliche Plan", schreibt er ihm in gereizter Stimmung aus dem Lager bei Breslau den 17. December, „läßt mich vermuthen, daß Ihnen der Kopf eben so verdreht ist, wie er es den anderen (Generalen) hier war, wodurch Sie meine Angelegenheiten vollständig zu Grunde richten und verderben, die ich eben erst wieder in Zug gebracht habe. Mein Gott, wie unglücklich bin ich, überall gegen so viel Verkehrtheiten ankämpfen zu müssen. — Sie dürfen in Zukunft durchaus nicht mehr dergleichen furchtsame, für mich verderbliche Entschlüsse fassen." Er fordert ihn auf, das Erzgebirge nicht zu verlassen, nach Sachsen Streifpartheien, und auf die Güter des ihm verhaßten und gefährlichen Grafen Brühl das Frei-Corps des Oberstlieutenant von Mayr zu schicken mit der Befugniß, daselbst nach Belieben zu hausen, jedoch ohne den Anschein, als ob er, der König, darum wisse." — Keith kam den Befehlen des Königs pünktlich nach, hielt bis zu Ende Decembers das Erzgebirge besetzt und bezog erst im Januar 1758 Winterquartiere in Sachsen, wo er am 16. sein Hauptquartier in Dresden nahm.

Die Hoffnung, welche Friedrich in einem Briefe an Keith vom 21. December ausgesprochen hatte, daß die großen Verluste in der Schlacht von

Leuthen die Oestreicher zum Frieden nöthigen würden, ging nicht in Erfüllung, es mußten Geld, Mannschaften, Waffen und Vorräthe aller Art zu einem neuen Feldzuge beschafft werden und das, durch seinen Kurfürsten ins Unglück gestürzte, Sachsen wurde aufs Neue gebrandschatzt. „Wir müssen Geld haben" — schreibt Friedrich den 30. Januar an Keith — „und ich ersuche Sie, sich Ihrer russischen Umgangssprache zu erinnern, um uns welches zu verschaffen, denn wir dürfen jetzt niemands mehr schonen." Er beauftragt ihn ferner, in Sachsen 6000 Recruten auszuheben, wozu sich begreiflicher Weise niemand freiwillig meldete. Mit Plünderungen wurde es auch nicht allzustreng genommen. Als über die Verwüstung des Schlosses des Grafen Brühl in Nischwitz Beschwerden eingingen, antwortete der König Keith den 8. Februar: „Wenn es auf dem Schlosse zu Nischwitz drunter und drüber gegangen ist, als der Oberst Mayr im Vorbeiziehen daselbst nach verborgenen Waffen gesucht hat, so hat das nichts zu sagen, denn in einer Zeit, wo fast ganz Europa von Kriegsnoth heimgesucht wird, ist es nicht zum verwundern, wenn der Graf Brühl für seinen Theil auch etwas davon erfährt." Zu den verzweifeltsten Mitteln zu greifen sah sich der König gezwungen. Er ertheilte in dieser Zeit dem Marschall Keith und dem General Fink geheimen Auftrag, einige gutbezahlte Brandstifter nach Kommotau und Töplitz zu schicken, um die dortigen Magazine der Oestreicher in Brand zu stecken. Keith sendete in der That einen verwegenen Gesellen nach Böhmen, allein die Brandstiftung kam nicht zur Ausführung.

In England feierte man unter großer Theilnahme die Siege Friedrichs durch glänzende Festgelage, allein mit der Zahlung der Hülfsgelder und Unterstützung durch Flotte und Heer war man sehr saumselig. Keith schreibt darüber (den 10. Februar 1758) an den, in dem Hauptquartier des Königs anwesenden englischen Gesandten Mitchell: „Es scheint, daß die Engländer, nachdem sie ein Dutzend Flaschen Ale (Doppelbier) zu Ehren Friedrichs an seinem Geburtstage geleert haben, der Meinung sind, alles gethan zu haben, was man von einem solchen Bündniß verlangen kann. Sie ziehen es vor, mit Geld zu bezahlen, anstatt ihr Leben einzusetzen. Welch eine schlechte Meinung muß die Welt von ihnen erhalten! Und dabei steht es mit ihrem Kopf nicht besser, als mit ihrem Herzen. Zehntausend Mann würden in diesem Jahre mehr ausgerichtet haben, als in dem nächsten Jahre die ge-

sammte Macht Englands zu thun nicht im Stande sein wird. Sobald Preußen zu Grunde gerichtet sein wird, kommt die Reihe an England. Sollten die Dinge besser gehn, als ich es erwarte, so werden wir England gerettet haben, anstatt England uns."

Als Mitchell ihm mittheilt, daß er wahrscheinlich abgerufen werden würde, schreibt ihm Keith den 20. März: „Die englischen Minister sind wahnsinnig, Sie abzurufen; sie fürchten einen jeden, der mit Eifer und Aufrichtigkeit handelt, ziehen diejenigen vor, die ihrer Unthätigkeit schmeicheln und ihre Gunst höher anschlagen als die Wohlfahrt Preußens. Armes England! Was kann man von einer Regierung erwarten, welche ehrliche Leute nicht anzustellen wagt, aus Furcht, der Unterschied zwischen diesen und ihr könnte zu sehr an den Tag kommen."

Zur Verabredung des zu eröffnenden Feldzuges berief der König Keith zu sich nach Grüssau in Schlesien, wo er am 6. April in Gesellschaft des englischen Gesandten Mitchell eintraf. Die ihm übertragene Belagerung von Schweidnitz konnte er wegen eines heftigen Fieberanfalls nicht übernehmen; als aber Friedrich gegen Ende Aprils nach Mähren aufbrach, war Keith so weit hergestellt, daß er den Befehl über das Armee-Corps, welches über Jägerndorf ging, übernehmen konnte. Am 21. Mai traf er vor Ollmütz ein und nach einigen Tagen, die er wiederum krank im Bette zubrachte, trat er den Oberbefehl über die Belagerung an. Er ließ die Arbeiten ungesäumt in Angriff nehmen, sah sich aber genöthigt, dem Könige aus Proßnitz vom 31. Mai zu berichten, daß die Mannschaft zu gering, die Mittel unzulänglich seien. Dergleichen Klagen hörte Friedrich niemals gern; er antwortete dem Feldmarschall: „Ich versichre Sie, daß es mir eben so leid wie Ihnen thut, daß meine Bataillons nicht vollzählig sind, allein Sie müssen auf ihre innre Stärke, nicht auf ihre Zahl sehen. Dies ist Alles, was ich Ihnen sagen kann. Viele Dinge sind möglich und ausführbar, wenn man sie nur unternimmt." Keith erkrankte aufs Neue; General Fouqué übernahm den Befehl, unter ihm leitete der Oberst Balbi die Arbeiten der Ingenieurs. Mit dem Letzteren war Friedrich in hohem Grade unzufrieden; „Alles was mir Balbi mittheilt", schreibt er den 11. Juni an Keith, „ist Geschwätz, hinter welchem sich die Unwissenheit und geringe Erfahrung der Ingenieurs verbirgt." Er zählt nun die Fehler, welche nach seiner Ansicht begangen worden

sind, auf und fügt hinzu: „Wie? ist es nicht eine Schande, seit vierzehn Tagen die Laufgräben eröffnet und wir sind noch nicht am Glacis? Wenn Coehorn und Vauban aus ihren Gräbern aufständen, sie würden diejenigen mit einer Mütze mit Eselsohren beehren, welche gegenwärtig in ihr Handwerk pfuschen."

Die Belagerer machten häufig Ausfälle und warfen sich am 25. Juni, durch reichliche Gaben von Branntwein — aqua magnanimitatis von Lascy genannt — ermuthiget, wie toll und blind auf die von den Preußen aufgeführten Werke. General Fouqué hatte eine Quetschung erhalten, die ihn nöthigte, sich krank zu melden, wodurch neue Verzögerungen in den Belagerungsarbeiten eintraten und des Königs Ungeduld und Unzufriedenheit sich steigerten. Die Lage des Belagerungsheeres wurde durch das Ausbleiben der Zufuhren mit jedem Tage bedenklicher; am 30. hatte Loudon mit 25,000 Mann einen Transport von mehreren hundert Wagen bei Domstädtel überfallen und die Bedeckung unter Zieten zersprengt. Der König gab dem Feldmarschall aus dem Lager von Smirsitz den 1. Juli hiervon Nachricht und zugleich Befehl, die Belagerung aufzuheben. In einem zweiten Schreiben von diesem Tage befiehlt er ihm, seine Kolonne über Littau, Müglitz, Schön-Tribau zu führen, um dann mit ihm gemeinschaftlich das Magazin der Oestreicher in Königingrätz zu überfallen. In welchem demoralisirten Zustande sich das preußische Heer damals befunden haben muß, läßt ein drittes Schreiben Friedrichs an Keith von diesem Tage erkennen, in welchem er ihm schreibt: „Wir müssen allen Officieren unserer Armee streng anbefehlen, daß keiner Muthlosigkeit zeigt und daß, wer das Maul hängen läßt, oder sagen sollte, daß Alles verloren sei, cassirt wird und ein jeder auf die Festung kömmt, welcher nicht gute Miene macht und den Leuten Muth zuspricht; nur so können wir die Desertion und das Unglück, dem wir sonst sicher ausgesetzt sind, vermeiden."

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli hob Keith die Belagerung auf und folgte dem Könige auf dem, ihm bezeichneten Wege nach Königingrätz, wo die Preußen am 11. Juli ein festes Lager bezogen. Vergebens legte es der König von hier aus durch verschiedene Märsche darauf an, Daun zu einer Schlacht zu bringen, welche dieser vermied, da er von dem Anmarsch eines russischen Heeres nach der Oder genau unterrichtet war. Hierdurch wurde

der König gezwungen, am 25. Juni aus Böhmen nach Schlesien aufzubrechen, um dem General Fermor, welcher Küstrin bedrohte, entgegenzugehn. Keith war durch Krankheit gezwungen, das Bett zu hüthen. Als bei dem Abschiede der König in seiner gewöhnlichen verächtlichen Weise von dem russischen Heere sprach, bemerkte Keith: „um die Russen zu besiegen, muß man sie, gleich einer hartnäckig vertheidigten Festung, erst durch Kanonenfeuer erschüttern, dann mit Gewehrfeuer näher rücken, endlich mit Bajonnett und Säbel wiederholt in ihre Reihen eindringen und wenn sie dann weichen, ihnen den Abzug nicht erschweren.“ Noch nicht genesen raffte Keith sich wieder auf und übernahm den Befehl über ein Armee-Corps in Schlesien. Am 20. August brach er aus dem Lager von Grüssau auf und ging über Hirschberg und Langenau nach Löwenberg, wo er in Gemeinschaft mit dem Markgrafen Karl von Brandenburg ein Lager bei Blackwitz bezog. Hier erhielt er am 27. Nachricht über den am 23. bei Zorndorf von dem Könige über die Russen erfochtenen Sieg und beeilte sich, ihm Glück dazu zu wünschen. Friedrich antwortete ihm den 2. September: „Mein lieber Marschall, Ich danke Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir über den, von meinen Truppen erfochtenen Sieg über die Russen bezeugen. Diese Leute kommen den Oestreichern nicht gleich, sie verstehen nichts vom Kriege, sie sind nur Wilde und Barbaren.“

Kaum von den Russen an der Oder befreit, mußte Friedrich nach Sachsen eilen, um dort seinen Bruder Heinrich gegen das Andringen der Oestreicher zu schützen. Keith erhielt Befehl, sein Armeecorps über Bunzlau, Muskau, Spremberg und Senftenberg nach Großenhain zu führen, wo er am 9. September mit dem Heere des Königs sich vereinigte. Daun wich vor dem ungestümen Vordringen der Preußen zurück, und nahm eine unangreifbare Stellung zwischen Lohmen und Stolpen bis gegen Bischofswerda hin, wo die Waldgebirge und Schluchten der sächsischen Schweiz und der Elbstrom eine natürliche Festung, stärker als so manche von der Kunst erbaute, gebildet haben. Friedrich hatte sein Lager in Schönfeld genommen und schrieb von hier den 25. September an Keiths Bruder: „Man sollte glauben, daß der Caucasus, der Pic von Teneriffa, oder die Cordilleren die öſtreichischen Generale erzeugt haben, sobald sie nur einen Berg sehen, sind sie sogleich oben; sie sind ganz vernarrt in Felsenpartien und Engpässe, was

den Krieg beschwerlich und lang macht." — Am 28. lagerte der König bei Rammenau; Keith vertrieb Loudon aus Bischofswerda und schickte von hier aus im Auftrage des Königs einen Parlamentair an ihn, um die Freilassung verschiedener Beamten, welche die Oestreicher als Gefangene fortgeführt hatten, zu bewirken, was ihm auch gelang. Der König rückte nach Bautzen vor, Daun verließ Stolpen, um sich in eine noch festere Stellung bei Kittlitz und Hochkirch zurückzuziehen. Friedrich erfuhr durch einen Kundschafter, welchen er in Daun's Hauptquartier hatte, alles genau, was dort vorging: „Ich bin", schreibt er an Keith aus Bautzen den 6. October, „von allem unterrichtet, was irgend möglich ist zu erfahren, außer man müßte eine geheime Unterredung mit Daun selbst gehabt haben, welcher vielleicht noch etwas mehr gesagt haben würde." Mit zu großem Vertrauen verließ Friedrich sich auf diese Mittheilungen; derselbe Kundschafter theilte ihm, von Daun erkauft oder gezwungen, falsche Nachrichten mit, wodurch den Preußen großes Unglück bereitet wurde.

Am 10. October bezog der König ein Lager bei Hochkirch, fast unter den Kanonen der Oestreicher, welche die beherrschenden Höhen besetzt hielten und in einem Waldgebirge versteckt lagen, von wo aus sie das Lager der Preußen in der Seite und im Rücken bedrohten. Keith traf am 12. October in dem Lager ein, und äußerte, nachdem er die Stellung der Feinde auskundschaftet hatte, gegen einige Officiere: „Ich habe doch in meinem Leben schon viele Läger gesehen, aber niemals ein solches, wie das unsrige, weder in der Wirklichkeit, noch gemalt"; und dem Könige sagte er, als er ihn um seine Meinung befragte: „wenn die östreichischen Generale uns ruhig in diesem Lager lassen, so verdienen sie gehängt zu werden"; worauf Friedrich erwiderte: „Wir wollen hoffen, daß sie weniger den Galgen, als uns fürchten." Mehrere Generale hatten den König auf die Gefahr seiner Stellung aufmerksam gemacht; nicht von einem jeden nahm er Gegenbemerkungen so gut auf, wie von Keith; der Generalquartiermeister von der Marwitz, welcher sein Bedenken geäußert, das Lager an der, von dem Könige bezeichneten, Stelle abzustecken, erhielt Arrest.

Keith traf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln und beruhigte sich damit, daß Daun nur daran denke, sich die Winterquartiere in Böhmen zu sichern. Aus Hochkirch schrieb Keith noch am 12. October, zwei Tage vor der verhäng-

nißvollen Nacht, an seinen Bruder einen ausführlichen Brief über die Schlacht bei Zorndorf und die thörigte Anmaßung der Russen, welche sich den Sieg zuschrieben, obschon sie geschlagen den Rückzug nach der Weichsel anzutreten gezwungen seien. In Betreff Daun's schreibt er, wie dieser sich aus einem festen Lager in das andere zurückziehe, ohne daß er zu einer Schlacht zu bringen sei. „Jetzt" — heißt es in diesem Briefe, den letzten, den wir von Keith's Hand besitzen — „jetzt hat der Teufel den Daun auf die Bergspitzen bei Löbau geführt und wir müssen alles versuchen, ihn von da fortzubringen, sonst bleibt er dort, bis ihn der Schnee verjagt. Ein besonderer Uebelstand für uns ist dies nicht, denn wir haben jetzt eine solche Stellung eingenommen, daß er nichts aus Sachsen erhalten kann und alles aus Böhmen beziehen muß. Man sieht deutlich, daß er nicht Willens ist, eine Schlacht zu liefern, sondern daß er nur so lange als möglich auf Unkosten der Sachsen leben und hierdurch Böhmen für die Winterquartiere aufsparen will." Die kalten Nächte, glaubte Keith, würden Daun sehr bald nöthigen, jene Anhöhen zu verlassen, wo seine Truppen so großen Mangel litten, daß sie in Schaaren davon gingen, so daß schon in einer einzigen Nacht 150 Ueberläufer gekommen waren. „Ich bin indessen" — fügt er am Schluß hinzu — „sehr für den Frieden, denn meine Gesundheit kann die Strapazen des Krieges nicht länger aushalten, zumal wie wir ihn jetzt gegen so viele Feinde zu führen gezwungen sind, denen wir in jedem Feldzuge von einem Ende Deutschlands zum anderen nachlaufen müssen."

Die Generale Lascy und Loudon drangen so sehr in Daun, die günstige Gelegenheit: das preußische Lager zu überfallen, nicht ungenützt vorüber zu lassen, daß dieser Anordnungen dazu traf und die Ausführung am 14. October vor Tagesanbruch befahl.

Wir haben des furchtbaren Schreckensmorgens bei Hochkirch in dem Leben Friedrichs schon erwähnt, allein wir müssen das betrübende Bild hier noch einmal aufrollen, um an einer Stelle desselben, an dem Orte, wo der tapfre Keith fiel, in wehmüthiger Erinnerung zu verweilen. Keith hatte sich bei dem ersten Allarm auf das Pferd geworfen und war aus seinem Quartiere in Pommeritz mit dem Prinzen Franz von Braunschweig nach dem Lager hingesprengt. Die Batterien bei Hochkirch waren bereits von Oestreichern genommen, drei Grenadierbataillons geworfen. In rascher Begeg-

nung hatte der König ihm nur zugerufen: „Hochkirch um jeden Preis behaupten!“ allein schon hatten die Feinde ihre Kanonen dort aufgefahren und empfingen das Regiment Itzenplitz, welches Keith durch seinen Adjutanten, den Hauptmann v. Cocceji hatte herbeiholen lassen, mit einem heftigen Traubenfeuer aus zwanzig Kanonen und mit einem wohlunterhaltenen Infanteriefeuer von sechs Bataillons. Das Regiment Itzenplitz wurde zurückgeschlagen, Keith erhielt einen Gewehrschuß, der ihn jedoch nicht zurückhielt, sich an die Spitze des Regiments Kannacker zu stellen und auf's Neue gegen Hochkirch vorzudringen. Diesmal gelang der Sturm, die Oestreicher wurden vertrieben, die preußische Reiterei hieb ein und brachte eine Anzahl Gefangener zurück. Die heldenmüthigste Anstrengung und Tapferkeit aber war vergebens; während Keith die Feinde hier vor sich hertrieb, sah er sich bald von überlegenen Schaaren im Rücken und zur Seite bedroht, daß er sich mit dem Bajonnett den Rückzug nach Hochkirch erkämpfen mußte. Nah bei dem Dorfe erhielt er eine zweite Flintenkugel in die Brust, eine Kanonenkugel riß ihn vom Pferde. Vergebens bemühte sich sein treuer Reitknecht Tibay, ein Engländer, ihn wieder auf das Pferd zu heben, Keith war besinnungslos und blieb unerkannt unter Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde liegen, über welches die feindliche Reiterei hinwegsprengte. Noch mehrmals ließ der König den Angriff auf das in Flammen stehende Hochkirch erneuen, viele Tapfere sanken, er selbst setzte sich, wie überall, so auch hier der größten Gefahr aus; der heldenmüthige Major Lange war auf dem Kirchhofe, den er mit geringer Mannschaft gegen 14 feindliche Bataillons mehrere Stunden lang vertheidiget hatte, gefallen; jetzt gab der König Hochkirch auf und trat den Rückzug in solcher Ordnung an, daß Daun es nicht wagte, ihn zu verfolgen, oder in der, nur zwei Stunden vom Schlachtfelde entfernten Stellung, die er auf den Höhen hinter Kreckwitz bei Klein-Bautzen nahm, zu beunruhigen.

Durch verwundete Preußen hatte Daun erfahren, daß der Feldmarschall Keith unbekannt und entstellt unter den Leichen liege, welche zu Tausenden das Schlachtfeld bedeckten. Ein Kroat sagte aus, daß er einem preußischen General, den er unter den Todten liegen gefunden, die Uniform ausgezogen und ihn dann mit seinem Mantel bedeckt habe. General Lascy, welcher als Junker in Rußland sich oft in Keiths Gesellschaft befunden hatte, ließ sich nach

dem Schlachtfelde führen, erkannte den Leichnam und rief bewegt aus: „ja, es ist Keith, meines Vaters bester Freund!" Auf Dauns Befehl wurde am 15. October ein feierliches Leichenbegängniß angeordnet und der Leichnam Keiths unter dreimaliger Abfeuerung von 12 Kanonen und drei Gewehrsalven zweier Regimenter in der Kirche zu Hochkirch beigesetzt.

Der König war tief erschüttert von dem Verluste so vieler Braven, unter denen sich außer Keith auch noch der Prinz Franz von Braunschweig und der General von Geist befanden. Er schickte am Tage nach der Schlacht einen seiner Adjutanten an Daun mit einem Trompeter und ließ ihn um die Verabfolgung des Leichnams bitten, um ihn mit den ihm gebührenden Ehren zu bestatten. Der Adjutant wurde von Daun eingeladen, der Bestattung, welche auf seinen Befehl bereits angeordnet war, beizuwohnen und dem Könige zu berichten, daß einem so würdigen Feldherrn die verdienten Ehren auch von den Feinden nicht vorenthalten worden seien. Im Januar ließ Friedrich den, in einer gemauerten Gruft in der Kirche zu Hochkirch beigesetzten, Sarg nach Berlin bringen und ihn in dem Grabgewölbe der Garnisonkirche mit kriegerischen Ehren beisetzen. Ein Vetter des Feldmarschalls, der dänische Oberst Sir Robert Keith, früher sein Adjutant in russischen Diensten, war dabei zugegen. Ein zweiter Vetter, Sir Robert Murray Keith, englischer Gesandter in Wien, ließ ihm in der Kirche zu Hochkirch 1776 ein Denkmal von Marmor errichten mit einer lateinischen Inschrift von dem Professor Ernesti, in welcher er genannt wird: „ein Mann, ausgezeichnet durch alte Sitte und kriegerische Tapferkeit, welcher, als er unfern von da, die wankende Schlacht der Seinen durch Geist, Hand, Stimme und durch Beispiel wiederherzustellen bemüht war, fechtend, wie Helden es geziemt, fiel." — Der König beauftragte den Bildhauer Tassaert mit der Anfertigung der Statue Keiths in Marmor, welche den 5. Mai 1786 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin feierlich aufgestellt wurde.

Der Garnisonkirche zu Berlin verehrte der Hofmaler Bernhard Rode 1774 ein allegorisches Bild, auf welchem der Genius des Ruhmes eine, mit Keiths Brustbild geschmückte, Urne mit Lorbeerzweigen schmückt. Mehr Verdienst hat ein 1755 von Anton Pesne gemaltes Portrait Keiths, im Besitz der Familie Heuer in Potsdam. Ursprünglich war es für Eva Merthens, eine Finländerin, welche Keith als junges Mädchen auf seinem schwedischen

Feldzuge erbeutet und als Geliebte und treue Lebensgefährtin, jedoch ohne sich mit ihr trauen zu lassen, bis an seinen Tod in Ehren gehalten. In einem militairischen Testamente hatte er sie, als ob sie seine Gattin gewesen wäre, bedacht; jedoch war das Erbtheil, das er ihr hinterließ, nur gering und wurde ihr auch noch von dem Bruder des Verstorbenen verkürzt. Später verheirathete sich Eva Merthens, eine schöne, stattliche Frau, mit dem Schloßhauptmann von Reichenbach in Stralsund, wo sie in sehr hohem Alter 1811 den 14. October (am Todestage Keiths) starb.

Keith war von mittlerer Größe, gebräuntem Gesicht, dunklem Haar, kriegerischem Ausdrucke in den Mienen, gewöhnlich ernst, aber guten Humors in froher Gesellschaft. Schottland, Frankreich, Spanien, Rußland, die Türkei, Schweden und Deutschland waren der Schauplatz seines, an Thaten und Kämpfen reichen, Lebens gewesen. Er starb dreiundsechzig Jahr alt. Die würdigste Lobschrift hat ihm sein edler Bruder, Lord Marishal, in vier Worten geschrieben: „Probus vixit, fortis obiit" (Rechtschaffen gelebt, tapfer gestorben).

Friedrich Wilhelm Freiherr v. Seydlitz

wurde geboren am 3. Februar 1721 in dem Städtchen Kalkar im Herzogthum Cleve. Sein Vater war Daniel Freiherr v. Seydlitz, Rittmeister in dem Preußischen Dragoner-Regiment Sonsfeld; seine Mutter eine geborne v. Ihlow.

Der Vater wurde 1728 nach Schwedt versetzt, wo er eine Schwadron in dem Küraßier-Regiment des Markgrafen Friedrich Wilhelm erhielt; er starb schon im folgenden Jahre, bevor der Sohn sein achtes Jahr vollendet hatte. Nachdem unser Seydlitz einige Schuljahre in Freienwalde zugebracht, nahm der Markgraf den dreizehnjährigen Knaben als Pagen in seine Dienste.

Der Markgraf, obschon im reiferen Mannesalter und mit einer Tochter Friedrich Wilhelms I. vermählt, war überall voran, wo es galt: einen tollen Streich wüster Ausgelassenheit, oder waghalsigen Uebermuthes auszuführen und an seinen Pagen hatte er hierbei einen getreuen Schildknappen, welcher es ihm bald an kecken Wagnissen zuvorthat. Ihm genügte es nicht, das wildeste Pferd der eben aus den Wäldern Litthauens eingetroffenen Remonte zu besteigen und zu bändigen; er ließ sich den stärksten Vierundzwanzig-Ender des Wildparks einfangen, bestieg ihn ohne Sattel und Zaum und jagte mit ihm über die Heide, bis das Thier, oder er niederstürzte. Bei dem absichtlich veranlaßten Durchgehen der scheu gewordenen, angespannten Pferde wurden Wetten gemacht, wer aus dem, über Stock und Stein hingeschleuderten Wagen durch den geschicktesten Sprung sich zu retten wisse. Eines

der verwegensten Stücke des gewandten Reiters war: im Galopp zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle hindurchzureiten, wobei der Reiter außer seiner Geschicklichkeit zugleich seine Kunst, dem Pferde jede Scheu abzugewöhnen bewieß. In dieser gefährlichsten aller Reiterkünste hatte Seydlitz eine solche Sicherheit erlangt, daß er dasselbe als General während des siebenjährigen Krieges und auch später noch öfter zum Besten gab. Wer den Versuch gemacht hat, durch die umschwingenden Flügel einer Windmühle aus einer gewissen Entfernung einen Stein hindurchzuwerfen, der wird sich überzeugt haben, daß es für Roß und Reiter keine leichte Aufgabe ist, solchen Ritt glücklich auszuführen.

Siebzehn Jahr alt wurde Seydlitz als Cornet in dem Kürassierregimente des Markgrafen angestellt, welches sein Standquartier in Belgard in Hinterpommern hatte, wo er unter dem Obersten des Regiments, v. Rochow, einen strengeren Dienst, als er ihn bisher gewohnt war, kennen lernte. Mit Jubel begrüßte er daher den Ausbruch des ersten schlesischen Krieges, in welchem sich ihm ein Feld eröffnete, seine Tollkühnheit, welche man bisher in den meisten Fällen nur für Renommisterei halten mußte, durch kühne Thaten als muthvolle Tapferkeit zu bewähren. Der Oberst v. Rochow hatte oft Veranlassung gehabt, die Unregelmäßigkeiten und Pagenstreiche des unbändigen Junkers zu rügen; er nahm jetzt die Gelegenheit wahr, sich auf eine nicht edle Weise für manchen Streich, welchen er ihm in der Garnison gespielt, zu rächen. Er ertheilte in der Nähe von Ratibor (1742) dem Cornet den Befehl, mit 30 Kürassieren als äußersten Vorposten ein Dorf zu besetzen und sich hier so lange zu behaupten, bis zu seiner Verstärkung Fußvolk heranrücken werde. Seydlitz erkannte sehr wohl die böse Absicht bei diesem Auftrage; indessen that er, was ihm befohlen war. Bald sah er sich dort von einer großen Ueberzahl der Feinde umringt; er hatte seine Reiter absitzen lassen und vertheidigte sich mehrere Stunden lang, bis er, von der Uebermacht überwältiget, sich mit dem Reste seiner Mannschaft kriegsgefangen ergab, jedoch unter der, für ihn und seine Leute ehrenvollen, Bedingung, daß ihm seine Waffen, Pferde und Mäntelsäcke, den Kürassieren Uniform und Gepäck gelassen würden. Seydlitz wurde als Kriegsgefangener nach Ungarn gebracht, wo er nach Verlauf eines Jahres durch die Verwendung des Markgrafen auf besonderen Befehl des Königs gegen einen gefangenen östreichi-

schen Rittmeister ausgewechselt wurde. Als er nach seiner Rückkehr sich bei dem Könige meldete, ließ dieser sich genau den Hergang seiner Gefangennehmung erzählen und da ihm darüber kein Zweifel blieb, daß der Oberst v. Rochow den jungen Cornet absichtlich auf einen verlornen Posten gestellt habe, versetzte er ihn von jenem Kürassierregimente und ernannte ihn zu seiner nicht geringen Ueberraschung zum Rittmeister einer neuzuerrichtenden Husaren-Schwadron. Zu dieser schnellen Beförderung vom Cornet zum Rittmeister soll nach Anderen folgender Vorfall die Veranlassung gegeben haben. Nach einer Besichtigung der Umgegend von Frankfurt kehrte der König mit seinem Gefolge, in welchem sich auch der eben aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Cornet Seydlitz befand, nach der Stadt zurück. „Wär ich zu Pferd zum Gefangenen gemacht worden", hatte Seydlitz bei seiner Vertheidigung gegen den König geäußert, „so würde ich Ew. Majestät Begnadigung nicht verdienen; so lange der Kavallerist zu Pferde sitzt, darf er sich niemals ergeben." Als sie nun auf der Hälfte der Brücke angekommen waren und einen Theil derselben zur Durchfahrt der Schiffe aufgezogen fanden, rief der König Seydlitz zu: „Was würde es Euch helfen, zu Pferde zu sitzen? Wenn wir hier die Panduren hinter uns, die aufgezogene Brücke vor uns hätten, würden wir uns wohl ergeben müssen?" — „Keineswegs!" rief Seydlitz und ohne Anlauf setzte er mit kühnem Sprunge über das Geländer in den Strom und schwamm glücklich an das Ufer. „Bravo! Herr Rittmeister", rief der König dem sich bei ihm meldenden Cornet zu und ertheilte ihm auf der Stelle eine Schwadron der neuerrichteten weißen Husaren.

In dem zweiten schlesischen Kriege, welcher 1744 begann, machten sich die weißen Husaren und insbesondere die Schwadron Seydlitz den Feinden bald durch kühne Ueberfälle und Streifpartien bemerkbar. In der Schlacht bei Hohenfriedberg überflügelte Seydlitz den linken Flügel der Feinde und machte mit eigner Hand den sächsischen General von Schlichting zu seinem Gefangenen. Der König beförderte den vierundzwanzigjährigen Rittmeister zum Major. In der Schlacht von Sorr (den 30. September 1745) warf Seydlitz sich mit seinen Husaren ungestüm auf die feindliche Reiterei und ungeachtet er einen Schuß in den Arm erhielt, verließ er das Gefecht nicht eher, als bis der Sieg entschieden war.

Nach dem Dresdener Frieden, welcher dem zweiten schlesischen Kriege ein

Ende machte, führte Seydlitz seine Schwadron nach dem, ihm als Standquartier angewiesenen Städtchen Trebnitz in Schlesien zurück.

Die Zeit des Friedens wurde zu kriegerischer Ausbildung und Uebung verwendet. Bisher war es vornehmlich die Infanterie gewesen, welche, in der Schule des Fürsten von Dessau streng und tüchtig ausgebildet, in den Schlachten entschieden hatte. Friedrich empfahl daher dringend den Officieren der Reiterei, in der Ausbildung ihrer Leute nicht hinter den Fußregimentern zurückzubleiben, ein Befehl, dessen Ausführung vor allen anderen Officieren Seydlitz sich angelegen sein ließ. Allein die früheren Pagenstreiche konnte auch der Major nicht unterlassen. Den Gütern des Klosters der Eistercienserinnen zu Trebnitz waren erhebliche Lieferungen an Futter für das Husarenregiment auferlegt; da die, wegen ihres Geizes bekannte Aebtissin dies nicht abzuwenden vermochte, fuhr sie in ihrer, mit vier stattlichen Hengsten bespannten, Karosse auf ihren Gütern umher, damit nur leichter Hafer und saures Heu geliefert würden. Seidlitz gedachte ihr dafür einen Streich zu spielen. Als sie von einer solchen ökonomischen Rundreise in Begleitung einiger Klosterjungfrauen zurückkehrte, fuhr Seydlitz ihr mit einigen Officieren entgegen; vor seinen Wagen hatte er vier rossige Stuten gespannt. In einem Hohlwege kam es zur Begegnung beider Fuhrwerke. Die Hengste der Aebtissin bäumten, rissen sich los und den Klosterfrauen blieb keine andere Rettung übrig, als sich den Husarenofficieren in die Arme zu werfen, und sie zu beschwören, sie in Sicherheit zu bringen. Anstatt sich zu entschuldigen, machte Seydlitz der Aebtissin die heftigsten Vorwürfe darüber, daß ihre Hengste durch das allzugute Klosterfutter zu übermüthig geworden wären, während die Husarenpferde bei der magern Kost, die sie erhielten, zu Gerippen würden. Sein Vorschlag, gegen dessen Ausführung der Einspruch der Aebtissin abgewiesen wurde, ging dahin: die Husarenpferde an die Krippen der Klosterställe und die Klosterpferde an die der Husarenställe zu binden, was auf einige Zeit ausgeführt wurde.

Bei den jährlichen Musterungen und Uebungen im Feldbienst hatte sich das Husarenregiment Natzmer, bei welchem Seydlitz stand, immer vortheilhaft ausgezeichnet. Der König ertheilte ihm nach der Musterung 1746 einen kostbaren türkischen Säbel, damals eine ehrenvollere Auszeichnung, als später die Ordensbänder, und ernannte ihn im Herbste 1752 zum Oberstlieutenant und

Commandeur des Dragonerregiments Prinz Friedrich von Württemberg, welches sich in großer Unordnung befand. In kurzer Zeit gelang es Seydlitz, die Mannszucht und den Dienst in diesem Regimente wiederherzustellen, so daß er bereits im folgenden Jahre in gleichem Auftrage zum Commandeur des Kürassier-Regiments von Rochow, bei welchem er seine kriegerische Laufbahn begonnen hatte, ernannt und im August 1755 zum Obersten befördert wurde. Dies Regiment war bei dem Beginn des siebenjähriges Krieges das erste im Felde und fehlte bei keiner der bedeutenden Schlachten, in einigen gab dasselbe unter seinem tapfern und umsichtigen Führer den Ausschlag.

In der Schlacht bei Lowositz den 1. October 1756 nahm sein Regiment die zurückgeschlagenen 15 Schwadronen Dragoner auf und Seydlitz führte eine vereinigte Reiterschaar von 71 Schwadronen siegreich gegen den Feind vor, obschon nicht ohne großen Verlust. Für den Winter wurden ihm Dresden zum Standquartier, seinen Kürassieren gute Quartiere auf den nahgelegenen Dörfern und für die Officiere von dem Könige ein, unter dem Titel „Winterquartiergelder" freigebig bewilligtes Geschenk angewiesen, wofür Seydlitz nachstehendes Dank- und Glückwünschungsschreiben an den König an dessen Geburtstage (den 24. Januar 1757) richtete: „Ew. Majestät sage im Namen sämmtlicher Officiers Rochowschen Regiments den allerunterthänigsten Dank vor die Winterquartiergelder, so Hochdieselben gnädigst geruht haben, uns auszahlen zu lassen. Wir haben dieser abermahls empfangenen Wohlthat nichts als den ohnedem schuldigen Eifer vor Ew. Königl. Majestät Interesse entgegenzusetzen, welcher bei uns unauslöschlich sein soll. Ein ungleich größerer Gewinn wird es vor immer sein, wenn Ew. Majestät den heutigen Tag noch oft sieghaft und gesund zurücklegen."

Bei der Eröffnung des Feldzuges 1757 befand sich Seydlitz bei der Abtheilung, welche der Fürst Moritz von Anhalt Dessau über Kommotau gegen Prag führte. An der Schlacht persönlich Antheil zu nehmen war Seydlitz verhindert, da der Fürst Moritz für keine Pontons zum Uebergang über die Moldau gesorgt hatte. Seydlitz bat um Erlaubniß, mit seinen Kürassieren durch den Strom zu setzen; da ihm der Fürst dies abschlug wegen allzugroßer Gefahr für das Regiment, da das Wasser zu reißend sei und zu viele Untiefen habe, warf Seydlitz sich mit seinem Pferde ganz allein in den Strom

und würde ein Opfer seiner Tollkühnheit geworden sein, wenn er nicht durch einige seiner Leute gerettet worden wäre.

Nach der gewonnenen Schlacht bei Prag ging der König mit dem Hauptheere dem, zum Entsatze von Prag mit großer Macht heranrückenden, Feldmarschall Daun entgegen. Bei Kollin kam es am 18. Juni zur Schlacht, in welcher Seydlitz, als Zieten geworfen war, mit 25 Schwadronen Kürassiere und Dragoner den Feind zurückschlug. Bei dem weiteren Vordringen aber wurden Seydlitz's tapfere Reiterschaaren durch Hecken, Gräben und Felsschluchten aufgehalten und von der Seite her von den östreichischen Kartätschen so heftig bestrichen, daß sie zurückgehen mußten. Noch zweimal führt Seydlitz die, unter seinen alleinigen Befehl gestellten, Schwadronen vor, er wirft die östreichische Reiterei des rechten Flügels, dringt in das zweite Treffen des Fußvolks ein und erbeutet fünf östreichische Fahnen. Allein die Unterstützung vom nachrückendem Fußvolk und Geschützen fehlte dem Könige, während Daun seine Reserven ins Treffen brachte; die Schlacht, welche die Preußen schon für gewonnen hielten, ging verloren. Der König schrieb zwar den Verlust der Schlacht zum Theil dem unvorsichtigen Vorgehen der Reiterei zu, erkannte jedoch das Verdienst, welches sich Seydlitz durch sein kühnes Vordringen und durch die Besonnenheit, mit welcher er den Rückzug gedeckt, dadurch an, daß er ihn zwei Tage nach der Schlacht zum General-Major ernannte. Als Zieten ihm zu dieser Ernennung Glück wünschte, soll Seydlitz ihm erwidert haben: „Wenn etwas aus mir werden soll, Excellenz, so war es hohe Zeit, denn ich bin schon sechsunddreißig Jahr alt", was er nur im Scherze meinte, da es noch nicht vorgekommen war, daß der König einen so jungen Stabs-Officier zum General-Major ernannt hatte.

Als der König nach seinem vielfach beunruhigten Rückzuge aus Böhmen und der Lausitz sich nach Thüringen wendete, um die Vereinigung der Franzosen mit dem Reichsheere zu verhindern, schickte er von Dresden aus Seydlitz mit 15 Schwadronen nach Leipzig voraus, um den französischen General Turpin aus dortiger Gegend zu verjagen. Am 7. September traf Seydlitz auf den Feind bei Pegau, warf ihn bis Zeitz und nahm 350 Mann gefangen. Der König rückte mit einer größeren Heerabtheilung nach Erfurt vor, durfte es jedoch nicht wagen, seine Verbindung mit der Elbe bloßzustellen, weshalb er Seydlitz den schwierigen Auftrag ertheilte, mit seinen funfzehn

Schwadronen die Franzosen unter Soubise bis nach Eisenach zu verfolgen und ihnen glauben zu machen, daß der König mit dem Hauptheere in der Nähe sei. Einige Tage war es Seydlitz gelungen, die Franzosen über seine Stärke zu täuschen; als aber Soubise erfuhr, daß Seydlitz Gotha mit geringer Mannschaft besetzt, der König in Erfurt zurückgeblieben sei, rückte er den 19. September mit zehntausend Mann gegen Gotha heran, welches Seydlitz vor seinem Einmarsch verließ, um Verstärkungen an sich zu ziehen. Sorglos überließ sich Soubise auf dem Schlosse den Freuden der Tafel, als er, durch die Meldung: die Preußen sind in der Stadt, aufgeschreckt, eiligst die Flucht ergriff. Das gesammte Gepäck des französischen Prinzen, vier Stabsofficiere und einige sechzig Mann fielen Seydlitz in die Hände, welcher mit seinen Officieren an der, von Soubise und seiner Gesellschaft verlassenen, Tafel auf dem Schlosse Platz nahm, wo die Herzogin, eine enthusiastische Verehrerin und Freundin Friedrichs, sie als willkommenere Gäste aufnahm, als diejenigen, welche sie so eben verlassen hatten. Der König, die Rückkehr Soubise's mit verstärkter Mannschaft vermuthend, rief Seydlitz am 20. zurück und gab ihm den guten Rath, zu seiner Sicherheit die Stadt zur Nachtzeit zu verlassen, worauf dieser antwortete: daß er sich getraue, mit seiner schwachen Schaar am hellen Tage abzuziehn, „denn die Furcht vor Ew. Majestät Waffen", schreibt er, „ist bei den Feinden nicht geringe." Durch die Aufstellung eines Dragoner-Regiments in einem Gliede und die als Infanteristen dazwischen gestellten Husaren, welche er hatte absitzen lassen, war Soubise, wie wir bereits erwähnten, über die Anzahl der Preußen früher einmal getäuscht worden. Seydlitz bat den König um Verstärkung, „denn das heutige Manöuver", schreibt er in seinem Berichte vom 19., „wird schwerlich zweimal gelten." — Der König bezeigte dem General über den Streifzug nach Gotha seine vollkommne Zufriedenheit und ließ einen Artikel für die Berliner Zeitungen darüber niederschreiben. In den Geschichtsbüchern des siebenjährigen Krieges thut der König dieses Vorganges also Erwähnung: „Ein jeder andere Officier würde mit sich zufrieden gewesen sein, sich aus einer so schwierigen Lage ohne Verlust herauszuziehen; dem General Seydlitz hatte es nicht genügt, sich ohne Vortheil herauszuziehen. Dieses Beispiel zeigt, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals im Kriege oft mehr entscheiden, als die Anzahl der Truppen. Ein mittelmäßiger An-

führer würde in solcher Lage, durch die sichtbare Ueberzahl des Feindes entmuthiget, sich zurückgezogen und die Hälfte seiner Leute dabei eingebüßt haben. Die treffliche Verwendung des, in breiter Ausdehnung dem Feinde von fern gezeigten, Dragoner-Regiments gab dem Herrn v. Seydlitz Gelegenheit, großen Ruhm in einer so mißlichen Lage zu erwerben."

Seydlitz war, der Aufforderung des Königs gemäß, diesem nach der Saale gefolgt, wohin nun auch Soubise nachrückte, und mit dem Prinzen von Hildburghausen vereint dem Könige eine Schlacht zu liefern beschloß. Dies Vergnügen wurde ihm am 5. November 1757 bei Roßbach in der Nähe von Weissenfels in vollem Maße gewährt. In der Besorgniß, daß die Preußen sich durch allzuschnelle Flucht der gewissen Niederlage entziehen und ihm dann nicht möglich sein würde, den König von Preußen als Gefangenen der Marquise Pompadour nach Paris zu übersenden, ließ Soubise in übereiltem Marsche nach Merseburg aufbrechen. Kaum hatte Friedrich aus einer Dachluke des Edelhofes zu Roßbach dies bemerkt, als er Seydlitz befahl, verdeckt hinter einer Berglehne, der Janushügel genannt, vorzurücken und sobald die Infanterie heran sei, den Feinden in die Seite zu fallen. Achtunddreißig Schwadronen theils schwere, theils leichte Reiterei hatte Seydlitz unter seinem Befehl; er bestimmt funfzehn für das erste, achtzehn für das zweite Treffen; drei Schwadronen Husaren decken seinen linken Flügel. Noch bevor die überraschte feindliche Cavallerie, 52 Schwadronen stark, unter dem Befehl des Herzogs Broglio ihren Aufmarsch vollenden kann, hat Seydlitz sein erstes Treffen geordnet und führt es im Trabe heran. Dem Regimente voraufreitend mit dampfender Tabackspfeife, waren aller Augen auf ihn gerichtet, die Schwerter ruhten noch in der Scheide; jetzt warf der Führer den ausgerauchten Pfeifenstummel hoch in die Luft, die Scheiden klirrten, die Klingen blitzten, die Trompeten riefen zur Attake: Marsch! Marsch! und im gestreckten Galopp warfen sich die Preußen auf die noch ungeordneten Schaaren der Franzosen, die nach allen vier Winden auseinander gesprengt wurden. Zwei östreichische Regimenter sammeln die Flüchtigen, zwei französische schließen diesen sich an und versuchen es Stand zu halten; vergebens, auch sie werden geworfen und das Gedränge der Flüchtigen wird in dem Hohlwege von Reichertswerben so entsetzlich, daß viele erdrückt werden, die übrigen sich gefangen geben; nur wenigen gelingt es sich jenseit der Unstrut in Sicherheit

zu bringen. Seydlitz wendete sich von Reichertswerben nach Tagewerben, wodurch er dem feindlichen Fußvolke, welches mit den Truppen des Königs im Gefechte sich befand, in den Rücken kam. Er traf hier in dem entscheidenden Momente ein, als das Fußvolk der Feinde zu wanken begann; ohne erst einen Befehl abzuwarten, hieb er ein und obschon durch eine Gewehrkugel in den Arm verwundet, verließ er das Gefecht nicht eher, als bis es zu einem glücklichen Ende geführt war. Funfzehn eroberte Standarten und mehrere Fahnen überbrachte Seydlitz am folgenden Morgen dem Könige. Der Feind hatte 67 Kanonen, 5000 Gefangene, darunter fünf Generale und 300 Officiere, verloren.

Eine ganz besondere Auszeichnung wurde Seydlitz von dem Könige zu Theil; er verlieh ihm den schwarzen Adlerorden, welchen noch nie ein General-Major erhalten hatte, da bisher nur „Excellenzen" damit beliehen wurden. Einige Wochen später wurde er zum General-Lieutenant ernannt und Inhaber des Kürassierregiments v. Rochow, welches von jetzt an seinen Namen führte.

Dem weiteren Siegeszuge des Königs nach Schlesien zur Schlacht von Leuthen zu folgen wurde Seydlitz durch seine Wunde verhindert, deren Heilung durch andere bösartige, von einem ausschweifenden Leben herrührende, Krankheiten, verzögert wurde. Der König ließ ihm durch den Prinzen Heinrich die Nachricht von dem bei Leuthen erfochtenen Siege mittheilen. Seydlitz wünscht dem Könige von Herzen Glück dazu, spricht aber zugleich auch sein Bedauern darüber aus, durch Krankheit verhindert gewesen zu sein, an einer so glorreichen Action persönlichen Antheil zu nehmen. „Sobald" — fügt er hinzu, „dieser Umstand nur bis zum Erträglichen gehoben sein wird, so hoffe mein Metier, welches mir ein ziemliches Gelück, noch mehr aber Ew. Majestät Gnade schätzbar gemacht, mit der größten Treue nach wie vor zu verrichten und in solchem zu ersterben." Da die „hochstudirten Doctores" ihn von seinem Uebel nicht befreien konnten, vertraute er sich, wie er dem Könige aus Pförten den 28. März meldet, dem Buchdorfer Müller, einem berühmten Wunderdoctor an, welcher ihn so weit wieder herstellte, daß er sich bei dem Könige, welcher im Mai 1758 zur Belagerung von Olmütz nach Mähren aufgebrochen war, als dienstfähig melden konnte. Mehrere Streifzüge zum Fouragiren führte er jetzt im Auftrage des Königs kühn und

glücklich aus; als aber durch die Wegnahme des großen Transportes, welchen Zieten aus Schlesien herbeiführen sollte, das Unternehmen auf Glogau aufgegeben werden mußte, wurde Seydlitz der gefahrvolle Auftrag, den Rückzug zu decken. Nur eine kurze Rast konnte der König den im Lager bei Grüssau und Landshut versammelten Truppen gönnen. Die Russen waren gegen 60,000 Mann stark unter General Fermor durch Preußen und Polen bis in die Neumark vorgedrungen und hatten die Stadt Cüstrin den 15. August niedergebrannt. Der König zog ihnen entgegen, ging am 22. bei Güstebiese auf das rechte Oderufer und lieferte am 25. August mit 32,000 Mann und 117 Geschützen den hinter dem Dorfe Zorndorf aufgestellten Russen eine der blutigsten Schlachten dieses Krieges. Der größte Theil der schweren sowohl als leichten Reiterei war an diesem Tage unter Seydlitz Befehl gestellt, welcher damit auf dem linken Flügel stand. Bei dem Vorrücken der Fußregimenter schickte der König an Seydlitz den Befehl, in gleicher Linie vorzugehen. Da indessen eine, mit feindlichen Geschützen stark besetzte, der Reiterei unzugängliche Anhöhe dies Vorgehen unausführbar machte, ließ Seydlitz den König bitten, es ihm zu überlassen, zu geeigneter Zeit vorzugehen. Friedrich wiederholte seinen Befehl und ließ Seydlitz sagen, „daß er es mit seinem Kopfe zu verantworten habe, wenn er nicht sofort dem Befehl nachkomme." Kaltblütig trug Seydlitz dem Flügeladjutanten auf, dem Könige von ihm den Bescheid zu bringen: „nach der Schlacht stehe Sr. Majestät der Kopf des General-Lieutenant v. Seydlitz zu Befehl, allein während der Schlacht möge Se. Majestät ihm gestatten, davon für den allerhöchsten Dienst guten Gebrauch zu machen." Durch glänzende Waffenthaten, welche Seydlitz an diesem Tage gegen die Cavallerie, Infanterie und Artillerie der Feinde an verschiedenen Punkten und in den bedenklichsten Augenblicken, wo sich die Schlacht zu Gunsten der Russen zu entscheiden schien, ausführte, rechtfertigte er sein Benehmen vollkommen und weit entfernt, ihn deshalb zur Rede zu stellen, erkannte der König ihm den Preis des Tages zu, an welchem die Russen 21,000 Todte, darunter 941 Officiere, 27 Fahnen und 103 Stück Geschütze verloren. Am Morgen nach der Schlacht ritt Friedrich zu dem Lager der Reiterei, umarmte Seydlitz und rief, daß es ringsumher gehört wurde: „auch diesen Sieg haben wir unserm braven General Seydlitz zu danken!" — „Nicht mir, allergnädigster König", antwortete Seydlitz, „sondern den braven

Leuten, die ich führte. Ew. Majestät Cavallerie hat den Sieg erkämpft und sich der größten Belohnungen werth gemacht; vor allen der Rittmeister v. Wakenitz, der wie ein Löwe gefochten und die größten Heldenthaten verrichtet hat." Der König rief den Rittmeister, der bei dem Regiment Garde du Corps stand, zu sich heran und ernannte ihn auf der Stelle zum Oberst-Lieutenant; zwei andere Schwadronführer desselben Regimentes wurden zu Majors befördert, so wie er noch mehrere, von Seydlitz empfohlene Officiere zu höheren Range beförderte *). —

Die Russen traten mit der eitlen Anmaßung: die Sieger zu sein, ihren Rückzug nach der Weichsel an, wohin ihnen zu folgen der König um so weniger Veranlassung fand, als ihn Prinz Heinrich dringend bat, nach Sachsen zu kommen und ihn gegen das übermächtige Andringen Dauns Hülfe zu leisten. In Eilmärschen führte der König sein, in dem Feuer der großen Russenschlacht bedeutend geschmolzenes Heer nach der Niederlausitz und zwang Daun den Rückmarsch nach Böhmen, obschon zögernd und aus einer festen Stellung in die noch festere sich zurückziehend, anzutreten. Mit vielen anderen Generalen hatte auch Seydlitz den König auf die gefahrvolle Stellung, in welcher er am 12. October dem Feinde gegenüber das Lager aufzuschlagen befahl, aufmerksam gemacht; Friedrich beharrte bei seiner Meinung und büßte dafür durch den Ueberfall bei Hochkirch am 14. October. Daß Daun es nicht wagte, die in gänzlicher Auflösung befindliche Armee des Königs bei ihrem Rückzuge zu verfolgen, war das Verdienst des tapfern Seydlitz. Ihm gelang es, einige Regimenter Cavallerie zusammenzubringen, welche er auf dem Blachfelde von Belgern in zwei Treffen so geschickt aufstellte, daß Daun eine vollständige Schlachtordnung zu erblicken glaubte. Weder in Schlesien, noch in Sachsen gelang es den Oestreichern in diesem Feldzuge, festen Fuß zu fassen. Des Königs treuster und hülfreichster Bundesgenoß war auch diesmal der Winter; er befreite ihn von den lästigen Feinden, die es vorzogen, anstatt im Schneewetter sich herumzuschlagen, sich in Böhmen und Mähren am warmen Ofen auf die Bärenhaut zu legen.

---

*) Wakenitz sah sich später zurückgesetzt und ging in Hessische Dienste. Auf seinem letzten Krankenlager befragte der König Seydlitz: „wen er ihm als den besten Reitergeneral als seinen Nachfolger empfehle?" Seydlitz nannte Wakenitz, was jedoch von dem Könige unberücksichtiget blieb.

Zu Anfang des Feldzuges im Jahre 1759 sah sich der König, so ungern er es auch that, nur auf den Vertheidigungskrieg, ja, oft sogar auf den Vermeidungskrieg beschränkt, da er seine Kräfte vielfach zersplittern mußte, um an mehreren Punkten zugleich den Feinden die Stirne zu bieten.

Die Vereinigung der Russen unter Soltikoff am 3. August mit einem östreichischen Heere unter Loudon bei Frankfurt hatte der König nicht zu verhindern vermocht; er glaubte aber stark genug zu sein, den, in einem wohlverschanzten Lager bei Kunersdorf stehenden, Feinden eine Schlacht liefern zu können. — Wir verweisen unsere Leser auf den, in dem Leben Friedrichs von uns bereits gegebenen, Bericht über jene Schlacht und beschränken uns hier nur auf die Erwähnung einiger, den General Seydlitz persönlich betreffenden Begegnisse. Als der König sich bei dem zweiten Angriff auf die, von den Russen gewählte, feste Stellung auf den Judenbergen dem Kartätschenhagel allzusehr aussetzte, und ihm schon zwei Pferde getödtet waren, bat ihn Seydlitz, sich nicht ohne Noth einem solchen Kugelregen preiszugeben. „Die Mücken spielen", antwortete der König scherzend, „das bedeutet gutes Wetter." — Er gab Seydlitz Befehl, mit der, auf dem linken Flügel versammelten Reiterei die hinter Teichen, Schanzen und Verhauen aufgestellten Batterien anzugreifen. Seydlitz eilt zu den, auf dem linken Flügel stehenden Regimentern, überzeugt sich aber bald, daß ein Angriff mit der Reiterei von dieser Seite unausführbar sei. Vergebens suchte er den König davon zu überzeugen; zum dritten Male schickt dieser ihm den Befehl: „er solle nun in des Teufels Namen angreifen." Jetzt zögert Seydlitz nicht länger, er führt seine Reiter gegen die Schanzen auf den Judenbergen, wo ein dichter Kartätschenhagel sie empfängt; ganze Reihen stürzen nieder, Seydlitz selbst wird die rechte Hand schwer verletzt, so daß er ohnmächtig vom Pferde sinkt und fortgetragen werden muß. Noch ärgere Verwirrung als durch die verwundete Mannschaft entsteht durch die verwundeten Pferde, die in wilder Unordnung sich bäumen, überstürzen und zurückprallen. Der König, welcher auf dem anderen Flügel entschieden im Vortheil war und schon 70 feindliche Geschütze erobert hatte, glaubte sich nicht damit begnügen zu dürfen und führte das, von übergroßer Anstrengung ermattete Fußvolk gegen die Batterien der Judenberge vor. Da brach Loudon mit frischen Reiterregimentern aus dem Versteck hervor und die schon gewonnene Schlacht verwandelte sich in eine blutige Niederlage, welche

den Preußen 172 Kanonen, 26 Fahnen, 2 Standarten und 18,000 Mann kostete.

Seydlitz hatte sich nach Berlin bringen lassen, wo er den ganzen Winter hindurch an den Folgen der schweren Verletzung seiner Hand zu leiden hatte. Unter den theilnehmenden Berlinerinnen, welche dem berühmten General eine besondere Aufmerksamkeit schenkten, zeichnete sich Susanne Albertine, jüngste Tochter des verstorbenen Generallieutenants Grafen Hacke, besonders aus. Durch ihre Liebenswürdigkeit hatte sie die, sonst nur allzuflüchtige, Neigung des ritterlichen Helden zu fesseln gewußt und als die verwundete Rechte so weit wieder hergestellt war, um leisen Händedruck geben und ertragen zu können, schrieb Seydlitz an den König folgenden Brief: Berlin den 12. März 1760. „Ew. Königl. Majestät bitte alleruntertänigst, gnädigst zu erlauben, daß ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngste Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Blessur der Discretion der Domestiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu sein, ist nicht der geringste Beweggrund, warum Ew. Majestät mit dieser Bitte anzutreten mich unterstehe. Litte mein Eifer zum Dienst einen Zusatz, so würde er durch die gnädige Permission solchen erhalten, so aber kann nichts, als die gewohnte Treue zu Füßen legen, mit welcher ich ersterben will Ew. Königl. Majestät treu unterthänigster Knecht, Seydlitz."

Der König, der nicht gern in die Verheirathung seiner Officiere während des Krieges willigte, ertheilte auch diesmal die Genehmigung nur mit den kurzen, auf die Rückseite des Briefes geschriebenen Worten: „Ich wünsche ihm Glück dazu. Friedrich." Am Tage nach seiner Hochzeit, welche am 18. April gefeiert wurde, ging Seydlitz in das Hauptquartier des Königs nach Leipzig ab, obschon die Hand noch gelähmt war und ein von Zeit zu Zeit eintretender Kinnbackenkrampf ihm das Sprechen erschwerte. Der König scheint empfindlich über das längere Verweilen von Seydlitz in Berlin und mehr noch über seine Heirath gewesen zu sein; er empfing ihn nicht mit der früheren Herzlichkeit, berief ihn auch nicht zu dem Kriegsrath, welchen er im Lager bei Meissen hielt. Hierdurch fühlte sich Seydlitz so gekränkt, daß er um Urlaub bat, nach Berlin zurückkehren zu dürfen, was ihm um so eher gewährt wurde, als er sich noch fortwährend im leidenden Zustande befand.

Nach der siegreichen Schlacht von Liegnitz den 15. August 1760 ließ

der König das Kürassierregiment Seydlitz, welches sich besonders ausgezeichnet hatte, vor sich vorbeimarschiren, gab Seydlitz Nachricht von dem glücklich erfochtenen Siege und der leichten Verwundung, welche er selbst dabei erhalten. Seydlitz antwortete: Berlin den 6. September. „Aus dem Bette, in welches mir üble Zufälle geworfen, lege ich Ew. Königl. Majestät meine unterthänigste Gratulation zu Füßen und wünsche, daß die Prise von Dresden diesem großen Siege folgen möge, noch mehr aber wünsche, daß nicht durch üble Folgen die Contusion, so Ew. Majestät erhalten, uns den Sieg vergälle. Nach Stettin und Schlesien habe sogleich die Nachrichten verbreitet. Ich erhielt sie zu einer Zeit, da ich es als eine Ungnade von Ew. Majestät ansehen mußte, daß mich das Generaldirectorium in Ansehung der Rations*) nicht allein von dem Feldetat gestrichen, sondern auch die zu geben weigert, die Ew. Majestät mir als Obersten eines Regiments in Friedenszeiten accordiren. Ohne Ew. Majestät gnädige Vermittelung bin ich also gezwungen, meine Pferde abzuschaffen. Der ich bis zum letzten Tage meines Lebens in unwandelbarer Treue beharre u. s. w." Der König ertheilte sofort Befehl, daß Seydlitz während seines Aufenthaltes in Berlin die einem Regimentsobersten zukommenden Rationen erhalten solle und benachrichtigte ihn davon in einem Schreiben aus Dittersdorf vom 21. September.

Im October 1760 drang ein fliegendes russisches Corps unter General Tottleben von Frankfurt a. d. O. nach Berlin vor. Der Commandant der Hauptstadt, General Rochow, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die geringe Besatzung, die mehrentheils aus Invaliden bestand, zusammentrommeln zu lassen und sich zum Abzuge nach Spandow fertig zu machen. Kaum hörte Seydlitz davon, so raffte er sich von seinem Krankenlager auf, bestieg sein Schlachtroß und forderte die vorhandene Mannschaft und die geringe Anzahl der bewaffneten Bürger auf ihm zu folgen, um dem Feinde muthig entgegenzurücken. Der Feldmarschall Lehwald und der General v. Knoblauch, welche ebenfalls in Berlin zur Heilung ihrer Wunden anwesend waren, schlossen sich ihm an. Die erste Streifschaar der Russen, welche von Köpenick herangezog, wurde zurückgeschlagen, das nachfolgende Hauptcorps machte mehrere Tage vergebliche Angriffe auf die eilig verschanzten Thore und hätten die

---

*) Futter für 8 Pferde.

Berliner sich damals auf den Barrikadenbau so gut, wie in unseren Tagen verstanden, so würden die Russen es nicht gewagt haben, in die Straßen einzudringen. Als aber von der entgegengesetzten Seite ein östreichisches Corps unter Lacy von Potsdam heranrückte, mußte die Vertheidigung Berlins aufgegeben werden und Seydlitz zog sich mit der geringen Besatzung nach Spandau zurück. Der König hat in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges des rühmlichen Eifers, welchen Seydlitz damals bewies, ehrenvoll gedacht.

Von dem großen, bei Torgau am 3. November erfochtenen, Siege gab der König Seydlitz, welcher wieder in Berlin verweilte, eigenhändig Nachricht und dieser antwortet, daß er sogleich für ein Tedeum in allen Kirchen unter Abfeurung der Kanonen und des kleinen Gewehrs, so wie für die eiligste Verbreitung so willkommener Zeitung nach Pommern und Schlesien bestens gesorgt habe.

Der König vernahm mit großem Vergnügen die Meldung, daß Seydlitz bald wieder hergestellt und dienstfähig sein werde und schrieb ihm aus Leipzig den 10. Januar 1761: „Da ich Euch wiederum zu sehen und zu sprechen sehr verlange, so wird es mir lieb sein, daferne Eure Kräfte es sonsten zugeben wollen, wenn Ihr nächstens anhero kommen werdet, zumalen da Euer Medicus, der Geheime Rath Cothenius, jetzo hier anwesend und also nun füglicher vor die übrige völlige Herstellung Eurer Gesundheit wird sorgen können." Seydlitz sah sich indessen in seiner Hoffnung auf baldige Genesung getäuscht und antwortete den König den 13. Januar: „Seit zwei Tagen ist es mit mir dermaßen umgeschlagen, daß Ew. Majestät gnädiges Schreiben im Bette erhalten; es gehet so weit, daß sogar das Gedächtniß leidet, ein Umstand, den außer Ew. Majestät noch niemanden habe entdecken wollen. Den vermuthlichen Ursprung meiner maladie wird, wenn Ew. Majestät gnädigst geruhen, der Geheime Rath Cothenius, welcher mit meinem Doktor korrespondirt, benennen können. Befehlen Ew. Majestät aber, daß ich die Gnade haben soll, Ihnen den Rock zu küssen, so soll nach erhaltener Ordre nichts als der Tod mich davon abhalten." Der König befragte Cothenius; „derselbe", schreibt er an Seydlitz den 16. Januar, „ist des Sentiment's, daß es Euch vielmehr gesund und zu Eurer baldigen Besserung ein vieles contribuiren würde, wenn Ihr die Reise hierher unternehmet, indem nicht nur die Motion von der Reise Euch ganz zuträglich sein, sondern Ihr auch hier

mehrere Gelegenheiten, als dorten haben werdet, durch mäßige Bewegungen Eurer Gesundheit aufzuhelfen. — — Es wird mir dann auch lieb sein, Euch selbst bezeigen zu können, wie sehr ich bin Euer wohlaffectionirter König." Eigenhändig hatte er noch hinzugefügt: „Die Leipziger Luft wird Ihnen gesunder wie die Berliner seyndt."

Erst am 20. Mai war Seydlitz im Stande, bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen einzutreffen und den Befehl der Reiterei zu übernehmen; der König war unterdessen nach Schlesien abgereist. Durch die Nachwehen seiner Krankheit war Seydlitz genöthiget, sich zu schonen und nur wenig Antheil an dem kleinen Kriege, welcher hier geführt wurde, zu nehmen. Den Ruhm, sich durch kühne Streifzüge auszuzeichnen, überließ er dem, unter seinem Befehl stehenden Parteigänger, Oberst Friedrich Wilhelm v. Kleist, welcher ein Frei-Corps von einem Regiment Husaren, einem Regiment Dragoner und einer Schaar grüner Croaten zusammengebracht hatte, mit welchem er gefürchtete Streifzüge nach Thüringen und Franken machte. Auf einem solchen Streifzuge über Freiberg, Penig, Altenburg hatte Seydlitz sich an Kleist angeschlossen und schon war ein Angriff auf die Oestreicher, welche unter Serbelloni den Reußer Berg bei Ronneburg besetzt hielten, für den 5. September angeordnet, als Seydlitz das Unternehmen für zu gewagt erklärte und den Rückzug anordnete. Von dem überlegenen Feinde mit behutsamer Scheu nur auf eine kurze Strecke verfolgt, langte Seydlitz mit seinen Truppen am 12. September wieder in dem Lager bei Oschatz auf dem linken Elbufer an. Von hier unternahm er einen zweiten größeren Streifzug über Halle nach Köthen und Bernburg, um Magdeburg gegen eine Schaar Franzosen, welche von Wolfenbüttel anrückte, zu decken. Die Franzosen machten Kehrt! Seydlitz traf am 21. October, von dem Prinzen Heinrich zurückgerufen, im Lager bei Döbeln ein und besetzte den Petersberg bei Halle. Dem Prinzen stand jetzt ein gefährlicher, mit einem vortrefflichen Heere ausgerüsteter, Feldherr, der Feldmarschall Daun, gegenüber. Vergebens suchte dieser sich auf dem rechten Ufer der Mulda, von Freiberg herabkommend, eine feste Stellung zur Sicherung der Winterquartiere, welche er mit seinem Heere in der Umgegend von Leipzig zu nehmen gedachte, zu gewinnen; eine, von Seydlitz ausgeführte, Bewegung verhinderte Daun (den 14. November) in Döbeln Posto zu fassen. Er wurde gezwungen, auf das rechte Ufer der Mulde zurückzukehren und man

kam für die Dauer der Winterquartiere überein, die Stadt Döbeln für neutrales Gebiet zu erklären, so daß sie weder von Oestreichern, noch von Preußen besetzt werden durfte.

Noch vor dem Beginn des Feldzuges 1762 ging Daun mit 20000 Mann Kerntruppen nach Schlesien ab, um dort den Oberbefehl, dem Könige gegenüber, zu übernehmen. Gegen den Prinzen Heinrich blieb General Serbelloni mit einem östreichischen Heere und der General Prinz von Stolberg mit dem Reichsheere zurück.

Seydlitz war völlig wiederhergestellt und vielleicht spornte ihn auch die Eifersucht auf den, zum General ernannten, Kleist an, mit dem früher oft bewährten Feldherrngeiste größere Unternehmungen auszuführen. Ihm hatte der Prinz eine Abtheilung von 4000 Reitern, 3000 Mann Fußvolk und zwanzig Geschützen übergeben, mit welcher er den 21. Juni über Waldheim, Rochlitz nach Altenburg vorging und den Prinzen von Stolberg nöthigte, mit dem Reichsheere über Zwickau und Reichenbach nach Hof sich zurückzuziehen, wodurch er von Serbelloni getrennt wurde, der es jetzt nicht wagen durfte, dem Prinzen Heinrich den Besitz Sachsens streitig zu machen. Seydlitz, welcher bei Zwickau stand, unternahm am 20. Juli gemeinschaftlich mit Kleist und Belling einen Angriff auf das Reichsheer, welches, von dem Prinzen von Stolberg befehliget, zu so eiligem Rückzuge über Hof gezwungen wurde, daß die preußischen Husaren unter Belling nicht im Stande waren, die „Reißausarmee", wie der Volkswitz die Reichsarmee nannte, einzuholen. Durch dies rasche Vordringen seiner Avantgarde, mit welcher das Gros der Armee und die Artillerie nicht gleichen Schritt halten konnte, kam Seydlitz in die Gefahr, von einem östreichischen Reiterregiment, welches den Reichstruppen zu Hülfe eilte, gefangen genommen zu werden. Auch diesmal rettete ihn die, schon bei Gotha mit Glück angewendete, Kriegslist. Er hatte nur seine Adjutanten, Ordonnanzen und dreißig bis vierzig Dragoner und Reitknechte bei sich. Diese geringe Mannschaft vertheilte er in Trupps von drei bis vier Mann, so daß sie eine lange Linie bildeten; er schickte einzelne Plänkerer vor, welche dicht an das vorübermarschirende östreichische Regiment heranreiten und ihre Pistolen auf dasselbe abfeuern mußten, so daß der Feind, getäuscht und in Furcht gesetzt, eiligst davonritt. Der Prinz von Stolberg zog sich bis Baireuth zurück, wo Belling ihm die Kriegskasse abnahm, dann

aber über Eger nach Böhmen ging, wohin ihn Seydlitz beordert hatte, welcher unterdessen mit etwa 3000 Mann bis Töplitz vorgedrungen war. Kleist, welcher einen glänzenden Streifzug über Brix und Kommotau nach Sebastiansberg ausgeführt hatte, traf ebenfalls bei Seydlitz ein. In der Nähe von Töplitz lagerten 10,000 Mann Oestreicher unter dem General Prinzen Löwenstein, welche durch einen raschen Ueberfall, da sie sich ganz sicher glaubten, vernichtet werden konnten. Vergebens drangen Kleist und Belling in Seydlitz, dies allerdings gewagte Unternehmen sogleich am 1. August auszuführen; er ging nicht darauf ein, sondern erklärte, sein Fußvolk abwarten zu müssen. Dies traf schon am folgenden Tage ein; allein nun war der Feind von der Ankunft der Preußen unterrichtet, empfing die Angreifenden gut vorbereitet und Seydlitz mußte sich mit Verlust von zwei Kanonen und 600 Mann zurückziehen. Die, zwischen Seydlitz und Kleist schon längst bestehende Verstimmung nahm hierdurch in bedauerlicher Weise zu und nach den uns vorliegenden Zeugnissen trug vornehmlich Seydlitz die Schuld davon. Eine Zeit lang hielt er sich noch in Böhmen; erst am 2. September rief ihn Prinz Heinrich wieder nach Sachsen zurück, wo er ein Lager bei Pretschendorf hinter dem rechten Flügel des, unter den Prinzen Heinrich versammelten, Heeres bezog. Der Prinz führte dasselbe am 1. October auf das linke Ufer der Mulde, wo er bei Freiberg lagerte. Den Oberbefehl über das vereinigte Heer der Oestreicher und Reichstruppen hatte seit dem 7. September an Serbelloni's Stelle der unternehmendere General Haddik übernommen, welcher vom 12. bis 16. October fast täglich glückliche Angriffe auf das Lager der Preußen ausführte und den Prinzen Heinrich nöthigte, in ein Lager zwischen Reichenbach und Kleinvogtsberg zurückgehen. Bald aber bereitete der Prinz sich wieder zum Angriff vor, nahm am 28. October eine gesicherte Stellung in der Nähe von Freiberg ein und entschloß sich, hier am folgenden Tage dem, unter dem Prinzen von Stolberg und dem General Haddik ihn gegenüberstehenden Heere eine Schlacht zu liefern. Die Schlacht von Freiberg gehört zu den glänzendsten Waffenthaten der Preußen in dem siebenjährigen Kriege und wir werden darauf noch einmal in dem Leben des Prinzen Heinrich zurückkommen. Hier haben wir nur zu erwähnen, daß General Seydlitz die Truppen des rechten Flügels, welche die Schlacht entschieden, befehligte. Er ließ, als das Gefecht bereits schwankte und die Oestreicher im Vortheil

waren, zwei Grenadierbataillons mit dem Bajonnett die, von ungarischem Fußvolk besetzte Anhöhe der drei Kreuze angreifen, während er zugleich durch einige Schwadronen Husaren den Feinden in den Rücken fiel und sie bis nach Freiberg verfolgte, welches am folgenden Tage von dem Prinzen von Stolberg geräumt wurde, der sein geschlagenes Heer über die Mulde nach Frauenstein führte, während Haddik sich auf Dresden zurückzog.

Der König traf am 6. November in Meissen ein und besichtigte, von seinem Bruder, Seydlitz und einigen andern Generalen begleitet, am 9. November das Schlachtfeld von Freiberg, bei welcher Gelegenheit er dem Prinzen Heinrich sowohl, als den commandirenden Generalen die vollkommenste Anerkennung ihrer Verdienste bezeigte.

Rußland war bereits von dem Kriegsschauplatze abgetreten, Oestreich hatte die Vermittlung des Kurprinzen von Sachsen angenommen und der Friede stand in naher Aussicht, ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen. Diesen günstigen Augenblick benutzte Friedrich, um seiner Freundin, der Herzogin von Gotha, einen Besuch zu machen und um ihr eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, bat er Seydlitz, welchen man in Gotha als den Befreier von den unwillkommenen französischen Gästen in gutem Andenken hatte, ihn zu begleiten. Nur wenige Stunden konnte der König dort verweilen, da die Friedensverhandlungen ihn nach Meissen zurückriefen. Am 15. Februar 1763 wurde der Friede zu Hubertusburg abgeschlossen.

Seydlitz wurde für sein Armeecorps Schlesien zur Cantonirung angewiesen, wohin er sofort abmarschirte. Er erhielt den sehr schwierigen Auftrag, die Freibataillons aufzulösen und zu verabschieden. Diese Freischaaren bestanden aus zusammengelaufenen Gesellen, Ueberläufern, davongejagten Lehrburschen und relegirten Studenten, allein sie hatten, insbesondere unter der Führung Kleists, die rühmlichsten Thaten vollbracht und die preußischen Waffen, zumal in den beiden letzten Feldzügen, im deutschen Reiche so gefürchtet gemacht, daß — was freilich nicht allzuviel bedeutete — sämmtliche kleine Fürsten sammt dem Reichstage zu Regensburg vor ihnen zitterten. Nun waren aber die Mehrzahl der Officiere bürgerlicher Herkunft, welche als verwegene Haudegen und gute Reiter sich während des Feldzuges zu ihren Stellen emporgeschwungen hatten. Nach dem Kriege wollte Friedrich nur ein adeliges Officier-Corps und da er seinem Lande die Ausgaben für ein unverhältniß-

mäßig großes Heer nicht machen wollte, sollten zuerst jene Freibattaillons entlassen werden. Diese hatten für ihre, dem Könige geleisteten Dienste einen besseren Lohn erwartet; sie erklärten daher, als ihnen die Waffen abgefordert wurden, dieselben nicht niederlegen zu wollen und sogleich fanden sich Officiere, welche sich an die Spitze der Meuterer — denn für solche wurden sie erklärt — stellten.

Seydlitz war nicht gewohnt, daß Soldaten gegen die Ausführung seiner Befehle mit Worten und Waffen protestirten; er sprengte zu dem Sammelplatze eines der Freiregimenter heran und würde den Rädelsführer durch einen Pistolenschuß niedergestreckt haben, wenn ihm nicht sein Adjutant in den Arm gefallen wäre, mit den Worten: „wenn es geschehen soll, so lassen Ew. Excellenz mich es thun!", wodurch der heftig aufgeregte General zur Besinnung kam und nun auf angemessenere Weise die harten Befehle des Königs zur Ausführung brachte.

Seydlitz wurde zum General-Inspecteur der in Ober- und Niederschlesien garnisonirenden Kavallerie ernannt und unter seine Aufsicht wurden 20 Schwadronen Kürassiere, 10 Schwadronen Dragoner und 40 Schwadronen Husaren gestellt. Der Dienst des Soldaten im Frieden hat zu allen Zeiten dahin geführt, die äußerliche Dressur und das Mechanische so sehr in den Vordergrund treten zu lassen, daß darüber die höhere Ausbildung zum Vaterlandsvertheidiger und Staatsbürger vernachlässiget und die Waffenübung zu einem Puppenspiel herabgewürdiget wurde. Selbst des großen Friedrichs Heer entging diesem Schicksale nicht und seine ersten Generale finden wir wenige Jahre nach beendetem Kriege in ihren Anforderungen an den Soldaten auf die Bildungsstufe des Korporals herabgesunken. Die Schuld davon lag allerdings vornehmlich daran, daß die Jugend der höheren Officiere Friedrichs in eine Zeit fiel, wo für ihre geistige Ausbildung nicht gesorgt wurde, wie uns aus den Gesprächen Friedrich Wilhelms I. mit seiner Genossenschaft in dem Tabacks-Collegium zur Genüge bekannt ist. Außerdem aber lag ein Hinderniß der fortschreitenden Bildung der höheren Officiere darin, daß ein jeder derselben ein eigenes Regiment hatte, und in diesem wieder ein Staats-Bataillon oder eine Schwadron, welcher er seine Sorgfalt fast ausschließlich widmete. Es liegen uns mehrere Parolebefehle des Generals Seydlitz aus seinen späteren Jahren vor, in denen wir freilich den

Schlachtengewinner von Roßbach und Zorndorf nicht wieder erkennen. „Vom 1. April an" — lautet ein solcher Befehl vom Jahre 1766 — „soll kein Officier meines Regiments in und außer dem Dienst andere Stiefeln als Montirungsstiefeln mit Stulpen tragen, desgleichen soll ein jeder Officier den 1. Mai einen Sürtoutrock haben mit weißer Serge gefüttert, von der Weite, daß er ihn über das Kollet ziehen kann; Knöpfe, Aufschläge, Kragen alles accurat so, wie ich mir einen bei dem Schneider Lange habe machen lassen. Zwischen Futter und Tuch kann sich ein jeder etwa Flanell, Frieß oder was er will setzen lassen; das Aeußere aber und was zu sehen ist, muß gänzlich egal sein, bei einem wie dem andren, indem ich das Differente im Regiment vom Ersten bis zum Letzten absolutement nicht ferner statuiren werde, weil ich sehe, daß bei fernerer Nachsicht das Regiment so scheckig werden wird, als wie es sich vor ein preußisches Regiment nicht schickt. Außer diesem befehle ich ferner, daß bei Wachen, Exerciren und allen anderen Dienst die Officiere eiserne Sporen haben und die silbernen bis auf weitere Order nur zur Revue bleiben sollen."

„Ueberhaupt" — heißt es in einem andren Befehle — „wird nochmals erinnert, daß die Herren Officiers sich alle mögliche Mühe geben, den Bauer aus dem Gemeinen und Unterofficier zu bringen und selbigen so viel Ambition als möglich einprägen, indem man nicht einen Reiter vor einen ausgearbeiteten Soldaten passiren lassen kann, bis er außer dem Gewehr und ohne die Gegenwart seines Officiers, wie ein rechtschaffener, ordentlicher Mensch aussieht." Aus den Soldaten den Bürger und Bauer gänzlich herauszubringen war die Hauptaufgabe, welche damals den Officieren gestellt wurde. „Da ich bei der letzten Revue" — lautet ein anderer Befehl unseres Seydlitz — „einige Flanqueurs gesehen, die ihre Sache ziemlich mit der Adresse machen, wie ein schlesischer Bauer, wenn er als Hochzeitbitter seine Pistolen abfeuert und ich daher glauben muß, daß die Königlichen Orders, nach welchen Kürassiers, Dragoner und Husaren einzeln Mann vor Mann ausgearbeitet werden sollen und wie ihnen der Gebrauch des Karabiners, der Pistolen und Degens gewiesen werden muß, von einigen vergessen, von andern vielleicht nicht einmal gelesen, so wiederhole es ernstlich nochmals, daß alle Orders, die in dieser Art an die Regimenter kommen, einem jedem Officier bekannt gemacht werden sollen und müssen und daß die Herren Staabsoffi-

ciere sich bei Bereisung der Regimenter genau erkundigen, ob solches befolgt worden." —

Von dieser Zeit an beginnen der „Gamaschendienst", der Zopf und den Stock in dem preußischen Heere das Regiment zu führen; die höchste Leistung eines Regiments ward: ein guter Parademarsch. Zu diesem gehörten die wunderbarsten und zum Theil qualvollsten Vorbereitungen. Das wildlederne Beinkleid der Officiere durfte keine Falte werfen; um dies zu erzielen mußten sie naß angezogen werden, welches nur dadurch ermöglicht werden konnte, daß sie an einen Balken der Decke mit Stricken befestigt wurden, der Officier auf eine Leiter, oder auf einen Tisch stieg und seine Beine durch seine eigne Schwere und die Nachhülfe einiger Reitknechte in das nasse Doppelgedärm hineinzwängte. Nicht minder groß und beschwerlich waren die Anstrengungen, um den Puderzopf und die Seitenlocken zu Stande zu bringen. Da es in dem Regimente gewöhnlich nur einige kunstgeübte Hände gab, welche Zopf und Locken zu drehen verstanden, so fing am Tage vor der großen Parade das Aufschwänzen, Einpudern und Pomadiren schon des Nachmittags an und keines dieser gesalbten Häupter durfte sich zur Ruhe legen, sie mußten die Nacht schlaflos, auf Bänken sitzend, zubringen, damit das künstliche Gebäude nicht in Unordnung gerathen möchte. Seydlitz hielt so streng auf den ordonnanzmäßigen Anzug, daß er einem Officier, der auf einem Balle anstatt des steifen Halsbandes von Roßhaar eine Sammetbinde trug, zurief: „ich bin nicht gewohnt, Handwerksburschen in meiner Gesellschaft zu sehn." —

Gegen seine Officiere war Seydlitz freigebig und das damalige Verhältniß des Generals zu den Subalternen gestattete es, einem Adjutanten, oder Lieutenant für einen kühnen Reitersprung, einen halsbrechenden Ritt, ein Geldgeschenk zu machen, oder die Schneiderrechnung zu bezahlen. Eben so verehrte der König den Generalen, wenn er mit der Revue zufrieden war, Geldgeschenke. Seydlitz erhielt zum Ankaufe des Gutes Minkowski bei Namslau 20,000 Thaler; sein Gehalt betrug 15,000 Thaler, indessen gehörte er nicht zu den seltenen Officieren, welche im Dienste Schätze sammeln; in seinem Hause wurde, auch wenn er abwesend war, stets offne Tafel gehalten und die sehr liberale Lebensweise der Frau Generalin nahm fast noch mehr Mittel in Anspruch als die Liebhaberei des Generals für Pferde, Hunde, Jagd und

andere Vergnügen. Das Familienleben in seinem Hause war daher keineswegs ein glückliches; er fand durch den allzufreien Wandel seiner Gattin seine Ehre so sehr verletzt, daß er auf Scheidung zu klagen sich gezwungen sah, welche auch erfolgte und daß ihm die beiden Töchter verblieben, spricht dafür, daß nicht er für den schuldigen Theil erkannt wurde. Er war mit der Gräfin Hacke nicht länger als vier Jahr verheirathet.

In verwegenen und gewagten Reiter-Bravourstücken und Salti mortali that es auch noch in seinen späteren Jahren dem General kein Lieutenant zuvor. Im Jahre 1767 erhielt er die Ernennung zum General der Kavallerie; er ließ Appell blasen, um seine Leibschwadron davon in Kenntniß zu setzen und da ein jeder Schuhmacher und Tischler ein Meisterstück machen müsse, erklärte Seydlitz, daß er das seine auch machen werde. Er setzte sich an die Spitze seiner Schwadron, führte sie vor die Stadt, ließ mehrere Attacken mit Hindernissen auf durchschnittenem Terrain ausführen und stürzte sich zum Schluß von dem steilen Ufer hinab in den Ohlaufluß. Die ganze Schwadron folgte ihm nach, ihm zunächst der Trompeter, welcher die befohlenen Signale auf schwimmendem Pferde bließ. Die Schwadron formirte sich, brach zu dreien ab erreichte in geschlossener Ordnung das jenseitige Ufer und er führte die Mannschaft wohlbehalten nach der Stadt zurück. —

Auch zu lustigen Streichen blieb Seydlitz noch im Alter aufgelegt. Mit einigen seiner Officiere war er zur Jagd geritten; ein Superintendent nebst Frau Gemahlin kam in seiner langgebäumten offnen Kirchenvisitationskutsche schneckenpostеilig daher geleiert und versperrte, am Sandberge haltend, den Weg. Dies war für Seydlitz und seine wilde Jagd kein Hinderniß; mit verbindlichstem Gruße setzten er und sein Gefolge über den Wagen so geschickt hinüber, daß dem geistlichen Herrn kein Haar seiner Perrücke gekrümmt wurde. Auch als Schütze mit Pistol und Büchse zeichnete sich Seydlitz durch sein scharfes Auge und seine feste Hand aus. Er schoß seinem Bedienten einen Thaler, den er mit zwei Fingern hielt, aus der Hand; eben so eine Thonpfeife Stück für Stück bis auf den letzten Stummel. Aus seinem Fenster soll er mehr als einmal den Thurmwächter damit geneckt haben, daß er ihm, wenn er am Tage, sobald die Stunde voll war, läutete, den Glockenstrang nah an der Hand abschoß. — Aergerlich darüber, daß sich der ihm gegenüberwohnende Bürgermeister des Morgens eine Stunde lang mit der Tabackspfeife

aus dem Fenster legte und die Schlafmütze aufbehielt, wenn Sr. Excellenz am Fenster erschien, hatte er gedroht, sie ihm vom Kopfe herunter zu schießen; eine Drohung, die er in der That zur Ausführung brachte.

Als Joseph II. 1769 dem Könige einen Besuch in Schlesien abstattete, um daselbst einer Revue beizuwohnen, hatte er darum gebeten, daß das berühmte Kürassierregiment Seydlitz und sein Befehlshaber dabei gegenwärtig sein möchte. Dies geschah, der Kaiser sagte dem General viel Schmeichelhaftes und nach einem kühn und geschickt ausgeführten Manöver rief er: „Bravo, General Seydlitz! das war ein Stückchen von Roßbach!" Bei mehreren Gelegenheiten erwies er dem General Seydlitz besondere Auszeichnung und beim Abschiede wendete er sich in der Nähe des Königs und einer großen Anzahl höherer Officiere an Seydlitz mit den Worten: Wenn die Verhältnisse es mir erlaubten, käm ich zu Ihnen, um den Kavalleriedienst zu lernen, allein da dies nicht sein kann, wünschte ich wohl, Sie kämen zu mir und träten in meine Dienste." — „Ew. Kaiserliche Majestät", antwortete Seydlitz, „würden an mir eine schlechte Acquisition machen, denn ich weiß nur einem Herrn zu dienen und das ist mein gnädigster König." Friedrich war darüber ungehalten, daß der Kaiser Seydlitz fast allein vor allen anderen Generalen ausgezeichnet hatte; er rief ihn zu sich heran und fragte: „Was hat Er so lange mit dem Kaiser zu sprechen?" und nachdem Seydlitz ihm das Gespräch mitgetheilt, sagte er zu ihm in verweisendem Tone: „Er ist dem Herrn keine Erläuterung schuldig." Von Wien aus erhielt Seydlitz später drei ausgesuchte türkische Pferde und eine schöne Zirkassierin als Sklavin zum Geschenk, welche jedoch von der ihr in Preußen zu Theil gewordenen Freiheit einen so uneingeschränkten Gebrauch machte, daß Seydlitz sie bald wieder entließ.

Bei den späteren Revüen blieb das Verhältniß zwischen Seydlitz und dem Könige fortwährend ein gespanntes. Friedrich tadelte zuweilen, wo kein Grund dazu vorhanden war und dann hielt Seydlitz mit der Rechtfertigung nicht zurück. Bei der Musterung im Jahre 1770 bemerkte der König gegen Seydlitz, daß sein Regiment mit längeren Bügeln reite, als alle die übrigen; worauf der General zur Antwort gab: „Ew. Majestät versichre, mein Regiment reitet heut noch eben so, wie es bei Roßbach ritt;" worauf der König nichts erwiderte. Ein andres Mal brachte der König zur Sprache,

ob es nicht besser sei, anstatt der Rückenklingen, zweischneidige einzuführen. Die andren Generale disputirten darüber mit vielen Gründen aus der Mechanik und Mathematik hin und her, bis Seydlitz, welchen der Streit langweilte, unwillig ausrief: „Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, als dieser sich die Klingen besehen kann, so mag sie meinethalben Reitgerten in der Hand haben, sie wird ihn werfen.“ —

Seydlitz war der einzige General, welchem der König im Lager, selbst in dem Zelte und dem Parolezimmer die ihm verhaßte Tabakspfeife gestattete. Alte Officiere und Soldaten, deren Kriegsdienste in Vergessenheit gekommen waren, so daß sie darben mußten, wendeten sich an Seydlitz, um bei dem Könige ihr Fürsprecher zu sein. Als einst in Breslau eine Anzahl abgedankter Invaliden von dem Könige ungnädig und hart mit ihrem Gesuche abgewiesen wurden, nahm Seydlitz für sie das Wort und sagte: „Das sind die braven Männer, welche ihre Knochen zu Markte getragen haben, um für Ew. Majestät Sieg und Ruhm zu gewinnen und die nun betteln gehn mögen!“ Das Gesuch der alten Krieger fand nun eine allergnädigste Berücksichtigung. Der General-Major v. Bredow, welcher den Abschied ohne Pension erhalten hatte, war so in Verzweiflung gerathen, daß er den Versuch machte, sich zu erschießen; auf die Verwendung von Seydlitz bewilligte der König dem unglücklichen Mann nicht nur eine Pension von 1500 Thalern, sondern bezahlte auch seine Schulden. Allgemein stand Seydlitz in dem Rufe, daß er dem Könige Alles sagen dürfe, aber nicht so der König ihm. Friedrich wählte sehr oft zur Zielscheibe seines Witzes den Oberstallmeister Grafen Schwerin; als er dies einmal in einer Weise that, daß es selbst dem gutmüthigen Pommer zu viel wurde, fuhr dieser mit den Worten heraus: „Mir können Ew. Majestät wohl so etwas anthun, ich muß mir Alles gefallen lassen, allein hier neben mir sitzt Einer (es war Seydlitz), warum versuchen Sie es denn nicht mit dem?“ In den späteren Jahren glich sich das Mißverhältniß zwischen dem Könige und Seydlitz wieder vollkommen aus. Friedrich lud ihn in einem freundlichen Schreiben vom 10. April 1772 zu sich nach Potsdam ein; leider wurde er durch einen Schlagfluß-Anfall gehindert, diese Einladung anzunehmen. Auf die ihm davon gemachte Mittheilung schrieb der König an den in Ohlau krank liegenden General: „Es thut mir gewiß recht sehr leid, daß, anstatt das Plaisir zu haben, Euch hier zu

sehen, Euch eine Attaque von Schlaganfall betroffen hat. Da mir selber in anno 1747 ein dergleichen Vorfall begegnet ist und ich gleichwohl davon dergestalt glücklich wieder hergestellt worden, daß mir nicht die mindeste Empfindung davon übrig geblieben ist, so habe ich, sobald Ihr bei der herannahenden guten Witterung Euch des Carlsbader Brunnens und sonstiger Bäder bedienet, zu Eurer vollkommnen Wiederherstellung gleiche Hoffnung. Ich wünsche solche wenigstens mit aufrichtigem Herzen." Noch einmal raffte sich der schwer Erkrankte von seinem Schmerzenslager wieder auf und erschien bei der schlesischen Herbst-Musterung zu Pferde. Beständig aber lag er im Streit mit seinen Aerzten, deren Vorschriften er nicht befolgte und sich, wie er schon früher gethan, durch sogenannte Wunderkuren wieder herzustellen wähnte. Zu den sonderbarsten und gefährlichsten Versuchen dieser Art gehörte, daß er durch den Officier, welcher zur Remonte in die Türkei geschickt wurde, zwei hübsche Zirkassierinnen, denen er besondere Zauberkräfte zutraute, als Krankenpflegerinnen auf einem dortigen Sklavenmarkte für sich einkaufen ließ. Der Officier führte den Auftrag nach Wunsch aus, allein die beiden Zauberschwestern wirkten so verderblich auf den greisen General, daß zu den alten Uebeln sich neue, schrecklichere gesellten und Gaumen und Nase von krebsartiger Krankheit zerstört wurden. Im August 1773 bereiste der König Schlesien und besuchte Seydlitz in Ohlau. Er sprach ihm Muth ein und suchte den Vermittler zwischen ihm und seinen Aerzten zu machen. „Mein lieber Seydlitz", sagte er, „Er muß nicht eigensinnig sein und muß schon dem Doktor folgen; Ihr Doktors aber müßt auch nicht eigensinnig sein und den Patienten nicht mit Pulvern quälen, wenn er lieber Tropfen haben will und eines so gut wie das andere ist." Von Potsdam aus erkundigte sich der König fortwährend sehr theilnehmend nach Seydlitz Befinden, und veranlaßte den Prinzen von Preußen, bei seiner Anwesenheit in Schlesien dem Kranken ebenfalls einen Besuch zu machen. Seydlitz war erfreut über diese Aufmerksamkeit, befahl dem Prinzen seine Reitpferde vorzuführen und da er von ihm hörte, wie vor allen anderen ein türkischer Schimmel ihm gefallen habe, schickte er ihm dies Pferd am folgenden Tage nach Breslau mit der Bitte, es zum Andenken an ihn als Geschenk anzunehmen. Der Prinz (später König Friedrich Wilhelm II.) dankte ihm dafür in nachstehendem Schreiben aus Breslau

vom 27. August 1733: „Mein lieber General von Seydlitz. Der Lieutenant von Kleist hat mir alleweile das Pferd überliefert, das Sie so gütig sind mir zu geben; es gefällt mir sehr wohl und ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. Ich hoffe, daß meine Gesinnungen gegen Ihnen bekannt sind, um jemals zu glauben, daß ich einen so verdienstvollen Mann und Freund jemals vergessen könnte und nehme also das Pferd, wie ein Zeichen Ihrer Freundschaft, aber nicht wie ein Andenken, mit Freuden auf, bitte Ihnen noch vielmals, dem Rathe des Doktors und Chirurgi in allen Stücken zu folgen und zweifle nicht, Ihnen sodann wieder restituirt zu sehen. Da Sie Ihr Leben so oft mit Ruhm zum Nutzen des Vaterlandes gewagt, so ist es gleichsam eine Pflicht, dieses Leben anitzo zu erhalten zum Besten des Vaterlandes und für Ihre Freunde, worunter ich mit allem Rechte mich rechne, der ich bin Dero sehr wohlaffectionirter Freund Friedrich Wilhelm." —

Seydlitz erlag der unaufhaltsam fortschreitenden Krankheit am 7. November 1773 im dreiundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Nach seiner letztwilligen Bestimmung wurde sein Leichnam nach seinem Landgute zu Minkowski in Oberschlesien gebracht und daselbst in einer abgelegenen Einsiedelei unter hohen Eichen beigesetzt. Dort bezeichnet ein einfaches Denkmal aus Sandstein, seine Ruhestätte. An der Vorderseite trägt eine schwarze Marmortafel die Inschrift: „Herois Friedr. Wilh. L. B. de Seydlitz, nat. a. 1721, denat. a. 1773 Cineres." (des Helden Friedr. Wilhelm Freiherrn v. Seydlitz geb. 1721, gest. 1773 Asche).

Seydlitz war von mittlerer Größe (6 Fuß 5 Zoll), eine wohlgebaute, kräftige Gestalt, seine Haltung, zumal zu Pferd, kündigte den, einer jeden Gefahr muthig entgegenreitenden, Helden an. Die Gewalt, die er durch sein Beispiel auf seine Untergebenen ausübte, war unwiderstehlich; da er, sobald es zum Einhauen ging, immer der Erste war, blieb keiner zurück; sein Wort, sein Blick, sein Schwert waren drei Blitze, welchen Niemand widerstand. —

Der König befahl, daß sämmtliche Stabsofficiere der schlesischen Inspection zur Trauer um Seydlitz vierzehn Tage lang einen Flor um den Arm tragen sollten. Der Bildhauer Tassaert erhielt den Auftrag sein Standbild in Marmor auszuführen, welches ihn als Kürassierofficier in voller

Uniform darstellt und am 2. Mai 1782 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufgestellt wurde.

Unter den vier Heldengestalten zu Pferde, welche die eherne Reiterstatue Friedrichs des Großen vor dem Palais des Prinzen von Preußen in Berlin umgeben werden, erblicken wir auch die des tapfern Reitergenerals v. Seydlitz in glänzendem Waffenschmucke von Rauchs Meisterhand.

Hans Joachim von Zieten.

wurde den 18. Mai 1699 auf dem, in der Grafschaft Ruppin, sieben Meilen von Berlin gelegenen Landgute seines Vaters zu Wustrau geboren.

Wir hören es oft als eine, in den Zeiten von großen Staatsumwälzungen vorkommende, Erscheinung rühmen, daß das wahrhaft militärische Talent nur in Revolutionskriegen zu seiner Geltung kommen könne. Man führt als Beispiele, daß Männer aus beschränkten Verhältnissen, ohne Vermögen, Bildung und Kenntnisse sich zu den höchsten militärischen Graden emporgearbeitet: Bernadotte, Ney, Moreau und viele andere Generale des Kaisers Napoleon, welcher selbst nur der Sohn eines corsischen Advokaten war, an. Aehnliche Erscheinungen finden wir in der preußischen Kriegs-Geschichte, ohne sie auf den Einfluß von einer Staatsumwälzung zurückführen zu können; der Feldmarschall Derfflinger war seines ursprünglichen Zeichens ein Schneidergeselle und was die wissenschaftliche Bildung anbetrifft, so hatten es die beiden berühmtesten Generale des preußischen Heeres: der alte Zieten und der alte Blücher nie so weit gebracht, auch nur eine einzige Zeile in ihrer Muttersprache und noch viel weniger in einer fremden fehlerfrei schreiben zu können. Sie kannten den Krieg nur als Handwerk, nicht als Kunst und Wissenschaft und dennoch müssen wir ihnen zugestehn, daß sie es auf ihre Weise weit genug gebracht haben. Auch in der Fechtkunst finden wir zuweilen den rohen Naturalisten mit seinen Schwadronenhieben dem kunstgeübten Meister

überlegen, wodurch jedoch das Verdienst der durchgebildeten Uebung und ihre zuverlässigeren Erfolge nicht zurückgesetzt, oder geläugnet werden sollen.

Unser Hans Zieten wuchs auf dem väterlichen Gute als ein ächter märkischer Rübenjunker auf. Die Einkünfte des Vaters beliefen sich, da das Gut ihm gemeinschaftlich mit mehreren Brüdern gehörte, auf nicht mehr als 5 bis 600 Thaler. Das höchste und einzige Ziel eines märkischen und pommerschen Junkers war damals der Soldatenrock, „das Kleid des Königs" genannt. In dem nahgelegenen Städtchen Ruppin stand zu jener Zeit ein Musquetier-Bataillon in Garnison; für den Knaben war es das größte Fest, dorthin gehen zu dürfen und dem Exerciren, oder der Wachparade zusehen zu dürfen. Als den höchsten Beweis väterlicher Zufriedenheit aber durfte er es ansehen, daß ihm bereits in seinem neunten Jahre gestattet wurde, jeden Sonnabend nach der Stadt zu gehn und sich von einem Musquetier das freiherabwallende Haar in einen Zopf, welcher acht Tage vorhalten mußte, binden zu lassen. — Seine militairische Laufbahn begann er vierzehn Jahr alt in dem Infanterie-Regimente von Schwendy, in welches er als Junker eintrat, jedoch von der Pike auf dienen mußte. Da er klein und schwächlich von Körper war, glaubten die älteren und stärkeren Junker ihn nach Gefallen necken zu dürfen; allein unser Hans ließ sich nicht hänseln und bald waren mehrere, die er herausgefordert hatte, von ihm gezeichnet. Diese Raufereien, und mehr noch seine unansehnliche Figur, wurden Veranlassung, daß der Graf Schwerin — der später berühmte Feldmarschall — welcher Inhaber des Regiments Schwendy wurde, ihn viermal überging, ohne ihn zum Premier-Lieutenant zu avanciren. Er forderte und erhielt (1723) seinen Abschied und begab sich nach dem väterlichen Gute, wo er, da sein Vater (1719) gestorben war, sich der Wirthschaft annahm und zwei und ein halbes Jahr den Landbau trieb. Die Lust zu dem Soldatenleben regte sich jedoch bei ihm aufs Neue. Er ging einige Mal nach Berlin, wo er bei der Parade in seiner halb bürgerlichen, halb militairischen Kleidung dem Könige Friedrich Wilhelm I. so auffiel, daß sich dieser nach seinen näheren Verhältnissen erkundigte und ihm, da er seine Beschwerden über die erfahrene Zurücksetzung eben so gerecht, als seinen Diensteifer löblich fand, als vierten Premierlieutenant bei dem Dragoner-Regiment v. Wuthenow, welches in Ostpreußen stand, anstellte. Tilsit wurde sein Standquartier und die Reise

dahin war mit Beschwerde und Lebensgefahr verbunden, da er sie zum Theil zu Schlitten über das frische Haff und auf dem nicht mehr haltbaren Eise des Pregel machte.

Zieten zeichnete sich bald als geschickter und kühner Reiter, zugleich aber auch als ein, dem Unrecht mit Freimuth entgegentretender, Officier aus. Er gerieth hierdurch in öftere Händel mit seinem Rittmeister; dieser zu feig, um eine Herausforderung Zietens anzunehmen, verklagte ihn bei dem Könige und ein Kriegsgericht verurtheilte ihn zu einjähriger Festungsstrafe. Die Kameraden Zietens nahmen für ihn Partei gegen den Rittmeister und verhöhnten ihn wegen seiner Feigheit so sehr, daß er nach der Rückkehr Jenes von der Festung ihn einst auf offner Straße anfiel und zum Zweikampfe, oder vielmehr zur Nothwehr zwang. Zieten hatte das Unglück, daß ihm die Klinge zersprang; Sekundanten waren nicht gegenwärtig, welche dem ungleichen Kampfe Einhalt gethan hätten; dem Waffenlosen blieb keine andere Rettung übrig, als den, auf ihn eindringenden, Rittmeister das Degengefäß in das Gesicht zu werfen und eh dieser wieder zur Besinnung gekommen, sich mit einer starken Stange zu versehen, mit welcher er seinen Gegner so lange abwehrte bis einige Officiere dazwischen traten. Der Handel kam wieder vor ein Kriegsgericht; dem Rittmeister wurden drei Monat Festung, dem Lieutenant Zieten Cassation zuerkannt, und der Spruch von dem Könige bestätigt. Zieten kehrte nach seinem väterlichen Gute bei Ruppin zurück; allein wie früher, so erwachte auch diesmal sehr bald wieder bei ihm die angeborene Lust zum Soldatenstande. Durch die Fürsprache der Generale Buddenbrock und Flans erhielt er vom Könige Verzeihung und 1730 eine Anstellung als Premier-Lieutenant bei der damals neu errichteten Husarenschwadron, zu deren Chef ein Rittmeister v. Benekendorf ernannt wurde. Der König hatte an diesen Ungarischen Reitern so großes Gefallen, daß er im nächsten Jahre noch zwei Schwadronen errichtete, und Zieten dabei zum Rittmeister der zweiten Freicompagnie durch ein Patent vom 1. März 1731 beförderte. Seinen ersten Feldzug machte Zieten 1735 am Rhein gegen die Franzosen unter dem Befehl des östreichischen Husarengenerals Baronay, zu welchem ihn der König mit 120 Mann geschickt hatte, um ihn in die Schule zu nehmen. Baronay erkannte bald in Zieten den tüchtigen Husarenofficier, verstärkte seine Compagnie durch 300 östreichische Husaren, mit denen er



gez. v. L. Loeffler. Lith. Anst. v. H. Delius.

mehrere kleine Streifparteien und Scharmützel glücklich ausführte. Baronay empfahl ihn dem Könige bestens und dieser ernannte ihn den 29. Januar 1736 zum Major mit ausdrücklicher Bemerkung: „daß solches in Consideration seiner guten Qualitäten, erworbenen Kriegs-Experience und in vorjähriger Campagne am Oberrhein rühmlichst bezeigter Vigilance und Tapferkeit geschehe."

Nach seiner Heimkehr vermählte er sich mit Leopoldine Judith von Jürgas, an welcher er eine bescheidene und liebenswürdige Hausfrau gewann, die ihn für manchen Verdruß im Dienste durch treue Liebe zu Haus entschädigte.

Der König hatte zum Chef des Husarenregiments einen Infanterie-Officier, den Oberstlieutenant von Wurmb ernannt, mit welchem Zieten bald in eben so blutige Händel, wie mit seinem Rittmeister in Tilsit verwickelt wurde. Wegen der ungerechten Vertheilung der Remontepferde kam es zwischen beiden zu so heftigem Wortwechsel, daß Wurmb die Thüre schloß, zum Säbel griff und seinem Gegner zornig zurief, dasselbe zu thun. An Größe und Stärke war Wurmb diesem bei weitem überlegen, dagegen war Zieten gewandt und ein guter Fechter. Nach wenigen Gängen hatte der sechs Fuß lange Oberstlieutenant einen Hieb in die Schulter, bald darauf einen zweiten in das Gesicht, er drang wüthend auf Zieten ein und hieb ihm, weil bei den Husarensäbeln die Hand keine Deckung hat, den Mittelfinger der rechten Hand ab. Da Zieten mit dem Säbel nicht weiter fechten konnte, verlangte Wurmb daß der Zweikampf mit Pistolen fortgeführt werden sollte; kaum wollte er Zieten gestatten, sich verbinden zu lassen. Indessen bedurfte er selbst eines Wundarztes und gab endlich nach, die Fortsetzung des Duells zu verschieben. Es kam nicht dazu, allein Wurmb suchte auf andre Weise sich zu rächen; davon später.

Dem Könige Friedrich II., welcher 1740 den Thron bestieg, war der Major von Zieten nicht persönlich näher bekannt, weshalb wir ihn auch in dem ersten schlesischen Feldzuge nicht genannt finden. Die Husaren standen überdem, und nicht ohne Grund, in einem bösen Rufe; während der Schlacht von Mollwitz hatten sie, anstatt gegen die Feinde zu flanquiren, die Bagagewagen der eigenen Truppen geplündert, so daß der König schon Willens war, das ganze Corps aufzulösen. Hierzu kam die Untauglichkeit eines

Führers wie Wurmb, der mit Zieten beständig im Streit lag und nur auf eine Gelegenheit lauerte, seinen alten Groll an ihm auszulassen. Diese fand sich bald. Bei einer Recognoscirung im Juni 1741 beauftragte er Zieten mit seiner Schwadron vorzugehen, ein feindliches Regiment anzugreifen, sich dann zurückzuziehen und den Feind in ein Dorf zu locken, wo er, der Oberst, mit den anderen Schwadronen sich versteckt halten und ihn unterstützen würde. Zieten that, wie ihm befohlen; als er aber sich langsam fechtend nach dem Dorfe zurückgezogen hatte, fand er Wurmb nicht mehr und hatte große Noth, sich glücklich aus der Affaire zu ziehn. Nachdem er das Regiment wieder erreicht hatte, ritt er auf den Oberst zu, machte ihm laute Vorwürfe darüber, daß er treulos und verrätherisch an ihm und der Schwadron gehandelt hätte. Dieser zog statt aller Antwort den Säbel und drang auf Zieten ein, welcher nun ebenfalls zog und, als Fechter und Reiter seinem Gegner überlegen, ihm einen tüchtigen Hieb in den Kopf versetzte. Wurmb war hierdurch genöthiget, sich einige Zeit als krank zu melden und dies wurde Veranlassung, daß der König Zieten persönlich kennen lernte. Er führte ihm das Regiment vor und Friedrich bezeigte ihm seine Zufriedenheit dadurch, daß er ihn vor seiner Schwadron zum Oberstlieutenant ernannte. Er erhielt bald darauf den 22. Juli den Auftrag mit 6 Schwadronen eine Abtheilung Oestreicher aus Rothschloß zu vertreiben, welchen schwierigen Auftrag er glücklich ausführte und ein ganzes feindliches Kavallerieregiment gefangen nahm. Ein Zufall wollte, daß ihm gegenüber sein alter Lehrmeister von der Rheincampagne her, der General Baronay commandirte. Diesem gelang es mit Noth, sich zu Fuß auf schmalem Stege über einen Mühlbach der Gefangenschaft zu entziehen. Er schrieb Tages darauf an Zieten, welchen er im Gefechte wieder erkannt hatte, die schmeichelhaften Worte: „Er (Baronay) habe als Besiegter von Glück zu sagen, daß er einem so gefährlichen Schüler durch eine rasche Flucht entgangen sei.“ — Der König ernannte ihn nach dieser glänzenden Waffenthat zum Obersten, Wurmb erhielt den Abschied und Zieten den Befehl über ein Regiment Husaren, welches aus den drei Escadrons der Leib-Husaren und aus drei preußischen Schwadronen gebildet wurde. In der Bestallung heißt es: „Se. Majestät habe billig zu sein erachtet, denselben als einen tapfern und braven Officier, welcher bei so vielen Kriegsbegebenheiten eclatante Proben seiner besonderen Tapferkeit und Bravour gezeigt, zu re-

compensiren." — Zur Belohnung für einige andere, nicht minder glücklich bestandene, Gefechte verlieh ihm der König den Orden pour le mérite und befahl während des Winters sein Regiment durch vier neue Schwadronen zu verstärken. Den Feldzug 1742 eröffnete der König damit, daß er dem Grafen Schwerin befahl, aus Schlesien mit einem Corps von 15,000 Mann nach Mähren vorzudringen. Zieten führte die Avantgarde und der Name der preußischen Husaren wurde bald so gefürchtet, daß selbst die Ungarn ihnen das Feld räumten. Nirgend fand er Widerstand, drang vor bis Stockerau, der letzten Station vor Wien, und machte die Kaiserin in ihrer Hofburg zittern. Da ein starkes Armeecorps aus Ungarn heranrückte, welches ihm den Weg nach Schlesien abzuschneiden drohte, zog er sich zurück, jedoch nur, um den Feinden entgegenzugehen, welche über Jablunka Schlesien mit einem Einfall bedrohten. Zieten zersprengte die feindliche Vorhut bei Gedingen und bestand bei Ungarisch-Skaliz und Ungarisch-Brodt glückliche Gefechte, wodurch er den Zuzug aus Ungarn aufhielt und es dem Könige möglich machte, die ihm bei Zschaslau und Chotusitz gegenüberstehenden Oestreicher am 17. Mai zu schlagen. Maria Theresia sah sich gezwungen, den Breslauer Frieden zu unterzeichnen und auf Schlesien zu verzichten.

Zieten hatte sich während des Feldzuges nicht bereichert, obschon viele der Husarenofficiere mit Beute beladen nach Haus zurückkehrten. Der König selbst wieß sie darauf an. Als Zieten mit seinem Regimente im Winter 1742 an der ungarischen Grenze stand, erhielt er von dem Könige eine Anweisung auf die Winter-Douceur-Gelder für sich und seine Officiere, in welcher es heißt: „Ich will es auch so genau nicht nehmen, wenn die Officiere sich noch auf eine gute Art ein kleines Nebendouceur machen können; es muß aber darunter nicht zu weit gegangen werden, auch mit solcher Bescheidenheit und Manier, daß kein Geschrei darüber gemacht werde, noch Klagen deshalb kommen." Dem ehrlichen Zieten waren über diesen Befehl einige Bedenken aufgestiegen und auf seine Anfrage deshalb erhielt er (den 30. März 1741) folgende Antwort von dem Könige: „Mein lieber Oberst v. Zieten; Ich will in Antwort auf Euer Schreiben vom 27. d., daß Ihr suchen sollt, dorten nach der ungarischen Grenze hinauf so viel zu bekommen, daß Ihr 1000 Thaler und ein jeder Rittmeister 500 Thaler anstatt der Winterdouceurs bei-

bringen könnt. Ihr müßt aber nicht anders als von den Orten, so gegen die Grenze nach Ungarn liegen, die Gelder nehmen."

Nach der Rückkehr aus dem Feldzuge beschäftigte sich Zieten vornehmlich mit der Ausbildung seines Regiments, verweilte jedoch von Zeit zu Zeit auch auf seinem kleinen Landgute, wo seine Gattin lebte und ihm im Jahre 1743 mit einem Söhnchen beschenkte.

Bei dem Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges 1744 erhielt Zieten den Befehl über die Avantgarde des Heeres, welches der König durch Sachsen nach Böhmen führte. Die preußischen Husaren hatten täglich Gefechte mit den ungarischen unter Esterhazy und mit den Kroaten und Panduren, welche an Zahl den Preußen überlegen waren, dagegen durch den Mangel an guter Anführung und Mannszucht ihnen weichen mußten. Der König belohnte das Verdienst Zietens dadurch, daß er ihn den 3. October 1744 „zum General-Major bei den Husaren avancirte", und sein Patent um acht Monate zurückdatiren ließ, so daß es vom 1. Februar 1744 ausgestellt wurde. Es gereichte dies Zieten zu besonderer Genugthuung, da er auf ein, an den König vor Ausbruch des Feldzuges gerichtetes Gesuch um Beförderung einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte.

Der glückliche Anfang dieses Feldzuges hatte nicht einen eben so glücklichen Fortgang; der König sah sich genöthigt, aus Mähren sich wieder nach Böhmen zurückzuziehen. Den leichten Truppen der Avantgarde wurde der schwierige Auftrag, die Nachhut zu bilden und den Rückzug zu decken, wobei Zieten in mehrere, zum Theil sehr ernstliche, Gefechte verwickelt wurde. Eines der glänzendsten bestand er am 9. October bei Tein, wo er mit zwei Grenadierbataillons ein Corps von 10,000 Oestreichern zurückschlug, bei welchem Gefechte Zieten seine Husaren zweimal durch die Moldau hin- und zurückgeführt hatte. Der König empfing Zieten und seine Schaar, als sie im Lager bei Bechin bei ihm eintrafen, auf das ehrenvollste. Die Mannschaft des Lagers mußte unter das Gewehr treten, Friedrich setzte sich an die Spitze der Zietenschen Husaren und führte die Siegesschaar unter der Bewillkommnung durch Feldmusik und Vivatrufen in das Lager herein.

Nachdem es der östreichischen und sächsischen Armee gelungen war, sich zu vereinigen, traf ihr Anführer, der Prinz von Lothringen, Anstalt, in der Nacht vom 18. zum 19. November bei Teinitz über die Elbe zu gehn und

das Lager des Königs zu überfallen. Durch die Wachsamkeit Zietens und die Tapferkeit des Obersten v. Wedell, „des preußischen Leonidas" welcher sich mit zwei Bataillons dem feindlichen Heere entgegenwarf und es aufhielt, wurde das wohlberechnete Unternehmen des Prinzen von Lothringen vereitelt. Bei diesem Gefechte wurde das Pferd Zietens von einer Kanonenkugel getroffen. Ein Unterofficier Namens Forkard bot dem General sogleich das seine an; allein dieser lehnte es ab, mit dem Bemerken, daß Forkard, da er von den Oestreichern desertirt sei, ihnen zu Fuß leicht in die Hände fallen könnte und dann zuverlässig gehangen werden würde. Bis ein Reitknecht ihm eines von seinen Pferden brachte, bestieg er das eines Husaren und führte das Gefecht zu einem glücklichen Ende.

Der König belohnte Zieten für seine, in diesem Feldzuge bewiesene Tapferkeit mit einer Zulage von 1200 Thaler, wovon er ihn in nachstehendem, aus Berlin den 30. December 1744 datirten, Schreiben in Kenntniß setzte: „Mein lieber General-Major v. Zieten. Um Euch eine Marke Meines gnädigen Wohlgefallens über Euern bisherigen Fleiß, Treue und Eifer zu geben, habe ich resolvirt und befohlen, daß Ihr diejenige Pension von 7000 Thaler, welche der verstorbene Oberst v. Varenne sonst aus der Hofstaatskasse gehabt, nicht weniger diejenigen 500 Thaler so er aus dem geldrischen Subsidien-Etat jährlich bekommen, hinwiederum haben und bekommen sollt."

Zietens Ruf hatte schon damals die Grenzen des Vaterlandes überschritten; die Kaiserin Anna von Rußland, obschon sie sich für neutral erklärt hatte, schickte „dem tapfern Husarengeneral v. Zieten" zum Ersatze für die in dem letzten Feldzuge gehabten Verluste, dreihundert ausgewählte Steppenpferde, um sein Regiment wieder vollzählig beritten machen zu können.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1745 hielt Zieten mit seinem Regimente die Vorposten an der oberschlesischen Grenze besetzt. Eine östreichische Armee von 20,000 Mann war zwischen Jägerndorf und Neisse vorgedrungen und hatte das, von dem Markgrafen Karl befehligte, preußische Armee-Corps von der Hauptarmee des Königs getrennt. Alles kam darauf an, den Markgrafen davon zeitig genug zu unterrichten und die Befehle zum Rückzug zu überbringen. Diesen schwierigen Auftrag ertheilte der König Zieten und daß er ihn für sehr bedeutend hielt ergiebt sich daraus, daß er am Schlusse der Ordre hinzufügte: „der General solle diesen Befehl in seinem ganzen Regi-

mente bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf auf jeden Fall von dem Willen des Königs unterrichtet würde." — Dieser Zusatz schien jedoch Zieten, wegen der vielen Ueberläufer und unsichern Leute, welche er in seinem Regimente hatte, so bedenklich, daß er die Bekanntmachung desselben unterließ und dafür eine Kriegslist ersann, die ihm vortrefflich gelang. Bisher hatte sein Regiment rothe Dolmans und schwarze Filzmützen getragen; jetzt hatte er für den Winter blaue Pelze und hohe, runde Pelzmützen mit Schuppenbändern erhalten *).

Den Oestreichern waren die Zietenschen Husaren nur in dem rothen Dolman und der schwarzen Mütze bekannt; dies benutzte Zieten zu einer Täuschung der Feinde, indem er seinen Leuten die blauen Pelze anlegen ließ, worin sie dem ungarischen Husarenregimente Spleny glichen. Er fand die Oestreicher bei Neustadt, welches sie durch einen Handstreich zu nehmen versucht hatten, auf dem Rückzuge nach dem Lager bei Leobschütz. Unerkannt schloß er sich mit den Seinen an ein östreichisches Dragoner-Regiment an, einige, zu ihm übergelaufene, Ungarn mußten die ausgestellten Feldwachen und ausgeschickten Patrouillen der Feinde anrufen und so gelang es ihm, mitten durch das feindliche Lager glücklich hindurch das Lager des Markgrafen bei Jägerndorf zu erreichen und dem Markgrafen die Befehle des Königs zu überbringen, welcher der Führung Zietens vertrauend, sogleich den Rückzug antrat und nach einem, in der Nähe bei Jägerndorf glücklich bestandenen, Gefechte mit einem reichen Transporte von Lebensmitteln den 28. Mai bei dem Könige im Lager bei Frankenstein eintraf.

Die erste große Schlacht, an welcher Zieten und sein Regiment Antheil nahmen, war die am 4. Juni bei Hohenfriedberg und Striegau, in welcher seine Husaren das östreichische Kürassierregiment Hohenembs und die Dragoner von Sachsen-Gotha warfen, viele Gefangene machten, darunter den General Berlichingen, der jedoch nicht, wie sein Ahnherr, eine eiserne Hand, sondern eine gepuderte Ziegenhaar-Perrücke als Sturmhaube trug, so hieb-

*) Die Officiere trugen bei Paraden Tigerdecken über die Schulter geworfen und auf dem Czapka (der Mütze) einen, an einer Messingstange befestigten, Adlerflügel. Die Tigerdecke Zietens und sein Czapka mit dem Adlerflügel befinden sich auf der Königl. Kunstkammer in Berlin.

und schußfest, daß ihm der Schädel nicht gespalten wurde. Dem Husaren, welcher die Perrücke auf den Säbel gespießt, nebst dem gefangenen General zu dem Könige brachte, rief dieser zu: „Kinder, Ihr seid brave Kerls und habt Eure Schuldigkeit gethan. Klopft mir die Wiener Perrücken bei allen Gelegenheiten so durch!" — Noch glänzender war der Erfolg der Theilnahme Zietens an dem Gefechte bei Katholisch-Hennersdorf am 23. November 1745, in welchem er, in Gemeinschaft mit den schwarzen Husaren, zwölf Fahnen und Standarten, vier Kanonen und fünf Paar Pauken erbeutete. Einem jeden der beiden Husarenregimenter schenkte der König ein Paar der erbeuteten silbernen Pauken, um sie im Garnisondienste als Ehrenzeichen zu führen.

An der Schlacht bei Sorr (den 30. September) hatte Zieten zu seinem Verdrusse keinen Antheil nehmen können, da ihn der König zur Aufbringung von Lebensmitteln und Auskundschaften der Feinde nach einer anderen Seite hin entsendet hatte. Dies kam öfter vor und Zieten fühlte sich hierdurch, mehr noch aber dadurch, daß der König ihn nicht mit gleichem Vertrauen, wie andere Generale beehrte, so gekränkt, daß er sich darüber ganz unverholen bei ihm beklagte. Der König suchte ihn durch das nachstehende Schreiben zu begütigen: „Mein lieber General-Major v. Zieten, Ihr könnt gewiß versichert sein, daß es mir recht leid gethan hat, aus Euerm Schreiben vom 30. v. M. zu ersehen, wie Ihr in den Gedanken steht, als ob Ich etwas gegen Eure Person hätte, oder sonst mit Euern Diensten nicht zufrieden wäre. Ihr könnt fest glauben, daß weder das Eine, noch das Andere ist und daß vielmehr Ich Euch als einen rechtschaffenen Officier estimire und von Euren treuen, geschickten und guten Diensten sehr satisfait bin. Daß ich aber zu Zeiten dem General X. (Winterfeld?) besonders Commission gebe, dieses oder jenes nach meinen, ihn insgeheim bekannt gemachten Absichten, auszurichten und Euch deshalb Meine Intentionen, wie die Umstände es erfordern bekannt zu machen, solches kann mir wohl unmöglich gewehrt, noch darunter die Hände gebunden werden, um so weniger, als solches nur in gewissen Expeditionen geschieht und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennetät nicht das Mindeste verliert ꝛc."

In dem Gefechte bei Hennersdorf war Zieten verwundet worden; er war genöthiget, das Commando auf einige Wochen niederzulegen und konnte

an dem schönen Siege des Fürsten Leopold bei Kesselsdorf den 15. December nicht thätigen Antheil nehmen. Bald darauf machte der, am 25. December zu Dresden geschlossene Frieden dem zweiten schlesischen Kriege ein Ende.

Zieten kehrte mit geschwächter Gesundheit aus dem Feldzuge zurück, besuchte deshalb im Frühling 1746 die Bäder von Hirschberg und Warmbrunn in Schlesien, verdankte aber, wie er meinte, seine Wiedergenesung dem Wunder-Elixir des Doktors Oehm in Dresden. Von dem Könige erhielt er als Auszeichnung für die, in den schlesischen Kriegen geleisteten, Dienste einen türkischen Säbel (den 23. August 1746) zum Geschenk. Der Lieblingsgedanke, welcher ihn jetzt außer dem Dienste beschäftigte, war der Bau eines großen Prachtschlosses auf seinem kleinen Gute. Der Anschlag, welcher ihm von dem Baumeister dazu gemacht worden war, belief sich auf 30,000 Thlr. und obschon Zieten eben damals über nicht mehr als 800 Thaler baares Geld zu verfügen hatte, ließ er dennoch mit der Grundsteinlegung des weitläufigen Gebäudes beginnen. Der König verwilligte ihm einhundert Stämme Bauholz und dreißig Kahnladungen Kalksteine; es fanden sich begüterte Freunde, welche Vorschüsse machten und so schritt der Bau mit jedem Jahre vorwärts. Die Bewirthschaftung des Gutes aber litt darunter zum großen Leidwesen seiner Gemalin und dies gab zu manchem häuslichen Zwiste Veranlassung. Zieten hatte seine Garnison in Berlin und besuchte Wustrau, wo seine Gemahlin für immer wohnte, gewöhnlich nur des Sonntags. Als ein Beispiel seiner Geistesgegenwart und Seelenruhe wird folgendes erzählt: Auf einer Fahrt nach Wustrau war er genöthiget in dem Wirthshause zu Flatow zu übernachten. Er fühlt mitten in der Nacht, als er im Bette liegt, seinen Fuß von etwas umschlungen, welches er für eine Schlange halten muß. Obwohl halb im Schlafe, hat er doch so viel Besinnung, das giftige Geschöpf nicht mit Gewalt abzustreifen, da er es dadurch unfehlbar gereizt haben würde. Er ließ also die vermeintliche Boa constrictor sein Bein ungestört umschlungen halten und schlief darüber sanft ein. Als er am Morgen erwachte und sich näher unterrichten wollte, welch ein Lindwurm ihn gefesselt halte, fand er zu seinem Trost, daß die gefährliche Boa ein Eichkätzchen war, welches, sein Bein umschwänzelnd, sich ein warmes Plätzchen bei ihm im Bette gesucht hatte.

Zietens Regiment bestand aus zwei Bataillons, ein jedes zu fünf Schwa-

dronen; das erste Bataillon stand in Berlin, die fünf Schwadronen des zweiten waren in die, dem preußischen Hofe verpfändeten Meckelnburg-Schwerinschen Städte: Parchim, Plauen und Lübs verlegt, was auf die Disciplin derselben die nachtheiligsten Folgen hatte, da sie sich dort fast nicht besser als in Feindes Lande betrugen. Viele Klagen gelangten von dort an den König und als später über ein an der sächsischen Grenze aufgestelltes Commando der Zietenschen Husaren ebenfalls Beschwerden erhoben wurde, erließ Friedrich (den 5. März 1750) an den General ein, in ziemlich starken Ausdrücken abgefaßtes, Schreiben, in welchem er ihm „die Negligence und Unordnung sowohl in Ansehung der Officiere als Soldaten" zur Last legt, „welche daher entstehe, daß der General sich um nichts bekümmere und einem jeden machen lasse, was er wolle." Dies ungnädige Schreiben schließt damit, „er wolle hoffen, Zieten werde in Zukunft besser vigiliren und das Regiment einmal wieder in Ordnung bringen."

So streng auch die Sprache in diesem Schreiben war, so that dies doch dem guten Vernehmen zwischen Zieten und dem Könige keinen Eintrag, zumal da Friedrich bald darauf ihm eine Präbende des Stiftes Gerresheim im Herzogthume Bergen ertheilte, wobei uns nur unangenehm auffällt, daß der König für die Ertheilung von dergleichen Präbenden sich eine ansehnliche Summe zahlen ließ. Von Zieten verlangte er 600 Thaler mit dem Bemerken, daß früher 1000 bis 12,000 Thaler dafür gezahlt worden seien. —

An den gewöhnlichen Carnevalsbelustigungen nahm Zieten niemals Antheil, allein die Aufforderung des Königs, als einer der besten Reiter des Heeres in einem großen Fest-Caroussel, welches 1750 in dem Lustgarten zu Berlin bei Lampenbeleuchtung gehalten wurde, mit zu reiten, durfte er nicht ablehnen. Vier glänzende Quadrillen hielten einen so prachtvollen Aufzug, wie ihn Berlin selbst unter Friedrich I. nie gesehen hatte. Vier Nationen: Römer, Carthaginenser, Griechen und Perser ritten in die Schranken ein, um sich um die kostbaren Kampfpreise, welche aus schönen Händen vertheilt wurden, zu bewerben; auch Zieten trug einen solchen Preis davon.

Das gute Vernehmen zwischen dem Könige und Zieten wurde aufs Neue dadurch gestört, daß Friedrich einen ungarischen Officier, Oberst v. Nadytschzander in seinen Dienst nahm und ihm die Reorganisation der Husarenregimenter übertrug. Es kam bei einem im Jahre 1753 bei Spandau

stattfindenden Manöver zu einem heftigen Ausbruch. Der König war sogleich bei der Aufstellung mit Zietens Regiment so unzufrieden, daß er ihm befahl: er solle die Pauken — es waren die, von dem Regimente bei Großhennersdorf erbeuteten, ihm geschenkten silbernen Kessel — sofort nach Berlin zurückzuschicken. Er schalt das Regiment plumpes, unbearbeitetes Bauernvolk, mit dem nichts anzufangen sei. Da lief endlich Zieten die Galle über; er stieß seinen Säbel vor den Augen des Königs in die Scheide und rief so laut, daß es das ganze Regiment vernahm: „Wenn wir denn jetzt nichts mehr taugen, so haben wir doch vormals unsere Schuldigkeit gethan; damals, als man uns brauchte, da waren wir gut genug!" Der König blieb ihm die Antwort nicht schuldig: „Ja, damals wart ihr gut," rief er ihm zu, „aber durch eure Vernachlässigung taugt ihr jetzt durchaus zu Nichts." Der König ritt weiter, Zieten zog sich von dem Commando seines Regimentes zurück, welches zur Hälfte dem General v. Winterfeld, zur anderen Hälfte dem Oberst Nadytschzander zugetheilt wurde. Noch während dieses Manövers wurde Zieten eine glänzende Genugthuung zu Theil. Nadytschzander hatte sich gegen den König erboten, der preußischen Armee ein Beispiel zu geben, wie die Kroaten einen Ueberfall kühn und geschickt auszuführen verstünden. Als Zieten davon hörte, gab er ins Geheim einigen, ihm sehr zugethanen, Officieren die nöthige Instruktion, um Nadytschzanders Prahlerei zu Schanden zu machen. Der Rittmeister v. Reitzenstein legte sich mit einer kleinen Abtheilung Zietenscher Husaren, die zu dem Corps, welches den Feind vorstellte, gehörten, in den Hinterhalt, und fiel über Nadytschzander, der unvorsichtig vorgeritten war, her und nahm ihn gefangen. Ohne Rücksicht und Schonung wurde er nun als Gefangener behandelt, und zwar um so strenger, da er sich mit Gewalt frei machen wollte. Er mußte zu Fuß zwischen zwei Husaren durch Dick und Dünn traben, so daß er in dem kläglichsten Aufzuge vor den König gebracht wurde. Eine kurze Zeit behauptete er sich noch in der Gunst Friedrichs, erlaubte sich aber solche Uebergriffe, daß er später durch den Spruch eines Kriegsrechtes zu Festungsarrest verurtheilt wurde. Dies änderte jedoch das Benehmen des Königs gegen Zieten nicht im Geringsten, obschon er stillschweigend es genehmigt hatte, daß Zieten das Commando seines Regiments wieder übernahm. Bei einem der nächsten Manöver wiederholte sich derselbe Auftritt. Der König bezeigte in harten

Worten seine Unzufriedenheit mit dem Regimente und rief Zieten zu: „er solle sich nach Hause scheeren!“ Sogleich kommandirte Zieten: „kehrt!“ und führte sein Regiment von dem Sammelplatze nach der Stadt zurück. Der König zog ihn zwar deshalb nicht zur Verantwortung, allein er beförderte ihn nicht zum General-Lieutenant, als er 1755 mehreren jüngeren General-Majors diesen Grad ertheilte. Auf die Beschwerde, welche Zieten deshalb einreichte, erhielt er eine Antwort (vom 30. Juni 1755), in welcher der König ihm schreibt: „Weil ich gar nicht weiß, was Ihr damit sagen wollt, indem Ihr ja Euren Rang vor den übrigen Generalen von dem Husarenkorps habt und die Promotion der anderen Generale von der Armee Euch, die Ihr bekannter Maßen mit selbiger nicht rangiret, keinen Tort und Präjudiz thun kann, so will ich auch hoffen, daß Ihr Euch dabei beruhigen und mit Geduld abwarten werdet, bis Ich gut finden werde, Euch ein weiteres Avancement angedeihen zu lassen.“

In seinem Familienleben erfuhr Zieten ebenfalls harte Prüfungen. Im Jahre 1751 starb sein einziger, acht Jahr alter Sohn an den Pocken und 1756 raubte ihm der Tod seine theure Gattin. Als er ihr die Augen zugedrückt hatte, rief er mit innigster Wehmuth: „ich verliere viel, unaussprechlich viel, ein schöne, tugendhafte, verständige, wirthschaftliche und gottesfürchtige Frau, — aber, der Herr hat sie gerufen!“ Hier erstickten Thränen seine Stimme; doch sammelte er sich bald, gab seiner Schwägerin die Hand, blickte in ihr ebenfalls thränenfeuchtes Auge und sagte: „Gehen wir zu Tisch, die Suppe ist angerichtet;“ eine Fassung, bei welcher man nicht weiß, ob man mehr die Ergebung des Christen, oder die Kaltblütigkeit des Husaren in Anschlag zu bringen hat.

Bei dem drohenden Gewitter, welches sich in dieser Zeit an dem Himmel Preußens zusammenzog, mußte dem Könige daran liegen, sich eines so erfahrnen, bei der Armee geachteten, von den Feinden gefürchteten Generals, wie Zieten, zu versichern. Dieser hatte sich seit einiger Zeit von dem Dienste absichtlich zurückgezogen und krank gemeldet, um unter diesem Vorwande um seinen Abschied zu bitten. Dem wußte Friedrich auf die ihm eigene, rasche und liebenswürdige Weise zuvorzukommen. Unangemeldet und ohne Begleitung begab er sich zu dem kranken General, um sich persönlich von seinem leidenden Zustande zu unterrichten und ihn seiner aufrichtigsten Theilnahme

zu versichern. Zieten hielt nicht zurück mit seinen Klagen über die, ihm so oft unverdienter Weise zugefügten, Zurücksetzungen, der König suchte anfänglich sich zu rechtfertigen, dann zu entschuldigen, zuletzt faßte er Zietens Hand und sagte im Tone wahrhaften Vertrauens: „Ein so treuer und tapfrer General kann unmöglich beim nahen Ausbruch eines gefährlichen Krieges seinen König und sein Vaterland verlassen und beide haben auf ihn, als den redlichsten Patrioten, ihr ganzes Vertrauen gesetzt." — Nicht länger vermochte Zieten zu wiederstehen; er erklärte sich bereit, sich ganz wie früher dem Dienste des Königs und des Vaterlandes zu widmen. — Einige Tage vor dem Ausmarsch zu dem dritten schlesischen Kriege erhielt Zieten das vom 12. August 1756 ausgestellte Patent als General-Lieutenant.

Noch in demselben Monat überschritt Friedrich mit seinem Heere die sächsische Grenze und drang bald darauf in Böhmen ein. Zieten wurde dem Armeecorps, welches der Herzog Ferdinand von Braunschweig führte, zugetheilt und die Avantgarde unter seinen Befehl gestellt, mit welcher er die böhmische Grenze von der Seite des sächsischen Erzgebirges bewachte. Der König bezeigte ihm bei Eröffnung des Feldzuges 1757 seine Zufriedenheit mit der ausgezeichneten Thätigkeit, welche er als Führer der Vorhut entwikkelt hatte, durch Verleihung des schwarzen Adlerordens und noch mehr dadurch, daß er ihm ein größeres, aus verschiedenen Waffen zusammengesetztes, Corps anvertraute. Das erste Ziel der Unternehmungen des Königs war jetzt Prag, dies hatte er zum Sammelpunkte für die in Schlesien und Sachsen aufgestellten Armeecorps bestimmt; in welcher Weise sie dieselben ausgeführt, davon ist in dem Leben des Königs das Nähere mitgetheilt worden. Die glückliche Entscheidung der Schlacht von Prag (den 6. Mai) dankte der König vornehmlich der Entschlossenheit, Kaltblütigkeit und Ausdauer Zietens. Unter seinen Befehl wurde das Reservecorps gestellt, welches aus zehn Schwadronen seiner Husaren, zehn Schwadronen brauner Husaren von Werner, und aus zehn Schwadronen Dragoner bestand. Zieten hatte die Gegend genau besichtigt und auf die Gefahr, in welche das Corps des Feldmarschalls Schwerin kommen werde, wenn es durch die sumpfige Gegend zum Angriff vorgehe, aufmerksam gemacht. Was er vorhergesagt, traf leider! ein; die preußischen Angriffs-Colonnen wurden geworfen und zogen sich in zerstreuter Flucht zurück. Die Fliehenden zum Stehen und Sammeln zu brin-

gen, den nachdringenden Feind aufzuhalten, war die schwere Aufgabe, welche Zieten hier zunächst hatte. Nicht allein gelang ihm dies, er drang bald darauf gegen die Stellung des Feindes, welche er auf der rechten Seite umgehen ließ, vor und warf Alles nieder, was sich ihm entgegenstellte. Durch die entschiedene Niederlage, welche der Feind hier auf seinem rechten Flügel erlitt, wurde es dem Könige möglich, das schon wankende Glück auf den eigenen rechten Flügel wieder herzustellen und der Sieg ward glänzend, wenn auch mit schwerem Verluste, erfochten.

Die Eroberung Prags wurde durch das Anrücken einer großen Armee unter dem Feldmarschall Daun vereitelt; der Sieg, welchen dieser vorsichtige Feldherr den 18. Juni bei Collin erfocht, nöthigte den König zum Rückzuge aus Böhmen. In der Schlacht selbst hatte Zieten zu wiederholten Malen die Reiterei gegen die feindlichen Batterien vorgeführt, welche jedoch hinter Graben und Hecken auf unzugänglichen Anhöhen so gut gedeckt standen, daß sie die, mit der größten Kühnheit unternommenen, Angriffe zurückwiesen. Zieten wurde bei einem dieser Angriffe durch eine Kartätschen-Kugel am Kopfe gestreift, so, daß er betäubt vom Pferde sank und nur durch die muthvolle Hingabe des Cornets v. Berge, von den Krockowschen Kürassieren, den Händen der Feinde entrissen wurde. Er hob ihn auf sein Pferd und als dieses von Kugeln durchbohrt niederstürzte, gelang es ihm mit Hülfe einiger Soldaten, den noch immer bewußtlosen General nach dem Wagen des Prinzen Moritz zu bringen, wo er sich endlich erholte. Zieten unterließ nicht bei nächster Gelegenheit den tapfern Cornet dem Könige zu empfehlen, erbat sich für ihn das Lieutenants-Patent bei seinem Husarenregimente und schenkte ihm eines seiner besten Pferde mit Sattel und Zeug. v. Berge zeichnete sich den Krieg hindurch noch öfter aus und schwang sich später zum Obersten und Commandeur des Zietenschen Husaren-Regiments empor.

Während der König mit einem Theile seiner Armee den 25. August von Bornstädtel nach Thüringen zog, um die Vereinigung der französischen und Reichs-Armee zu verhindern, blieb Zieten bei dem Corps des Herzogs von Bevern bei Görlitz zurück. Hier kam es am 7. September bei dem Dorfe Mois zu einem blutigen Zusammentreffen mit dem Feinde. Vergebens hatte Zieten, der es allezeit für das erste Erforderniß hielt, sich mit der Gegend, der Stellung und Stärke des Feindes genau bekannt zu machen, den General

Winterfeld, unter dessen unmittelbarem Befehl er stand, gewarnt, den von dem östreichischen General Nadasty stark besetzten, Holzberg angreifen zu lassen. Winterfeld ließ sich nicht bedeuten, seine Truppen wurden zurückgeschlagen und er selbst erhielt eine tödtliche Wunde, an welcher er am folgenden Morgen verschied. Der Herzog von Bevern gab jetzt Befehl zum Aufbruch nach Schlesien; auf diesem Marsche mußte das Heer die Neisse, den Queiß und den Bober überschreiten, wobei Zieten die schwere Aufgabe hatte, den Rückzug gegen die Schwärme der Kroaten zu decken. Am 19. September traf das Heer bei Liegnitz ein. Nur wenige Tage der Erholung waren ihm gegönnt; Breslau war bedroht, dahin wurde sofort aufgebrochen und am 2. October ein verschanztes Lager hinter der Lohe bezogen. An demselben Tage war ein kaiserliches Heer unter dem Prinzen Karl von Lothringen bei Lissa angekommen, ein zweites unter General Nadasty rückte zur Belagerung von Schweidnitz heran. Fünf Wochen lang hatten Preußen und Oestreicher sich darauf beschränkt, einander zu beobachten; nachdem aber Schweidnitz am 11. November sich ergeben hatte, zog der Prinz von Lothringen das Heer Nadasty's an sich und griff am 22. November den Herzog von Bevern mit überlegener Macht an. Zieten stand auf dem linken Flügel der Schlachtordnung und hatte acht Bataillons Infanterie und funfzig Schwadronen, die im Ganzen nur achttausend Mann betrugen, unter seinem Befehl; bei dem Beginn der Schlacht wurden ihm noch zwei Infanterie-Regimenter und zwei Regimenter Kürassiere zugetheilt. Während der längeren Waffenruhe hatte Zieten sein Lager durch starke Feldverschanzungen befestigen lassen; auf den Anhöhen vor den Dörfern Gräbischen und Gabitz waren Redouten angelegt, welche mit Kanonen und Infanteriebataillons besetzt waren. Die Schlacht eröffnete die östreichische Reiterei unter Nadasty durch einen lebhaften Angriff auf den linken Flügel der Preußen. Zieten schlug ihn zurück; allein während er den Feind warf, rückten unvorsichtiger Weise das Bataillon Schulz aus der Redoute bei Gräbischen heraus, mußte der überlegenen Macht der Oestreicher weichen, welche in die Verschanzung eindrangen und hiedurch die preußische Schlachtordnung auseinander sprengten. Vergebens stellten die Anführer sich an die Spitze der gesammelten und wieder geordneten Schaaren, der Prinz Ferdinand von Preußen führte, die Fahne in der Hand, sein Regiment gegen eine östreichische Batterie, welche sich zurückzog, so daß hier das Schlachtfeld

bis zur einbrechenden Nacht behauptet wurde; allein andere preußische Truppentheile hielten nicht mehr Stand, sie traten einen freiwilligen und daher sehr ungeordneten Rückzug nach dem nahen Breslau an, wo sie die Nicklas-Vorstadt zum Sammelplatze wählten. Der Herzog vertraute dem General v. Katte die Besatzung der Stadt an und führte das geschlagene Heer am 23. November drei Meilen weiter zurück in ein Lager bei Pretsch. Auf einer Recognoscirung, welche er von hier aus am 24. November unternahm, gerieth er in östreichische Gefangenschaft, nicht ohne den Verdacht, daß er auf diese Weise sich der Verantwortung für die verlorne Schlacht habe entziehen wollen. Den Oberbefehl übernahm hierauf der Generallieutenant v. Kyau, welcher voll ängstlicher Besorgniß sofort den weitern Rückzug anzutreten befahl, wodurch Breslau ganz blosgestellt wurde. Zieten, obwohl jüngerer General, widersetzte sich so entschieden dieser Maßregel, daß die Ausführung derselben wenigstens noch um einen Tag verschoben wurde, binnen welcher Zeit die Ordnung des geschlagenen Heeres einiger Maßen wiederhergestellt und außerdem der Muth durch die, von dem Könige über den Sieg bei Roßbach eingegangene, Nachricht und daß er aufgebrochen sei, der Armee in Schlesien zu Hülfe zu eilen, neu belebt wurde. Die Uebergabe Breslau's durch General Lestwitz den 24. November mit 98 Geschützen war ein zweiter harter Schlag für die schlesische Armee, deren Geist so demoralisirt war, daß von der Breslauer Besatzung, welcher freier Abzug zugestanden worden war, nur 182 Mann Gebrauch machten, 4818 Mann dagegen Dienste bei den Oestreichern nahmen. Das schlesische Heer war von 60,000 bis auf 10,000 Mann geschmolzen, welche der König am 28. November bei Parchwitz an der Katzbach unter Zietens Befehl fand. „Wir wollen's nun besser angreifen!" rief Friedrich ihm zu, indem er ihm freundlich die Hand reichte. „Ich hab' es Ew. Majestät immer gesagt" — erwiderte Zieten mit halb verdrüßlichem, halb zutraulichem Tone — „wir beide müssen zusammenhalten, sonst geht es nicht vorwärts." — Dies Wort ging zum Heile Preußens bald in Erfüllung. Friedrich schlug und gewann am 5. December die Schlacht bei Leuthen, die glorreichste des ganzen Feldzuges*). Zieten, welcher auf dem äußersten linken Flügel stand, eröffnete die Schlacht mit einem gelungenen An-

*) S. oben Seite 155.

griff auf die östreichische Reiterei unter Nadasty. Die Zietenschen Husaren, von dem Obersten v. Seelen geführt, nahmen einige feindliche Batterien und der Schrecken, den sie verbreiteten, war so groß, daß sich in der, auf die Schlacht folgenden, Nacht ein versprengtes Infanterie-Regiment einem Cornet mit zwölf Husaren zu Gefangenen ergab, wofür derselbe von dem Könige sogleich zum Rittmeister ernannt wurde und den Orden pour le mérite erhielt. Den zur Verfolgung des Feindes und seiner Vertreibung aus Schlesien erhaltenen Auftrag führte Zieten so gelungen aus, daß bis zum 22. December das Land von den Feinden gesäubert war und der Prinz von Lothringen unter beständigem Verluste die Trümmer seines geschlagenen Heeres über das Gebirge nach Böhmen zurückgeführt hatte.

Aber noch weniger Ruhe, als Zieten den Feinden, gönnte Friedrich seinem General, dem er einen Befehl über den anderen zur unausgesetzten Verfolgung der fliehenden Oestreicher zuschickte. „Ich recommandire Euch", schreibt er ihm aus dem Hauptquartier Durian den 9. December, „den Feind beileibe nicht stille stehn, noch die Zeit zu lassen sich zu recolligiren, und ob ich zwar wohl glaube, daß Eure Leute müde und etwas fatiguirt sind, so kann es doch gegenwärtig nicht anders sein und müsset Ihr bedenken, daß der Feind noch weit müder und fatiguirter sein muß, daher Ihr ihn dann nicht eher ruhen und verlassen müßt, bis daß Ihr solchen in den Gebirgen seht." (eigenhändig): Ein Tag fatigue in diesen Umbständen, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen! Friedrich."

Auf die, dem Könige durch Ueberläufer zugegangene Nachricht von der, bei der geschlagenen feindlichen Armee herrschenden Verwirrung schreibt er am folgenden Tage (den 10. December) an Zieten: „Ich recommandire Euch also hiedurch in Verfolgung der feindlichen Armee gar nicht Halt zu machen, sondern selbige nach aller Möglichkeit immer weiter vor Euch und in das Gebirge zu poussiren... Sollte der Feind bei Schweidnitz unter den Kanonen stehen bleiben wollen, so müßt Ihr doch den Oberst v. Werner, der das Gebirge und alle Gegenden dahin wohl kennt, mit Husaren, einem Freibataillon, oder auch Grenadierbataillon nach dem Gebirge detachiren, wo dann der Feind das Laufen bald kriegen wird. (eigenhändig): hierauf kommt wahrhaftig die Wohlfahrt des ganzen Landes an."

Wie sehr auch Zieten die letzten Kräfte seiner ermatteten Truppen aufbot, um den Feind nicht zu Athem kommen zu lassen, trieb ihn dennoch der König zu noch größerem Eifer an: „Er muß", schreibt er ihm eigenhändig, „dem Feinde besser auf die Hacken sitzen und das Bornitzische und Szekulysche Regiment immer näher nach Freiburg ziehn und den Feind bis über Landshut verfolgen. Dabei muß nicht gezaudert werden." —

Zieten sendete täglich Berichte an den König über die unausgesetzte Verfolgung des Feindes; allein Friedrich zu befriedigen war nicht so leicht. Er schickt ihm einen aufgefangenen Brief des Prinzen von Lothringen und schreibt ihm dazu aus dem Hauptquartier Durian den 17. December: „Da ich glaube, daß Ihr stark genug seid, um sowohl den Bucowsky, als auch den Palasti zu delogiren, so befehle ich hierdurch, daß Ihr mit allem Ernste dazu thun und überall mit mehrerer Vivacität als bisher agiren sollt, um den dortigen Sachen nach Meiner Euch genugsam bekannten Intention ein baldiges Ende zu machen." —

Aus Neudorf meldet hierauf Zieten dem Könige, daß er von Buckersdorf aus versucht, in das Gebirge vorzudringen um die Panduren des General Draskowitz zu verjagen; er habe jedoch solches als eine inpracticable Sache gefunden, da wegen des inaccessiblen Gebirges sie von hinten zu coupiren und wegzujagen, wozu einige hiesige Einwohner Hoffnung gemacht, ohnmöglich sei, besonders, da dieser Tage in den Gebirgen vieler Schnee gefallen." Gegen den sonst üblichen Kriegsgebrauch finden wir hier Zieten mit einem Winterfeldzuge, und noch dazu in der unwegsamsten Gebirgsgegend, beauftragt. Nur seinem und dem Regimente Warnery bewilligte der König Winterquartiere; Zieten selbst mußte Tag für Tag die Gebirgspostirung bereiten und die ausgeschickten Streif-Corps waren oft in Gefahr in den Schneestürmen umzukommen. Dem Könige aber, dem alles daran lag, die Festung Schweidnitz dadurch zur Uebergabe zu zwingen, daß er ihr die Verbindung mit Böhmen und jede Zufuhr abschnitt, ertheilte Zieten den Befehl, das Magazin der Feinde in Trautenau zu nehmen, oder zu vernichten, wozu er ihm aus Striegau den 25. December folgenden „Brandbrief" schickt. „Ich habe erfahren, daß der Feind ein starkes Magazin in Trautenau hat. Wenn es möglich wäre, ihm solches zu nehmen, so würde dieses das ganze Werk krönen. Geht es nicht mit der Gewalt an und sollte es auch tausend Du-

katen kosten, so muß man Leute anstellen, die es anzünden. Eines von beiden muß probirt werden. Es ist important und verhindert den Feind sich gegen das Frühjahr allda in Force zu setzen." In einem Schreiben vom nächsten Tage wiederholt der König: „Um Nachrichten zu haben, oder Leute zu Euren vorgesetzten Entreprisen zu erkaufen, braucht Ihr kein Geld zu sparen. Ihr dürftet nur schreiben, wie viel Ihr dazu nöthig habt." Trautenau war indessen zu stark besetzt, um einen Ueberfall zu wagen und Brandstifter konnten eben so wenig gewonnen werden; vielleicht hatte auch der ehrliche Zieten nicht Lust, mit solchen Gesellen in Unterhandlung zu treten. Demungeachtet gelang es ihm, Schweidnitz den Winter hindurch jede Zufuhr abzuschneiden, so daß im April des nächsten Jahres diese Festung eingenommen wurde.

Uns ist bereits aus den früheren Mittheilungen die verunglückte Belagerung von Ollmütz, welche der König im Mai 1758 unternahm, bekannt; auch des Mißgeschickes Zieten ist dabei Erwähnung gethan. Der König ertheilte Zieten, welcher mit seinem Corps bei Prosnitz im Lager stand und einen Theil des Belagerungsheeres bildete, den Auftrag, einen großen Transport von drei bis vierhundert, mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken und Munition beladenen, Wagen, welche aus Schlesien über Troppau nach dem Lager bei Ollmütz fahren sollten, zu decken. Der Oberst Mosel, welcher mit unzulänglicher Mannschaft jenen Transport begleitete, wurde von den leichten Reiterschaaren Loudons so beunruhigt, daß er den König dringend um Unterstützung bat, welche am 26. Juni unter Zieten in Neustadt, wo Mosel ebenfalls angekommen war, eintraf. Der Feind hatte am 28. die, den Engweg zwischen Bautsch und Altliebau beherrschenden, Höhen, zwischen denen hindurch Mosel seinen Transport führen mußte, besetzt. Schon seit mehreren Tagen war bei diesem Wagenzuge die größte Unordnung eingerissen. Die Gebirgswege, auf welchen man schon bei gutem Wetter schwer fortkommen konnte, waren durch anhaltendes Regenwetter ganz unfahrbar geworden. Die Soldaten waren genöthiget gewesen, Bauern mit Vorspannpferden herbeizuholen, allein diese spannten aus und ritten davon. Vom 24. bis 28. Juni hatten fast täglich Gefechte stattgefunden, so daß der Transport binnen dieser Zeit nur eine kleine Strecke zurückgelegt hatte. Am 29. war Zieten in Neudörfel angekommen, wo er die zurückgebliebenen Wagen zu sammeln

versuchte. Mittlerweile hatte Loudon das Corps von Serbelloni herangezogen und sich in den Gehölzen zwischen Lieba und Domstädtel in ein Versteck gelegt. Um die Preußen sicher zu machen ließ Loudon die Spitze des Wagenzuges, etwa einhundert Wagen, welche der General v. Krockow mit einer starken Bedeckung begleitete, durch, um dann über den Haupttransport mit desto besserem Erfolge herzufallen. Dies gelang vollkommen; von allen Seiten angegriffen, wurde die Bedeckung, welche Zieten führte, niedergehauen und zerstreut, er selbst schlug sich nur mit wenigen Tapfern durch und entkam nach Troppau. Die nächste Folge dieses Verlustes war, daß der König sich gezwungen sah, so eilig als möglich die Belagerung von Ollmütz aufzuheben.

Zieten war von Troppau mit den Trümmern seines Corps nach Neisse marschirt, wo er mit der Armee des Königs wieder zusammentraf. An dem Zuge gegen die Russen und an der Schlacht von Zorndorf (den 25 August) nahm Zieten nicht persönlich Antheil; er hatte Befehl erhalten, bei dem Corps, welches der Markgraf Karl in Schlesien befehligte, zu bleiben, wo er täglich in Vorpostengefechte mit den Loudonschen leichten Truppen verwickelt war, deren Vordringen nach der Mark durch ihn verhindert wurde. Nach dem Siege bei Zorndorf, an welchem Zietens Husarenregiment Antheil genommen hatte, war der König eiligst nach Sachsen aufgebrochen, um den Feldmarschall Daun nach Böhmen zurückzudrängen.

Unter den Generalen, welche den König auf seine, mehr als gewagte, Stellung am 13. October bei Hochkirch aufmerksam machten, befand sich auch Zieten. Friedrich, durch einen Spion, der an ihm zum Verräther ward, getäuscht, achtete diesmal so wenig auf die Warnungen Zietens, daß er ihm ausdrücklich am Abend des 13. befahl: er solle die Reiterei absatteln lassen. Der König war in so gereizter Stimmung durch den von allen Seiten gegen ihn erhobenen Widerspruch, daß Zieten sich schweigend zurückzog, absatteln ließ, allein nach einer Stunde wieder zu satteln und sich bereit zu halten befahl. Nur durch diese Vorsicht erklärt es sich, daß der Feind nicht die gesammte preußische Armee vernichtete; die Reiterregimenter Zieten, Czetteritz, Schöneich und Normann saßen bei dem ersten Alarm auf und verschafften der Infanterie Zeit, aus dem tiefen Schlafe zu erwachen und zu den Gewehren zu greifen. Bei dem Rückzuge, welchen der König nach dem un-

glückseligen Ueberfall zu nehmen sich gezwungen sah, war Zieten mit seiner Reiterei der letzte auf dem Platze, so daß der Feind die Verfolgung aufgeben mußte. Einen unersetzlichen Verlust erlitt sein Husarenregiment bei Hochkirch durch den Tod seines tapferen Commandeurs, des Oberst v. Seelen *).

Als der Winter herankam, erhielt Zieten wiederum den Oberbefehl über die Postirung in dem schlesischen Gebirge bei Landshut, Schmiedeberg und Greifenberg. — Diesmal zog der Feind sich zu Anfang Decembers in die Winterquartiere zurück, so daß auch Zieten seinen Truppen die ihnen so nöthige Erholung gewähren konnte. Der König überließ es ihm, deshalb seine Disposition zu machen und empfahl ihm nur für gute Kundschafter zu sorgen: „Ich befehle und recommandire Euch hierdurch auf das allerbeste" — schreibt er ihm aus Breslau den 17. December — „daß Ihr Euch darauf appliciren sollt, gute, zuverlässige Spione zu bekommen, durch welche Ihr allemal exact und prompt erfahren könnt, was der Feind in Eurer dortigen Gegend macht, vorhat und intendiret; weswegen Ihr kein Geld, insonderheit, wenn es große Spione sind, die ihr kriegen könnt, sparen sollt, sie mögen, insonderheit die letztern, kosten was sie wollen, welches Alles ich Euch ersetzen und bezahlen lassen werde." —

Bei dem Ueberfall von Hochkirch hatten viele Officiere des Zietenschen Regiments ihre Bagage eingebüßt; der General bat den König, 735 Thaler vacante Officier-Tractemente zur Vertheilung unter die Bedürftigen zu gestatten, was er gern bewilligte.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1759 wurde ein Corps von 18 Bataillons Fußvolk und 19 Schwadronen Reiterei unter Zietens Commando gestellt, welcher sein Hauptquartier zuerst in Landshut, dann in Löwenberg in Ober-

---

*) Zieten hatte Seelens Bildniß mit dem mehrerer anderer Offiziere in einem Saale seines Schlosses zu Wustrau aufhängen lassen. Als nach dem Kriege einer der bei Zieten anwesenden Gäste vor diesem Bildnisse verweilte, sagte der alte General: „der Mann, den Sie da ansehen, war mehr werth, als wir anderen Alle." — Die Wittwe Seelens befand sich in großer Verlegenheit nach dem Tode ihres Mannes. Ein Haus, welches sie in Berlin besaß, sollte öffentlich verkauft werden, um die Schulden des Verstorbenen zu bezahlen. Eines Morgens ließ einer der Gläubiger sich bei Frau v. Seelen melden, legte ihr einen von ihrem Manne ausgestellten Schuldbrief über 6000 Thaler vor und bat sie, denselben zu vernichten, da er die Schuld als getilgt ansehe. So christlich handelte der Jude Jacob Moses.

schlesien nahm. Als der König den Russen entgegen aus Schlesien nach Frankfurt aufbrach, blieb Zieten bei der Armee des Prinzen Heinrich zur Bewachung der böhmischen Grenze zurück. Nach dem Verluste, welchen Friedrich in der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf (12. August 1759) erlitten, verdankte er es vornehmlich der Umsicht des Prinzen Heinrich und der Thätigkeit Zietens, daß Daun nicht in der Lausitz weiter vordrang und ihm den Rückzug nach der Mark abschnitt. Mehr durch geschickte Bewegungen, als durch entscheidende Gefechte nöthigte Prinz Heinrich Daun, nach Bautzen zu marschiren, wodurch dem Könige der Weg über Lübben, Cottbus, Sorau nach Sagan offen wurde, in welcher letzteren Stadt er sich mit dem Prinzen Heinrich vereinigte. Schlesien war wieder im Besitz Friedrichs, da Daun es vorzog, seine Winterquartiere in der Nähe von Dresden und in Sachsen zu nehmen, wohin ihm der Prinz Heinrich vorausgegangen war. Friedrich eilte, in der Hoffnung, Dresden noch retten zu können, ebenfalls nach Sachsen, allein der Feldzug endete für die preußischen Waffen um so unglücklicher, als durch die Kapitulation des Corps des General Fink bei Maren (21. November) der bisher behauptete Ruhm eine empfindliche Kränkung erlitt. —

Das Corps Zietens erhielt wiederum die schwere Aufgabe, während des Winters auf den Vorposten zwischen Wilsdruf und Kesselsdorf zu campiren, und für die Sicherheit der Truppentheile, welche Winterquartiere bezogen hatten, zu sorgen. Der König erkannte die Verdienste, welche sich hierbei Zieten erworben hatte, an und schickte ihm eine Anweisung auf 1500 Thaler als ein Winterdouceurgeld. „Ich wünschte", schrieb er ihm aus Freiburg den 17. April 1760, „daß ich in meinen jetzigen Umständen im Stande wäre, meine Erkenntlichkeit gegen Eure unermüdeten und rechtschaffenen Dienste auf eine beträchtlichere Art an den Tag legen zu können. Ihr könnt indessen persuadirt sein, daß ich solche nie vergessen und in allen Gelegenheiten gern zeigen werde, daß ich bin rc." —

Während des Feldzuges des Jahres 1760 behielt der König Zieten mit seinem Corps bei der Armee, mit welcher er aus Sachsen zu Anfang August nach Schlesien zog, um dem General Tauentzien, dem tapfern Vertheidiger Breslau's, zu Hülfe eilen. Ein russisches Heer von 80,000 Mann rückte gegen Glogau heran; der König hatte nicht mehr als 30,000 Mann zu

seiner Verfügung und ihm folgte das unter Daun und Loudon vereinigte östreichische Heer von 90,000 Mann. Es schien nur eines einzigen Zusammenschlages der Russen und Oestreicher zu bedürfen, um Friedrich und sein Häuflein zu erdrücken. Von diesem, wie es schien, unvermeidlichen Schicksal befreite den König und sein Heer die Schlacht von Liegnitz am 15. August. Daun und Loudon hatten sich verabredet, mit ihren beiden Armeen das preußische Lager zu umgehen und von zwei Seiten zu gleicher Zeit anzugreifen. Sie gedachten ihren Marsch in der Nacht von 14. zum 15. August auszuführen. Der wachsame Hund, Major bei den Zietenschen Husaren, entdeckte den nächtlichen Zug der Feinde; er theilte schnell die Nachricht dem König und Zieten mit, welche im Walde an einem gemeinschaftlichen Wachfeuer, in ihre Mäntel gehüllt, schliefen; sogleich saßen drei Kavallerie-Regimenter auf, Zieten setzte sich an die Spitze des Kürassierregiments Prinz von Preußen und die Feinde, welche gemeint waren, einen Ueberfall zu thun, wurden nun selbst überfallen und mit großem Verluste in die Flucht geschlagen*). — Der König ernannte Zieten noch auf dem Schlachtfelde zum General der Kavallerie. —

Daun hatte sich, da er darauf rechnete, daß die an der Oder eingetroffene russische Armee unter Czernischew den König in Schlesien festhalten werde, nach Sachsen gewendet; allein die Russen wurden über die Oder zurückzugehen gezwungen und Friedrich brach, Zieten an der Spitze seines Heeres, nach der Elbe auf, wo Daun eine feste Stellung bei Torgau auf den Siptitzer Höhen eingenommen hatte. Der König verhehlte seinen Generalen in dem bei ihm am 1. November versammelten Kriegsrathe die große Schwierigkeiten nicht, welche den Erfolg einer Schlacht zweifelhaft machen dürften. Zieten hatte schweigend eine längere Zeit den Reden und Gegenreden der Anderen, welche die Schlacht vermieden wissen wollten, zugehört. Endlich forderte der König ihn auf, sich ebenfalls darüber auszusprechen: „ob er diese Sache für so unmöglich, wie die anderen Generale halte?" „Majestät", so lautete das Gutachten Zietens, „alle Dinge sind möglich, nur ist das eine

*) Major v. Hund fand einen rühmlichen Heldentod in einem Gefecht bei Plauen 1761. Er sprengte, seine, durch eine Kugel verwundete, Hand hoch emporhaltend, mit einer kleinen Schaar auf einen feindlichen Verhau ein und sank von mehreren Kugeln durchbohrt, nieder.

schwerer als das andere." Die Entscheidung des Königs war hierauf: „Meine Herren, wir werden schlagen." Er behielt Zieten bei sich, um mit ihm die nähere Disposition zu verabreden. Dieser zufolge sollte Zieten die Stellung Dauns auf den Siptitzer Höhen in der Fronte angreifen, während der König sie umgehen und von der Seite, oder im Rücken angreifen wollte. Ueber den Hergang dieser Schlacht verweisen wir unsere Leser auf die, oben (S. 212) im Leben Friedrichs II. gegebene, Darstellung. Dort wurde bereits erwähnt, daß, während der König die Schlacht für verloren hielt und erschöpft die Stufen des Altars in der Dorfkirche zu Elsnig zu seiner Ruhestätte gewählt hatte, Zieten, als sich der Tag schon geneigt hatte, „aus dem Busche" hervorbrach und in Gemeinschaft mit Möllendorf und Saldern die Schlacht zu Gunsten der preußischen Waffen entschied. Als der Kanonendonner und das Gewehrfeuer in der Nacht aufs Neue begann, hatte Friedrich sich sein Reitpferd vorführen lassen und noch bevor der Morgen dämmerte, ritt er auf Kundschaft, nur von einem Reitknechte und einem Adjutanten begleitet, ins Feld hinaus. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Zieten, um den König aufzusuchen, des Weges geritten kam. Die Begegnung war um so überraschender, als anfänglich keiner den anderen erkannte und Friedrich der frohen Siegesbotschaft längere Zeit keinen Glauben schenken wollte. Als aber beide an dem Lager der preußischen Infanterie ankamen und die Bursche dem Könige mit dem Zurufe: „Victoria! Es lebe unser König Fritz!" einen guten Morgen wünschten, da zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit des Berichtes. „Nur das Einzige" — heißt es in der Mittheilung eines Zeitgenossen — „führen wir noch an, daß Zieten in dieser Schlacht bei Torgau, die für Friedrich und ihn die letzte war, seinen, in allen vorhergehenden Schlachten nie von Menschenblut gefärbten Säbel so übel zugerichtet hatte, daß sein treuer Kammerhusar Fahrenholz, von dem diese Nachricht herstammt, Mühe hatte, ihn wieder blank zu putzen."

Durch den Sieg bei Torgau hatten die Preußen sich die Winterquartiere in Sachsen erfochten; Friedrich nahm sein Hauptquartier in Leipzig, Zieten in Meißen und hielt die Umgegend von Dresden besetzt, wo es den ganzen Winter hindurch an kleinen Vorpostengefechten nicht fehlte. Noch bevor der Frühling des Jahres 1761 erschien, erhielt Zieten Befehl, nach Glogau aufzubrechen, um hier das Commando eines größeren Corps zu

übernehmen, welches den Russen, die unter Fermor und Czernischew sich wiederum der Oder genähert hatten, entgegen zu gehen. Zu schwach, um eine Schlacht wagen zu können, suchte er durch feste Stellungen, die er bezog und durch kühne Bewegungen, die er ausführte, die Feinde zu ermüden und zu zwingen, ihre Stellung aufzugeben. Der König war ebenfalls mit seiner Armee nach Schlesien marschirt und hatte das gut gewählte Lager bei Bunzelwitz zu einer Art Festung im freien Felde gemacht, in welcher er sich gegen die Angriffe der Russen und Oestreicher zu behaupten wußte. Da traf unerwartet die Nachricht von dem am 25. December 1761 erfolgten Tode der Kaiserin Elisabeth ein, Zar Peter III., ein entschiedener Verehrer Friedrichs II. hatte den Thron kaum bestiegen, als er auch Frieden und Bündniß mit Preußen schloß und Czernischew Befehl ertheilte seine Waffenmacht dem Könige zur Verfügung zu stellen. — Es war nur ein vorübergehender Sonnenblick des Glücks. Peter III. wurde am 9. Juli entthront und die auf den Thron erhobene Selbstherrscherin Katharina II. rief sogleich Czernischew zurück. Daß derselbe, durch ein großes Geschenk von Friedrich gewonnen, noch einige Tage länger verweilte, um die Oestreicher über seine Absichten zu täuschen, wurde bereits erwähnt. Um die russischen Officiere im guten Glauben zu erhalten, daß sie nicht abgerufen wurden, veranstaltete Zieten ihnen zu Ehren ein Gastmahl, bei welchem er die Gesundheit Peters III. ausbrachte, in welche sie alle mit lautem Vivat! einstimmten.

Nach dem später erfolgten Abzuge der Russen lastete eine größere Arbeit und Thätigkeit auf Zieten, als jemals vorher und vornehmlich war er es, dem der König es verdankte, daß die Festung Schweidnitz sich den 9. October 1762 ergab. — Ein Waffenstillstand kam zu Stande und am 15. Februar 1763 wurde der Friede zu Hubertusburg geschlossen.

Zum dritten Male kehrte Zieten mit seinem tapfern Regimente aus dem Felde sieggekrönt nach Berlin zurück. Nächst dem Könige hatte keiner der Feldherrn sich mehr Ruhm, mehr Liebe bei den Soldaten und bei allem Volke erworben als Zieten. Bei seiner Heimkehr an der Spitze seines Regimentes war die Stadt in festlicher Bewegung, Jung und Alt, Männer und Frauen zogen ihm entgegen, um ihn mit lautem Jubel willkommen zu heißen. Der König war nicht in Berlin; Zieten hatte, wie es der Dienst erforderte, dem ältesten, in der Stadt anwesenden Generale, dem Prinzen Heinrich, seine

Ankunft melden lassen, um den Befehl zum Einmarsch abzuwarten. Der Adjutant hatte aus einem Mißverständniß diese Meldung an den jungen Prinzen von Preußen, welcher den Rang eines General-Majors hatte, gebracht. Dieser ritt sogleich mit seiner Suite dem Regimente entgegen. Zieten, in der Meinung daß es der Prinz Heinrich sei, ließ das Gewehr aufnehmen und salutiren. Sobald er aber seinen Irrthum gewahr wurde, kommandirte er: Gewehr ein! und bevor er die Bewillkommnung des Prinzen annahm, ertheilte er dem Adjutanten den nöthigen Verweis.

Die sieben Kriegsjahre hindurch hatte Zieten sein Landgut nur einmal besuchen können; er fand es in einem traurigen Zustande, denn der Krieg hatte alle kräftigen Arme für die Waffen in Anspruch genommen, so daß bei dem Pfluge nur Greise und Frauen zurückgeblieben waren. Eine Zeit lang hatten die Schweden in dortiger Gegend gehaust, allein vor dem Namen „Zieten" hatten selbst die fremden Krieger so große Achtung, daß Schloß und Garten durch eine Schutzwache gesichert wurde. Auf einer Brunnenreise im Sommer 1763 nach Karlsbad machte Zieten dem Fabeldichter Gellert, dessen Schriften er besonders liebte, einen Besuch in Leipzig. Der Dichter thut davon in einem später veröffentlichten Briefe Erwähnung; wenn er jedoch darin von Zieten sagt: „er habe in dem Helden von Torgau einen, des Lebens müden, am Rande des Grabes stehenden Greis gefunden", so hatte er sich unseren Husarengeneral nicht genau angesehen. Anstatt in das Grab, gedachte Zieten, trotz seiner fünfundsechzig Jahre, in das Hochzeitbett zu steigen. Einer militairischen Berühmtheit und noch dazu einer Excellenz schlägt so leicht ein armes Fräulein die Bitte um Herz und Hand nicht ab; so hielt es auch dem alten, greisbärtigen Zieten, wie gefürchtet auch sein gefurchtes Husarengesicht im Kreise junger Mädchen war, nicht schwer, von dem 24jährigen Fräulein Platen aus dem Hause Mesendorf das Jawort zu erhalten. Der König bewilligte das Gesuch Zietens um die Erlaubniß zur Heirath in einem scherzhaften Schreiben aus Potsdam den 7. April 1764, wünschte ihm alles Glück und Vergnügen und versichert am Schlusse: „wenn er wüßte, wo er sein Hochzeitfest celebriren werde, so würde er selbst dahin kommen, um auf selbigem zu tanzen." Der König beschenkte die Braut mit einem Brillantringe, eintausend Thaler an Werth, und bat ihn nicht zu vergessen, wenn Gevattern nöthig werden sollten. Dies ward

in der That der Fall; im nächsten Jahre beschenkte seine Gattin Zieten mit einem Söhnchen; Friedrich erhielt den zum voraus erbetenen Gevatterbrief und fand sich mit der Königin den 15. October 1765 zur Taufhandlung in Zietens Wohnung ein. Er legte dem Neugebornen das Patent als Cornet bei dem Zietenschen Husarenregimente in das Taufkissen und eine Anweisung auf das Secondelieutenants-Gehalt aus der Königlichen Schatulle. Der Wöchnerin schenkte er vier Armleuchter von massivem Silber. Ein Töchterchen und ein zweites Söhnchen kamen in den folgenden Jahren nach und mit Rücksicht auf die Vermehrung seiner Familie machte der König im Jahre 1770 dem, immer in bedrängten Umständen lebenden, General ein Geschenk von 10,000 Thalern.

Bei dem Ausbruche des bairischen Erbfolgekrieges hatte Zieten bereits das neunundsiebenzigste Jahr angetreten und war schon öfter durch Krankheit und Alterschwäche verhindert gewesen, bei der alljährlichen Heerschau zu erscheinen. Bei dem Ruf der Kriegstrompete aber fühlte er seine Lebensgeister verjüngt, er kaufte Pferde, ließ Sattel, Zeug und Zelt in Stand setzen und gab dem Könige Nachricht, daß er marschfertig sei. Auf diese Meldung antwortete ihm Friedrich (Potsdam den 26. März 1778): „Mein lieber General von der Kavallerie v. Zieten. Da ich sehr besorge, daß Eure Gesundheitsumstände es wohl nicht zulassen werden, die Campagne mitzumachen, so habe ich in dieser Rücksicht Euch auch nicht mit aufsetzen lassen auf den Feldetat. Es thut mir zwar leid, daß ich Euch zurücklassen soll; indessen seht Ihr wohl selbst ein, daß Ihr bei Euern avancirten Jahren und schon gehabten vielen Fatiguen wohl nicht weiter mehr im Stande sein werdet, die Strapazen des Krieges zu ertragen und daß Ihr vielmehr der Ruhe nöthig habt. Ich bin übrigens Euer wohlaffectionirter König. Friedrich."

Zieten beruhigte sich hierbei nicht, sondern bat nochmals: „den alten Zieten nicht zurückzulassen, wenn zu Felde gezogen werde." Der König mußte es bei dem bereits ertheilten Bescheide lassen und schrieb ihm (den 28. März) — — „Auf Euer Schreiben vom 27. dieses habe ich Euch zu erkennen geben wollen, wie es mir leid thut, daß Ich Euch zurücklassen muß, und daß Eure Umstände es nicht gestatten, die Campagne noch mitzumachen. Ich bin indessen von Euerm guten Willen sehr versichert, aber man kann nicht über seine Kräfte gehen und könnt Ihr Euch nunmehr der nöthigen Ruhe bedienen".

Zieten mußte sich in den Befehl des Königs fügen; nur dies konnte er sich nicht versagen: bei dem Ausmarsche seines Regimentes gegenwärtig zu sein und von demselben in herzlicher Anrede auf dem Platze am hallischen Thore Abschied zu nehmen. Zum Troste für den alten Soldaten ging dieser Krieg bald zu Ende, ohne daß ausgezeichnete Heldenthaten davon zu melden waren. Bei der Heimkehr der Truppen ritt er seinem Regimente entgegen und hielt an der Spitze desselben den Einzug in Berlin, als ob er mit zu Feld gewesen wäre. Er brachte die letzten Lebenstage abwechselnd in Berlin und Wustrau zu; sein schönster Festtag war, wenn er bei der großen Heerschau in Berlin sein Regiment vorführen oder sich wenigstens dem Gefolge des Königs anschließen durfte. Die Bürde des Alters wurde ihm mit jedem Jahre fühlbarer, weshalb er den König vor der Revüe 1780 bat: „ihm, da er an der Last seiner Jahre genug zu tragen habe, zu gestatten, ohne Tigerdecke und Adlerflügel erscheinen zu dürfen. Der König schrieb ihm zur Antwort (Potsdam den 17. Mai 1780) „Mein lieber General v. Zieten, Mir wird es zwar allezeit ein Vergnügen machen, einen in meinen Diensten sich so sehr hervorgethanen General noch in seinem hohen Alter bei der bevorstehenden Revüe an der Spitze des ihm anvertrauten Regiments zu sehn und ich bin es daher sehr wohl zufrieden, daß Ihr ohne Tigerdecke und Adlerflügel, blos in Euerm Pelz erscheint. Sollte es aber gar zu kalt sein, so beschwöre Ich Euch, Eure Gesundheit ja zu schonen und lieber gar nicht auf den Revüeplatz zu kommen, damit Ihr Euch nicht durch Euern allzugroßen Diensteifer unnöthigerweise eine Unpäßlichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun möget. Wenn man so lange, als Ihr, mit Ruhm gedient hat, alsdann kann man in dergleichen Vorfällen, sich ohne alles Bedenken der Vorrechte eines Veterans bei den Römern bedienen. Dies ist der Rath Eures beständig wohlaffectionirten Königs."

Zieten hatte bereits das achtzigste Jahr hinter sich, als er zum letzten Male, an der Spitze seines Regiments, dem Könige, der nun ebenfalls zum Greise geworden war, entgegengalloppirte. Fand sich nun auch Zieten nicht mehr bei der Heerschau ein, so versäumte er doch nie, dem Könige, wenn er nach Berlin kam, bei der Parole auf dem Schlosse seine Aufwartung zu machen. Als er sich am 22. December 1785 dazu eingefunden hatte, zählte er fünfundachtzig Jahre. Sobald ihn der König gewahr wurde, ging er

auf ihn zu und schalt ihn wohlwollend aus, daß er sich die hohen Schloßtreppen herauf zu ihm bemüht habe. „So lange nur das Herz und der Magen ihre Schuldigkeit thun", entgegnete Zieten, „können wir schon zufrieden sein." — „Aber die Füße!", sagte der König, der sich selbst auf seinen Krückstock stützen mußte; „geschwind einen Sessel für General Zieten!" Ein Adjutant brachte schnell einen Lehnsessel herbei und der König nöthigte den greisen General, sich zu setzen: „Setz Er sich, setz Er sich, alter Papa" — sagte Friedrich, als Zieten den Stuhl nicht annehmen wollte — „sonst geh' ich weg, denn ich will ihm durchaus nicht zur Last fallen." Hierauf setzte sich Zieten und der geistreiche Chodowiecki hat diese Scene durch einen meisterhaften Kupferstich der Geschichte anschaulich überliefert *).

Am 25. Januar 1786 war er des Mittags noch spaziren gefahren; in der darauf folgenden Nacht erkrankte er und schloß des Morgens 4 Uhr am 26. Januar seine Augen für immer. Seine irdische Hülle wurde, wie er es bestimmt hatte, nach Wustrau gebracht und in ein Grab neben der Kirche eingesenkt, welches ein einfacher Sandstein deckt. In der Kirche ließen ihm die Hinterbliebenen ein Denkmal von schlesischem Marmor errichten, an welchem sich sein Bildniß in erhabener Arbeit aus karrarischem Marmor und zwei allegorischen Figuren, die Religion und die Tapferkeit vorstellend, befinden. Die Inschrift lautet: „Mit Friedrich lebt er im Jahrbuch der Geschichte, bewundert als Held, geliebt als Mensch und Christ. Glücklich waren durch ihn, die weinend dies Denkmal ihm setzten: Gattin und Kinder."

Die Officiere seines Regiments wendeten sich an den Maler Rhode in Berlin mit der Bitte: ein Denkbild zum Gedächtniß Zietens für die Garnisonkirche in Berlin zu malen, was der Künstler, und zwar ohne Entgeld, übernahm.

Da Friedrich seinem Generale nach wenigen Monaten nachfolgte, mußte er die Sorge, demselben ein Standbild in dem Heldenkreise des Wilhelmsplatzes zu errichten, seinem Nachfolger überlassen. Friedrich Wilhelm II. beauftragte damit den Bildhauer Georg Schadow, welcher dies Standbild,

*) Ein zweites Blatt von demselben Künstler stellt Zieten, an der Tafel des Königs eingeschlafen dar, welcher dem Nachbar, der ihm wecken wollte, zurief: „Lassen wir ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht."

das gelungenste seiner Meisterwerke, in Marmor so vortrefflich ausführte, daß es unter den historischen Bildhauerarbeiten neuerer Zeit einen ersten Rang einnimmt. Des Künstlers großes Verdienst ist: naturgetreue Darstellung der äußeren Gestalt, verbunden mit der, bis in den kleinsten Zug durchgeführten Wahrheit des Charakters, so daß der alte, tapfere Husarengeneral vor uns steht, wie er leibte und lebte. Einem Zeitgenossen verdanken wir eine genaue Schilderung der Persönlichkeit Zietens: „Zieten war ein kleiner, hagrer Mann, von feinem, verhältnißmäßigen Gliederbau, hatte ein längliches Gesicht, dunkles Haar, eine zurückgelehnte Stirn, große blaue Augen, eine lange, aber stumpfe Nase, einen großen Mund mit starken Lippen, die obere von einem herabhängenden Schnurrbarte bedeckt, die untere durch eine Narbe gezeichnet. Das Gesicht war nicht schön, der derbe Charakter in starken Zügen ausgeprägt. In dem festen Scharfblick seines feurigen Auges lag viel Ausdruck und der Ernst in seinen Mienen gab ihm Würde."

Er trug sich grade, hatte einen leichten freien Gang, machte alle Bewegungen rasch und führte den Säbel eben so geschickt mit der linken, wie mit der rechten Hand, welches ihm bei seinen Zweikämpfen öfter zu Statten kam, da er, wenn die Rechte verwundet oder ermüdet war, mit der Linken weiter focht. Er tanzte mit Anstand noch an seinem zweiten Hochzeitfeste, als er fünfundsechzig Jahre zählte. Auf dem Pferde saß er wie angegossen, jedoch ungezwungen und bestieg noch im spätesten Alter die muthigsten und wildesten Thiere. Rasch zu Pferde und zu Fuß war sein übriges Wesen das eines Mannes, welchen Leidenschaft nur selten hinriß. Er war karg in Worten, sagte aber mit wenigen viel und antwortete immer bestimmt, hatte auch, wenn er wollte, treffenden Witz. Der Ton seiner Stimme war rauh und männlich, seine Commandosprache deutlich und sein Ganzes drückte Seelenruhe, Erfahrung und Festigkeit des Charakters aus. In seiner Wäsche und Kleidung hatte er sich über alle Maßen zur Reinlichkeit gewöhnt, auch war seine Montirung noch im höchsten Alter sein Morgenkleid, den Schlafrock kannte er nicht. Sobald er gewaschen und angekleidet war, verrichtete er knieend sein Morgengebet im Stillen. Sein Frühstück bestand in Wassersuppe und Butterbrod; Kaffee und Thee trank er niemals; des Mittags nur Wasser. Im Essen nöthigte ihn seine öftere Kränklichkeit vorsichtig und mäßig zu sein. In jüngeren Jahren war er ein leidenschaftlicher Tabackraucher. Alles was

Bequemlichkeit hieß, war ihm zuwider und erst in seinem vierundachtzigsten Jahre war er dahin zu bringen, sich eines gepolsterten Lehnstuhles zu bedienen. Sein Hang zur Gastfreiheit nahm mit den Jahren zu, eben so der zur Geselligkeit und sehr bemerkbar auch die Heiterkeit seiner Seele. In seinen jüngeren Jahren soll er manches kühne Liebesabenteuer ausgeführt haben, wie denn auch im hohen Alter es ihm nicht an leidenschaftlichen Regungen des Herzens fehlte. Mit den Bauern seines Dorfes und allen Nachbarn lebte er in dem besten Vernehmen, da sein ganzes Bestreben darauf gerichtet war, frohe und glückliche Menschen um sich zu sehen. Das Geld achtete er so wenig, daß er, als ihm ein Freund über seine allzugroße Freigebigkeit gegen seine Bauern Vorwürfe machte und ihm mehr Sparsamkeit empfahl, zur Antwort gab: „Mist ist gut, aber auf solchen Koth wie Gold und Silber lege ich keinen Werth, zumal, wenn es im Kasten liegt."

Unter angemessener Feierlichkeit wurde das Standbild Zietens am 27. Februar 1794 auf dem Wilhelmsplatze aufgestellt. Auf dem Fußgestell befinden sich drei Scenen aus Zietens Kriegerleben in erhabner Arbeit: I. Zieten und sein Lehrmeister, General Baronnay bei Rothschloß den 22. Juli 1741. II. Zieten und vier sächsische Regimenter; Katholisch Hennersdorf den 23. November 1745. III. Zieten auf den Siptitzer Höhen bei Torgau den 3. November 1760. — Auf der vierten Seite befindet sich die Inschrift: Hans Joachim v. Zieten, General der Kavallerie, diente von 1714 bis 1786 unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Ihm errichtet von Friedrich Wilhelm II. — Eine Denkmünze mit dem Bildnisse Zietens wurde 1786 zu Frankfurt a. M. geprägt. Auf dem Denkmale Friedrichs des Großen vor dem Palais des Prinzen von Preußen in Berlin hat Meister Rauch dem berühmten Husarengeneral einen angemessenen Vorposten zu Pferd an einer der Ecken des Unterbaues angewiesen.

Auf Pfeifenköpfen, Dosen und Tabakspaketen der Landleute und Soldaten findet man noch häufig das Bildniß Zietens; durch den „Zietenkanaster à 6 Pfennig das Paket" soll der Kaufmann, welcher ihn zuerst einführte, ein reicher Mann geworden sein; er sorgte, wenn auch in anderer Weise als der Geschichtschreiber dafür, daß der Name „Zieten" fortlebe in dem Munde des Volkes.

Der Prinz Heinrich von Preußen.

Friedrich Heinrich Ludwig wurde zu Berlin den 18. Januar 1726 geboren von Friedrich Wilhelm I. und Sophie Dorothea von Braunschweig-Hannover. Als Knabe erhielt er eine ganz soldatische Erziehung, allein die französische Bonne hatte selbst der deutschgesinnte Friedrich Wilhelm I. nicht aus der Kinderstube zu verbannen vermocht; eine Madame de Jaucourt war Gouvernante des Prinzen. Noch ehe er das funfzehnte Jahr zurückgelegt hatte, starb der Vater und der ältere Bruder, welcher den Thron bestieg, Friedrich II., ließ die Erziehung seiner jüngeren Geschwister, insbesondere der Brüder, eine seiner angelegentlichsten Sorgen sein. Er ernannte den Oberst v. Stille zum Erzieher der Prinzen August Wilhelm und Heinrich, von denen ersterer, als der ältere, den Titel eines Prinzen von Preußen als muthmaßlicher Thronerbe führte.

Bei dem Ausbruche des ersten schlesischen Krieges 1740 hatte der Prinz Heinrich bereits den Grad eines Obersten und stand bei dem Heere, welches der Graf Schwerin nach Mähren führte. Er machte die Schlacht von Czaslau den 17. Mai 1742 mit und lernte frühzeitig die Kriegführung praktisch kennen. —

Bei dem Beginn des zweiten schlesischen Krieges im Jahre 1744 war der Prinz Heinrich bereits zum General-Major befördert worden und zeichnete sich zuerst durch die tapfere Vertheidigung der Stadt Tabor in Böhmen

gegen ein östreichisches Corps unter Nadasty aus. In der Schlacht von Hohenfriedberg (4. Juni 1745) befand er sich als General-Adjutant in der Nähe des Königs, welcher in ihm sehr bald das ausgezeichnete Talent eines Feldherrn erkannte und dasselbe zu entwickeln keine Gelegenheit vorüber ließ. Denn nicht unbesorgt durfte Friedrich für die Zukunft sein; er wußte, daß Maria Theresia und das Pfaffenregiment in Wien und Dresden ihn in dem Besitz Schlesiens nicht unangefochten lassen würden. Die ihm jetzt gegönnten zehn Friedensjahre benutzte Friedrich zu Rüstungen für den nächsten Krieg, zugleich aber versammelte er um sich in Potsdam und Sanssouci eine Auswahl der berühmtesten Philosophen und Dichter Europa's, besonders Frankreichs und gern ließ er seinen Bruder Heinrich, welcher von gleicher Liebe, wie er, für die neue französische Literatur beseelt war, an dem akademischen Leben in Potsdam Antheil nehmen.

Wenn der König sowohl die Ueberlegenheit seines Geistes, als das Bewußtsein der absoluten Machtvollkommenheit des Herrschers von Zeit zu Zeit seine gelehrten Freunde empfinden ließ, so war dagegen Prinz Heinrich milder in seinem Urtheil und bescheidener in seinem persönlichen Auftreten, zumal er fühlte, daß seine Jugend ihm nicht Anspruch gab, sich in die gelehrten und geistreichen Gespräche der Männer, welche der König um sich versammelt hatte, zu mischen.

Friedrich übte, selbst nachdem Heinrich in die Jahre der Mündigkeit getreten war, eine väterliche Gewalt über ihn aus, welche dem lebenslustigen Prinzen oft sehr unbequem wurde. Aus eigener Erfahrung wußte Friedrich, daß es kein besseres Mittel, einen ausschweifenden jungen Mann zur Ordnung zu gewöhnen gebe, als ihn zu verheirathen. Er vermählte deshalb seinen Bruder den 15. Juni 1752 mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel. Der Prinz heirathete ohne Neigung, wie dies überhaupt der Fluch der fürstlichen und aristokratischen Ehen war, hoffte aber durch die selbstständige Stellung, welche ihm der König jetzt gewähren mußte, von seiner unmittelbaren Beaufsichtigung befreit und überhaupt unabhängiger zu werden. Der König richtete ihm einen besonderen Hofstaat ein, ließ ihm ein Palais in Berlin bauen*), und schenkte ihm das Schloß Rheinsberg. Der Prinz

*) Gegenwärtig die Universität.

beschränkte sich jetzt auf diesen Aufenthalt, wo er, wie sein Bruder in Sanssouci eine ausgewählte Gesellschaft von Gelehrten und gebildeten Officieren um sich versammelte. Seine vorherrschende Beschäftigung aber war die Ausbildung seines Regiments, die Waffenübung seiner Brigade und das Studium der Kriegswissenschaften. An dem Hofe von Berlin war man damals mit dem Gedanken, daß dem jungen Königreiche ein Krieg mit dem, gegen dasselbe verbündeten alten Europa bevorstehe, vollkommen vertraut und Aller Gedanken waren auf die Vorbereitungen dazu gerichtet. Aus dieser Zeit hat sich ein Briefwechsel des Prinzen Heinrich mit seinem älteren Bruder, dem Prinzen von Preußen August Wilhelm erhalten, in welchem beide Brüder sich gegenseitig Aufgaben über Kriegsoperationen, welche von den Nachbarmächten gegen Preußen unternommen werden könnten, stellen und beantworten.

Den dritten schlesischen Krieg eröffnete Friedrich mit dem Einmarsche in Sachsen den 29. August 1756. Der Prinz Heinrich führte als General-Major kein selbstständiges Commando, sondern war mit seiner Brigade dem Feldmarschall Schwerin zugetheilt worden. Durch die Schlacht bei Lowositz den 1. October 1756 wurde das östreichische Heer zum Rückzuge gezwungen, so daß die, im Lager bei Pirna eingeschlossenen Sachsen sich gezwungen sahen, die Waffen zu strecken und sich dem Könige von Preußen zu ergeben. Von einem besonders ausgezeichneten Antheil des Prinzen Heinrich bei diesen beiden glücklichen Waffenthaten wird uns nichts berichtet.

Bei der Eröffnung des Feldzuges 1757 befand sich Prinz Heinrich bei der Heerabtheilung, mit welcher der Fürst Moritz von Dessau von Sachsen aus gegen Eger vorrückte, um die bei Prag versammelten Streitkräfte des Feindes von dort abzulenken. Als hierauf Friedrich mit vereinter Macht auf die Hauptstadt Böhmens losging und es am 6. Mai hier zu einer entscheidenden Schlacht kam, hatte Prinz Heinrich an dem erfochtenen Siege einen nicht geringen Antheil. Er hielt mit seiner Brigade auf dem rechten Flügel; durch die Unkenntniß der Gegend hatte General Winterfeld den linken Flügel in große Gefahr gebracht, Reiterei und Fußvolk war in sumpfige Wiesen gerathen, der Feldmarschall Schwerin war mit der Fahne in der Hand gefallen, die Unordnung ward hier allgemein, da führte Prinz Heinrich das Regiment Itzenplitz auf dem linken Flügel im Sturmschritt gegen die feindlichen Batterien vor; diese waren durch einen Wassergraben gedeckt, bei welchem

die preußischen Grenadiere Halt machten. Sogleich sprang der Prinz in den Graben und rief, den Degen in der Faust, den Seinen zu: „Keiner ist unter Euch, der nicht zum wenigsten einen Kopf größer ist, als ich und wo mir das Wasser kaum an den Kragen geht, geht es vielen von Euch noch nicht an die Hosenschnallen, — nehmt Gewehr und Patrontasche in Acht und folget mir getrost!" Da blieb keiner zurück, der Graben wurde durchwatet, die Batterie gestürmt, die Schlacht durch diese entschlossene That wieder hergestellt und den geschlagenen Truppen Zeit verschafft, sich zu sammeln, vereinigt vorzudringen und zu siegen. — Noch in späteren Jahren pflegte der Prinz den 6. Mai als einen Ehrentag zu feiern und dazu diejenigen Officiere, welche unter ihm gefochten hatten, einzuladen.

Durch die unglückliche Schlacht bei Kollin gingen die Früchte des Sieges bei Prag wieder verloren; allein die Größe Friedrichs zeigte sich vor allem darin, daß er sein geschlagenes, doch nicht entmuthigtes Heer von dem einen Schlachtfelde, welches zu verlassen er gezwungen worden war, sofort nach einem anderen führte und durch einen neuen Sieg den erlittenen Verlust vergessen machte.

Den Andrang eines, mit dem Reichsheere verbündeten, französischen Heeres gegen die Elbe abzuwehren, war Friedrich genöthigt, diesen Feinden bis zur Saale entgegen zu gehen. In der Nähe von Merseburg kam es den 5. Nov. bei Roßbach zur Schlacht, zu deren glücklicher und schneller Entscheidung der Prinz Heinrich vornehmlich mitwirkte. Er unterstützte durch seine Infanteriebrigade den Angriff der Reiterei unter Seydlitz. Wie bei jeder Gelegenheit setzte sich auch hier der Prinz Heinrich der Gefahr muthvoll aus und erhielt eine Schußwunde in die Schulter, zu deren Heilung er sich nach Leipzig begab. Hier nahm er sich aus Menschenfreundlichkeit, zugleich aber auch aus der, damals in der vornehmen Welt allgemein verbreiteten, eitlen Vorliebe für französische Sprache und Literatur ganz besonders der gefangenen Franzosen an. Dem gefangenen, schwer verwundeten General Cüstine machte er wiederholte Besuche, schickte ihm seinen Leibarzt, und als er seinen Wunden erlegen, ließ er ihn mit allen kriegerischen Ehren bestatten und ihm auf seinem Grabe ein Denkmal errichten. Die gefangenen französischen Officiere, welche sich in Geldverlegenheit befanden, unterstützte er freigebig und begünstigte ihre Befreiung und Rückkehr nach Frankreich so sehr, daß Friedrich, so gern er



auch seinen Ruhm von den Franzosen verkündigen hörte, ihm Einhalt zu thun sich veranlaßt fand.

Durch seine Verwundung wurde der Prinz bis zum Februar 1758 in Leipzig zurückgehalten, so daß er dem Könige nicht zu dem glorreichen Tage bei Leuthen nach Schlesien hatte folgen können. Zu Anfang des Feldzuges dieses Jahres hatte der König den Franzosen, welche in neuen, verstärkten Schaaren vom Rheine zur Weser vordrangen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig entgegengestellt. Ein Corps der Feinde hatte Braunschweig besetzt und brandschatzte im Halberstädtischen. Die Vertreibung desselben übernahm Prinz Heinrich mit glücklichem Erfolge. Er zwang die Franzosen, das Fürstenthum Halberstadt zu räumen, die von ihnen besetzte Burg Regenstein ergab sich, Goslar, Hildesheim, Braunschweig und Wolfenbüttel wurden von den Feinden befreit. Als nach der Besetzung Mindens der Herzog Ferdinand der Unterstützung nicht mehr bedurfte, kehrte Prinz Heinrich, dem Rufe seines Bruders folgend, nach Sachsen zurück und erhielt zur Behauptung dieses, dem Könige zur Kriegführung unentbehrlichen, Landes einen selbstständigen Befehl über ein Heer von 22 Bataillons und 20 Schwadronen, etwa 15—18,000 Mann, mit dazu gehöriger Artillerie. Zunächst wendete er sich gegen die Reichsarmee, welche unter dem Herzoge von Zweibrücken von Würzburg und Bamberg, bis Baireuth vordrang, um sich mit den Oestreichern, welche an der böhmischen Grenze standen, zu vereinigen. Der Oberst Meyer führte zwei, von dem Prinzen ihm anvertraute, Unternehmungen im April und Mai glücklich aus. Die erste war auf Hof gerichtet, wo er einen Posten von 1000 Mann Reichstruppen gefangen nahm; die zweite auf Suhl, die berühmte Waffenwerkstatt Thüringens, wo er einige tausend, für die Reichsarmee bestimmte, Gewehre wegnahm. Sobald der König im Stande war, in Schlesien einige Mannschaft entbehren zu können, verstärkte er das Heer seines Bruders durch 20 Schwadronen und 8 Bataillons, wodurch es diesem möglich wurde, seinen Unternehmungen größeren Nachdruck zu geben. Der Bischof von Bamberg hatte sich den Preußen ganz besonders feindlich gezeigt, den Reichstruppen und Oestreichern, welche hier große Kriegsvorräthe angehäuft hatten, bereitwillig geöffnet. Der Prinz Heinrich schickte ein Corps von 3 Bataillons und 5 Schwadronen unter General Driesen und Oberst Meyer gegen Bamberg ab, welches General Rosenberg mit zwei Regimentern Reichstruppen

besetzt hielt. Bei dem ersten Anlauf capitulirte die Stadt; der preußische General legte ihr und ihrem geistlichen Oberhaupte eine Brandschatzung von 500,000 Gulden auf, begnügte sich jedoch mit 300,000, welche er sicher nach dem Hauptquartier zurückbrachte. Außerdem wurden die Magazine geleert und was die Mannschaft auf Wagen, Pferden und im Tornister fortbringen konnte, mitgenommen. Dergleichen Unternehmungen verschafften der preußischen Armee großen Zulauf; Studenten aus Erlangen, Jena, Leipzig, Wittenberg und Halle sangen:

„Will unter die Husaren ziehn,
„Vielleicht wird da mein Glück erblühn!"

die „feirigen" (d. h. feiernden) Handwerksbursche verließen die Herbergen und die Reihen der Reichstruppen lichteten sich mehr durch „Reißlaufen" (Davonlaufen), als durch Gefechte. Der Prinz Heinrich hatte vortreffliche Parteigänger; Hülsen, Seydlitz, Kleist, Meyer, Belling, welche theils größere Abtheilungen, theils sogenannte Freibataillons führten, machten ihre Namen in Böhmen, Franken, Thüringen und Sachsen bekannt und gefürchtet. Die vornehmste, dem Prinzen von dem Könige ertheilte, Aufgabe war: durch eine gutgewählte Stellung im sächsischen Erzgebirge und Truppen-Entsendungen nach verschiedenen Seiten hin, die Oestreicher an der Grenze von Böhmen aufzuhalten, die Reichsarmee nach Franken zurückzutreiben und die Franzosen zu verhindern gegen die Saale und Elbe vorzubringen. „Einzelne wohlgewählte Posten" — sagt ein militärischer Schriftsteller jener Zeit — „für einige Bataillons und Schwadronen, die sich jedoch wechselseitig sehr gut unterstützten, Höhen hinter Flüßchen und Bächen, deren versteckteste Lage sein forschender Blick alsobald ausspähete, wo nachher die Natur durch die Kunst verstärkt ward, gehören zu Heinrichs System der Kriegführung, ausdrücklich von ihm für diese Umstände und für diese Gegner erfunden. Hierdurch gelang es ihm, Sachsens Hauptbezirke, aus denen sein königlicher Bruder die vornehmsten Bedürfnisse für die Kriegführung: Geld, Mannschaften und Lebensmittel bezog, zu decken. Wann es endlich geschah, daß eine dergleichen strategematische Umzingelung, die sich zu viel erkühnte, durchbrochen ward, so war es, weil dem Gegner doch nach langen Drangsalen zu gewisser Stunde endlich die Augen genugsam aufgingen, um des zarten Fadens gewahr zu wer-

den, womit ihn sein, nur an Talenten stärkerer, an Zahl der Truppen viel schwächerer Feind eingeschlossen hielt. *)

Während des Sommers 1758 hatte der Prinz das Städtchen Tzschopau, zwischen Freiberg und Chemnitz, längere Zeit zu seinem Hauptquartier gewählt und in der Nähe desselben ein Lager aufgeschlagen, doch hielt er gewöhnlich nur eine geringe Mannschaft hier beisammen, da er nach verschiedenen Seiten hin Streifparteien entsenden mußte. Als Friedrich nach dem Rückzuge von dem verunglückten Unternehmen auf Ollmütz den Russen, welche bis Cüstrin vorgedrungen waren, entgegengehen mußte, drang Daun über Görlitz mit einer überlegenen Armee nach Meissen vor, um den Prinzen Heinrich, welcher zu derselben Zeit von der aus Franken anrückenden Reichsarmee bedroht wurde, zu vernichten. Unentschlossen besann sich der östreichische Zauderer zu lang, ob er über die Elbe gehen sollte, oder nicht; unterdessen eilte der König, nachdem er die Russen bei Zorndorf geschlagen, dem Bruder zu Hülfe und Daun suchte Zuflucht hinter den unzugänglichen Gebirgswegen und Waldgründen der sächsischen Schweiz. Der König folgte ihm nicht mit der nöthigen Vorsicht; durch falsche Nachrichten sicher gemacht, lagerte er bei Hochkirch unter den Kanonen des Feindes, welcher die Höhen zur Seite des preußischen Lagers besetzt hielt und in der Nacht des 14. Oct. einen, für die östreichischen Waffen siegreichen Ueberfall ausführte, den jedoch der zaghafte Daun nicht zu benutzen verstand. In geringer Entfernung sammelte der König sein geschlagenes Heer, bei welchem am folgenden Tage der Prinz Heinrich mit 5 Bataillons und 8 Schwadronen frischer Truppen eintraf und für die sichre Herbeischaffung eines großen Transportes von Lebensmitteln und Munition von Dresden her Sorge trug.

Friedrichs Feldherrntalent zeichnet sich vornehmlich dadurch aus, daß er, selbst wenn er geschlagen worden war, sogleich wieder zum Angriff überging, oder durch kühne Märsche, Bewegungen und Stellungen den Feind zum Rückzuge zwang. Jetzt kam es ihm darauf an, die Festung Neisse zu entsetzen und Schlesien gegen den Einmarsch der, von Daun und Loudon befehligten, Heere zu sichern, wobei er vornehmlich auf die Unterstützung des Prinzen Heinrich zählte. Dieser schloß sich mit 8 Bataillons, 20 Schwadronen, 3 Frei-

*) Cäsar bei Dyrrhachium. Betrachtungen, S. 276. Abth. I.

bataillons und den Cavallerie-Feldwachen dem Heere des Königs an, welcher in Eilmärschen Görlitz, ehe es von Daun besetzt wurde, zu erreichen suchte. Dies gelang ihm; er überließ Daun die feste Stellung auf der Landskrone und zog weiter nach Neisse, während er den Prinzen Heinrich nach Hirschberg entsendete. Es glückte, Neisse zu entsetzen, worauf der König und Prinz Heinrich eiligst nach Sachsen zurückkehrten, um das, von Daun bedrohte, Dresden durch verstärkte Mannschaft sicher zu stellen. Daun bezog nur wenige Stunden davon bei Pirna ein festes Lager und ging dann in die Winterquartiere nach Böhmen zurück.

Prinz Heinrich hatte den Winter mehrentheils in Dresden zugebracht, wo er Vorbereitungen zu dem Feldzuge des Jahres 1759 machte, welchen er damit eröffnete, daß er mit zwei Abtheilungen in Böhmen eindrang. Die eine aus 13 Bataillons und 23 Schwadronen bestehend, sollte über Gieshübel und Peterswalde nach Leutmeritz, die andere über Paßberg nach Kommotau und Saatz gehn. Der Prinz befand sich bei dem Vortrab, welcher über Nollendorf nach Teplitz vordrang und überall die von den Feinden angelegten Magazine wegnahm, oder zerstörte. Die darin angehäuften Vorräthe waren so groß, daß ein Heer von 50,000 Mann fünf Monate und 25,000 Pferde einen Monat davon hätten leben können. Am 20. April trat der Prinz den Rückmarsch nach Sachsen an und sammelte die Abtheilungen seiner Heere bei Zwickau, von wo aus er einen Angriff auf die Reichsarmee vorbereitete, welche in ausgedehnten Stellungen von Baireuth über Bamberg, Würzburg bis Fulda lagerte, und die Verbindung des östreichischen Heeres in Böhmen mit dem französischen in Westphalen unterhalten sollte. Mit zwei großen Abtheilungen ging der Prinz über Oelsnitz nach Hof; den Vortrab von 8 Bataillons und 17 Schwadronen führte der Parteigänger Kleist. Die Reichstruppen verließen die verschanzten Lager, an denen sie Monate lang gearbeitet hatten, fast immer ohne den Angriff abzuwarten. Kein andrer Anführer der Reichsarmee war geschickter im Ausreißen als General Macquire, welcher nirgend Stand hielt und Bamberg und Nürnberg den vordringenden Preußen überließ. Weiter sich von Sachsen zu entfernen durfte der Prinz nicht wagen, da ihm leicht durch eine, aus Böhmen in seinem Rücken vordringende, östreichische Armee der Rückzug abgeschnitten werden konnte. Er brach deshalb den 22. Mai wiederum nach Sachsen auf und bezog am 1. Juni

ein Lager bei Zwickau. Die Reichsarmee blieb weit hinter ihm bei Forchheim stehen, die Oestreicher unter Haddik zogen nach Böhmen zurück, wodurch es dem Prinzen möglich wurde, 10 Bataillons und 20 Schwadronen zu dem Heere, welches General Dohna den Russen entgegenführte, stoßen und General Fink mit 4 Bataillons und 5 Schwadronen zum Schutze Dresdens abgehen zu lassen. Der Prinz selbst ging mit seinem Armee-Corps bis Bautzen vor; Daun, welcher durch die Stellung des Königs bei Schmottseifen jetzt sich von zwei Seiten bedroht sah, durfte es nicht wagen, gegen Frankfurt a. O. und Berlin etwas zu unternehmen, selbst dann nicht, als die Russen das preußische Armee-Corps unter Wedell bei Palzig geschlagen hatten. Nach diesem Verluste rief der König den Prinzen Heinrich nach Sagan, wo derselbe am 29. Juli mit seinem Armee-Corps eintraf und den Befehl über das, bei Schmottseifen versammelte Heer übernahm. Den, durch leichte Truppen versteckten, Marsch Loudons nach Frankfurt, wo er sich mit den Russen unter Villebois vereinigte, vermochten weder der Prinz, noch der König, welcher am 30. Juli in Sagan eintraf, zu verhindern, da die Russen bereits über die Oder gegangen waren und Crossen besetzt hatten. —

Nach dem unheilvollen Tage bei Kunersdorf (d. 12. Aug. 1759) würde Schlesien und mit ihm wahrscheinlich die preußische Monarchie verloren gewesen sein, wenn nicht der Prinz Heinrich durch die Behauptung seiner Stellung bei Schmottseifen den General Daun so im Schach gehalten hätte, daß er es nicht wagte, gegen das geschlagene Heer, welches der König bei Fürstenwalde sammelte, vorzudringen. Sobald der Prinz zu seiner Verstärkung den General Fouquet mit 7 Bataillons und 3 Schwadronen von Landshut an sich gezogen hatte, übergab er diesem den Oberbefehl bei Schmottseifen, ging mit 15 Bataillons und 28 Schwadronen über Bunzlau nach Sagan, wo er am 29. August eintraf, und Zieten, welcher seine Vorhut gebildet hatte, an sich heran zog. Diese Stellung ward mit jedem Tage bedenklicher, da sich Daun mit ungeschwächter Kraft eines überlegenen Heeres näherte. Der Prinz suchte durch Zerstörung feindlicher Magazine und durch tägliche Veränderung seines Lagers den schwer beweglichen Feind aufzuhalten und zu ermüden. Daun hatte den Russen zugesagt, für den Unterhalt ihres Heeres zu sorgen; sie bedurften täglich, als sie auf dem linken Oderufer standen, 1400 Scheffel Mehl, welches, da in dortiger Gegend alles aufgezehrt war,

aus Böhmen herbeigeschafft werden sollte. Dies war nicht möglich und so kehrten sie noch vor Einbruch des Winters nach Polen zurück. Die Oestreicher, die in der ausgehungerten Lausitz lagerten, litten ebenfalls Mangel; Daun sammelte sein Heer bei Bautzen, Prinz Heinrich folgte ihm bis Görlitz und besetzte die Landeskrone, welche Stellung er jedoch am 23. Sept. aufgab, als Daun einen Angriff mit sehr überlegener Macht zu unternehmen drohte. Der König hatte dem Prinzen Befehl ertheilt, nach Hoyerswerda zu marschiren, welches er am 25. Sept. mit seinem, in drei Corps getheilten Heere erreichte, nicht ohne Verlust, da er in zwei Tagen zehn Meilen in tiefen Sandwegen zurücklegen mußte und dabei ein ernsthaftes Gefecht mit einem, bei Hoyerswerda aufgestellten Corps Oestreicher unter General Wela zu bestehen hatte. Dresden war bereits in den Händen der Feinde, Daun rückte noch zur Verstärkung heran, wodurch sich der Prinz gezwungen sah, sein, auf jenen wichtigen Punct gerichtetes, Unternehmen aufzugeben und seinen Marsch auf Torgau zu nehmen, wo er sich am 4. Oct. mit General Fink vereinigte, welcher sich bei Meissen tapfer gegen die vordringende Reichsarmee behauptet hatte. Mit dieser gemeinschaftlich rückte jetzt Daun gegen den Prinzen, welcher die Generale Wunsch und Fink an sich gezogen hatte und bis in die Nähe von Wittenberg zurückgegangen war, in getheilten Heerhaufen heran. Durch Entsendungen in den Rücken und die Seite der Oestreicher wurde ein, von Daun nach Wittenberg beordertes Corps des Herzogs von Ahrenberg durch die Preußen unter Wunsch und Rebentisch zersprengt und Daun dadurch zum Rückzuge nach Dresden genöthiget. „Prinz Heinrich" sagt der geistvolle Geschichtschreiber seiner Feldzüge, „verdient Bewunderung, wenn man einen Behauptungskrieg durch Stellungen voraussetzt. Sein Trotz gegen einen solchen Feind wie Daun verdient noch mehr Bewunderung, weil die Kriegführung durch die Beschaffenheit des Feindes Aenderung erleidet. Es zeugte von höherer Beurtheilung, eine Umschließung von einem Feinde zuzulassen, welcher nie verstand, die Entwürfe der List durch Kraft zu vollenden; es zeugte von höherer Entschließung, gerade im Zeitpunkte der Gefahr durch Kühnheit sie zu vernichten." *) —

Sobald sich Daun von dem weiteren Vordringen an der Elbe abwärts

---

*) H. v. Bülow, Prinz Heinrich von Preußen Th. I. S. 136.

durch das entschlossene Entgegentreten des Prinzen Heinrich zurückgewiesen sah, führte er sein Heer wieder in die Umgegend von Dresden, wo ein geringes Corps unter General Fink hinreichend war, ihn bei Wilsdruf festzuhalten. Der König brach, obschon am Podagra heftig leidend, mit seiner Armee von Glogau nach Sachsen auf, sobald er versichert war, daß die russische Armee den Rückzug nach Polen angetreten habe. Soltikow und sein Generalstab hatte unthätig und unentschlossen an der Oder verweilt, so lange es noch Futter für das Vieh und Brandtwein für die Kosaken gab; der Oberfeldherr selbst war der guten Tafel, den Schmeicheleien, dem Frauenzimmer und den Dukaten nicht abhold. „Diese Russen" sagt Heinrich v. Bülow *), „ein Volk, welches die Vergnügungen der Sinne aus Neigung, diejenigen des Witzes aus Nachahmung liebt, wurden bei Gastmählern wiederum zum Bleiben beredet, wenn sie gehn wollten. Schmausereien und Schmeicheleien konnten ihren Zweck bei denen nicht verfehlen, welche durch eine mißverstandene Kultur weder der Barbarei der Sinnlichkeit, noch einer sinnlichen Barbarei entnommen waren. Die Schmausereien gab Loudon, die Schmeicheleien lieferte Montalembert. Da den Russen, gewohnt nur Herrscher anzubeten und Sclaven zu beherrschen, der Begriff von Männern ihres Gleichen unbekannt ist, so verfehlte ihr General Soltikow eben so wohl den schicklichen Ton gegen die östreichischen Generale, als ihn (sobald der Wein und die Dukaten fehlten) die Anmaßung der letzteren entrüstete. Durch solche Wechselfälle entgegengesetzter Triebe russischer Heerführer wurde ein Schwanken zwischen Gehen nach Polen und Bleiben in Schlesien zum Vorschein gebracht, welches die Russen bis Ende Octobers an der Oder zurückhielt."

Prinz Heinrich erstattete dem Könige in Hirschstein Bericht über den Abzug Dauns; „Aha!" rief Friedrich auf seinem Schmerzenslager, „sie riechen mich schon; den Daun soll aber auch nun der Teufel holen!" Dieser fromme Wunsch ging jedoch für diesmal nicht in Erfüllung. Der König ertheilte, um Daun einen weiteren Rückzug nach Böhmen abzuschneiden, dem General Fink den Befehl, nach Maren zu marschiren und den Oestreichern den Weg zu verlegen. Dies mislang und wir haben oben in dem Leben Friedrichs erwähnt, auf welche ruhmlose Weise jenes Corps unter Fink die Waffen zu

*) Prinz Heinrich von Preußen (1805) Th. I. S. 140.

strecken gezwungen wurde. — Beim Beginn des Feldzuges 1761 ertheilte Friedrich seinem Bruder den Auftrag, den Russen entgegenzugehn und sie von einem erneuten Vordringen gegen die Oder abzuhalten. Prinz Heinrich hatte sein Heer, dessen eine Abtheilung der General Golz befehligte, am 15. Juni bei Frankfurt versammelt, von wo aus er Vorposten nach Crossen, Züllichau und Landsberg a. d. Warthe schickte; Golz kantonirte bei Drossen. Als die Russen im Juli sich von Posen aus nach Schlesien in Bewegung setzten, brach der Prinz von Gleissen auf und bezog am 29. ein Lager bei Podligar. Die Besorgniß für Breslau veranlaßte ihn, sich dahin zu wenden und es gelang ihm durch angestrengte Märsche über Parchwitz und Liegnitz auf dem linken Ufer der Oder am 8. Aug. ein Lager bei Breslau zu beziehen, wodurch er die Vereinigung der Russen mit den Oestreichern verhinderte und Loudon nöthigte, sich zurückzuziehn. Czernichew blieb unthätig an der Oder stehn; „die russischen Officiere begnügten sich, den schlesischen Damen Bälle zu geben, bei denen sie diese zwangen zu tanzen, während die Kosaken ihre Landgüter verwüsteten.“

Nach der Schlacht von Liegnitz (15. Aug. 1760) schrieb der König an den Prinzen Heinrich einen Brief, in welchem er ihm eine Disposition zu einem gemeinschaftlichen Angriff auf die Russen mittheilte. Dieser Brief war darauf berechnet, von den Feinden aufgefangen zu werden, Czernichew über die Stärke der Preußen zu täuschen und ihn zu veranlassen das rechte Oder-Ufer zu verlassen. Die Kriegslist gelang, die Russen zogen ab und der König konnte sich mit verstärkter Macht gegen Daun wenden. In dieser Zeit scheint eine Verstimmung zwischen dem Könige und dem Prinzen Heinrich eingetreten zu sein, wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß der König einen ansehnlichen Theil des Heeres des Prinzen mit sich nach Sachsen nahm. Dieser überließ den Befehl über das kleine, ihm verbliebene Corps dem General Golz und ging nach Glogau, wo er den Winter anscheinend in Unthätigkeit zubrachte und nur seinen Vergnügungen lebte.

Im nächsten Feldzuge (1762) finden wir den Prinzen wieder an der Spitze eines Heeres von 30—32,000 Mann, mit welchem er zu Anfang Mai's eine ausgedehnte, aber sichre Stellung bei Meissen, hinter den Schluchten von Miltitz und Rossen und auf den Höhen von Miltitz bis Schlettau, die Katzenhäuser genannt, einnahm. Er hielt die Städte Meissen, Leipzig,

Wittenberg und Torgau besetzt, Daun mit seinem, 50,000 Mann starken Heere Dresden und die Umgegend bis Dippoldiswalde; das Reichsheer unter Serbelloni lagerte in dem Voigtlande bei Reichenbach und Plauen und unterhielt die Verbindung mit Daun im Erzgebirge.

Wir haben in dem Leben des Generals Seydlitz der glücklichen Streifzüge Erwähnung gethan, welche er selbst und mit noch mehr Entschlossenheit der ausgezeichnetste Parteigänger dieses Krieges, Oberst (später General) von Kleist, in dieser Zeit gegen die Reichsarmee und gegen die Oestreicher in Böhmen ausführte. Der Prinz nahm an diesen Streifzügen nicht persönlich Antheil, sondern beschränkte seine militärische Thätigkeit darauf, durch seine Stellung bei Meissen Daun in respectvoller Entfernung zu halten.

Als beim Beginn des Feldzuges 1762 Daun mit seinem Heere nach Schlesien abgegangen war und dem Prinzen Heinrich nur die Reichstruppen unter Serbelloni entgegenstanden, unternahm er mehrere glückliche Postengefechte gegen diesen und drängte ihn überall zurück. Dies wurde Veranlassung, daß Serbelloni den Befehl verlor, welchen General Haddick, der mit Verstärkungen nach Sachsen kam, erhielt. Er zwang den Prinzen, seine feste Stellung hinter dem Tharander Walde zu verlassen und sich hinter die, von der Mulde gebildete, Thalschlucht bei **Freiberg** zurückzuziehen. Auch aus dieser Stellung wurde er von Haddik, dessen Heer um zwei Drittheile stärker war, am 15. Oct. gezwungen, sich nach Groß-Schirna zurückzuziehen. Sobald er die entfernter stehenden Truppen an sich gezogen, ging er wieder zum Angriff über und bezog am 22. Oct. ein Lager zwischen Marrbach und Etzdorf; am 26sten verlegte er sein Hauptquartier nach Meissen.

Die Schlacht bei Freiberg am 29. Oct. 1762.

Unter den Siegen, welche die preußischen Waffen in dem siebenjährigen Kriege erfochten, steht der bei Freiberg, obschon es der **letzte** war, dennoch in erster Reihe und verdient, als die vornehmste Waffenthat des Helden, dessen Leben wir hier erzählen, eine ausführlichere Darstellung.

Ohne die ihm angekündigte Verstärkung unter dem Prinzen Moritz von Anhalt abzuwarten, beschloß Heinrich, die unter dem Prinzen Stolberg ihm bei Freiberg gegenüberstehende Reichsarmee, welche den linken Flügel der bei Dresden aufgestellten, östreichischen unter Heddik bildete, anzugreifen. „Der

rechte Flügel der Reichsarmee unter Campinelli stand hinter den Schluchten von Klein-Waltersdorf und hinter Verschanzungen, welche bis an den Spitelwald fortliefen. Dieser lag vor der Mitte der Reichsarmee, war stark verhauen, an dem äußersten Rande verschanzt und mit Fußvolk besetzt. Die Stadt Freiberg, mit festen Mauern und einem tiefen Graben umgeben, diente als Stützpunct; ein weiterer Rückzug nach Dresden wurde durch die tiefen Gründe des Muldethales und die Waldgebirge von Tharand gedeckt. Der Prinz, welcher sich am 28. October früh noch in Meissen befand, hatte den Vortrab unter Kleist's Befehl gestellt, welcher am 28. October des Abends 8 Uhr mit 7 Bataillons und 8 Schwadronen bis auf die Höhe von Braunsdorf vorrückte. Die zweite Kolonne, aus 9 Bataillons und 20 Schwadronen bestehend, führte Seydlitz. Er machte hinter Kleist Halt, um bei Braunsdorf die schweren Geschütze abzuwarten. Am Abend des 28. Oct. traf der Prinz bei ihm ein. Stutterheim mit der dritten Abtheilung von 8 Bataillons, 15 Schwadronen und 300 commandirten Husaren, Belling an der Spitze, besetzte Langhennersdorf und Forcade mit 7 Bataillons, 5 Schwadronen und 400 Husaren zog sich nach Groß-Schirna. Erst beim Anbruch des merkwürdigen Tages, welcher durch eine gewonnene Schlacht den Feldherrnruhm des Prinzen Heinrich vollendete, am 29. October, wurde allen Abtheilungen der Befehl zum Angriff gegeben. Kleist mußte rechts abmarschiren, Belling den Strutwald angreifen, welcher von den Feinden besetzt war. General Stutterheim trennte sich von der Kolonne des Generals Seydlitz und nahm seine Stellung zur Rechten Bellings auf der Anhöhe zwischen Klein-Schirna und dem Strutwalde, aus welchem Belling den Feind sehr bald verjagte. Jetzt rückte Stutterheim auf die Höhe zwischen Groß-Schirna und Langhennersdorf, seine Geschütze eröffnen ein lebhaftes Feuer und er geht bis auf die Höhe bei Waltersdorf vor, während der Prinz Heinrich mit der Kolonne Seydlitz auf dem rechten Flügel bis jenseit Ober-Schönau auf die Höhen bei St. Michael vorrückt, von wo aus er die Linie des Feindes hinter den Dörfern Erbisdorf und Brand aufmarschirt erblickt. Hier läßt er Düringshofen mit 4 Bataillons und 5 Schwadronen zur Beobachtung des Feindes zurück, er selbst wendet sich mit einem Theil der Kolonne des Generals Kleist gegen die linke Flanke des Feindes, welche derselbe bis über Freibergsdorf hinaus verlängert und eine feste Stellung auf der Anhöhe bei den drei Kreuzen nimmt. Gegen

diese führt Seydlitz zwei Grenadierbataillons, Kleist deckt ihm die rechte Seite durch einige Schwadronen, Stutterheim säubert den Spittelwald, welcher jedoch später von dem Feinde wieder besetzt wird. Seydlitz läßt jetzt die, durch seine Grenadiere in der Front angegriffene, Stellung auf der Anhöhe bei den drei Kreuzen, durch einige Schwadronen umgehen und in die linke Flanke fassen, ein Unternehmen, welches für die Reiterei durch das unebne Gelände sehr erschwert wird, da das, aus den dortigen Erzgruben zu Tage geförderte, taube Gestein, in Halten aufgeschichtet, dem Angriff in geschlossener Reihe hinderlich ist. Entschieden wird endlich der Sieg durch einen Angriff auf Klein-Waltersdorf, wohin der Prinz seinen Adjutanten von Stutterheim absendet. Im Rücken bedroht zieht sich der Feind in ziemlicher Ordnung, ohne großen Verlust, durch Freibergsdorf auf die Höhen von Tüffendorf zurück. Hier sammelt der Prinz Stolberg seine geschlagenen Reichsvölker und führte sie über die Mulde zurück, wo er hinter tiefen Schluchten eine gesicherte Stellung einnimmt.

Der Prinz begnügte sich mit dem Siege, ohne ihn in eine Niederlage zu verwandeln; man sagt, er habe verschiedentlich an diesem Tage besorgt, der Feind werde ihn zurücktreiben. Seydlitz war nie dieser Meinung; im kühnen Selbstvertrauen bezweifelte er nie den Sieg; dieser Tag vollendete seinen Ruhm. Der Feind verlor 4410 Mann, 80 Officiere, 28 Geschütze und 9 Fahnen; die Preußen 1300 Mann. Freiberg wurde von den Feinden nicht vertheidigt, der Prinz besetzte am Abend nach der Schlacht die Stadt, ohne Widerstand zu finden. Die Feinde zogen sich am folgenden Tage weiter auf Dresden zurück und schon am 2. November entsendete der Prinz den zum General ernannten Kleist mit seinem Streif-Corps nach Böhmen, wo es ihm gelang, mehrere feindliche Magazine zu zerstören. Von hier wandte er sich mit seinen Freibeutern nach Franken; erhob in Nürnberg eine Brandschatzung von ein und einer halben Million Thaler; Rothenburg, Winzheim, selbst Regensburg mußten sich durch ansehnliche Contributionen von der angedrohten Plünderung loskaufen.

An diesen gefürchteten Raubzügen, mit welchen der siebenjährige Krieg beschlossen wurde, hatte Prinz Heinrich keinen Antheil. Friedrich hatte sie anbefohlen, um die kleineren deutschen Fürsten zu zwingen, ihre Truppen von der Reichsarmee abzurufen und sich von dem Hause Oestreich loszusagen.

Es liegen uns eine bedeutende Anzahl, bisher noch unbekannter eigenhändiger Briefe des Prinzen Heinrich an die Herzogin Luise von Sachsen-Gotha (dieselbe, mit welcher auch der König in einem vertraulichen, von uns benutzten, Briefwechsel stand), vor, aus welchem sich ergiebt, wie wenig jene Plünderungen mit den Gesinnungen des Prinzen Heinrich übereinstimmten, ohne daß er im Stande war, sie abzuwenden. Wir müssen uns jedoch, um dieser Biographie nicht eine noch größere Ausdehnung zu geben, darauf beschränken, nur Auszüge aus zweien dieser, ursprünglich in französischer Sprache geschriebenen, Briefe zu geben, welche zugleich dadurch von Bedeutung sind, daß der erstere am Tage vor der Schlacht bei Freiberg, der zweite 14 Tage nach derselben geschrieben wurde.

Meissen, den 28. October 1762.

„Madame.

Der großmüthige Antheil, welchen Sie an Frau v. Norleben nehmen, verschafft mir den Vorzug, nochmals Beweise des Vertrauens und der Freundschaft von Ew. Hoheit zu erhalten. Mein Herz ist damit einverstanden, aber meinen Einfluß kann ich nur indirect zu Gunsten derjenigen, welche mit Lieferungen und Contributionen belästiget werden, geltend machen, der König ordnet dies Alles durch Officiere an, welche er ausdrücklich absendet, um seine Befehle mit aller Strenge auszuführen. Deshalb, Madame, befinde ich mich außer Stande, Ihnen irgend etwas zu versprechen, allein ich werde diese harten Seelen, diese Felsenherzen beschwören, vielleicht finden sie ein Auskunftsmittel, um Fr. v. Norleben eine Erleichterung zu verschaffen; dies wird jedoch immer nur auf Kosten eines anderen Unglücklichen geschehen, denn die Commandirten wagen es nicht, ohne viel zu risquiren, irgend etwas von den Contributionen, welche der König gefordert hat, fehlen zu lassen. Unter all den Leiden, welche ich erdulde, ist dasjenige, welches das Elend so vieler Unglücklichen meinem Herzen bereitet, nicht das geringste. Die Unmenschlichkeit und Barbarei sind auf den höchsten Punct gestiegen; wie glücklich werde ich mich fühlen, von einem Schauplatz entfernt zu sein, wo nur Schrecknisse mich umgeben.

Sie wissen, Madame, daß ich einige Nachtheile erfahren habe; allein die Feinde vergrößern die Sache. Ich befand mich in dem Falle, vor der Ueberzahl weichen zu müssen, oder zu risquiren, ganz erdrückt zu werden. Ich

entschied mich für das Erstere und zog mich noch glücklich aus der Affaire, ohne den Feinden viel Terrain einzuräumen. Indessen ist der Feldzug noch nicht zu Ende, wenn der Himmel mir beisteht, kann ich noch glücklich sein, will er es nicht thun, so werde ich mich in mein Schicksal fügen.

Verzeihen Sie, Madame, daß ich Sie so lange von meiner Person unterhalte, es ist dies die Folge des Vertrauens und meiner Anhänglichkeit an Sie, ein Gefühl, welches mir die zärtlichste Theilnahme für Ihre Familie einflößt ꝛc."

Aus diesem Briefe, welcher am Tage vor der Schlacht von Freiberg geschrieben wurde, geht hervor, daß der Prinz nicht die geringsten Vorbereitungen dazu gemacht hatte, da er nicht das Mindeste davon erwähnt, vielmehr nur mit Betrübniß der Nachtheile, die ihm zugefügt worden waren, gedenkt. Desto freudiger ist seine Stimmung in dem folgenden Briefe, in welchem er auf den, zu dem Siege bei Freiberg von der Herzogin erhaltenen, Glückwunsch antwortet.

Freiberg den 12. November 1762.

„Madame.

Dem Tage des neunundzwanzigsten verdankte ich ein Zeichen der Güte und Freundschaft Ihrer Hoheit; in Wahrheit, Madame, ich nehme sie von ganzem Herzen an. Ihr Brief bezaubert mich, Ihre Ausdrücke entzücken mich und meine Freude ist jedesmal groß, so oft Sie mich versichern, daß ich eine Stelle in Ihrem Andenken einnehme. Wenn der Vortheil, welchen ich erfochten habe, groß genug ist, um uns dem Frieden näher zu bringen, so werde ich eine sehr süße Genugthuung davon haben, allein eine ganze feindliche Armee bei Dresden hinter unangreifbaren Verschanzungen, ferner Verstärkungen derselben, die von Schlesien eintreffen, dies ist es, was mich verhinderte, einen anderen Vortheil von diesem Tage zu ziehen, als den: Alarm in Böhmen zu verbreiten, ein Magazin wegzunehmen, Gefangene zu machen und den Einwohnern von Dresden Besorgniß einzuflößen. Ich werde suchen noch einige Vortheile im Reiche zu erhalten, wovon ich Ew. Hoheit im Vertrauen Nachricht geben werde. Vielleicht könnte dies von gutem Erfolge sein, allein es kommt darauf an, ob es uns glücken wird. Ich habe Frau v. Roxleben allen meinen Kriegs-Commissären empfohlen, ich binde es allen auf die Seele, daß Sie sich für sie interessiren. Die hohe Achtung welche Ihre gei-

stigen Vorzüge mehr noch als Ihr Rang Ihnen sichern, wird diesen feilen Seelen, welche bereit sind, allen Reichthum zu verschlingen, Fesseln anlegen, sie werden mit Ihrem Kanzler sprechen, indem sie ihm mit hohler Hand einen gierig demüthigen Blick zuwerfen. — Der Prinz von Cassel macht mir Hoffnung, daß Ew. Hoheit in Ihrem Lande frei sein und die Franzosen sich nicht wieder nähern werden, was bedarf es weiter, um meine ganze Theilnahme an diesem Ereigniß in Anspruch zu nehmen rc."

Wie sehr abhold auch der Prinz den Erpressungen war, welche sein Bruder anzuordnen sich gezwungen sah, sorgte er dennoch dafür, daß die unter seinem Befehl stehenden Truppen nie Mangel litten und nur zu oft sah er sich genöthiget, gegen die Freibataillons und ihre Führer, worin die Stärke seines Heeres bestand, nachsichtiger zu sein, als er nach seiner Ansicht von der Schonung und Unverletzlichkeit fremden Eigenthums es gern gewesen wäre. Ueber seine Kriegsverwaltung liegt uns nachstehendes glaubhafte Zeugniß vor: „Seine strenge Mannszucht erzeugte Ueberfluß in seinen Lägern. Man kaufte daselbst, wie auf dem Markte einer großen Stadt, man verkaufte mit eben der Sicherheit. Die Plünderungen der Einzelnen verbannend, versorgte er alle auf das reichlichste. Er wollte alles wissen, aber er wollte nicht alles untersuchen. Er verzieh kleine Fehler, war aber streng bei den großen. Er schritt nicht immer zur Strafe, oft genügte ihm die Reue. Er milderte den Druck der Kriegssteuern durch gleiche Vertheilung der Lasten. — In den Winterquartieren vergnügte er sich mit dramatischen Vorstellungen in französischer Sprache, der einzigen, die er liebte; zuweilen übernahm er selbst eine Rolle in einem Lustspiele, die er mit Gewandtheit und Humor durchführte."

Nach ruhmvoll beendetem Kriege zog sich Prinz Heinrich auf sein Schloß Rheinsberg bei Ruppin zurück, wo er sich mit Kriegswissenschaft, Literatur, Musik, theatralischen Vorstellungen und Verschönerungen der dortigen Gartenanlagen beschäftigte. Bekanntlich stellte ihm Friedrich das rühmliche Zeugniß aus, daß er der einzige General — den König selbst nicht ausgenommen — sei, welcher während sämmtlicher Feldzüge nicht einen einzigen Fehler gemacht habe. — Die, ihm von dem Könige zugedachte, Ehre: ihm eine Statue zu errichten, lehnte er mit dem Bemerken ab: daß man solches der Nachwelt überlassen müsse.

Als im Jahre 1778 der König durch die Anmaßungen des Hauses

Habsburg noch einmal zu den Waffen zu greifen genöthiget wurde, ertheilte er dem Prinzen Heinrich den Oberbefehl über das Armee-Corps, welches sofort durch Sachsen nach Böhmen vordrang und Loudon zum Rückzuge zwang. Die Spiegelfechtereien des bairischen Kartoffel- oder Erbfolgekrieges nahmen zum Heil für Deutschland keinen ernsthaften Character an; Kaiser Joseph II. begnügte sich mit dem Ruhme: demjenigen, welchen er selbst als den größten Feldherrn und König anerkannte, in Waffen gegenübergestanden und einige herausfordernde Briefe geschrieben zu haben.

In späteren Jahren wurde Prinz Heinrich von dem Könige mit zwei wichtigen diplomatischen Sendungen beauftragt. Er begab sich 1771 nach Petersburg, um sich der Freundschaft der Kaiserin Katharina zu versichern und erträgliche Friedensbedingungen für die Pforte zu erhalten. Seinen Weg nahm er über Stockholm, wo er seiner Schwester, der Königin Ulrike, einen Besuch machte, sich dann nach Abo einschiffte und am 9. December 1771 in Petersburg eintraf, wo er glänzend empfangen wurde. Während seines dortigen Aufenthalts traf die Nachricht von der Besitznahme der, zur Republik Polen gehörigen, Zipser Gespannschaft durch östreichische Truppen ein. Schon Peter I. hatte mit Friedrich I. von Preußen Verhandlungen wegen einer Theilung Polens gepflogen; dieser Gedanke wurde von Katharina wieder aufgenommen und in ihrer leichtfertigen Weise äußerte sie gegen den Prinzen Heinrich: „Polen scheint ein Land zu sein, in welchem man sich nur zu bücken braucht, um ein Stück davon in der Hand zu behalten. Will der wiener Hof dort zugreifen, so haben die anderen Nachbarn das Recht ein Gleiches zu thun.“

Der Prinz Heinrich erstattete seinem Bruder eiligst Bericht und dieser erklärte sich sehr gern bereit, die guten Dienste seines Degens „bei der Theilung des Kuchens“ wie man diesen Länderraub scherzweise genannt hatte, nicht fehlen zu lassen. In Betreff der von Friedrich erhobenen Bedenklichkeiten wegen der anderen europäischen Großmächte sagte Katharina zu dem Prinzen Heinrich: „Ich werde die Türken in Furcht erhalten und den Engländern schmeicheln; gewinnen Sie Oestreich, daß es Frankreich einschläfre.“ Wir haben oben in der Biographie Friedrichs ausführlich darüber berichtet, in welcher Weise die drei Adler ihren Raub getheilt.

Als später das französische Cabinet sich das Ansehn gab, zum Nachtheile

Preußens zu Gunsten der sogenannten Freiheit der polnischen Nation einzuschreiten, schickte Friedrich den Prinzen Heinrich den 20. März 1776 noch einmal nach Petersburg und seinen Bemühungen gelang es, die Freundschaft mit der Kaiserin durch neue Bande zu befestigen. Der Großfürst Paul verlor seine Gemahlin Natalia Alexiewna in Folge ihrer schweren Niederkunft. Prinz Heinrich ließ es sich angelegen sein, den, wie es scheint, nicht allzubetrübten Wittwer zu trösten und zur Aufheiterung ihn zu einer Reise nach Berlin und zu einer neuen Vermählung zu veranlassen. Beide machten von Riga die Reise gemeinschaftlich bis Berlin, wo bereits die Braut, eine Prinzessin von Württemberg, eingetroffen war. Der König empfing den Großfürsten sehr zuvorkommend, auch Prinz Heinrich gab ihm in Rheinsberg ein glänzendes Fest. Die Vermählung wurde in Petersburg den 7. Oct. 1776 vollzogen *).

Eine bei weitem größere Genugthuung, als die Reise nach Petersburg gewährte dem Prinzen Heinrich eine Reise nach Paris (1784), wo ihm die Huldigungen, welche Friedrich der Große verschmäht hatte, von Seiten des Hofes und des Publikums im reichen Maße zu Theil wurden und wo er, ein enthusiastischer Verehrer der Literatur, der Küche und des Kellers der Franzosen in vollen Genüssen schwelgte, welche das modere Babylon darbot, so lange Geld und Gesundheit vorhielten.

Die Ausgaben des Prinzen standen keineswegs in einem richtigen Verhältniß zu dem, ihm von seinem königlichen Bruder bewilligten Reisegelde, so daß er sich sehr bald in großer Verlegenheit befand. Er wendete sich, von seinen Freunden bestens empfohlen, an den Banquier Laborde, welcher ihm auf die Versicherung, daß er nach dem nah bevorstehendem Tode des Königs eine große Erbschaft machen werde, einen Credit von mehreren hunderttausend Franken eröffnete. Kaum aber erhielt der östreichische Gesandte, welcher eifersüchtig auf die, dem Prinzen von Ludwig XVI. bewiesene, Gunst war, hiervon Nachricht, so bemühte er sich, dies Geschäft rückgängig zu machen, was ihm auch gelang. Dem Prinzen blieb jetzt nichts weiter übrig, als den König Ludwig von seiner Verlegenheit in Kenntniß setzen zu lassen. Das

---

*) Die Prinzessin nahm die griechisch-katholische Religion an und erhielt die Namen: Maria Feodeorowna. Sie war die Mutter der Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. und starb 1828.

französische Cabinet, von dem seit dem dreißigjährigen Kriege fast sämmtliche deutsche Fürsten und Fürstensöhne geheime Pensionen empfingen, nahm die Gelegenheit wahr, sich einen so einflußreichen Prinzen des preußischen Hauses verbindlich zu machen und der Minister Vergennes erhielt Auftrag, dem Prinzen Heinrich die Summe von 400,000 Franken anzuweisen. Wir glauben versichern zu können, daß der Prinz nicht einen Sous davon mit nach Haus gebracht hat. Die Pariser rühmten von ihm, er habe bei seinem Abschiede zu dem Herzog von Nivernois gesagt: „die eine Hälfte meines Lebens habe ich mit dem Bedauern Paris nicht zu kennen zugebracht, die andere werde ich mit dem Bedauern, daß ich es kennen lernte, zubringen."

Als nach dem Tode Friedrichs II. die Stellung des Prinzen Heinrich unabhängiger wurde und er über ein ansehnliches Vermögen frei zu verfügen hatte, faßte er den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen und sich in Frankreich einzubürgern. Hierzu bestimmte ihn vornehmlich das Mißverhältniß, in welches er mit seinem Neffen, dem Könige Friedrich Wilhelm II. gekommen war, der ihm, auf Veranlassung des, die öffentlichen Angelegenheiten allein führenden, Ministers Grafen Herzberg, die Anwartschaft auf die Markgrafschaft Schwedt und andere Einkünfte vorenthielt. Außerdem aber fühlte sich der Prinz Heinrich an einem Hofe beengt und unheimlich, wo Maitressen und Pietisten sich des gutmüthigen, sinnlicher Leidenschaft ergebenen Königes bemächtiget hatten, alles aufboten, um die glorreiche Zeit Friedrichs vergessen zu machen und, was ihn am tiefsten verletzte, die von Friedrich geweckten Freiheitsideen, welche von Frankreich aus die Welt zu bewegen begannen, mit der Gewalt der Dummheit niederzudrücken wagen durften.

Der Prinz Heinrich begab sich im December 1788 wieder nach Paris, wo er am Hofe freundliche Aufnahme fand, zugleich aber auch mit den Männern, welche sich an die Spitze der Bewegung stellten, in Verbindung trat.

Er fand Paris bereits in großer Aufregung und wohnte dem Schlusse der zweiten, von Ludwig XVI. berufenen, Versammlung der Notabeln des Königreichs bei. Im Vertrauen darauf, daß das Königthum sich auf dem Wege der Reform erhalten werde, trat der Prinz in Unterhandlung wegen Ankaufes eines Hauses in Paris und einer ländlichen Besitzung. Indessen erkannte er bald, daß in Frankreich alles und vor allem der Grundbesitz zu wanken drohe, weshalb er es aufgab, sich hier niederzulassen. Verleidet wurde ihm jetzt der

Aufenthalt in Paris durch das Erscheinen einer Schrift unter dem Titel: „Geheime Geschichte des Hofes von Berlin 1789", welches den Grafen Mirabeau, den berühmten Redner und Führer des dritten Standes in der Nationalversammlung, zum Verfasser hatte und worin das öffentliche und Privatleben des Prinzen Heinrich heftig und boshaft angegriffen wurde. Die Schrift zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und der König glaubte es seinem erlauchten Gaste schuldig zu sein, den Verfasser zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Als der General-Advocat Seguier dem Prinzen davon Anzeige machte, daß er den Verfasser jener Schmähschrift vorladen werde, verbat er dies mit der Bemerkung, daß man dadurch dem Schuldigen allzuviel Ehre erweisen würde.

Der Prinz wartete die Eröffnung der Versammlung der General-Stände nicht ab, er verließ Paris im März 1789 und kehrte nach seinem ländlichen Aufenthalte in Rheinsberg zurück. War ihm die Hofluft in Berlin immer unerträglich gewesen, so war sie es ihm jetzt noch in einem weit höheren Grade und wenn er schon früher in dem bösen Rufe stand: ein Freigeist in Religions- und Staatsangelegenheiten zu sein, so galt er nach seiner Rückkehr aus Frankreich für einen Atheisten und Democraten. Von einem preußischen Prinzen jener Zeit dürfen wir jedoch nicht erwarten, daß er sich offen und ohne Rückhalt für die französische Revolution ausgesprochen und sich an die Spitze der Bewegung in Deutschland gestellt hätte. „Nicht ohne Schmerz" — schreibt er im August 1788 — „sah ich, daß die französische Nation, die von allen die aufgeklärteste ist, welcher der beste der Könige alle Mittel zum Wohlstande darbietet, auf dem Wege, der allein zur Rettung führen kann, so plötzlich inne hält, um sich mit frivolen Streitfragen zu befassen." Die Vorgänge in Paris am 5. und 6. Oct. 1789 ließen für die Zukunft fürchten, doch hielt er an der Ueberzeugung fest, daß die Revolution ihre Heilkraft in sich selbst trage. „Mit Besorgniß" — heißt es in einem seiner Briefe — „sehe ich die Anarchie, welche aus den Leidenschaften und Parteien der National-Versammlung hervorgeht. Das Schicksal, welchem der König, dieser gute und edle, aber schwache und unglückliche Fürst entgegengeht, erfüllt mich mit Schmerz. Ueberzeugt aber, daß ein jeder Fortschritt, welchen die Revolution thut, sie um so unvermeidlicher macht, und daß es unmöglich ist, die öffentliche Meinung niederzudrücken, halte ich es für besser zu laviren,

als gegen einen so heftigen Sturm mit vollen Segeln zu fahren, anstatt der Revolution die Stirn zu bieten, muß man sich mit ihr verständigen und sie zu leiten suchen. „Den Wagen der Revolution," sagt Mirabeau, „kann man nicht aufhalten, man muß darauf springen, um ihn zu lenken."

Der Prinz Heinrich sprach ohne Rückhalt sich gegen die 1790 beginnende Zusammenschaarung französischer Emigranten auf deutschem Gebiete aus und nannte ihre prahlerischen Drohungen gegen die neue Ordnung der Dinge kindisch und für sie verderblich. Die ausgewanderten französischen Prinzen, welche den Prinzen Heinrich am Hofe von Versailles kennen gelernt hatten, hofften an ihm einen Parteigänger für ihre Sache zu gewinnen, dachten jedoch mehr daran, ihn zu ihrem Instrumente, als zu ihrem Führer zu machen, eine Rolle, welche ihm durchaus nicht zusagte. Der Bevollmächtigte, welchen die französischen Prinzen an den Prinzen Heinrich schickten, versuchte es vergeblich, ihn für die Sache der Bourbons zu gewinnen; er lehnte es sogar ab, den Fürsprecher derselben bei dem Könige zu machen. Dessen bedurfte es indessen auch nicht, denn Friedrich Wilhelm II. hatte nach dem verunglückten Fluchtversuche Ludwigs XVI. die demselben zugefügte Schmach für eine Beleidigung aller gekrönten Häupter erklärt und sich eng an den deutschen Kaiser Leopold angeschlossen. Die Jacobiner zwangen Ludwig XVI., dem deutschen Reiche den Krieg zu erklären und Friedrich Wilhelm II. kündigte im eitlen Vertrauen auf den, von Friedrich II. ihm hinterlassenen, Waffenruhm im Mai 1792 Frankreich den Krieg an. Man sprach in Berlin nur von einer „Promenade nach Paris"; der Prinz Heinrich war zwar auch von der Ansicht befangen, daß der Sieg der Verbündeten nicht zu bezweifeln sei, allein selbst in dem günstigsten Falle fürchtete er für Preußens Selbstständigkeit. „Preußen — so schreibt er damals einem Freunde — wird nichts weiter thun, als die Befehle Oestreichs vollziehen. Den Krieg schlag' ich nicht hoch an; Bürgermannschaften und eine aufgelöſ'te Armee zu besiegen, scheint mir ein leichter Triumph, allein was die Folgen betrifft, so kann ich sie nur für verderblich für uns halten, wie es auch immer kommen möge, es sei denn, daß unter Vermittelung Englands Verhandlungen eröffnet werden, welchen 100,000 Mann Nachdruck geben."

Er beschwor den König, die Minister, die Generale: den Feind, mit dem sie den Kampf beginnen wollten, nicht zu gering anzuschlagen und berief

sich auf die Erfahrungen, welche er über die Erregbarkeit der Franzosen und ihre Begeisterung für die neuen Freiheitsideen in Paris und Frankreich gemacht hatte. — Dies hatte nur die Folge, daß er am Hofe noch mehr als früher für einen Freund der Revolution galt, vor dessen Einfluß man den König und den Kronprinzen bewahren zu müssen für die heiligste Pflicht hielt.

Mit unzulänglichen Mitteln wurde der Krieg gegen Frankreich begonnen; der Prinz Heinrich zog sich gänzlich zurück. Mit tiefer Bekümmerniß erhielt er zuerst aus den Zeitungen von den Manifesten, welche der Herzog von Braunschweig aus Coblenz vom 25. und 27. Juli 1792 an die französische Nation gerichtet hatte, Kenntniß; die traurigen und schmachvollen Erfolge der preußischen Waffen in dem Champagne-Feldzuge 1792 sah er kommen, ohne sie abwenden zu können.

In dieser Zeit schrieb er dem Grafen Grimoard aus Rheinsberg den 12. November 1792: „Wir leben in einer Zeit, in welcher die Ungewißheit über das, was man ist und werden kann, größer als jemals ist. Indessen bitte ich Sie, überzeugt zu sein, daß, wenn man auf meine geringe Einsicht Rücksicht genommen hätte, dieser Krieg niemals unternommen worden wäre. Nicht alle Ereignisse konnte ich vorhersehn, allein so viel konnten wir wissen, daß man mit vierundzwanzig Millionen Franzosen nicht so leicht, wie mit einer Handvoll Holländer fertig werden dürfte und auch diese würden unsere ganze Armee vernichtet haben, wenn sie nur eine einzige Fregatte auf dem Harlemer See gehabt hätten *). Die Emigranten haben mich um meine Meinung befragt; meine aufrichtige Antwort, meine Vorhersagungen über den Erfolg ihres unpolitischen Benehmens haben mir den Titel eines **Demokraten** verschafft, während ich auf keinen anderen, als auf den eines **Freundes der Menschheit** Anspruch mache. Die Weise, wie man diesen Krieg geführt hat, der Leichtsinn, mit welchem man feindliche Armeen und Festungen im Rücken liegen ließ, gehört einem Plane an, den man den Umständen nach für angemessen hielt. Man (d. h. der König von Preußen) dachte im Vertrauen auf andere Denker, welche nur ihre beschränkten Ideen im Kopfe hatten, graden Weges auf Paris los zu gehn und so die Sache

---

*) 1787 schickte Preußen ein Heer nach Holland zur Dämpfung eines Aufstandes gegen den Statthalter.

schnell abzumachen. Als man mir dies schöne Project mittheilte, wollte ich es gar nicht glauben; endlich versuchte man es auszuführen und nun kennen wir den Erfolg. Es würde für alle Parteien das Beste sein: Frieden zu schließen. Will man den Krieg fortsetzen, so muß man ihn nach militärischen Grundsätzen und Regeln führen. Ich gestehe, daß wir damit nichts Besonderes erreichen werden, allein man könnte sich zum wenigsten einiger festen Plätze versichern. Ich bin sehr weit davon entfernt, dies zu wünschen und verschweige Ihnen, was ich darüber denke. Die Vergangenheit, die Gegenwart, die Zukunft geben zu vielen Betrachtungen Veranlassung, allein, was man auch sagt, man prediget tauben Ohren" u. s. w.

Der Graf Grimoard, an welchen dieser Brief gerichtet war, stand damals dem Kriegsministerium in Paris vor und die französische Regierung nahm gern die Gelegenheit wahr, durch den Prinzen Heinrich Einfluß auf Friedrich Wilhelm II. zu gewinnen, um ihn zum Frieden geneigt zu stimmen. Der König aber schloß sich enger als vorher an England an, dem er sein Heer verkaufte, und an Rußland, welches ihn zu einer dritten Theilung Polens einlud. Zwar verloren die Preußen den 5. Sept. 1794 bei Warschau den Waffenruhm, welchen einst der große Kurfürst dort erworben, allein Suwarow, grausamen Andenkens, erstickte unter den Trümmern von Praga und Warschau den letzten freien Athemzug der unglücklichen Polen in Strömen ihres eigenen Blutes (den 4. Oct. 1794). Der Leichnam des polnischen Reiches wurde noch einmal zerrissen und Preußen betheiligte sich bei dem ehrlosen Raube. Um diese Beute festzuhalten, mußte der preußische Adler den Rhein, welchen er gern festgehalten hätte, aufgeben, um seine Fänge desto fester in das Land an der Weichsel einzuschlagen.

Jetzt erinnerte sich der König eines Briefes, von welchem der Prinz Heinrich ihm Mittheilung gemacht hatte, und der darin enthaltenen Friedensanträge von Seiten der französischen Regierung. Er lud den Prinzen ein, zu ihm nach Potsdam zu kommen, wo er ihn mit ungewohnter Freundlichkeit empfing, sich ihm in die Arme warf, daß der kleine, alte, gebrechliche Mann beinah unter der Last „des dicken Königs", wie ihn das Volk nannte, erlegen wäre und ausrief: „Mein Onkel, retten sie mich!" Der Prinz hielt dem Neffen eine sehr strenge Strafpredigt, erklärte sich jedoch bereit, die Vermittelung des Friedens einzuleiten. Nachdem er sich durch einen seiner Freunde

in Paris der Geneigtheit der Regierung, mit Preußen einen Separatfrieden unter vortheilhaften Bedingungen für dasselbe abzuschließen, versichert hatte, wurde der Graf Goltz, welcher längere Zeit Gesandter am französischen Hofe gewesen war, beauftragt, mit dem Bürger Barthelemy, Gesandten der französischen Republik in der Schweiz, in Unterhandlung zu treten. Da Goltz plötzlich starb, erhielt der Legationsrath Hardenberg die nöthigen Vollmachten und Preußen schloß den 5. April 1795 zu Basel den Frieden mit der französischen Republik ab. Daß der Prinz Heinrich den Abschluß dieses Friedens lebhaft betrieb und unterstützte, konnte ihm die Partei am Hofe Friedrich Wilhelms II., welche es für die größte Schmach hielt, mit der Republik Frankreich in freundnachbarliche Berührung zu kommen, niemals vergeben. Früher hatte man den Prinzen nur als Demokraten verschrieen, jetzt nannte man ihn öffentlich einen Jacobiner.

Nach dem, am 17. Nov. 1797 erfolgten, Tode Friedrich Wilhelms II., welchem sein Sohn Friedrich Wilhelm III. folgte, lebte der Prinz Heinrich in gewohnter Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse zu Rheinsberg, von wo aus er seinem Großneffen von Zeit zu Zeit seine Ansichten über die innern und äußeren Angelegenheiten des Staats mittheilte und fortwährend mit ihm in gutem Vernehmen blieb, obschon die politischen Ansichten und Grundsätze des Oheims und des Königs sehr von einander abwichen.

„Der französischen Revolution" — bemerkt ein Zeitgenosse, — „war Prinz Heinrich gar nicht abgeneigt, entweder, weil seine Neigung zu den Franzosen ihn alles gut heißen ließ, was sie vornahmen, oder, weil er überhaupt ein Freund von Constitutionen war. Er äußerte sich hierüber mit vieler Freimüthigkeit, sogar an der Tafel seines Neffen, uneingedenk der kleinlichen Rücksichten schwacher Gemüther, welche da noch vorsichtig und zurückhaltend sind, wo keine Gefahr ist. Leider sind die Briefe verloren gegangen, welche er mit dem General Moreau, den er sehr hoch schätzte, über die Operationen seiner Feldzüge, sonderlich des letzten (des berühmten Rückzuges) gewechselt hat. General Buonaparte war der Gegenstand seiner Bewunderung."

„Die Polen, welche ihn zu ihrem Könige gewählt haben würden, wenn es die Eifersucht seines Bruders (Friedrichs II.) nicht verhindert hätte, waren ebenfalls ein von ihm geschätztes Volk und eine Theilung ihres Landes hielt

er eben so wenig für ein Meisterstück der Politik, als für eine Handlung der Gerechtigkeit. Hingegen war er keineswegs ein Freund des Germanischen Staatsbürgers, des geistesbaaren heiligen römischen Reiches und die sogenannte deutsche Freiheit hätte in dem Falle seines Einflusses auf den Gang der Dinge keinen gefährlicheren Feind gehabt. Wirklich wird weder der Politiker, noch der Philosoph sein Andenken dieserhalb mit einem Bannfluche belegen, denn wenn auch einzelne deutsche Staaten vortrefflich regiert werden, so verdient doch dieses Gesammtreich, ohne Gesammtwohl keine andere Benennung, als diejenige einer pedantischen Anarchie." Die politischen Ansichten des Prinzen standen in genauem Zusammenhange mit seiner Erziehung und Bildung. An dem Hofe Friedrichs war ausschließlich die französische Sprache für hoffähig erklärt worden; dem Prinzen Heinrich war nur die französische Literatur bekannt und er hielt diese allein für die vollkommenste. Die deutsche war ihm so fremd, daß, als ihm jemand von „schönen deutschen Versen" sprach, er verwundert ausrief: „schöne deutsche Verse? hat man jemals deutsche Verse gemacht?" Er war selbst französischer Dichter, jedoch sind von seinen poetischen Versuchen nur eine lyrische Bearbeitung des Voltairschen Trauerspiels Alzire vorgekommen, aus welchem er ein Opernbuch machte. Seine Vorleser Francheville und später Toussaint unterzogen sich der Mühe, welche Voltaire „das Reinigen der Königlichen schmutzigen Wäsche" nannte und entfehlerten die prinzlichen Verse *). Er

*) Durch den Umgang mit Franzosen und den Aufenthalt in Paris waren dem Prinzen die leichtfertigen Scherze, welche für „Galanterie" galten, geläufig geworden. Als ein Pröbchen dieser Sitten-Unsauberkeit der hohen und höchsten Gesellschaft jener Zeit mag hier ein noch ungedruckter Brief des Prinzen an den zum Gesandten in Kopenhagen ernannten, früheren Hof-Theater-Director von Arnim im Auszuge ein untergeordnetes Plätzchen finden (mit beibehaltener Original-Schreibung).

Peterbourg ce 30. Novbr. 1771.

Vous voila Ministre, mon cher Arnheim, souvenes vous qu'un homme, qui répresente un Roi ne court pus les bordels, qu'il ne prend point de ch—..de p... et que pour répresenter décentement, il faut au moins que, si ces mesavantures lui arrivent, ce soit par quelque princesse, ou comtesse, qu'il les reçoive. Je pense, que vous lises Grotius, Puffendorf, Vickforth et tout les grands Politiciens, qui ont écrit sur l'art de negocier, gardes vous pourtant, à devenir pedant, on servit souvent plus par un entrechat qu'avec un sermon. On m'assure que Mdme Mafemkin a été choisi pour votre cavalier d'ambassade, elle a un arosier (?) ou bien de plumes ont été trempés, on dit

liebte den Putz, er liebte das Disputiren, ersteren um seinen Geschmack, letzteres, um seinen Geist zu zeigen. Ganz der Gewohnheit glücklicher Feldherrn zuwider war der Krieg nur selten ein Gegenstand seiner Unterhaltung. Man durfte nicht in Uniform auf seinem Landgute bei ihm erscheinen. Indessen feierte er den Tag seines Sieges bei Freiberg; seine Feste waren mit Geschmack, sogar mit Pracht angeordnet. Durch kluge Einrichtung erhielt hier die Sparsamkeit den Schein der Verschwendung und man wunderte sich, wie der Prinz bei mäßigen Einkünften so viel Ausgaben bestreiten konnte, ohne Schulden zu machen. „Die Lebensweise des Prinzen war sehr einfach und regelmäßig geordnet. Für die Freuden der Tafel war er nicht wie für andere empfänglich und es wundert uns, wenn ein Prinz, welcher an eine künftige Fortdauer nicht glaubte, durch Mäßigkeit suchte sein gegenwärtiges Dasein zu verlängern. Das Alter verminderte nicht die Lebhaftigkeit seines Geistes und dieser Prinz hätte ewig selbst auf dieser Erde gelebt, wenn die Materie sich nicht abnutzte. Sein Tod erfolgte am 3. August 1802. „Wir sagen nicht:" fügt der geistesfreie — um nicht zu sagen: freigeistische H. v. Bülow hinzu: — sanft ruhe seine Asche! denn wenn der Geist mit dem Körper vernichtet wird, welches ohne Ausnahme die allgemeine Meinung unserer Zeitgenossen ist, so kann man doch nicht sagen: die Asche ruhe, welche der Wind verweht. — Statt jenes Ausdruckes dunkler Vorstellungen und falscher Redezierden, begnügen wir uns zu sagen: Er starb mit Standhaftigkeit, nachdem er mit Ruhm gelebt hatte." — Sein Testament vom 26. Februar 1802 zeugt von der edlen Hingebung, mit welcher er sein Leben dem Dienste des Staates geweiht und von der freien Gesinnung des Philosophen, mit welcher er sich über den eitlen und vergänglichen Glanz fürstlicher Würde erhob, ohne ängstliche Anhänglichkeit an irdisches Gut, oder Besorgniß vor dem zeitlichen Hintritt. Zur näheren Characteristik des Prinzen genügt es, einige

---

que le votre etait trop mince et que, pour écrire a Danemarc il faut au moins des plus fortes. Je souhaite, que vous n'y restes pas long temps, et après avoir couronné tous les maris de Kopenhague, revenes . . . à Berlin pour en faire . . . dans votre patrie. Je sere charmé de vous y voir et de vous assurer de l'amitié avec laquelle je suis

Votre

très affectionné ami Henri.

Puncte aus diesem, von ihm eigenhändig (französisch) geschriebenen, Dokumente mitzutheilen:

„Sobald mein Tod vollkommen festgestellt sein wird, soll man meinen Körper auf ein einfaches Feldbett legen, welches man in dem grünen Muschelsaal aufstellen wird. Ich will durchaus nicht, daß meine Dienerschaft belästiget wird, mit mir große Toilette zu machen. Man möge mir meine abgetragenste Uniform anziehen, weil das so die Gewohnheit ist. Sollten meine Füße geschwollen sein, so schneide man die Stiefeln auf; es ist hinreichend, wenn sie so sitzen, wie es für einen Todten sich gehört. Mit Ausnahme wenn jemand, der ein wahres Interesse an meinem Verluste bezeigt, mich zu sehen verlangt, will ich zu einer häßlichen und ekelhaften öffentlichen Schaustellung nicht dienen. — Um meinen Sarg herum will ich weder Fackeln noch Kerzen gestellt haben; man schließe ihn, sobald man mich hineingelegt hat und ich will nicht länger über der Erde bleiben, als bis man sich über meinen Tod vergewissert hat. — Ein Kammerherr wird die Wache übernehmen, damit weder Hunde noch Katzen Schaden anrichten. Ich will nicht, daß man nach meinem Tode damit gequält werde, ein entseeltes Wesen zu bewachen. Keine Trodbeln und Franzen weder im Innern des Sarges, noch außerhalb.

Mein Leichenbegängniß soll, sobald der Tag festgestellt sein wird, bei Tage stattfinden; ist es Winter, zu Mittag, ist es Sommer, um fünf Uhr. Durchaus nichts von dem gewöhnlichen Lärm. Meine Bedienten sollen den Sarg nach der Gruft (in Rheinsberg) tragen. Sobald der Sarg beigesetzt sein wird, soll der Grabstein, welchen ich mit einer Inschrift habe versehen lassen, durch den Baurath Steinert befestiget werden. Ist dies gethan, so ist alles abgemacht: ich gehöre nicht mehr dem Reiche der Lebenden an."

Den Grafen de la Roche-Aymon ersucht der Prinz um die Gefälligkeit, den Herren, welche bis zum Tode ihm Beistand geleistet, so wie der gesammten Dienerschaft für treugeleistete Dienste zu danken und ihnen zu eröffnen, daß er nach den Kräften seiner Ersparnisse in seinem Testamente für sie Legate ausgesetzt habe.

„Den Degen" — so lautet der Schluß des Testamentes, — „welchen ich während des siebenjährigen Krieges geführt habe, ersuche ich den Grafen de la Roche-Aymon nach meiner Beerdigung dem Könige unter der Versicherung meiner letzten Wünsche für ihn und für den Staat mit der Bitte zu

überbringen, ihn als ein Andenken der beharrlichen Treue, mit welcher ich dem Staate gedient habe, aufzubewahren *).

Hiermit ist der letzte Act meines Lebens geschlossen. Lebt wohl für immer."

Gegen Ende Juli's 1802 erkrankte der Prinz in Folge einer Erkältung, welche er sich durch ein Bad zugezogen hatte. Am 1. August wurde er von einem Schlaganfall betroffen und am 3. August — dem Geburtstage Friedrich Wilhelms III. — schloß er in einem Alter von 76 Jahren und 6 Monaten die Augen für immer.

Der Prinz Heinrich war klein von Gestalt, sein Gesicht war nicht allein häßlich, es hatte auf den ersten Anblick etwas abschreckendes. Große blaue Augen, die lebhaften, aber strengen Blickes waren, und etwas schräg gegeneinander standen, trugen nicht dazu bei, ihn zu verschönern. Am Hofe Ludwigs XVI. — erzählt der Minister Varennes — war man unangenehm von dieser Häßlichkeit überrascht und flüsterte sich zu: „es sei kein Wunder, daß die Franzosen bei Roßbach den Anblick eines solchen Gesichtes nicht ertragen hätten." So abschreckend aber auch das Aeußere war, so gewann der Prinz dennoch durch den Geist seiner Rede und durch seine liebenswürdige Güte alle Herzen.

Wie schon erwähnt, lehnte er die Errichtung einer Statue, welche Friedrich II. ihm bei seinem Leben zugedacht hatte, ab. Nach seinem Tode wurde zu seinem Andenken in dem Garten des Schlosses Bellevüe auf Veranlassung des Prinzen Ferdinand seine Büste in Bronce, die verdienstliche Arbeit eines französischen Künstlers, aufgestellt, welche die einfache Inschrift trägt: „Er that alles für den Staat."

Während er aber bescheiden es der Nachwelt überließ, ihm unter den Helden zu Pferd, welche Friedrichs des Großen Reiterstatue in Berlin umgeben, die wohlverdiente Stelle anzuweisen, errichtete er seinen Kampfgefährten in seinem Garten zu Rheinsberg ein ehrendes Denkmal. Auf einem viereckigen Sockel erhebt sich eine Pyramide von Marmor, an deren vier Seiten sich vierundzwanzig Medaillons befinden, in welchen man die Namen preußischer Officiere, die sich in den drei schlesischen Kriegen ausgezeichnet haben, mit ehrenvoller Erwähnung ihres Characters und ihrer Thaten liest. Die leider! in französischer Sprache abgefaßte Inschrift lautet:

*) Er befindet sich in der historischen Sammlung der Königl. Kunstkammer.



„Denkmal, den preußischen Helden gewidmet, welche durch ihre Tapferkeit und Einsicht es verdient haben, daß man für immer ihrer gedenkt. Ihre Namen, durch die Hand der Freundschaft in den Marmor gegraben, sind die Wahl einer besonderen Achtung, wodurch den anderen nicht zu nahe getreten werden soll, welche sich um das Vaterland verdient gemacht haben und sich die öffentliche Achtung erwarben." *)

Der Prinz veranstaltete zur Enthüllung und Einweihung dieses Denkmals in den ersten Julitagen 1791 ein Fest, zu welchem er eine große Anzahl Officiere und Soldaten aller Waffen eingeladen hatte; außerdem waren aus den nahen Dörfern und Städten viele tausend Zuschauer herbeigeströmt.

Die Pyramide war mit Lorbeerkränzen geschmückt, Kanonendonner und Feldmusik verkündeten den Beginn des Festes. Der Prinz erschien mit zahlreichem Gefolge und bestieg eine Terasse, von welcher er in einer längeren Rede über die Veranlassung und Bedeutung des Denkmals sprach, allein nicht mit dem kräftigen Worte der Muttersprache, sondern in fremden, dem Volke nicht nur unverständlichen, sondern sogar verhaßten, Klängen. Die Scheidewand zwischen Fürsten und Volk hat sich zu keiner Zeit schroffer kundgegeben, als damals, wo jene: nur „die Sprache der Franzen" redeten.

Nachdem der Prinz in dem Eingange seiner Rede eine Anzahl der berühmten Namen, welche das Denkmal schmücken, genannt hat, fährt er fort: „Noch viele andere, welche in jenen Feldzügen mit ihrem Blute die Siegesfelder tränkten, die einfachen Bürger (citoyens) der Städte und der Dörfer, alle Diejenigen, welche die Waffen trugen, haben ein gleiches Recht an den Trophäen, Lorbeerkränzen und Palmen. Unter der Leitung ihrer Führer weihten sie ihre Arme und ihr Blut dem Vaterlande, durch ihren Muth und ihre Tapferkeit haben sie es vertheidiget, gerettet. Unsere Absicht ist: dem Preußischen Heere unsere Dankbarkeit zu bezeugen, dem Antriebe unseres Herzens folgend Denjenigen, welche wir persönlich kannten, ein Zeichen unserer Hochachtung zu geben. Weshalb aber, wird man fragen, wurde Friedrich hier nicht genannt? Die, von diesem Könige selbst niedergeschriebene Geschichte seines Lebens und die nach seinem Tode über ihn erschienenen

*) Bei der Aufnahme in dies Ehrendenkmal war der Prinz nicht ohne Parteilichkeit verfahren und hatte z. B. den Namen des Generals Winterfeldt ausgeschlossen.

Lobschriften, ließen mir nichts zu sagen übrig. Dagegen aber bleiben oft große, im Verborgenen geleistete, Dienste, denen man nicht einmal alle Oeffentlichkeit zu geben vermag, unbekannt und vergessen; denn die Wellen der Zeit nehmen alles mit sich fort, das nachfolgende Geschlecht vernimmt nicht mehr die Zeugen früherer Thaten, die Gemälde verbleichen, die Namen erlöschen und die Geschichte zeigt uns nur einen unvollkommnen Entwurf, zusammengetragen von dem Müssiggange, niedergeschrieben von der Schmeichelei."

In dem Verlaufe seiner Rede erinnert er an die Vorbilder des Alterthums, unter denen er Cato, Brutus und andere Republikaner Roms nicht unerwähnt läßt. Seinem, von Friedrich II. tiefgekränkten, Bruder August Wilhelm hält er eine besondere Lobrede und sagt am Schluß: „Nur ein Wunsch bleibt mir noch übrig, er gehört der Jugend an, welche sich den Waffen widmet. Möge sie das Beispiel Derer nachahmen, welche die Tugenden des Bürgers mit den glänzenden Thaten des Helden vereinigen. Es ist ein Glück, solche Vorbilder in der Geschichte des Vaterlandes zu besitzen, allein wir dürfen sie auch in dem Alterthum und in dem Auslande aufsuchen. Aus ihrem Munde würde unsere Jugend die Lehre vernehmen: „Meinet nicht die Siegeskränze im Sturmlauf zu gewinnen, die Titel, die euch ehren sollen, müsset ihr redlich verdient haben. Nicht Stolz und Ehrsucht dürfen euch zu Aemtern führen, sondern allein das Verdienst. Macht euch mit den Rechten und Pflichten des Menschen bekannt, waffnet euch gegen das Mißgeschick des Lebens mit Muth. Laßt euch weder beugen durch Unglück, noch durch Glück übermüthig machen. Geht der Gefahr, dem Tode muthig entgegen, ohne daß ihr unnützer Weise aus Vorwitz und Ruhmredigkeit sie aufsucht. Vernachlässiget keine, dem Waffendienste nützliche, Kenntniß, auch diejenigen nicht, welche dem Geiste zur Zierde gereichen. Alle Wissenschaften sind verbunden, sie bilden eine Kette von Gedanken, je mehr ihr sie erweitert, desto mehr erhebt ihr euch über die anderen Menschen. Welchen Rang ihr dann auch in der Gesellschaft einnehmt, es wird euch dann weder die eigene Achtung, noch die eurer Mitbürger fehlen. Dann gereicht ihr dem Staate, dem ihr dient, zur Ehre, die Geschichte würdigt euch der Erwähnung und die Nachkommen sprechen euren Namen mit Bewunderung und gerührter Dankbarkeit aus."

Hans Karl von Winterfeldt,

Königl. Preuß. General-Lieutenant,

geboren den 4ten April 1707, starb am 8ten September 1757.

Hans Karl von Winterfeldt wurde zu Vanselow in Vorpommern, einem Rittergute seines Vaters, Jürgen Friedrichs, den 4ten April 1707 geboren; seine Mutter war Christine Elisabeth von Maltzahn. Der Vater, welcher Universitäten besucht, dann eine Zeit lang Officier gewesen, lebte zurückgezogen auf seinen zehn Gütern, deren Bewirthschaftung er als tüchtiger Landwirth beaufsichtigte; seinen gewöhnlichen Wohnsitz nahm er zu Schmarsow, wo unser Hans Karl, welcher noch drei jüngere Brüder hatte, seine Knabenjahre unter der Dorfjugend glücklich verlebte. Nothdürftigen Unterricht ertheilte ein Hauslehrer, bis ihn der Vater im zwölften Jahre nach Güstrow im Mecklenburgischen in Pension gab, um das dortige Gymnasium zu besuchen.

Nach dem, im Jahre 1720 erfolgten, Tode seines Vaters schickte die Mutter den vierzehnjährigen Knaben zu dem General Georg v. Winterfeldt nach Königsberg in Preußen, wo er in das v. Waldowsche Kürassierregiment eintrat. Eine Zeit lang diente er in den Reihen der gemeinen Reiter und wurde darauf zum Standarten-Junker befördert. Bei einer Heerschau im Herbste 1724 zog er durch seine hervorragende Größe die Aufmerksamkeit des Riesenfreundes Friedrich Wilhelms I. so sehr auf sich, daß er ihn als Lieutenant zu dem Grenadier-Bataillon nach Potsdam versetzte. Winterfeldt erwarb sich bald das Vertrauen und die Zufriedenheit des strengen Soldatenkönigs durch Eifer im Dienst und erhielt von ihm den ehrenvollen Auftrag

1732 eine Anzahl Unterofficiere, welche die Großfürstin Anna, damalige Regentin von Rußland, als Exerciermeister für das russische Heer von dem Könige gegen eine zehnfache Anzahl sechsfüßiger Flügelmänner eingetauscht hatte, nach Petersburg zu führen. Der an dem dortigen Hofe allvermögende Feldmarschall Münich war ein Oheim Winterfeldts und dieser trug Sorge, daß dem Neffen überall die ausgezeichneteste Aufnahme zu Theil wurde. Eine Stieftochter des Feldmarschalls, Fräul. v. Maltzahn, Hofdame bei der Großfürstin Elisabeth, ausgezeichnet durch Schönheit und Liebenswürdigkeit, nahm sich bei Hofe des Vetters aus Preußen mit besonderer Aufmerksamkeit an, die Eltern begünstigten diese Neigung und die Verlobung wurde, jedoch im Stillen, geschlossen, da die Großfürstin nicht geneigt war, die muntere Gesellschafterin von sich zu lassen. Als sie nach der Abreise Winterfeldts um Urlaub zu einer Reise nach Preußen bat, soll die Großfürstin, welcher jenes Verhältniß kein Geheimniß geblieben war, die Besorgniß gegen sie geäußert haben, daß sie nicht wieder zurückkehren werde. Als nun Frl. v. Maltzahn hierauf betheuerte, daß sie nicht in Preußen bleiben werde, habe die Großfürstin gesagt: „Nun gut, ich gebe dir Urlaub, allein als Unterpfand läßt du mir deinen Schmuck zurück." Der Schmuck einer Hofdame in Petersburg, der großentheils aus Geschenken kaiserlicher Freigebigkeit bestand, war gewiß nicht von geringem Werthe; die Juwelen der Fräul. Maltzahn wurden auf 100,000 Rubel geschätzt. Dennoch riß die junge Hofdame ihr Herz von diesen glänzenden Schätzen los, um in dem deutschen Vaterlande den reicheren Schatz eines treuen, ihr mit voller Neigung zugethanen, Herzens zu heben.

Friedrich Wilhelm I. hatte seine Einwilligung ertheilt und, gegen seine sonstige Gewohnheit, für eine angemessene Ausstattung Sorge getragen, deren es jedoch von seiner Seite nicht bedurft hätte, da der Feldmarschall Münich seinem „Engels-Julchen", wie er seine Stieftochter nannte, 10,000 Rubel Mitgift geschenkt hatte.

In die unglücklichen Zerwürfnisse des Königs mit dem Kronprinzen war der Lieutenant v. Winterfeldt nicht verwickelt; sein Benehmen war so vorsichtig und zurückhaltend gewesen, daß der Kronprinz ihn zu seinen Freunden zählte, ohne daß der König ihm deshalb sein Vertrauen entzogen hätte. Nach wiederhergestelltem leiblichen Vernehmen ernannte der König Winterfeldt 1734 zum Begleiter des Kronprinzen in das Feldlager am Rhein, wodurch sich

beide enger, als es früher der Fall gewesen, an einander schlossen. Nach der Rückkehr in die Garnison trat Winterfeldt wieder in sein früheres Verhältniß als Garde-Lieutenant in Potsdam ein, wo der König so großes Gefallen an seiner Gesellschaft fand, daß er dem Kronprinzen, als ihn dieser zu einer Beförderung in Vorschlag brachte, zur Antwort gab: „Den Winterfeldt auf keinen Fall, den kann ich auf meinen Reisen nicht missen." Von besonderen Dienstleistungen, für welche Friedrich Wilhelm I. die Gegenwart Winterfeldts in Anspruch nahm, finden wir nur diese eine angeführt: daß er unter den sechs Officieren genannt war, welche bei der Oeffnung der Leiche des Königs zugegen sein sollten. —

Am 31. Mai 1740 verschied Friedrich Wilhelm I. Winterfeldt wurde von dem jugendlichen Nachfolger nach der Auflösung des Garde-Grenadier-Bataillons durch ein Patent vom 28. Juni 1740 vom Lieutenant zum Major und Flügeladjutanten befördert und als solcher im December desselben Jahres mit einer Sendung nach Petersburg an die Großfürstin Anna beauftragt, welche nach dem Tode der Kaiserin Anna zur Regentin erhoben worden war. Der Auftrag Winterfeldts war: das bisher bestandene Bündniß zwischen Preußen und Rußland zu erneuen, mit einer Erhöhung der, von der letzteren Macht zu stellenden, Hülfsvölker von 6000 Mann auf 12,000. Der Vertrag wurde, trotz der Intriguen, welche der östreichische General Marchese di Botta gegen Preußen angesponnen hatte, am 27. Decbr. abgeschlossen. „Der gesunde Verstand des Pommern, sagt Friedrich II. in seinen Denkwürdigkeiten, überbot hier die Schlauheit des Italieners und Winterfeldt erlangte durch den Beistand Münnichs nicht nur die Erneuerung des Vertheidigungsbündnisses, sondern die Erhöhung des Betrages der Hülfsmannschaft auf 12,000 Mann."

Dies Bündniß hatte jedoch keine Dauer. Bald nachdem Winterfeldt Petersburg verlassen hatte, gewann dort die sächsisch-östreichische Partei die Oberhand und Friedrich sah sich allein auf sein Schwerdt angewiesen.

Am 23. Decbr. 1740 hatte das preußische Heer die schlesische Grenze überschritten. Winterfeldt wurde nach seiner Rückkehr mit einem Grenadier-Bataillon dem Armee-Corps zugetheilt, mit welchem der Prinz Leopold von Dessau die Festung Glogau belagerte, welche in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1741 mit Sturm genommen wurde, wobei Winterfeldt mit seiner Schaar

durch das Proster Thor eindrang. Von hier folgte der Prinz Leopold dem Heerzuge des Königs, welcher sich schon jenseit Breslau's befand und am 10. April dem Feldmarschall Neipperg bei Molwitz eine Schlacht lieferte. Winterfeldt nahm an diesem Siege mit seinem Bataillon ausgezeichneten Antheil und erhielt eine leichte Verwundung am Fuße.

Das erste selbstständige Commando führte Winterfeldt in dem Gefechte bei Rothschloß am 17. Mai 1741, in welchem ihm, obwohl er noch Major war, der Oberstlieutenant Zieten, auf Befehl des Königs, untergeordnet wurde, was zu einem andauernden Mißverhältnisse zwischen beiden ausgezeichneten Officieren Veranlassung gab. Winterfeldt gehörte bald zu den beneideten Günstlingen; der König ernannte ihn am 10. Juni zum Oberstlieutenant und am 17. desselben Monats schon zum Oberst, wobei noch die Begünstigung stattfand, daß sein Patent auf den 17. Januar zurückgestellt wurde.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1742 erhielt Winterfeldt den Befehl, die bewaffneten Banden in der Grafschaft Glatz, welche die Verbindung der preußischen Heerabtheilungen unsicher machten, zu zerstreuen, was er, obschon die Märsche durch das schneebedeckte Gebirgsland zwischen Habelschwerdt und Reinerz mit großer Anstrengung verbunden waren, glücklich ausführte. Er gewann sich als Führer eines Streif-Corps von Husaren und leichten Truppen in Böhmen, Oberschlesien und Mähren, wo auf seinen Befehl manches Dorf in Brand gesteckt wurde, einen gefürchteten Namen. Nach dem, zu Breslau den 11. Juni 1742 geschlossenen, Frieden folgte Winterfeldt dem Könige als Flügeladjutant nach Berlin und wurde von ihm in militärischen Aufträgen mehrmals nach Schlesien geschickt; allein schon damals war er wegen seiner angegriffenen Gesundheit sich zu schonen gezwungen.

Beim Ausbruche des zweiten Schlesischen Krieges im Sommer 1744 befand sich Winterfeldt in dem Badeorte Lauchstädt bei Halle. Der König ertheilte ihm den Auftrag, nach Dresden zu gehn und von den Ministern des Königs von Polen, Kurfürsten von Sachsen, August II., welcher sich in Warschau befand, die Gestattung des Durchmarsches nach Böhmen zu verlangen. Winterfeldt unterhandelte nicht als Hofmann und Diplomat, sondern als Soldat, welcher sich durch Winkelzüge und Höflichkeiten der sächsisch-polnischen Geheimen-Räthe nicht irre machen, oder aufhalten ließ. — In dem Cabinet Friedrichs II. stand damals der Geheime Cabinetsrath Eichel an

der Spitze der Geschäfte; von ihm hatte Winterfeldt seine Instruktion erhalten und an ihn berichtet er aus Dresden vom 8. August: „Ew. Wohlgebohren berichte zuförderst, daß ich Dero mir mitgegebene Instruction recht gut auswendig gelernt und mir solche bei aller Gelegenheit zu Nutze gemacht habe; ich ängstige die hiesigen Geheimen Räthe genug, es will aber wegen denen an Se. Majestät gemeldeten Umständen noch nicht recht gehn, sie sind auch zwischen Thür und Angel und wissen nicht wozu sie greifen sollen, werden sich auch zu nichts ehe determiniren, bis ihnen die Erblickung und Ankunft unserer ultima ratio regis Resolution machen wird." Die weitschweifigen Deductionen der sächsischen Geheimen Räthe, die sich auf die heiligen römischen Reichskonstitutionen und Verbriefungen beriefen, wies er von der Hand: „Ich antwortete" — berichtet er an Eichel, „den Geh. Räthen, wie ich von allem dem, was Reichssatzungen wären, und unter großen Herren gebräuchlich, nichts verstände, noch weniger darüber instruirt wäre, wohl aber, da ich ein Soldat und in der Subordination erzogen, gelernt hätte, in blindem Gehorsam meine Befehle exact auszurichten." Friedrich drang auf eine sofortige Erklärung und schrieb zur Bescheidung auf den ihm vorgelegten Bericht: „Winterfeldt soll ihnen sagen, wenn sie mit Gutem nicht wollen, so werden wir sie für Feinde des Kaisers halten und unsere mesures danach nehmen."

Diesmal hatte Friedrich den deutschen Kaiser Karl VII. als Bundesgenossen gegen das Haus Oestreich auf seiner Seite; der Einmarsch in Sachsen konnte um so weniger Bedenken für ihn haben, als ihm dazu kaiserliche Vollmacht ertheilt worden war. Mit 80,000 Mann drang er in Böhmen ein und besetzte Prag; Winterfeldt nahm hier sein Quartier in dem Palaste des geflüchteten Grafen Gallas. Der Haushofmeister, welcher eine Plünderung befürchtete, erlaubte es sich, dem preußischen Oberst eines der schönsten Gemälde und eine Rolle mit eintausend Stück Dukaten als Lösegeld anzubieten; ein Antrag, welchen Winterfeldt mit lächelnder Verachtung und mit den Worten: „Wir sind keine östreichischen Generale," zurückwies. Auf dem Rückzuge, welchen die Preußen nach der Uebergabe von Prag nach Schlesien antreten mußten, wurde Winterfeldt in einem Gefechte bei Leitmeritz der Oberarm zerschossen, was ihn jedoch nur auf kurze Zeit dienstunfähig machte. Nach dem, am 20. Januar 1745 zu München erfolgten, Tode des Kaisers Karls VII. wendete Oestreich sich mit verstärkter Macht gegen Schlesien, wo-

hin der Fürst Esterhazy und General Spleny eine Freischaar von 10,000 Ungarn zu Pferde geführt hatte. Gegen beide Feldherren und ihre wohlgeübten, gutberittenen Schaaren hatte Winterfeldt fast täglich Gefechte zu bestehen; nur durch unermüdliche Thätigkeit gelang es ihm, die preußischen Husaren so auszubilden, daß sie schon in diesem Feldzuge manches Gefecht mit den ungarischen glücklich bestanden. „Ich bin", schreibt Winterfeldt im April 1745 an den General Natzmer, „anjetzo so geschoren, daß ich mich nicht zu retten weiß und kann mich, seitdem ich aus Neiße bin, nicht rühmen, daß ich des Nachts zwei Stunden geschlafen habe, manche Nacht gar nicht."

Der Geh. Cabinets-Rath Eichel nahm auch in diesem Feldzuge eine einflußreiche Stellung in der Nähe des Königs ein und Winterfeldt wußte durch ihn so manches an Se. Majestät gelangen zu lassen, was er unmittelbar zu melden für bedenklich hielt. „Ew. Wohlgebohren", schreibt Winterfeld aus Brieg den 25. April 1745 an ihn, „danke ganz ergebenst, daß Sie mir mehr Licht von meiner Commission geben wollen; aber ist es denn nöthig und Order gewesen, daß der General Truchseß alle Postirungen einziehen müssen? ich habe geglaubt, er wäre deshalb da; und wo nicht die ganze östreichische Armee da durchbrechen will, so sollte ich meinen, daß, wenn Kloster Grüssau als auch Landshut und der Paß von Schmiedeberg besetzt ist, so leicht nichts durchkommen kann und sind es solche gute Posten, daß sie schon terribel stark kommen müssen, wenn sie ein Grenadierbataillon delogiren oder über den Haufen schmeißen wollen. Fest setzen können sich feindliche Husaren da nicht, weil sie keine Subsistence im Gebirge finden, aber indessen so ist es doch höchst nöthig, daß ihnen das Handwerk gelegt wird, nicht da herum zu schnauben und sich weiße Wäsche zu holen. Ich kann anjetzo noch nichts davon sagen, weil ich die Umstände und wie es da steht nicht weiß, indessen hoffe ich gewiß, daß der liebe Gott, welcher mich bishero bei meiner Serenität und fünf Sinnen erhalten, solche auch ferner lassen wird und judicire ich auch aus allen Umständen, daß es die höchste Nothwendigkeit erfordert brav um und vor sich zu prügeln, nicht aber allein darauf bedacht zu sein, wie man sich vor dem Feinde präcaviren will, daß er uns keinen Schaden zufügen möge, welche Sentiments aber leider bei unsern meisten Generals so eingerissen, daß es auch nicht herauszubringen. Mit unserm gemeinen Mann ist alles zu entrepreniren und anzufangen, was man Braves erdenken

kann, wenn nur die Officiers ihm die Hülfe geben wollen; allein ich muß leider zu meinem größten chagrin Ew. Wohlgebohren im Vertrauen sagen, daß ich Leute bei der jetzigen Expedition kennen gelernt, von welchen ich bishero, ehe ich sie recht kennen gelernt, viel mehr persuadirt gewesen bin und befürchten sie alle Zeit Gefahr und Böses, so nur in der Welt zu erdenken. In was vor Schrecken und Furcht ich hier das ganze Land finde und was sie in Breslau vor Mordgeschichten aussprengen, ist nicht zu beschreiben; sie stellen sich in Breslau an, als wenn der Feind schon vor der Thüre und sie eingeschlossen wären. Ich kann nicht begreifen, woher es kommt. Seine Majestät werden noch eine Generalorder an alle Regimenter ergehen lassen müssen, daß die Officiers sich Mühe geben sollen, sowohl den Soldaten die Sache leicht zu machen, als auch dem Landmann einen Muth zu inspiriren, damit er nicht desperire, als sich auch kein Officier unterstehen soll, fürchterliche Zeitungen auszusprengen, oder sein Raisonnement zu geben, als ob die Sachen übel ablaufen könnten, denn wenn nur ein jeder als ein treuer Diener vom Könige gut und brav denkt und seine Schuldigkeit erweist, so kann uns nichts widerfahren, sondern es muß alles gut gehn, und däucht mir, daß wir noch niemals mehr Gelegenheit gehabt uns zu distinguiren und gloire zu erwerben, als eben jetzo."

In einem folgenden Briefe macht sich Winterfeldt über den General Truchseß lustig, welcher „Fischmarktzeitungen von einem Einbruche von 100,000 Mann an Se. Majestät gemeldet." Auf die scherzhafte Mittheilung Eichels, daß der König ihm eine Statue wolle errichten lassen, antwortet Winterfeldt: „Die allergnädigste Versicherung wegen der Statue verbitte recht sehr, wenn aber ja die depense soll gemacht werden, so will ich lieber das Geld davor nehmen und mich im Kloster Grüssau mahlen lassen, allwo man Heiligenbilder, drei für einen Böhmen mahlt *). Es ist zwar laut denen Kriegsartikeln verboten, bei versammeltem Kriegsvolk nicht um Geld zu sollizitiren, aber da Noth Eisen bricht, muß ich es anjetzo doch thun. Ich habe auf meinen jetzigen Expeditions mit dem General Hautcharmoy über 1200 Thaler vor Spions, Estafettengeld und andere Sachen ausgelegt, die Zeit ist mir

*) Damals hatten weder der König noch Winterfeldt eine Ahnung davon, daß ihm einst eine Statue auf dem Wilhelmsplatze errichtet werden würde.

aber zu kurz die Rechnung anjetzo davon einzuschicken, meine bourse aber ausgeleert, zumal ich zwei Pferde zu Schanden geritten, von der Beute aber, um gut Exempel zu geben, nicht participiren wollen noch mögen. — Da sich aber täglich wiederum Ausgaben und besonders bei jetzigen Umständen um gute Spions zu gewinnen finden werden, so bitte, wann es möglich, mir 100 Dukaten zu prokuriren und mit dem ersten Jäger, welcher hierher geht, mitzuschicken, ich werde solche treulich berechnen. — Sogleich meldet sich Herr Obrist Freiherr von Krummenau bei mich und bitte ich den General Vork zu sagen, wie ich ihm nicht zutraue, daß er allen unseren Wein zu Königsaal allein ausgetrunken, sondern damit marquetendert und sich was davon auf's Leib geschafft hätte. Er sagt mir, wie sehr er um seine Gemahlin, welche noch in Böhmen zurück geblieben, besorgt wäre und ich fürchte, wo die Oestreicher sie erhascht, selbige mit einem blutigen Paßport, mit Ruthen unterschrieben, über die Grenze möchte geschickt werden. Es meldet sich auch ein Lieutenant Gabriel, welcher mit ihm gekommen und frägt, ob er nicht auch an mich adressirt und seinetwegen nichts erwähnt wäre. Ich habe ihn zur Geduld verwiesen. Nun werde ich suchen Uhlanen gefangen zu kriegen, damit, weil sie Mahometanisch sind, ich alle Religionen bei einander habe."

Dieser vertrauliche Briefwechsel mit dem Cabinetsrath verschaffte Winterfeldt Gelegenheit, manches zur Kenntniß des Königs zu bringen, was auf dienstlichem Wege nicht an ihn gelangen konnte; freilich zog Winterfeldt sich hierdurch das Mißtrauen seiner Kameraden und Vorgesetzten zu und jeder nahm sich vor ihm in Acht. Der König dagegen bezeigte ihm fortwährend vollkommene Zufriedenheit mit seinen Anordnungen, wozu unter andern auch das Aufgebot eines Bauern-Landsturms und einer Stadt-Bürgerwehr oder Land-Miliz in Schlesien gehörte. Nur über „die Landräthe" führt Winterfeldt Klage, welche sich der Sache nicht eifrig annähmen; „das Volk sei bereit gegen die Panduren für Haus und Hof zu streiten, jedoch wollten sie nicht nach Schweidnitz und Liegnitz als Besatzung sich abführen lassen." Der König schrieb als Randbemerkung zum Bescheid: „Was Winterfeldt gethan, approbire alles" und auf einen folgenden Bericht: „Das wäre recht gut, ich könnte auch nicht anders glauben, daß alles an dem sei, wie er es schriebe." Wenn aber auch Winterfeldt durch seinen Verkehr mit Eichel sich das Mißtrauen und die Mißgunst der höheren Officiere zuzog, so verschafften ihm seine Men-

schenfreundlichkeit und seine persönliche Tapferkeit die treuste Anhänglichkeit und Hingebung seiner Soldaten. Als bei einem Gefecht am 22. Mai 1745 in der Nähe von Landshut die Panduren und Tolpatschen einen Wald hartnäckig vertheidigten, sprang Winterfeldt, der gewöhnlich ein Husaren-Regiment zu führen pflegte, vom Pferde herab, stellte sich an die Spitze eines Grenadierbataillons und rief: Bursche, schießt nicht, wir wollen ihnen unsere Bajonette zu schmecken geben!" Er drang mit blanker Waffe voran, die Grenadiere folgten und der Wald war bald in den Händen der Preußen, welche hier den Oberst Patatic zum Gefangenen machten. Winterfeldt hatte zwei leichte Verwundungen erhalten; der König ernannte ihn unmittelbar nach diesem Gefechte zum General-Major und ließ sein Patent auf den 1. Dec. 1743 zurückdatiren. In dem ausführlicheren Berichte über dies Gefecht, in welchem er zugleich für die Ernennung zum General-Major dankt, schreibt er dem Könige: „So lange unsere Grenadiere nur sehen, wo der Schuß herkommt, welcher auf ihnen geschieht, und wieder dahin schießen können, so lange hat es nichts zu bedeuten, es mag auch vor ihnen sein, was da will. Aber solche Schüsse aus dem Busch sind ihnen zu hart und war es letzt Zeit, daß ich resolvirte mit die Bajonnetter auf die Panduren herein zu gehn, welches aber bei allen Gelegenheiten nicht allemahl angeht und sich thun läßt, sondern Confusion macht, wenn man sie in einem starken Walde attakiren wollte." Am Schlusse fügt er seine „devoteste Danksagung" für die Ernennung zum General-Major „fußfällig" hinzu. „Nichts in der Welt" — schreibt er — „wird mir zu schwer sein, was ich nur zu Ew. Maj. Wunsch und Willen ausrichten kann, mich mit Freuden deshalb zu sacrifiziren und würde mir wohl zur größten Freude gereichen, wenn ich die erste Probe am General-Lieutenant Nadasdy davon erweisen könnte, als mit welchem ich anjetzo wie General-Major noch ein Wort mehr wie vorher mitsprechen und ihn gerne doppelt bezahlen wollte."

So gute Vorsätze auszuführen bot sich bald erwünschte Gelegenheit dar. Unvorsichtig hatten die Sachsen sich von den Oestreichern getrennt; der König lieferte ihnen bei Hohenfriedberg am 4. Juni eine Schlacht, welche Winterfeldt durch einen Ueberfall der, auf dem Marsche nach Striegau begriffenen, Sachsen eröffnete und sie in die Flucht schlug. Bei der Verfolgung der Sachsen am folgenden Tage stellte sich Nadasdy den Preußen entgegen, allein

Winterfeldt warf ihn, tödtete ihm 200 Mann und nahm ihm 150 Gefangene ab.

Außer durch Beförderungen im Dienste war der König bedacht, ausgezeichneten Officieren auch einträgliche Pfründen zuzuwenden. Winterfeldt erhielt im Laufe dieses Feldzuges die Amtshauptmannschaft von Tapiau in Ostpreußen, eine Ehrenstelle, welche ihm jährlich 500 Thaler eintrug. Da bei einigen kleinen Gefechten Winterfeldt immer der Erste war, der sich — zu Fuß, oder zu Pferd in den Feind stürzte, ertheilte der König ihm deshalb einen Verweis und befahl ihm: „sich fernerhin nicht unnöthiger Weise zu exponiren." Hierauf antwortete Winterfeldt: „Da Ew. Maj. allergnädigste Orders mir allezeit ganz heilige Gesetze sein, so werde auch denselben darin folgen, mich nicht unnöthig zu exponiren und aus Vorwitz das Ziel meiner treuen Dienste zu verkürzen. Ich wüßte auch nicht, daß ich es bishero mehr gethan, als es meine Schuldigkeit und Function erfordert; denn obgleich die beiden letzten Gelegenheiten von keiner Wichtigkeit, so sind dennoch die Umstände dabei gewesen, daß ich habe gut Exempel geben und zeigen müssen, daß ich ihnen nichts mehr zumuthete, als wozu ich mich selbst exponirte und wenn derjenige, welcher ausgeschickt ist und ein Detachement zu commandiren hat, das nicht thut und nicht selbst nach allem sieht, was vorgeht, so schonen sich alle Untergebenen und rapportiren von der Sache viel gefährlicher, als sie in der That an sich selbst ist, wenn man sie selber sieht und Contenance halten läßt." —

Außer Nadasdy machte der Panduren-Oberst von Trenk dem Könige viel zu schaffen; allein auch diesen gefürchteten Parteigänger schlug Winterfeldt mit seinen Husaren und Dragonern in mehreren glücklichen Vorpostengefechten. Nach der Schlacht von Sorr (den 30. Sept.) drang Winterfeldt in Mähren bis jenseits Teschen und gegen Jablunka vor. Der König sah den Feldzug für beendiget an, rief Winterfeldt und die anderen Anführer aus Mähren zurück und vertheilte sie zur Vertheidigung des schlesischen Gebirges. Winterfeldt erhielt seine Postirung bei Greiffenstein angewiesen, von wo er den 15. Nov. an den Cabinetsrath Eichel, welcher mit dem Könige nach Berlin gereist war, schreibt: „Wenn es nach meinem Willen geht, so rühre ich mich hier nicht weg, bis die ganze Armee kommt und wenn sie auch käme, so hoffe solche mit Gottes Hülfe doch aufzuhalten. Ich besorge aber sogar, daß

wenn noch mehr Lärm kommt, auch der General Dümoulin aus der Gegend von Landshut wird weggezogen werden, dadurch alsdann halb Niederschlesien einer infamen Räuberbande von Panduren preisgegeben wird." Diese und ähnliche Meldungen veranlaßten den König, seinen Aufenthalt in Berlin abzukürzen und sich in der Mitte des Novembers wieder nach Schlesien zu begeben. In Liegnitz traf ihn die Meldung Winterfeldts, daß 6000 Sachsen als Vortrab eines östreichischen Heeres über Zittau in die Lausitz eingerückt wären. Er verlor die Feinde nicht einen Moment aus den Augen und berichtet von Tag zu Tag, oft von Stunde zu Stunde über die ungeschickten Anordnungen der sächsischen Generale, welche die Geschütze auf dem linken Ufer der Neisse zurückgelassen hatten. „Ich bin außer mir vor Freude" — meldet Winterfeldt den 22. November — „daß unser Herrgott die Leute mit Blindheit geschlagen, denn wenn wir ihnen den Plan zu ihren Schaden hätten machen sollen, hätte es nicht besser sein können, als sie es anjetzo von selbst thun. Noch an demselben Tage schreibt er dem Könige in einer zweiten Meldung: „Sie kommen, und — Gott sei Dank! — so, wie es Ew. Majestät wünschen können, es defilirt alles diesseits der Neisse — — ich halte davor, daß ihr Maaß voll und anjetzo die beste Zeit es überlaufen zu machen." Noch einen dritten Bericht sendet er an demselben Tage dem Könige und ertheilt ihm den Rath, über den Queis zu gehn und anzugreifen. Ungesäumt rückte der König mit seiner Armee heran, übertrug Winterfeldt die Führung des Vortrabes und durch den kühnen, obschon voreiligen, Angriff Zietens auf die, in Katholisch-Hennersdorf aufgestellten, sächsischen Kürassiere kam es hier (den 23. Nov.) zu einem blutigen Gefechte, welches vornehmlich dadurch zu Gunsten der Preußen entschieden wurde, daß Winterfeldt mit einigen Grenadier-Bataillonen das Viereck des sächsischen Fußvolkes in die Flanke nahm und durch gut angebrachtes Geschützfeuer auseinander sprengte.

Schon öfter hatte sich Zieten bei dem Könige darüber beklagt, daß er, als älterer Officier, Befehle von Winterfeldt erhalte; dies war auch bei diesem Gefechte der Fall gewesen und auf die deshalb erhobene Beschwerde, schreibt der König dem alten Husaren begütigend, daß er ihn als einen rechtschaffenen Officier ästimire und von seinen treuen, geschickten und guten Diensten sehr satisfait sei. „Daß ich aber" fügt er hinzu, „dem General Winterfeldt zu Zeiten besonders Commission gebe, dieses oder jenes nach meinen

ihm insgeheim bekannt gemachten Absichten auszurichten, und Euch deshalb Meine Intentionen, wie die Umstände es erfordern, bekannt zu machen, solches kann mir wohl unmöglich verwehrt noch darunter die Hände gebunden werden, um so weniger, da solches nur in gewissen Expeditionen geschieht und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennetät nicht das Geringste verliert u. s. w." Daß sich Zieten hierbei nicht beruhigte und gegen Winterfeldt seinen Groll nicht zurückhielt, wurde bereits oben erwähnt.

Während Winterfeldt mit einer Abtheilung leichter Truppen die nach Schlesien führenden Pässe des lausitzer Gebirges besetzt hielt, erfochten die Preußen unter dem Fürsten Leopold von Dessau am 15. Dec. den glänzenden Sieg bei Kesselsdorf, davon der Kanonendonner bis nach Hirschberg hin, wo Winterfeldt sich befand, widerhallte. Auf die ihm von dem Könige mitgetheilte Nachricht schreibt Winterfeldt den 18. Dec.: „Ew. Maj. allergnädigstes Schreiben aus Wilsdorf, worin Dieselben die Gnade haben mir zu confirmiren, daß die Sachsen geschlagen, erhalte ich sogleich; anjetzo kann es eintreffen, was die Bursche in der Armee schon längst gesungen, daß sie nämlich zum Weihnachtsfeste in Brühls Palaste in Dresden sich wollten recht wohl sein lassen." Die Nachricht von dem, in Dresden abgeschlossenen, Frieden und den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten erhielt Winterfeldt den 28. Dec. in Hirschberg durch ein Schreiben des Cabinetsraths Eichel. Der König hatte eigenhändig hinzugefügt: „Der Friede ist richtig; also wenn er wird die Husaren durchgemustert haben und in Breslau wegen Liefrung der Pferde Anstalt gemacht, so kann er zu mir nach Berlin kommen." Winterfeldt dankt Eichel für die angenehme Nachricht und antwortet ihm an demselben Tage: „Wann es mir Ew. Wohlgebohren nicht selber geschrieben, daß es seine Richtigkeit mit Oestreich hätte, so glaubte ich es nicht, denn ich habe sie noch zu verstockt und nicht mürbe genug gehalten, sich zu accommodiren, sondern geglaubt daß sie zu ihrem völligen Ruin und um gänzlich gestürzt zu werden, die Sachen noch länger trainiren und bis aufs äußerste poussiren würden. Es ist mir bishero immer so vorgekommen, als wenn ich künftiges Frühjahr noch einmal nach Prag kommen, um mein Zelt und Feldequipage, welches in voriger Campagne dort stehen geblieben, und noch in guter Verwahrung sein soll, selbsten abzuholen. Gott sei gedankt vor alle glorieuse Progressen und der glücklichen Endschaft, so er unsern gnädigsten König gesund

erleben lassen, der wolle auch geben, daß er davon die Früchte noch viele Jahre genießen möge, so wird es der Armee, dem Lande und allen treuen Dienern wohlgehn. Amen! Uebrigens freut mich nichts so sehr, als die Hoffnung, bald das Vergnügen zu haben, vor einem angenehmen Kaminfeuer in Berlin alles das, was diese Campagne vorgefallen, repetiren zu können und mit einem Glase Hochheimer abzuspülen, alsdann mündlich mit mehreren versichern werde, daß ich sei Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster treuer Diener

H. K. v. Winterfeldt.

Nach beendetem zweiten schlesischen Kriege folgte Winterfeldt dem Könige nach Potsdam als General-Adjutant. Friedrich zog ihn nicht nur in militärischen, sondern auch in politischen und Handels-Angelegenheiten zu Rathe. Unter den letzteren erwähnen wir des Einflusses, welchen er durch die Empfehlung des Kaufmannes Peter Hasenclever aus Remscheid im Bergischen auf den schlesischen Leinwandhandel nach Spanien ausgeübt.

Um sich genaue Kenntniß über das, was in Oestreich vorgehe, über die Zustände des kaiserlichen Heeres, über die Wege und Stege in dem böhmischen Grenzgebirge u. dergl. mehr zu verschaffen, veranlaßte der König in jedem Sommer einige seiner Generale nach Carlsbad zu gehn, wo sie unter dem Vorwande dort den Sprudel zu trinken, durch persönliche Bekanntschaften mit den Wiener Staats-Hämorrhoidarien genaue Erkundigung über dortige Verhältnisse einzogen, tüchtige Officiere, zumal der leichten Reiterei, zum Uebertritt in den preußischen Dienst überredeten und in verschiedenen Richtungen die schönen Gegenden und mahlerischen Landschaften besuchten, um die, für die Kriegsoperationen praktikabeln Wege kennen zu lernen.

Winterfeldt hatte in Wien und Dresden Kundschafter, welche ihm von den geheimen Verabredungen jener beiden Höfe zum Einfall in die Lande des Königs, frühzeitig in Kenntniß setzten. Schon 1754 versorgte ein Hr. von Reidnitz Winterfeldt mit Abschriften der, zwischen den Cabinetten von Wien, Petersburg und Dresden gewechselten, Correspondenzen, worauf der preußische Minister von Maltzahn in Dresden die geeigneten Instructionen erhielt, um den angegebenen geheimen Verhandlungen weiter nachzuspüren.

Winterfeldt drang schon damals in den König, sofort mit bewaffneter Macht in Sachsen einzumarschiren und die gegen ihn gerichtete Verschwörung in der Geburt zu erdrücken. Friedrich wies, mit Rücksicht auf die, noch mit

Frankreich bestehenden Verträge diesen Vorschlag zurück, traf jedoch in der Stille neue Rüstungen, um auf den Krieg, welchen er als unvermeidlich kommen sah, vorbereitet zu sein. Eine neue Anerkenntniß seiner Verdienste erhielt Winterfeldt am 21. Mai 1756 durch die Ernennung zum Generallieutenant und Verleihung des schwarzen Adlerordens, worauf die Ernennung zum Gouverneur von Kolberg und zum Inhaber eines Infanterie-Regiments erfolgte. Um diese Zeit berief der König den Feldmarschall Schwerin und die Generale Winterfeldt und Retzow nach Potsdam, um ihren Rath über die Eröffnung des Krieges zu vernehmen. Seine Brüder, den Prinzen von Preußen und den Prinzen Heinrich, hatte er zu diesem Kriegsrathe nicht berufen, da ihm die entgegenstehenden Ansichten beider wohl bekannt waren. Schwerin und Retzow stimmten ebenfalls dafür, sich in kein übereiltes Unternehmen einzulassen. Winterfeldt dagegen sprach seine Meinung dahin aus: Man müsse die Unthätigkeit, in welche die Russen zurückgefallen wären, benutzen, um das Haus Oestreich zu schwächen. Jetzt sei diese Macht noch nicht völlig gerüstet, ihre Armeen wären noch zerstreut, ihre Finanzen noch in Unordnung, jetzt sei es also leicht, den Schauplatz des Krieges in den östreichischen Staaten selbst aufzuschlagen, die überraschten feindlichen Truppen zu werfen, die von ihnen besetzten Länder wegzunehmen und dann allen denen die Spitze zu bieten, die als Feinde aufzutreten sich erkühnen wollten. Entschieden sei es übrigens, daß der Verfassung des preußischen Heeres sowohl, als der Lage der ganzen Monarchie es weit angemessener sei, anzugreifen, als angegriffen zu werden." Die von Schwerin erhobenen Bedenken beseitigte der König dadurch, daß er die, aus dem Dresdener Geheimen Archiv ihm zugegangenen, Schriften vorlegte. Entschlossen rief jetzt der alte Feldmarschall aus: „Wenn einmal Krieg geführt werden soll und muß, so laßt uns morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen und in diesem kornreichen Lande Magazine anlegen, um unsere künftigen Operationen in Böhmen zu sichern."

Der Krieg ward in diesem Rathe fest beschlossen, wenn auch der Beginn desselben noch hinausgeschoben wurde. In dem Kabinet des Königs hatte der Geh. Rath Eichel noch immer eine einflußreiche Stellung und die commandirenden Generale versäumten es nicht, mit ihm in brieflicher Verbindung zu bleiben. Von welcher Bedeutung diese Mittheilungen waren, ersehen wir

aus nachstehendem Schreiben Winterfeldts vom 18. Juli 1756: „Ew. Hochwohlgeboren remittire das mir Communizirte hierbei treulichst. Es sind bedenkliche Umstände und ob solche noch so versteckt nnd weitaussehend scheinen, so haben sie dennoch einen nahen Schelm im Nacken. Uns kann dabei nichts helfen, wie präveniren, zumal sie (die Oestreicher) dieses Jahr mit ihren vielen Rekruten, so per Regiment 500 betragen, nicht fertig werden können, noch weniger aber ihre Cavallerie im Stande ist, mit Vigueur gegen uns zu agiren. Die Russen können uns dieses Jahr nichts thun, zumal sie nicht empressirt sein, sondern denken: Gebt das Geld nur her, Gott wird die Welt schon strafen! Wenn wir warten wollten, bis alle kleinen Fürsten im Reich uns in ihrem Conseil die Jüstice thun, daß wir nicht die Angreifer gewesen, so kommen wir zu spät und seindt verlohren. Das Meckelnburgische Manifest kann uns aber, wenn wir nur den Vortanz gewinnen, nichts schaden, sondern sie müssen am Ende die Musik noch mit bezahlen. Die Pferde-Negoce hat sonsten die von Sr. Maj. mir aufgetragene Arbeit sehr alterirt und wäre ich sonsten vor zwei Tagen schon fertig. Anjetzo kann ich aber nicht vor Mittwoch in Potsdam erscheinen. Wann sich aber alsdann auch Ew. Hochwohlgeboren durch Abschreiben meiner Sachen sacrificiren und deshalb zu Grunde gehen wollten, als welches ich (die Freundschaft und Hochachtung vor Dero mir wahrhaftig unschätzbaren Person nicht einmal zu rechnen) als ein treuer Diener an des Königs Staat nicht gleichgültig ansehen kann, dahero ganz vergebens halte: weil der König den Zweck seiner, von weiter und langer Zeit her componirten, Disposition nicht erreicht, falls er nicht bei jeder Kolonne einen General en chef wählt, den er au fait setzt, alles an ihn verweist und welcher sodann die détails besorgt. Es ist auch alles, was ich ausarbeiten muß, auf diesen Fuß eingerichtet und wann es der König nicht so disponirt, so weiß nicht zu helfen. Die ersten Orders bis zum Rendezvous wollen nichts sagen und kann ich erleichtern helfen. Das Uebrige aber käme in die größte bredouille, wenn sich der König nicht ehrlichen Leuten, die doch kommandiren und Alles besorgen sollen, einige Tage vorher anvertrauen will."

Schon waren die Anordnungen zum Einmarsch in Sachsen getroffen, als Winterfeldt noch einmal die Reise nach Karlsbad unternahm, um in Dresden und Böhmen auszukundschaften, was ihm zu wissen wünschenswerth erschien.

Nach kurzem Aufenthalte kehrte er nach Potsdam zurück und bestimmte den König zum ungesäumten Aufbruch; der Einmarsch nach Sachsen erfolgte den 29. August 1756. Friedrich versuchte anfänglich den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen zu einem gütlichen Vergleiche zu bewegen und Winterfeldt erhielt Auftrag und Vollmacht zu dieser Unterhandlung. Er begab sich am 14. September nach Struppen zu dem Könige von Polen, allein die Verhandlungen zerschlugen sich und das in dem Lager bei Pirna eingeschlossene sächsische Heer sah sich gezwungen, sich dem General Winterfeldt kriegsgefangen zu ergeben. Für den ferneren Plan des Feldzuges nahm Friedrich mit keinem andern seiner Generale so genaue Verabredung, wie mit Winterfeldt, den er von allem, was über die auswärtigen Kriegsrüstungen und das Vorhaben der Feinde ihm zuging, genaue Mittheilung machte. „Hiesiger Gegend", schreibt er an Winterfeldt am 14. Dezember, „ist alles stille; Prinz Bevern, den ich nach Liebau habe marschiren lassen, schreibt mir auch, daß bis dato der Anschein zu einer Attake nicht wäre und glaube also, daß noch den Winter alles stille bleiben möchte. In Wien sagt man vor gewisse, daß fünf Armeen sollten aufgebracht werden, 1) die Reichsstände in Respect zu halten; 2) das Project von Grünne in das Halberstädtsche auszuführen; 3) gegen Oberschlesien; 4) gegen Zittau; 5) gegen Eger. Dieses ist noch alles unreif und weitläufig; gewiß aber ist es, daß die Franzosen auf Wesel wollen; von den Russen ist noch nichts Zuverlässiges zu sagen. Die Franzosen geben Baiern und Würtembergern Subsidien, daß sie auch Truppen stellen sollen; die Leute seindt mir so böse, sie möchten mir zerreißen; allein ich glaube, wenn erst die Oestreicher tüchtig auf die Ohren werden gekriegt haben, so werden sich die stolzen Wellen legen. Adieu."

Winterfeldt, welcher in Schlesien bei Landshut stand, schickte täglich dem Könige Bericht über die Unternehmungen und Stellungen der Oestreicher, deren Vordringen nach Schlesien er dadurch zu vereiteln hofft, daß er ihnen alle Lebensmittel abzuschneiden und sie auf möglichst magre Kost zu setzen sucht. „Auf dem stärksten Magazin" — schreibt er dem Könige aus Landshut den 18. December, „und wer es damit am längsten aushalten kann, kommt meines Erachtens alles an." — Sein Vorschlag geht dahin, den Krieg wo möglich noch in diesem Jahre nach Mähren zu spielen. Der König antwortet ihm, daß er nicht Willens sei, in diesem Jahre noch nach

Mähren aufzubrechen; nur daran ist ihm viel gelegen, von allem, was in dem Wiener Cabinet und in dem Geh. Kriegsrathe verhandelt wird, genaue Kenntniß zu erhalten. „Rebentisch", schreibt er an Winterfeldt, „muß Spions mit Zeitungen nach Wien schaffen. So viel weiß ich, daß man mit Brown nicht zufrieden ist; das ist aber nicht genug, ich muß das Project der Campagne haben. Drei Cojons (darunter zwei Pfaffen) hab ich dorten, aber man kann derer nicht genug haben. Adieu. Gott bewahre."

Winterfeldt unterließ jedoch nicht, daran zu erinnern, daß die letzte Entscheidung dem Degen anvertraut werden müsse. „Es wird", schreibt er den 26. December an den König, „nun wieder die Zeit kommen, daß man nicht einmal fragen muß: wie stark der Feind ist, sondern nur: wie man ihm ankommen will? Und wenn es nur erstlich so weit wäre, so geht, Wills Gott, alles gut!"

Friedrich blieb in ununterbrochenem schriftlichen Verkehr mit Winterfeldt, jedoch beschränkten sich die Briefe des Königs einzig und allein auf die Kriegführung; Poesie, Philosophie, Literatur lagen außer dem Bereiche des pommerschen Generals, an welchen er immer in deutscher Sprache schrieb. Darin lag vornehmlich die Stärke und Großartigkeit des Charakters und Geistes Friedrichs, daß er dem Idealen mit schwärmerischer Begeisterung zugethan, zugleich den Anforderungen, welche die wirkliche Welt an ihn machte, vollkommen genügte, niemals aber den Stimmungen seiner Phantasie nachgab, wo Zeit und Ort klares Selbstbewußtsein und entschlossene That verlangten. „Ich bringe künftig Jahr", schreibt er an Winterfeldt den 29. December aus Dresden, „mit Schwerin 120,000 Mann gegen die Oestreicher ins Feld; wenn die anderen 140,000 haben, so ist es das Ende der Welt. Also was das betrifft, so werden wir wohl mit sie fertig, nur muß ich mit meiner Kavallerie solche Anstalten machen, daß ich die immer an den Ort hinbringe, wo ich etwas decidiren kann, das wird alles ausmachen. Denn, schlage ich den Feind und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts decidiret und das muß nicht seindt, sondern jede Bataille, die wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden. Hierbei überschicke Ihnen meine Nachrichten. Die Feinde werden den Winter stille sitzen, aber das Frühjahr, sobald es ihnen möglich ist, ins Feld rücken und das ist gut, denn es mag im Norden so wüste aussehen, als

es will, seindt wir an einem Orte mit die Oestreicher fertig, so werden die anderen sehr kopfscheu werden." — Die Kriegsrüstungen und Heerzüge der Feinde aus Osten, Süden, Westen und Norden wurden immer drohender, der König aber bewahrt sich den heitersten Gleichmuth und geht gern auf Winterfeldts Vorschlag ein: jede Compagnie mit 30 Mann Rekruten zu verstärken. Zu ganz besonderem Geschäft macht es sich Winterfeldt, Verräther in Wien und in den feindlichen Hauptquartieren zu erkaufen. Einen der Secretaire des Feldmarschall Brown hatte er mit einhundert Stück Friedrichsd'or gewonnen. In Wien hatte sich ein Erzpriester, dem man seine Pfründe genommen, erboten, für 200 Dukaten und Zusicherung anderweitiger Versorgung bei Hofe alles auszuspioniren. Das Anerbieten dieses Geistlichen lehnt der König ab, „indem er schon genug Pfaffen in Wien an der Hand habe;" dagegen ertheilt er Vollmacht, in der Canzlei Brown's kein Geld zu schonen. — Der König beschied Winterfeldt und Schwerin nach Hainau, wo er am 29. Januar 1757 mit Beiden den Plan für den nächsten Feldzug verabredete. Winterfeldt wurde mit der Bewachung der oberschlesischen Päffe beauftragt und nahm sein Hauptquartier in Landshut, von wo er den 21. Februar an den König meldet, daß die Oestreicher Anstalten machten, in Schlesien einzubringen; er verspreche aber, daß sie keinen Fußbreit Erde gewinnen sollten: habe er nur 10 bis 12,000 Mann und jene kämen auch mit 20,000, so werde er ihnen, sobald sie einen der drei Engpässe zurückgelegt hätten, sogleich auf die Haut gehn und theilten sie sich, so würde es ihnen um so schlimmer gehn. — Der König antwortet ihm: „Es wird dies Jahr stark und scharf hergehn, aber man muß die Ohren steif halten und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles daran setzen; eine gute Husche, so wird alles klar werden." — In einem Schreiben aus Landshut vom 19. März legt Winterfeldt dem Könige, der ihn hierzu aufgefordert hatte, seinen Plan über den nächsten Feldzug vor. Er macht den Vorschlag, sofort in Böhmen von verschiedenen Seiten einzudringen und das 90,000 Mann starke östreichische Heer zu schlagen, bevor die Ankunft des 80,000 Mann starken französischen Heeres an der Weser eine Absendung dahin erforderlich mache. „Wenn der Feind", heißt es in diesem Schreiben, „bald und in der Zeit angegriffen wird, ehe er mit seinen Arrangements fertig ist, so können wir anjetzo mit 30,000 Mann mehr gegen ihn ausrichten, als im Monat Juni mit

60,000 Mann. Der Feind muß Haar lassen, ehe die Franzosen ihr Dessein ausführen und dem Magdeburgischen nahe kommen können, alsdann aber, wann der Feind nur erst eine Schlappe bekommen, so dependirt es allezeit von Ew. Majestät, so viel als nöthig gegen die Franzosen zu schicken.

Winterfeldt schlägt vor, ohne Verzug in Böhmen einzudringen und sich der feindlichen Magazine in Parduwitz, Königingrätz und Aussig zu bemächtigen. „Es würde dies," schreibt er, „dem Feinde, der gar nicht darauf rechnet, der unvermuthetste Donnerschlag sein, so jemals geschehen und dadurch alles in Schrecken und Confusion gerathen. Die jetzigen Umstände von Ew. Majestät sind allezeit einem Hazard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Partie zu ergreifen, retten kann. Was von hier deßhalb möglich zu machen, darin wird gewiß der Feldmarschall Schwerin mit aller präkautieusen Ueberlegung entriren, und wenn derselbe alsdann seine Partie genommen, solche mit Vigueur executiren falls nun der Feldmarschall meiner Proposition Beifall geben sollte, so können Ew. Königl. Maj. alsdann ganz sicher und ruhig dabei sein, daß es, wills Gott! mit Gloire wird ausgeführt werden. Ich bin davon so gewiß überzeugt, daß, wenn ich zehn Köpfe und Leben hätte, solche Ew. Maj. davor zum Unterpfande geben wollte." Hierauf antwortet der König aus Dresden den 21. März: „Das Project ist admirabel und stimmt auch einerseits mit das, was ich entworfen hatte; bei so einer importanten Gelegenheit wie diese aber, meritiret es, wohl examiniret zu werden. Fincke hat was zu thun bei Zwickau, den kann ich nicht schicken, ich lasse Oelsnitzen von Zittau kommen, so bald er hier ist geht er nach Schlesien und werde ich Euerm Plan alle Difficultäten machen, die mir in den Kopf kommen und die ein Officier machen muß, damit alles erstlich wohl überlegt und wenn alles arrangirt ist, die Execution desto besser von Statten gehet ... langsam bedacht, dem Feinde sein Dessein cachirt und frisch executirt, das macht alles aus. Adieu." Mit der lebhaften Freude eines jungen Officiers nimmt der alte General die Zuschrift des Königs auf und antwortet am 24. März: „Ew. Königl. Majestät allergnädigstes Antwortschreiben vom 21. d., welches ich gestern durch den Feldjäger erhalten, ist mir lieber, als Millionen Schätze, denn ich mache mir schon im Voraus die Hoffnung, daß ich durch meine vorgestern allerunterthänigst abgeschickten Vorstellung Ew. Maj. allergnädigste Intention der-

gestalt werde näher getroffen haben, daß, wenn der Oberstlieutenant Oelsnitz hierher kommt, an denselben nicht viel Difficultäten mehr werden zu beantworten sein." Als aber bald darauf die, über die veränderte Stellung der Feinde eingegangenen Nachrichten, die Ausführung jenes Planes bedenklich erscheinen ließen, beharrte Winterfeldt nicht eigensinnig auf seiner Meinung, sondern schrieb dem Könige den 28. März: ... seitdem habe ich Ew. Königl. Maj. Schreiben vom 25. gestern früh erhalten und bin dadurch von Umständen belehrt worden, die ich nicht übersehen konnte. So bin ich auch sogleich überzeugt worden, daß die Art und Weise meiner gethanen Vorschläge nicht practicabel und gültig sein. Indessen bleibe ich doch noch immer der Meinung, wie das Prävenire die beste Partie. Der Feind hat wirklich noch keinen rechten Plan und wenn man ihm auf dem Halse fällt, eh er sich recht besonnen, so derangirt man ihm alles. Auf acht Tage oder später kommt es diesmal nicht an." Hierauf fand noch eine Berathung Schwerins mit Goltz und Winterfeldt in Frankenstein statt. Das Ergebniß dieses Kriegsrathes schrieb Winterfeldt nieder und überschickte es, von ihm und Schwerin unterzeichnet, dem Könige, welcher sich jetzt geneigt erklärt, den Feldzug des baldigsten zu eröffnen. Der kriegslustige Winterfeldt schreibt an Eichel, der ihn davon in Kenntniß setzte, daß er vor Freude darüber die Nacht schlaflos zugebracht habe, denn er sei, mit Gottes Hülfe, der preußischen Sache gewiß. Gegen das Unterstecken der „verdammten blauen Sachsen", die bei Pirna gefangen worden waren, erhebt Winterfeldt auch in diesem Schreiben, sein Bedenken.

Der König brach in der Mitte Aprils mit vier Heerabtheilungen von vier Seiten in Böhmen ein und auch diese größeren Abtheilungen schlugen verschiedene Wege ein, so daß das schlesische, von Schwerin geführte Heer an fünf Orten am 18. April die böhmische Grenze überschritt. Winterfeldt, welchem der Gebirgsweg auf Gülden-Else angewiesen war, traf hier zuerst auf den Feind und warf ihn. Er behielt die Spitze der schwerinschen Heerabtheilung und traf am 2. Mai mit 6 Bataillons Fußvolk und 3 Regimentern zu Pferd in Byschitz, eine Meile von Melnick ein. Die dem Könige von hier aus gemachte, Meldung schließt mit den Worten: Sonsten bin ich ganz confus vor Freuden über den, Gott sei Dank, so erwünschten Succeß von Ew. Maj. Operation und habe mir nicht vorstellen können, daß Ew. Maj.

schon die Eger passiret und bis gegen Welvern avancirt wären." In und bei Prag auf dem rechten Ufer der Moldau auf dem Ziskaberge hatten die Oestreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen und Feldmarschall Brown, 100,000 Mann stark, feste Stellung genommen. Der König führte sein Heer am 5. Mai bei Selz über die Moldau und traf am 6. Mai mit Schwerin und Winterfeldt auf den Höhen bei Prossick zusammen.

Wir besitzen von Winterfeldt eine „Relation von der Bataille bei Prag, in Ansehung der Infanterie, niedergeschrieben am 8. Mai 1757 (also zwei Tage nach der Schlacht), im Lager bei Prag." „Der König" heißt es in diesem Bericht, „war sogleich determiniret, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarschall Schwerin nebst meiner Wenigkeit, nur kam es darauf an, erst ein Loch ausfindig zu machen, um demselben anzukommen. Dieses ward auf meinen Vorschlag auch choisiret und zwar dergestalt: Wir waren links abmarschirt und setzten also unsern Marsch mit dem linken Flügel, welcher die tête hatte, ohngesäumt, die Straße von Hloupetin haltend, fort und so weiter auf Kyge, um die Teiche von Unter-Potschernitz, ohne solche passiren zu dürfen, gleich im Rücken zu bekommen. Der Feind, welcher sich anfänglich nichts Böses vermuthete, noch vorstellte, daß wir ihn sogleich auf frischer That und zwar an dem Orte angreifen würden, auch nicht glaubte, daß es möglich wäre, weil wir zum Theil bis unter die Arme durch die Graben waten und die Kanonen mit fortschleppen mußten, war im Anfange ganz tranquile *). Als er aber unser Dasein merkte und worin der Prinz Karl von Lothringen dem Feldmarschall Brown zuerst die Augen geöffnet haben soll, zog er seine ganze Kavallerie, so geschwind als es sich wollte thun lassen, gegen uns auf seinen rechten Flügel hin, wohin seine Grenadiers und ungarische Infanterie-Regimenter folgten." Er erzählt nun, wie es ihm mit großer Anstrengung gelungen, noch vor dem Feinde das Vorwerk bei Sterboholy zu besetzen und von hier aus in Gemeinschaft mit dem General Fouqué den Feind zu zwingen rechtsumkehrt zu machen. „Indessen fing das feindliche Kartätschfeuer an und wir waren noch im völligen Avanciren, mochten auch wohl kaum 100 Schritte von der feindlichen Linie sein, als ich das Unglück hatte, vor

*) Daß er selbst die, mit Hafer besäten, abgelassenen Teiche, in welchen die Angriffs-kolonnen stecken blieben, für festen Wiesengrund gehalten, läßt W. unerwähnt.

dem schwerinschen Regimente blessirt zu werden und für todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte und den Kopf in die Höhe hob, fand ich niemanden von unseren Leuten mehr um und neben mir, sondern bereits alles hinter mir mit Hochanschlagen (Abfeuern der Gewehre in die Luft) auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ohngefähr 80 Schritte vor mir, blieben aber halten und trauten sich nicht, uns zu folgen. Ich raffte mich denn so geschwinde, als es meine Mattigkeit nur zulassen wollte, auf, holte auch unsern konfusen Klumpen wieder ein, konnte aber weder durch Bitten, noch Drohen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Gesicht nach dem Feinde gedreht, noch weniger aber Halt gemacht hätte. In diesem Embarras fand mich der sel. Feldmarschall und daß mir das Blut stromweis den Hals herunter floß. Weil ich nun zu Fuß und niemand von meinen Leuten mehr bei mir war, so ließ er mir sein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß dem Stabscapitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte, um die Bursche zum Stehen zu bewegen, selbige aus der Hand und ritt selbst damit vor, ehe er aber noch damit reüssiren konnte, ward dieser würdige Mann in derselbigen Minute von fünf Kartätschenkugeln sogleich zu Boden gelegt, als auch sein braver Adjutant, der Hauptmann v. Platen dergestalt blessirt wurde, daß er des anderen Morgens starb. — Während dieser Deroute, von der, wie schon erwähnt, der Feind nicht das Herz hatte zu profitiren, war nicht allein unser zweites Treffen herangekommen, sondern es avancirten auch die Bataillons aus der Mitte des ersten Treffens, so nicht gelitten hatte, frisch auf den Feind los, so wie ebenfalls des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit mit dem rechten Flügel ohne Order abzuwarten so promt und mit solcher fermeté attaquirten, daß auch die feindliche Linie überall zu weichen anfing. Da wir nun aber, ohne von den Höhen Meister zu sein die Bataille nicht gewinnen, noch an der Stadt kommen konnten, so mußten wir solche alle mit Sturm nehmen und dieses hat uns nun die besten, mehrsten und bravsten Leute gekostet. Der sel. Oberst v. Golz, welcher mit dem Fouqué'schen Regiment rechter Hand vom Schwerinischen avancirte, war mit selbigem ebenfalls schon ganz nahe am Feinde und wenn er nicht in dem Moment, als er das Gewehr wollte fällen lassen, wäre erschossen worden, so glaube ich, daß er nebst mir mit dem schwerinschen Regimente hereingekommen wäre."

Was den weiteren Gang und Erfolg der Schlacht bei Prag betrifft, verweisen wir unsere Leser auf die, in dem Leben Friedrichs II. und Schwerins gegebenen Berichte.

Winterfeldt gönnte sich zur Heilung seiner Wunde nur kurze Rast; am unbequemsten war ihm die Vorschrift des strengen Wundarztes, welcher ihm, wegen der Entzündung des Halses, nicht mehr als ein Glas Wein zu Mittag erlaubt hatte. Der Kranke wußte sich dadurch zu helfen, daß er sich des größten Pokales, welcher sich bei der böhmischen Wirthin vorfand, bediente, worüber der Arzt, als er ihn einst dabei betraf, nicht wenig betroffen war. Schon am 22. Mai schreibt er dem Feldmarschall Lehwaldt: „Meine Blessur am Halse ist, Gott sei Dank, noch glücklich genug gerathen und hoffe ich, will's Gott, in vierzehn Tagen völlig wieder ausgeheilt zu sein.“ In Beziehung auf den bewährten Muth der alten Regimenter fügt er hinzu: „Den schlesischen Regimentern ist in dem ersten Treffen noch gar nicht zu trauen. Gott ehre uns dagegen die alten Preußen, Pommern und Märker.“ Mit einer ausgewählten Schaar aus diesen Provinzen erklärte er sich bereit, einen Zug nach Ungarn zu unternehmen, die Mißvergnügten dieses Königreichs zu den Waffen zu rufen und dasselbe dem Scepter Oestreichs zu entreißen, worauf er denn das ganze heil'ge Römische Reich unter seinen Trümmern begraben und Friedrich II. als Kaiser von Deutschland auszurufen für das Ziel des Krieges erklärte.

So großen Hoffnungen entsprachen jedoch die nächsten Unternehmungen der preußischen Waffen in Böhmen keineswegs. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin (vom 17. Juni) ging Prag und bald darauf ganz Böhmen für Friedrich wieder verloren. Winterfeldt, der nun wohl einsah, daß mit der Eroberung Wiens und der Erhebung Friedrichs zum deutschen Kaiser zur Zeit nicht vorgegangen werden könne, überbot jenen früheren Plan durch einen noch bei weitem abenteuerlicheren. Er schlug dem Könige vor, sein Königreich Preußen und das heil'ge römische Reich für jetzt sich selbst zu überlassen, seine besten Regimenter zusammenzuziehen und mit dieser auserlesenen Schaar in Frankreich einzubrechen. Dort sollte er das Volk aufrufen, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen, um sich von der Herrschaft des sittenlosen Hofes Ludwigs XV. und dessen Maitressen und Pfaffen zu befreien. Er, dessen Name dort in aller Munde sei, dem die edelsten Geister

Frankreichs längst schon gehuldiget hätten, würde als ein zweiter Clodwig, oder Karl der Große dort empfangen und zum Könige der Franken ausgerufen werden, an deren Spitze er dann über den Rhein zurückkehren und Deutschland sich wiedererobern werde. —

Die Zeit der „irrenden Ritter" war vorüber und Friedrich sorgte zunächst dafür, seine getheilten und zerstreuten Heerhaufen nach Schlesien und Sachsen zurückzuführen. Er schrieb an Winterfeldt aus Leitmeritz den 26. Juni: „Obgleich unsere Sachen nicht zum Besten stehn, so schreibe Er mir doch, warum Ihr Euch so weit zurückgezogen habt. Mein Rath ist: der Paschkopol muß mit vier Bataillons besetzt werden, in Gießhübel zwei, dann ist die Passage sicher. Daun ist nach Prag marschirt, ich besorge er nimmt das Lager von Budin, dann sind wir allhier deshalb im Sack. Es sind traurige und betrübte Zeiten, allein wir müssen uns zusammenraffen und alle Kräfte anstrecken, dieses wo möglich in Ordnung zu bringen. Schreibe Er mir hierüber frei seine Gedanken. Adieu."

Zu den Unglücksfällen auf dem Schlachtfelde kam jetzt auch noch: Auflösung der Mannszucht in dem Heere, Uneinigkeit unter den Generalen und Zerwürfniß des Königes mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen August Wilhelm. In dieses unglückselige Ereigniß wurde Winterfeldt durch seine Stellung mehr verwickelt, als er es wünschen konnte. Der König hatte seinem Bruder, obschon er seinem Feldherrntalente mißtraute, den Befehl über ein ansehnliches Armee-Corps anvertraut, ihn jedoch angewiesen, nichts ohne den Beirath seiner Generäle, insbesondere Winterfeldts, zu unternehmen. Mit diesem aber stellte sich der Prinz sogleich dadurch in ein übles Vernehmen, daß er mit dem Generallieutenant Grafen Schmettau, welcher älterer Officier war, die zu treffenden Maßregeln allein besprach. Gegen den Willen und die Ansicht des Königs trat der Prinz einen übereilten Rückzug aus Böhmen an; mit Winterfeldt, welchen Schmettau, um ihn aus dem Hauptquartiere fern zu halten, auf weite Streifparteien ausschickte, war das Verhältniß sehr gespannt. Als der Prinz eines Abends den, eben von einem Streifzuge zurückgekehrten General rufen ließ, um ihn sogleich wieder auszusenden, unterbrach ihn dieser mit den Worten: „Ich stehe morgen früh um 2 oder 3 Uhr Ew. Hoheit zu Befehl, aber heut bin ich ganz müde und matt und kann gar nicht mehr," eine Antwort, welche nicht geeignet war, ein besseres Verhältniß

zwischen beiden herbeizuführen. Bei dem weiteren Rückzuge nach Zittau soll sich Winterfeldt sogar erlaubt haben, einem Adjutanten des Prinzen, welcher ihm den Befehl brachte, langsamer zu marschiren, damit sie nicht von einander abkämen, den Bescheid gegeben haben: „der Prinz mag mich ungeschoren lassen und sich nur um sich selbst bekümmern, ich weiß besser, was ich zu thun habe, als er." Zittau mit den dort befindlichen Magazinen mußte den Oestreichern überlassen werden und Friedrich maß die Schuld davon vornehmlich dem ungeordneten und übereilten Rückzuge des Prinzen von Preußen bei. Als dieser in dem Lager bei Bautzen angekommen war, vermied es der König absichtlich, ihn zu sprechen und seine Rechtfertigung zu vernehmen.

„Ich ritt dem Könige" erzählt der Prinz in einer von ihm selbst verfaßten Rechtfertigungsschrift *), „dem Könige entgegen, in Begleitung des Herzogs von Bevern, Prinzen von Württemberg und den vornehmsten Generalen. Sobald uns der König gewahr wurde, kehrte er sein Pferd um und blieb so eine gute Viertelstunde halten. Ich näherte mich, um meine Schuldigkeit zu bezeigen, er aber sagte kein Wort, kehrte das Gesicht weg und nahm kaum den Hut ab. Der Herzog von Bevern und die anderen Generale wurden nicht besser empfangen. Kurz nachher rief er den General Golz und sagte ihm: „Sage Er meinem Bruder und allen seinen Generalen, daß ich recht thäte, wenn ich ihnen allen den Kopf abschlagen ließ." — Ich erfuhr, daß der König allen Umgang zwischen den Regimentern, so ich unter meinem Befehle gehabt und denjenigen, welche er mitgebracht, verboten hätte, unter dem Vorwande: die Officiere und Gemeinen meines Heeres hätten Muth und Ehre verloren. Den General Schulz, der die Parole holte, jagte der König zurück und als ich ihm die Listen und den Armeebericht überreichte, nahm er sie mit Geschwindigkeit und kehrte mir den Rücken zu. Dem General Schmettau wurde anbefohlen, dem Könige aus den Augen und mit der ersten Gelegenheit nach Dresden zu gehn. Ich faßte nach diesem schimpflichen Betragen den Entschluß, das Lager zu verlassen und in Bautzen Wohnung zu nehmen. Von hier schrieb ich dem Könige folgenden Brief:

„Die mehrfach empfangenen Orders, besonders aber die Art, wie Sie

---

*) Am vollständigsten abgedruckt bei Cramer, zur Geschichte Friedr. Wilh. I. u. Friedr. II. Hamburg 1829. S. 117.

mich gestern aufnahmen, geben mir genugsam zu erkennen, daß ich, nach Ew. K. Maj. Meinung, Ehre und Reputation verscherzt habe. Da ich mir keine Vorwürfe machen kann, so erweckt dies zwar tiefen Schmerz, aber keine Erniedrigung in mir. Ich bin vollkommen überzeugt, weder nach Eigensinn gehandelt zu haben, noch dem Rathe derer gefolgt zu sein, welche guten Rath zu ertheilen nicht im Stande waren; alle, bei meinem Heere angestellten Generale werden mir dies Zeugniß nicht versagen. Dieserhalb halte ich es für überflüssig, Ew. Maj. zu bitten, mein Benehmen untersuchen zu lassen; da ich dies als eine mir bewilligte Gnade anzusehen haben würde, darf ich nicht darauf rechnen. Meine Gesundheit ist durch die Anstrengung meines Körpers, noch mehr aber durch Kummer erschüttert; ich habe mich daher zu meiner Wiederherstellung nach Bautzen begeben. Den Herzog von Bevern habe ich gebeten von allem, was das Heer betrifft, Auskunft zu geben; Ew. Maj. mögen indeß versichert sein, daß, ungeachtet des nicht verdienten drükkenden Unglücks, ich niemals meine Gesinnung für den Staat aufgeben werde und daß es mir, einem treuen Bürger dieses Staates, zur unaussprechlichen Freude gereichen wird, den glücklichen Ausgang der Unternehmungen Ew. Maj. zu erfahren."

Friedrich antwortete aus dem Lager bei Bautzen den 13. August Folgendes: (französisch.) „Mein lieber Bruder, Ihr ungeschicktes Benehmen hat meine Umstände sehr zerrüttet. Nicht der Feind sondern Ihre übelgewählten Maßregeln sind es, die mir all dies Unglück zuziehn. Meine Generale sind nicht zu entschuldigen, sei es, daß sie Ihnen schlecht gerathen, oder die Ausführung Ihrer so übeln Entwürfe zugegeben haben. Ihr Ohr ist nur an Schmeicheleien gewöhnt; Daun hat Ihnen nicht geschmeichelt und Sie haben die Folgen davon erfahren. In dieser traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerste zu wagen. Ich werde angreifen und wenn wir nicht siegen können, wollen wir uns alle todtschießen lassen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unvorsichtigkeit und Ihre geringe Urtheilskraft bei der Wahl der möglichst guten Entschlüsse. Wer nur noch wenige Tage zu leben hat, bedarf der Verstellung nicht. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, welche Ihnen begegnet sind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einsicht und Entschlossenheit zu behandeln. Der

größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich vorausſehe, iſt Ihnen zuzuſchreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden, als ich; ſein Sie indeſſen verſichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe und daß ich mit dieſer Geſinnung ſterben werde."

Hierauf ließ der Prinz den König durch ſeinen Adjutanten um die Erlaubniß bitten, ſich nach Dresden begeben zu dürfen, die ihm ſofort bewilligt wurde. In der Hoffnung, von dem Könige bald wieder zur Armee berufen zu werden, verweilte er noch längere Zeit in Torgau und Leipzig in der Nähe ſeines, mit ihm innig befreundeten Bruders, des Prinzen Heinrich. Dieſer ſendete, als die Schlacht von Roßbach in naher Ausſicht ſtand, einen Eilboten an ihn nach Leipzig, um ihn zur Theilnahme daran aufzufordern. Der Prinz eilte ungeſäumt, wohin der Kanonendonner ihn rief, dem Schlachtfelde zu; allein die Schlacht war vorüber, bevor er dort eintraf und ſo ging dieſe, zur Ausſöhnung mit dem Könige günſtige Gelegenheit vorüber. Er begab ſich nach Berlin und ſtarb im Sommer des nächſten Jahres den 12. Juni auf ſeinem Luſtſchloſſe zu Oranienburg an einem abzehrenden Fieber. Daß die erfahrne Kränkung nicht ohne Einfluß hierbei geweſen ſei, läßt ſich wohl nicht in Abrede ſtellen, daß aber von ſeinen Freunden und Verwandten, insbeſondere von dem Prinzen Heinrich dem General Winterfeldt die Schuld beigemeſſen wird, den König zu ſo äußerſter Härte gegen den Prinzen von Preußen beſtimmt zu haben, erſcheint als durchaus ungerechtfertigt, da in den vielen Berichten Winterfeldts, welche uns aus dieſer Zeit an den König und Eichel vorliegen, ſich nicht ein einziges Wort der Anklage gegen den Prinzen vorfindet. Der Prinz ſelbſt verdächtigt in ſeiner Rechtfertigungsſchrift Winterfeldt, ohne die Anklage zu begründen. „Der General Winterfeldt" — heißt es darin — „hatte, nachdem er bei dem Könige geweſen, eine Unterredung von zwei Stunden mit ihm. Er rühmte ſich, der König hätte ihn von der Zahl der Generale ausgenommen, mit welchen er ſo unzufrieden ſei. Winterfeldt hatte nichts Beſſeres gethan, oder gerathen, als alle die Uebrigen. Die ihm gewordene Auszeichnung erweckte vielen Verdacht, als man erfuhr, daß er mit dem Könige einen geheimen Briefwechſel geführt habe."

Vornehmlich aber ließ der Prinz Heinrich den General Winterfeldt ſeine Ungnade empfinden, und die Mißachtung gegen ihn erhielt ſich ſo ungeſchwächt, daß er den Namen dieſes verdienten, tapfern Generals lange Zeit, nachdem

er auf dem Bette der Ehre gefallen, nicht unter Diejenigen, welche das im Jahre 1791 zu Rheinsberg den Helden des siebenjährigen Krieges errichtete Denkmal schmücken, aufnahm.

Nach der Entfernung des Prinzen von Preußen aus dem Lager bei Bautzen, gewann der König Zeit, eine ansehnliche Truppenmacht wieder um sich zu sammeln und die Verbindung mit den Marken, Schlesien und Sachsen offen zu halten. Wenn auch Winterfeldt bei dem Könige fortwährend sich in Gunst erhielt, so nahm er doch niemals die Stelle eines Günstlings ein, die es überhaupt in der Umgebung Friedrichs nie gab. Als ihn Winterfeldt in dieser Zeit um die Beförderung einiger Premierlieutenants zu Hauptleuten anging, schrieb er ihm als Bescheid eigenhändig: „Da ist nun keine Zeit vor, ich habe keine Kanzelei mit; wann der Feind wird geschlagen seindt, so ist Zeit an Avancement zu denken, mehr als zwei Staabs-Capitains müssen nicht bei die Regimenter seindt." Dagegen läßt der König keine, von Winterfeldt über die Stellung des Feindes gegebene Nachricht unbeachtet und verlangt bei allen ernsten Unternehmungen dessen Ansicht zu vernehmen, welche nicht immer mit der seinen übereinstimmte. Der König wollte jeden Angriff durch das Bajonett entschieden wissen, worauf ihm Winterfeldt bemerklich macht: „Mit dem gefällten Bajonet und ohne zu schießen kommen wir nicht durch, denn unsere Leute verlassen sich nun gar zu sehr auf ihre 60 Patronen." Auch darin gingen beider Ansichten öfter auseinander, daß Friedrich die Feinde, sowohl ihre Generale, als ihre Truppen verachtete und verspottete, während Winterfeldt sie nicht mit Geringschätzung behandelt wissen will. „Allda" (in Löbau), schreibt der König an Winterfeldt am 8. August, „steht nichts als miserable Husaren und Panduren; wann er Putenjungens in seinem Gute braucht, so kann ihm mit unsere Gefangene dienen."

Die Oestreicher aber hatten unter Daun und Karl von Lothringen eine ihnen so günstige Stellung bei Görlitz eingenommen, daß die verschiedenen Angriffe, welche der König unternahm, ohne Erfolg blieben. Diese gezwungene Waffenruhe wurde ihm mit jedem Tage peinlicher, denn im Osten drohten die Russen in furchtbaren Massen und vom Westen her waren die Franzosen schon bis Thüringen vorgedrungen und hatten mit dem Reichsheere sich vereiniget. Von keinem Freunde in der Nähe unterstützt, hatte Friedrich in weiter Ferne dem Halbmonde seine Noth geklagt; allein auch dieser war im

Abnehmen und die türkischen Roßschweife, auf die er mit Zuversicht gerechnet hatte, erschienen nicht im Felde. „Ich glaube dieses Jahr, schrieb er im August 1757 an Winterfeldt, an keinem Glücke; auf die Türken ist kein Staat zu machen, wenn da was zu machen wäre, hätte ich schon gewisse Zeitungen. Laß uns besprechen, was wir zu thun haben. Er muß auf Nadasdy vigiliren, daß er den Grumbkow auf dem Marsche nichts anhaben kann. Sollte Nadasdy nach Schlesien wollen, so muß Er ihm folgen. Adieu. —" Von den Siegen, welche er noch in diesem Jahre bei Roßbach und Leuthen erfechten würde, hatte er keine Ahnung; in diesen rühmlichen Schlachten an des Königs Seite zu fechten ward unserem Winterfeldt nicht vergönnt. Als der König am 25 Aug. mit 18 Bataillons und 30 Schwadronen den Marsch nach Thüringen antrat, ließ er in der Lausitz den Herzog von Bevern mit 36,000 Mann zurück; da er zu dessen Feldherrntalent kein besonderes Vertrauen hatte, theilte er ihm die beiden tüchtigsten Generale seines Heeres: Zieten und Winterfeldt zu. Der Abschied von dem letztern ward ihm schwer; er wandte, als er ihm schon Lebewohl gesagt hatte, noch einmal um, stieg vom Pferde, umarmte ihn und sagte: „Bald hätte ich es vergessen, Ihm seine Instruction zu geben; sie ist kurz: erhalte Er sich mir." Der Herzog von Bevern hatte von dem Könige den Auftrag erhalten, Schlesien gegen den Einbruch der östreichischen Armee zu schützen und die Verbindung seiner Armee mit der des Königs offen zu halten. In der Nacht vom 31. August bezog er auf der Landskrone bei Görlitz, einer vulkanisch aufgeworfenen, freiliegenden Anhöhe, ein Lager. Winterfeldt nahm sein Lager vorwärts Görlitz auf dem rechten Ufer der Neisse, so daß er in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzoge war. Vor seinem rechten Flügel lag das Dorf Moys, in dessen Nähe der Holzberg, auch Jäckelberg genannt. Zieten mit seinen Husaren hielt in der Ebene, den linken Flügel deckten einige Grenadierbataillons. Die Stellung war gut gewählt und man besorgte um so weniger einen Angriff, als Daun sich immer nur auf den Vertheidigungskrieg beschränkt hatte. Er würde sich auch jetzt ganz ruhig verhalten haben, wenn nicht der Minister Kaunitz, welcher in dem Lager eingetroffen war, ihn aufgefordert hätte, ihm doch einmal das Vergnügen zu verschaffen, einer Schlacht — versteht sich außer der Schußweite — beiwohnen zu können.

Daun rückte mit überlegener Macht vor und nahm am 6. Sept. sein La-

ger bei Schönau, zwischen Görlitz und Neustadt. Nadasdy erhielt Befehl, nach Schönbrunn, ebenfalls in der Nähe von Görlitz zu gehen, so daß die Feinde hier 15,000 Mann beisammen hatten. Mit diesen eröffnete Nadasdy, von einem dichten Nebel begünstigt, am 7ten in aller Frühe den Angriff gegen die Vorposten Winterfeldts, welcher, da täglich solche Plänkeleien vorkamen, die Meldung davon unbeachtet ließ und in das Hauptquartier nach Görlitz ritt. Hier saß er ruhig in einem Buchladen und ließ sich die Landkarten vorlegen, als ein Adjutant ihn benachrichtigte, daß das Vorpostengefecht ernster als gewöhnlich zu werden scheine. Auch auf diese Meldung legte Winterfeldt keinen Werth, ließ sich Dinte und Feder bringen und schrieb einige Briefe. Unterdessen hatte Nadasdy auf eine, das Lager der Preußen beherrschende Anhöhe, den Galgenberg, welchen Winterfeldt unbesetzt gelassen hatte, Kanonen aufgefahren und eröffnete von da um 10 Uhr ein heftiges Feuer. Der Donner davon hallte furchtbar bis nach Görlitz herein. „Aha!“ rief jetzt Winterfeldt, „da sind meine Gäste! Sie sollen von uns gut bewirthet werden!“ Rasch wurden die Pferde bestiegen und nach dem Lager geeilt, wo die preußischen Grenadiere bereits nach tapferm Widerstande den Holzberg den Feinden überlassen hatten. Winterfeldt raffte die weichenden Bataillone durch muthigen Zuruf bald wieder zusammen, die beiden Regimenter Treskow und Manteuffel nahmen die Zerstreuten auf und an ihrer Spitze rückte Winterfeldt vor, die Feinde von dem Holzberg zu vertreiben. Dem Ungestüm der Preußen mußten die Oestreicher das Feld räumen. „Niemals in meinem Leben“, sagt der kaiserliche General Fürst v. Ligne in seinem Berichte über dies Gefecht, „sah ich so schöne und brave Leute; Winterfeldt an ihrer Spitze rückte wie ein Verzweifelter auf uns los.“ Noch schwankte das Gefecht auf der Höhe des Holzberges, Winterfeldt warf sich auf das Pferd, um neue Verstärkungen herbeizurufen; da traf ihn auf einem Fußwege, seitwärts von Moys, der Schuß eines in dem Busche versteckten Kroaten. Die Kugel war durch die Brust bis in das Rückgrat gedrungen, er sank vom Pferde und wurde von seinen Grenadieren auf treuen Armen nach Moys und von hier auf einer Bahre nach Görlitz in das Haus des Zollaufsehers am Reichenbacher Thore getragen, wo er, erst 51 Jahre alt, unter großen Schmerzen am 8. September des Morgens um 3 Uhr verschied, ohne den Trost mit sich nehmen zu können, daß die Seinen die Sieger geblieben. Nadasdy hatte den

Holzberg und die dort aufgefahrenen preußischen Geschütze genommen und war bis Moys vorgedrungen. Jetzt erst rückte der Herzog von Bevern mit Verstärkungen heran und die Feinde zogen sich zurück.

Nach einer letztwilligen Verfügung, welche Winterfeldt seinen Schreiber Galster auf seinem Sterbebette niederschreiben ließ, hatte er bestimmt, daß sein Leichnam auf eines seiner Güter in Schlesien gebracht und dort begraben werde, da er unter der Erde zu ruhen begehrte, für welche er mit seinem Könige tapfer gefochten, und welche hinfort unter der Obhut des preußischen Adlers bleiben werde. Die Feinde gaben dem Leichenzuge freies und ehrenvolles Geleit durch ihr Lager nach Schlesien.

Der König, welcher um diese Zeit mit seiner Armee im Lager bei Erfurt stand, blieb eine Woche lang im Ungewissen über die Vorgänge bei Moys. Noch am 14. September schrieb er an Winterfeldt, dessen Leichnam bereits nach Schlesien abgegangen war: „Hier geht alles nach Wunsch. Es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausitz gekommen, die mir in große Sorge setzet, ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibet man mir, Er wäre todt; und aus Berlin: Er hätte einen Hieb über die Schulter; aus diesem kann ich mir nicht vernehmen; der Prinz Franz sei gefangen und Anhalt todt. Der Prinz von Bevern wird mir gewiß geschrieben haben, der Jäger muß feindt aufgehoben worden. Wende der Himmel alles zum Besten." Bald darauf erhielt Friedrich die traurige Botschaft von dem Verluste, der ihn betroffen, mit welcher zugleich andere briefliche Nachrichten eingingen. „Gegen die Menge meiner Feinde" — rief der König — „hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, einen Winterfeldt aber finde ich nie wieder!"

Der König ehrte das Andenken dieses ausgezeichneten Generals durch Errichtung eines Standbildes von Marmor, dessen Ausführung den Gebrüdern Ränz aus Kassel aufgetragen und welches 1777 in dem Kreise anderer Helden des siebenjährigen Krieges auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufgestellt wurde. Ein in Oel gemaltes Bildniß von ihm hängt in der Garnisonkirche zu Berlin. Winterfeldt hinterließ eine Wittwe, aber keine Kinder; zwei Söhne und zwei Töchter waren in früher Jugend gestorben. Seine Güter in Pommern, Mecklenburg und Schlesien wurden theils verkauft, theils

fielen sie an Seitenverwandte. Einer derselben, Adolph v. Winterfeldt auf Rieden, hat in dankbarer Erinnerung an den Oheim eine Lebensbeschreibung desselben drucken lassen, ohne jedoch dazu mit so reichen Hülfsmitteln ausgestattet gewesen zu sein, wie sie einem späteren Biographen, Varnhagen von Ense, zu Gebote standen.

Berlin, gedruckt bei J. Petsch.

Förster, Friedrich Christoph,

Friedrich der Große, geschildert als Mensch, Regent und Feldherr eine Geschichte des preußischen Staates während der Dauer seiner Regierung

Berlin 1850

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10000813-2